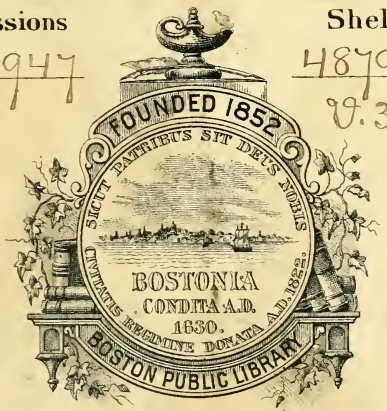
Accessions
191,947




Shelf No.
489 a. 69
v. 3-4.

Received February 4, 1876.

JAN 7
APR 28
Mar 28
JUL 16
JUL 16 H
1942
FEB 11 C
JAN 1
JA NOV 19
1945
JUN 23 A
DUE
FEB -5 1951
MAR 31 C

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Boston Public Library

http://www.archive.org/details/vongeschlechtzug34lewa

# Fanny Lewald's
# gesammelte Werke.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Sechster Band:

## Von Geschlecht zu Geschlecht.

## III.

Berlin, 1871.

Verlag von Otto Janke.

# Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman in zwei Abtheilungen

von

## Fanny Lewald.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

4879a.69
Vol. 3 – 4

**Dritter Band.**

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1871.
Verlag von Otto Janke.

B.M.
191.947
Feb. 4 1896

## Zweite Abtheilung.

# Der Emporkömmling.

# Zweites Buch.

# Erstes Capitel.

Das Regiment, in welchem Renatus stand, hatte seine vorgezeichnete Straße über die freiherrlichen Güter zu nehmen und sollte dort ein paar Rasttage halten. Der Commandeur bot es also dem jungen Freiherrn an, als Quartiermacher vorauszugehen, um auf diese Weise ein längeres Verweilen in seinem Vaterhause zu gewinnen, und Renatus machte mit Freuden davon Gebrauch. Während des langsamen und in der frühen Jahreszeit noch beschwerlichen Marsches waren seine Gedanken ihm ohnehin oft genug in die Heimath vorausgeeilt. Er hatte die Seinigen seit zwei Jahren nicht gesehen, und er hatte ihnen mitzutheilen, was jetzt ausschließlich seine Seele erfüllte, er hatte von seinem Vater die Zustimmung und den Segen zu seiner Verlobung zu erbitten.

Von seinen Kameraden mit der Versicherung entlassen, daß man sich danach sehne, ihm bald nachzukommen, um sich in Richten für die gehabten Unbequemlichkeiten und Strapazen zu entschädigen und für die vorauszusehenden Entbehrungen und Anstrengungen zu stärken, machte der junge Offizier sich auf den Weg.

Der Freiherr von Arten galt immer noch für einen reichen Mann, seine Gastlichkeit war weit und breit berühmt; Renatus selber hatte ihrer oft gegen seine Kameraden gedacht, unter

denen sich auch Blutsverwandte und Befreundete des Hauses befanden, und er hatte ihnen mit gutem Glauben die beste Aufnahme bei seinem Vater verheißen können. Freilich wußte er, daß Truppen-Durchmärsche für den Gutsbesitzer eine schwere Last seien. Er hatte es mit erlebt, wie furchtbar die Franzosen im Lande gehaust und wie die Italiener durch viele Monate in Richten im Quartier gelegen hatten. Aber Maßlosigkeiten und Gewaltthaten, wie man sie von den Franzosen erdulden müssen, waren von den Landsleuten und unter der strengen preußischen strengen Manneszucht nicht zu befahren, und wenn der lange Aufenthalt der Italiener auch große Summen gekostet hatte, so erinnerte sich Renatus doch sehr deutlich, in welch gutem Einvernehmen man mit ihnen gestanden, wie sein Vater für den Grafen Mariani eingenommen gewesen war, der die Reiterei befehligte, und wie bitterlich Vittoria seinen Tod betrauert hatte, als man später einmal die Nachricht erhalten, daß der schöne junge Mann auf einem der Schlachtfelder des österreichischen Feldzuges seinen frühen Tod gefunden habe.

Je weiter Renatus aber auf seinem Wege vorwärts kam, um so mehr wurde er von den Erinnerungen an die Vergangenheit abgezogen, denn der Anblick, welcher sich ihm überall darbot, war kein freundlicher. Seit Monaten hatten die Truppen-Durchmärsche auf dieser Straße nicht aufgehört, und überall waren die Spuren davon in trauriger Weise bemerkbar. In den Krügen, in denen er füttern ließ, auf dem Gute, auf welchem er übernachtete, waren die Klagen groß, der wirkliche Nothstand unverkennbar, und die Sorge, wie er es in Richten finden werde, fing an, sich des jungen Freiherrn immer ernstlicher zu bemächtigen. Dazu gesellte sich jenes Bangen, das man stets empfindet, wenn man sich einem ersehnten Wiedersehen naht. Renatus fing zu berechnen an, seit wann er keine Nachrichten aus der Heimath empfangen hatte. Er überlegte, daß er seinen

Vater nun seit zwei Jahren nicht gesehen habe, daß sein Vater bei Jahren sei, daß die letzten Monate wohl auch für seines Vaters Güter große Lasten mit sich gebracht haben müßten, und er sagte sich jetzt zum ersten Male, daß es im Grunde doch eine üble Nachricht sei, zu deren Ueberbringer er sich habe machen lassen.

Am letzten Tage war für die frühe Jahreszeit das Wetter schwül. In der Ferne zog ein Gewitter vorüber, das seine Regenwolken über das ganze Land ausbreitete. Renatus war nach der Hauptstadt des Kreises gekommen, in welchem seine väterlichen Güter gelegen waren. Er hatte dort der Behörde die Anzeige des bevorstehenden Truppen-Durchmarsches zu machen, die nöthigen Vorkehrungen zu besprechen, und es war ihm sonderbar dabei zu Muthe, daß er hier etwas Anderes, als seine eigenen Geschäfte zu besorgen hatte. Als er seinen Auftrag ausgerichtet, rastete er bei dem Wirthe, in dessen Gasthause der Freiherr einzukehren und zu dem man die Vorlegepferde hinzubestellen gewohnt war, wenn sich Jemand von der Familie auf Reisen befand oder wenn man Besuche erwartete. Der Wirth sagte, daß der reitende Bote aus Richten heute in der Stadt gewesen sei, die Postsendung zu holen; daß der Herr Baron sich lange nicht hätten sehen lassen und daß er die Zeit nicht denken könne, seit welcher die Frau Baronin zuletzt durch den Ort gekommen sei, die freilich im Winter zu reisen nicht liebe.

Er hegte nach Art seiner Standesgenossen offenbar Neigung, mit dem jungen Freiherrn zu verkehren, klagte über die schweren Zeiten, von denen hier Jeder mehr als anderswo gelitten habe und durch die man auf den Gütern noch weit schwerer als in den Städten getroffen worden sei. Er meinte, der junge Herr Baron werde ja wohl von Hause auch davon vernommen haben und nun selber sehen, wie es Alles stehe. Aber Renatus schenkte ihm nicht recht Gehör. Er war zu sehr

mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um Verlangen nach gleichgültigem Gespräche zu tragen, und gerade weil er viel darum gegeben hätte, den Zwischenraum überfliegen und die Stunden abkürzen zu können, die ihn noch von seinem Ziele trennten, hatte er eine Scheu vor jenen zufälligen Nachrichten aus der Heimath, wie sie dem Entferntgewesenen entgegen gebracht zu werden pflegen.

Er hatte Anfangs das Aufhören des Regens abwarten wollen; aber der Wunsch, vorwärts zu kommen und bei den Seinigen zu sein, wurde mit jeder Stunde lebhafter, und es ward ihm, er wußte selber nicht, weßhalb, je länger desto unheimlicher zu Sinne. Er ging selbst nach dem Stalle, zu sehen, ob man mit den Pferden noch nicht wieder aufbrechen könne, er trat mehrmals vor die Thüre hinaus, nach dem Wetter auszuspähen; das sah aber gar nicht darnach aus, als ob man ein baldiges Aufhellen erwarten dürfe. Der Wirth unterhielt ihn davon, wie viel Mann Einquartierung er voraussichtlich bekommen werde, berechnete, wie viel Mann auf seine Nachbarn fallen würden, und Renatus dachte, daß er heute zum ersten Male bei seiner Heimkehr in das Vaterhaus hier nicht den Wagen und die Dienerschaft seines Vaters fände. Es ging das freilich mit natürlichen Dingen zu, indeß es war ihm deßhalb nicht weniger unangenehm. Mit einem nicht zu überwindenden Mißgefühle setzte er den Czacko auf und blieb dann neben dem Wirthe unter dem Vordache des Hauses stehen, um zu warten, bis sein Bursche die Pferde gesattelt haben werde. Er konnte es in der geheizten, mit Tabacksdampf erfüllten Gaststube vor Ungeduld nicht mehr ertragen.

Als sie so vor der Thüre standen, sahen sie durch den Regen einen verdeckten, leichten Korbwagen herankommen, den zwei starke Braune zogen.

Das ist der Steinert aus Marienfelde, sagte der Wirth;

dem können der Herr Baron nur auch gleich sagen, was ihm bevorsteht, denn leer ausgehen wird der auch nicht.

Er trat mit diesen Worten an den Wagen heran, weil er meinte, daß Steinert einkehren werde. Dieser hatte es jedoch nur auf ein kurzes Anhalten abgesehen, denn er war nicht weit gefahren, hatte kaum noch eine Stunde bis nach Hause und wollte nur noch hören, ob und was es etwa Neues gäbe.

So wie er den Kopf zum Verdeck hervorbog, erkannte er den jungen Edelmann, obschon er ihn seit Jahren nicht gesehen hatte, und mit jener Freude, die jeder Gutgeartete über das schöne Heranwachsen eines Menschen empfindet, den er als Kind gekannt hat, rief er Renatus ein herzliches Willkommen und die Frage zu, was er denn Gutes aus der Ferne bringe. Aber Renatus vermochte ihm nicht in gleicher Weise zu erwiedern. Es verdroß ihn, daß ihn Steinert nicht, wie in früheren Jahren seinen Vater und die anderen Edelleute, als den gnädigen Herrn ansprach, sondern ihn schlechtweg Herr Lieutenant nannte. Es dünkte ihm eine verkehrte Welt zu sein, in welcher Adam Steinert behaglich und trocken in seinem Wagen einherfuhr, während er, der Freiherr Renatus von Arten-Richten, als Quartiermacher in Regen und Nebel durch das Land zog, und obschon er gleichzeitig diese Empfindungen und die Empfindlichkeit, zu der sie sich in ihm verwandelten, thörichte und zu bekämpfende nannte, fühlte er sie doch in einem solchen Grade, daß sie ihm alle Freiheit des Behabens nahmen.

Es dünkte Renatus also doppelt lästig, daß der Wirth sofort wieder von der Einquartierung zu sprechen anfing, da der Lieutenant sie wirklich auch für Marienfelde anzumelden hatte. Steinert verließ, sobald er davon hörte, seinen Wagen, und wie er nun in seiner bestimmten Weise von dem jungen Offizier genaue Auskunft forderte, wie er Fragen stellte, welche Renatus ihm zu beantworten verpflichtet war, da kam noch

einmal und noch stärker der Gedanke über diesen, daß die Welt sich umgewandelt habe. Er besaß im Allgemeinen wenig Leichtigkeit, und das Mißbehagen nahm ihm diese vollends. Er gab Steinert kurz und trocken die Zahl der Leute, der Pferde, den Tag ihrer Ankunft in Marienfelde und die Dauer ihres Aufenthaltes an. Steinert, der die kalte, abweisende Haltung des jungen Mannes nach der Freundlichkeit, mit welcher er ihm entgegen gekommen war, mit Recht als einen Hochmuth und eine Unhöflichkeit betrachtete, verzeichnete die Angaben in seinem Taschenbuche, dankte für die Mittheilung und bemerkte, sich zu dem Wirthe wendend, er sei in diesen Zeiten immer recht von Herzen froh darüber, daß er gleich ein tüchtiges Stück von dem Schlosse abgebrochen habe, nachdem er sein Gut gekauft; denn große Schlösser seien jetzt ein wahres Verderben für den Gutsbesitzer, der in ihnen immer die ganze Generalität zu beherbergen und zu ernähren bekomme, während er schon Noth genug habe, sich mit den Seinigen durchzubringen.

Renatus hörte darauf, wie Steinert sich des zeitigen Frühjahres freute und es günstig für die Arbeit nannte, und wie der Wirth ihm kopfschüttelnd entgegnete: Was hilft uns das, wenn sie uns die aufgegangenen Saaten wieder vom Felde in die Raufen schleppen und das reife Korn zu Schüttstroh nehmen, wie vor Jahren? Man möchte die Arme am liebsten über einander schlagen und die Felder brach liegen lassen, da hätte man wenigstens nicht den Aerger über die ganze vergebliche Mühe!

Ja, nichts thun, oder arbeiten was die Knochen halten wollen, versetzte Steinert, das ist die Frage, um die es sich jetzt handelt. Rasch schaffen, Alles zu Gelde machen, wenig brauchen, das Geld sichern und abwarten, bis man wieder mit Zuversicht an ein Unternehmen gehen kann — so habe ich's die ganzen Jahre her gehalten. Wo sie nichts finden, können sie nichts nehmen, und meiner Haut wehre ich mich noch. Es werden

Viele zu Grunde gehen in dieser Zeit, denn es sieht bedenklich auf den meisten Gütern aus, und wer den letzten Thaler in der Tasche haben wird, der wird einmal was machen können!

Er trank das Glas Bier aus, das er gefordert hatte, und ging nach seinem Wagen, als der Bursche des jungen Freiherrn diesem sein Pferd vorführte. Steinert sah, wie der Wirth dem jungen Offizier den regenschweren Mantel reichte, wie Renatus ihn um seine Schultern hing. Da kam eine jener Rückerinnerungen, welche dem jungen Edelmanne vorhin seine gute Laune genommen hatten, auch über Steinert; aber sie hatte jenen hart und ungerecht gemacht und dieser ward durch sie besänftigt. Wollen Sie mit mir fahren, Herr Baron? fragte er. Es kommt mir auf einen Umweg nicht an, meine Pferde sind frisch; wir binden Ihren Schimmel an, ich fahre Sie bis Rothenfeld, und bis dahin läßt der Regen vielleicht nach.

Er stand an seinem Wagen und schlug das Spritzleder einladend zurück; aber Renatus konnte sich nicht überwinden, der wohlgemeinten Aufforderung zu folgen. Er dankte ihm für seine gute Absicht.

Nun denn, rief Steinert, so leben Sie wohl und kehren Sie Ihrem Vater, dem Freiherrn, aus Rußland wohlbehalten wieder. Es wird ihm nahe gehen, Sie im Felde zu wissen, und er ist kein Jüngling mehr. Sie werden überhaupt hier zu Lande mancherlei verändert finden!

Damit fuhr er fort; auch Renatus stieg zu Pferde, aber das ganze Zusammentreffen mit Steinert hatte ihm einen peinlichen Eindruck hinterlassen und die letzten Worte desselben waren ihm schwer auf das Herz gefallen. Was hatte er damit andeuten wollen? Was war geschehen? —

Der schlimmste Reisegefährte, die unbestimmte Sorge, hatte sich dem jungen Manne zugesellt und wollte nicht von ihm weichen, wie er sie auch zu bannen versuchte. Es war das erste

Mal, daß er sich der Heimath nicht freien Herzens näherte, daß seine Gedanken sich ernstlich mit den Umständen und Vermögensverhältnissen seines Hauses beschäftigten.

Der Freiherr hatte es dem Sohne niemals fehlen lassen, und obschon dieser weder ausschweifende Neigungen noch übertriebene Bedürfnisse besaß, war er doch gewohnt, jeden seiner Wünsche zu befriedigen. Er wußte, daß sein Vater kein guter Rechner, kein umsichtiger Landwirth sei und viel verbrauche. Das war aber, wie Renatus meinte, bei einem Edelmanne sehr erklärlich, und man hatte es nur zu bedauern, daß der Freiherr bisher niemals passenden Ersatz für Steinert hatte finden können; denn gerade die besten Landwirthe hatten mit Renatus oft davon gesprochen, daß man die Hülfsquellen seiner väterlichen Besitzungen nicht nach Gebühr benutze, daß man aus den Gütern nicht mache, was sie werden könnten, daß man nicht die nöthigen Kapitalien in sie hineinstecke, um sie im Grund und Boden wuchern und Zinsen tragen zu lassen. Allein eben das flüssige Kapital fehlte seinem Vater, und dieser hatte dem Sohne in guten Stunden wohl den Rath gegeben, sich bei Zeiten nach einer reichen Erbin zur Gattin für sich umzusehen, damit man wieder in größerer Freiheit des eigenen Grundbesitzes froh werden möge. Wie würde der Freiherr nun die Nachricht aufnehmen, daß Renatus die völlig Mittellose in das Haus zu führen denke?

Bei dem Regenwetter dunkelte es früh, und der Sinn des jungen Mannes wurde dadurch eben auch nicht heiterer. Der Nebel stieg aus dem Boden der sumpfigen Wiesen empor und zog in langen, schwebenden Streifen langsam neben und um ihn her. Er ritt mit wachsender Ungeduld in schnellem Trabe vorwärts; er wollte das Schloß noch erreichen, ehe es Nacht ward. Es dünkte ihn, als sei der Weg weit länger geworden, als komme er nicht von der Stelle; und wie er den Weg nicht bewältigen zu können glaubte, so kam er auch mit seinen Gedanken

nicht vom Flecke. Wenn er sich es vorstellen wollte, wie er seinem Vater sein Herz enthüllen und was Vittoria zu seiner Verlobung sagen werde, sah er Adam Steinert vor sich stehen und es klang ihm das Wort vom letzten Thaler und von dem Unsegen, der jetzt auf den großen Schlössern laste, in den Ohren. Er war froh, als er endlich aus den Wiesen heraus war, als aus dem Nebel der Kirchthurm von Rothenfeld hervortrat und der Anblick der allbekannten, ihm engvertrauten Umgebung ihn von seinem Grübeln abzog. Er schwankte, ob er in der Pfarre vorsprechen und seinem greisen Lehrer seine Ankunft melden solle; aber seine Ungeduld sträubte sich dagegen, und auch sein Schimmel schien sich der Nähe des Stalles zu erinnern, in welchem er auferzogen worden war, denn er griff, ohne daß sein Herr ihn dazu antrieb, mit Einem Male lustig aus, so daß Renatus in wenigen Minuten die große Eichen-Allee zu erreichen hoffen durfte, die sich von dem letzten Vorwerke bis zur Rampe des Schlosses hin erstreckte. Aber er ritt und ritt, die Allee wollte noch nicht kommen. Er drückte dem Pferde die Sporen in die Seite, es sprang empor und ging mit raschem Satze vorwärts — aber sie kam nicht, die Allee.

Was ist das? fragte Renatus sich, und es fuhr ihm kalt über den Rücken. Er sah um sich, weil er meinte, nur der Nebel verhülle ihm die Bäume und der Nebel sei es auch, der ihn so erkälte; indeß der Nebel hatte sich verzogen, er konnte an einzelnen Stellen sogar die Sterne durch die Wolken schimmern sehen, und es war auch nicht der Nebel, der ihm das Herz in der Brust erstarren machte und ihm den Hals zusammenschnürte. Denn nun lag es ja vor ihm, das Schloß seiner Väter; er sah das Licht aus dem Fenster über dem Portale schimmern, das die riesigen, alten Bäume jetzt nicht mehr verdeckten. Schon breitete der Hofraum sich weit und öde vor ihm aus, aber es war nicht mehr, wie es gewesen war, es war nicht mehr die

alte Heimath! Das Schloß seiner Väter war seines schönsten Schmuckes beraubt, der Stolz der Herren von Arten-Richten, die prächtige, uralte Eichen-Allee war niedergeschlagen bis auf den letzten Baum. Jetzt wußte er, was die Worte Steinert's bedeutet hatten — und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Oben in dem Zimmer des Freiherrn brannte das Feuer im Kamin. Der reitende Bote, welcher zweimal in der Woche die Briefe für den Freiherrn aus der Kreisstadt abholte, war um die bestimmte Stunde nach dem Schlosse zurückgekehrt, und fast gleichzeitig mit ihm war der Caplan bei dem Freiherrn angelangt. Er kam trotz seiner vorgerückten Jahre und seiner schwachen Gesundheit regelmäßig an den Abenden von Rothenfeld, wohin er gezogen war, bald nachdem Renatus zum ersten Male das Vaterhaus verlassen hatte, nach Richten herüber, um dem Freiherrn, dessen Augen in der letzten Zeit gelitten, zur Hand zu sein, falls er sich eines Vorlesers bedürftig fühlte oder Briefe zu beantworten hatte; denn der Sekretär des Freiherrn war noch während des ersten Krieges in die Dienste eines französischen Generals getreten, und man hatte seine Stelle nicht wieder besetzt.

Die Lichte waren bereits angezündet, aber es waren nicht die vielarmigen Leuchter, deren der Freiherr sich in früheren Jahren bedient hatte, als er am Abende noch selbst zu lesen und zu schreiben pflegte. Der große Raum war also nicht vollständig erhellt, und das Sopha, auf welchem Vittoria, die beiden Arme mit der anmuthigen Lässigkeit eines Kindes unter das Haupt gelegt, in stillem Hindämmern zu ruhen schien, war ganz in Schatten gehüllt. An dem Tische, auf welchem die eingegangenen Briefe und die Zeitungen der letzten Woche lagen, saß der Caplan, und der Freiherr ging, dem Vorlesenden zuhörend, langsam in dem Zimmer auf und nieder, wie es seine Gewohnheit war. Mit Einem Male blieb er stehen.

Es wird immer nutzloser, diese Blätter kommen zu lassen,

sagte er, indem er den Caplan unterbrach. Man müßte sich mitten im tiefsten Frieden glauben, wenn man keine anderen Nachrichten empfinge, als diejenigen, welche die Zeitungen uns verkünden. Nur von den friedlichen Gesinnungen Napoleon's, nur von seinen Decreten in der Gesetzgebung und für das Theater ist heute wieder die Rede, und dazu haben die Truppen-Durchmärsche bei uns nicht aufgehört; dazu meint man, so oft man zu unerwarteter Stunde ein Geräusch vernimmt, daß wieder irgend ein neuer Quartiermeister oder Fourier im Schlosse anlangt, um uns neue, unerbetene Gäste anzumelden.

Er hatte aber diese Worte noch nicht vollendet, als man den Hufschlag eines Pferdes auf der großen Rampe hörte. Da sehen Sie, mein Freund, wir leben gerade wie im Schauspiele! meinte der Freiherr. Man braucht von den Dingen nur zu sprechen, um sie eintreffen zu machen. — Er ging nach dem Fenster; auch der Caplan erhob sich, um hinunter zu sehen. Man konnte jedoch in der Dunkelheit nicht erkennen, wer der angekommene Reiter sei, und der Freiherr war eben auf dem Wege, die Klingel zu ziehen, um sich danach zu erkundigen, aber er stand dann wieder davon ab. Es hatte sonst nicht in seiner Art gelegen, den Ereignissen entgegen zu gehen, und er machte sich innerlich einen Vorwurf daraus, daß er die Ruhe verloren habe, sie an sich herankommen zu lassen. Er wendete sich mit einer anscheinenden Gelassenheit wieder in das Zimmer zurück, legte die Hände wieder über dem Rücken in einander, um bei dem Herumgehen die Brust zu dehnen, und wollte eben den Caplan ersuchen, mit dem Lesen fortzufahren, als man eilige Schritte auf der Treppe und im Vorsaale hörte und der Diener in der Thüre erschien.

Was gibt es? fragte der Freiherr, froh, des Zwanges ledig zu sein, den er sich angethan hatte.

Ein Offizier, gnädiger Herr, ein Offizier ist angekommen,

von den Unserigen einer! antwortete der Diener, und ehe der Freiherr noch sein Mißfallen über diese unruhige Meldung äußern konnte, war Renatus schon in das Zimmer eingetreten und hatte sich erschüttert an des Vaters Brust geworfen.

Auch der Freiherr war sichtlich ergriffen. Mein Sohn, mein lieber Sohn! rief er aus, als Renatus sich niederbeugte, des Vaters Hand zu küssen, und er die Thränen in des jungen Mannes Augen gewahrte. Was bewegt Dich so, Renatus? Fasse Dich, mein Sohn!

Aber die Stimme seines Vaters, weit davon entfernt, ihn zu besänftigen, rührte den Sohn noch mehr, denn sie klang ihm fremd. Es war nicht mehr der alte, volle Ton, und unfähig, sich zu beherrschen, rief er: Wo ist unsere Allee geblieben, Vater?

Des Freiherrn Brauen zuckten zusammen, er ließ die Hand des Sohnes fahren, denn er meinte einen Vorwurf in der Frage zu vernehmen, und nach des Freiherrn Begriffen von dem Familienrechte und von dem Erbrechte hatte der Sohn dem Vater eine solche Frage auch zu stellen; aber daß er sie in der Stunde der Ankunft, daß er sie in dem Augenblicke that, in welchem er den Vater nach längerer Abwesenheit zum ersten Male umarmte, daß er sie im Beisein des Caplans, im Beisein Vittoria's und gar in Anwesenheit des Dieners that, das kränkte des Vaters Herz, das beleidigte das Ehrgefühl des Edelmannes und des Hausherrn.

Die Franzosen hatten auf ihrem Durchmarsche Lücken in die Allee geschlagen. Der Anblick war mir unerträglich, machte mir die Allee zuwider, und ich fand es für angemessen, zu nutzen, was ein nächster Durchmarsch ganz zerstören konnte! entgegnete der Freiherr, schnell und abgebrochen sprechend. Aber weßhalb zeigtest Du Deine Ankunft nicht im Voraus an? Du weißt, daß ich die Ueberraschungen nicht liebe. Was führt Dich hieher?

Ich komme als Vorbote meines Regimentes! sagte Renatus, durch die Worte seines Vaters und mehr noch durch ihren strengen Ton nun eben so beleidigt und verletzt, als der Freiherr sich erwies.

Also Einquartierung — schon wieder Einquartierung?

Der Stab unseres Regimentes kommt übermorgen in Richten an und wird drei Tage im Schlosse bleiben; das Regiment, zwölfhundert Mann stark, ist auf unsere Dörfer vertheilt, der Train bleibt in Marienfelde, berichtete Renatus, als mache er die Meldung vor einem fremden Manne; aber es kam ihm hart an, denn er sah, wie unwillkommen sie dem Freiherrn war, wie schwer sie ihn bedrückte, und er fand ihn ohnehin nicht, wie er ihn verlassen, nicht, wie des Vaters Bild ihm in der Erinnerung vorgestanden hatte.

Die beiden letzten Jahre hatten dem Caplan weit weniger angehabt, als seinem freiherrlichen Freunde. Da der Caplan niemals stark gewesen war, fiel es an ihm nicht wesentlich auf, daß er magerer geworden. Sein Haar hatte die Farbe nicht merklich geändert, nur dünner war es geworden, so daß die Tonsur sich nicht mehr kenntlich machte. Aber er hielt sich noch aufrecht wie in seinen besten Tagen, sein Gesicht hatte seinen alten, friedlichen und milden Ausdruck bewahrt, sein Auge war noch hell, und seine Soutane, jenes priesterliche Gewand, auf das die Mode keinen Einfluß übte, umgab noch mit der alten Sauberkeit, mit der es einst den Leib des Jünglings bekleidet hatte, auch die Gestalt des Greises.

Der Freiherr hingegen hatte sich sehr verändert. Weil er auf der Höhe des Mannesalters an Fülle sehr zugenommen, ließ die danach eingetretene Verminderung derselben seine Haut welk und schlaff erscheinen. Die einst so schönen, hochgeschwungenen Augenbrauen waren buschiger geworden und hingen tief herunter, alle Züge des Gesichtes hatten sich scharf ausgeprägt,

man sah, daß starke Leidenschaften sie gezeichnet hatten. Wer den Freiherrn einst in der Stattlichkeit der altfranzösischen Tracht gekannt hatte, dem konnte es nicht entgehen, daß sein Schritt jetzt in dem Klappenstiefel nicht mehr so wohl gemessen war, als in dem seidenen Strumpfe und in dem Schnallenschuh, und selbst das hohe, weiße Halstuch, das den Nacken des Freiherrn vielmals umgab und sein Kinn, wie die Mode es mit sich brachte, hoch empor hob, konnte es nicht verbergen, daß er sein Haupt nicht mehr so stolz trug, nicht mehr so frei bewegte, als in alter Zeit.

Der Freiherr hatte die Anzeige schweigend hingenommen. Erst nach einer Weile sagte er: Und Du beeiltest Dich, Dich zum Ueberbringer dieser angenehmen Neuigkeit zu machen; das ist ein sonderbarer Einfall, ein sonderbar Gelüsten! — Er schüttelte das Haupt und lächelte dazu spöttisch. Renatus regte sich nicht.

So entstand eine lange Pause, und wo eine solche sich in den ersten Augenblicken eines Wiedersehens zwischen Menschen, die eng zu einander gehören, einstellt, ist es eben so ein Zeichen als der Vorbote irgend welcher Mißverhältnisse. Der wohlgeschulte Diener war still hinausgegangen, da er sah, daß man ihm für jetzt keine Befehle zu geben habe, um nicht anzuhören, was man ihn sicherlich nicht hören zu lassen wünschte; auch Vittoria hatte, nachdem sie bei dem unerwarteten Eintritt ihres Stiefsohnes in freudiger Ueberraschung aus ihrer Ruhe aufgesprungen war, sich entfernt. Sie war es nicht gewohnt, von Renatus nicht gleich mit Zärtlichkeit begrüßt, von dem Freiherrn nicht berücksichtigt zu werden, und ernsthaften Verhandlungen, geschäftlichen Erörterungen oder gar einem Streite beizuwohnen, widerstrebte ihrer innersten Natur. Und doch bedurften der Freiherr und sein Sohn eines Vermittlers, dessen leise Hand ihnen über den Zwiespalt forthalf, der sich zwischen ihnen aufthat und der unausfüllbar werden konnte, wenn man ihm nicht in dieser ersten Stunde Schranken setzte.

Es war der Caplan, der ihnen diesen Dienst zu leisten unternahm, denn er wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn der Freiherr seinen Kopf so langsam in die Höhe hob, wenn seine Lippen sich so fest zusammenpreßten, und was Renatus fühlte, wenn er so die Augen senkte.

Mit jener ruhigen Bewegung, die von jeher eine der schönen Eigenschaften des Geistlichen gewesen war, ging er, obschon auch ihm Renatus noch die Begrüßung schuldete, auf diesen zu und sprach, indem er ihn in seine Arme schloß: Du wünschtest Deinem Vater offenbar die üble Nachricht weniger empfindlich zu machen, indem Du Dich zu ihrem Boten hergabst, denn Du hattest Dir es selbst gesagt, daß es der schweren Belästigungen und der noch schwereren Sorgen für den Herrn Vater bereits mehr als zu viel gegeben habe, und Du bist vorausgekommen, um zu sehen, ob Du nicht Deinen Antheil davon tragen könntest. Das macht Deinem Herzen und Deiner Einsicht Ehre, daran erkenne ich Dich und Deinen guten Willen.

Die Worte, welche den Vater wie den Sohn behutsam aber entschieden auf ihren rechten Standpunkt wiesen, beschämten beide und befreiten sie doch zugleich. Sie warfen weit mehr, als der Caplan es ahnen konnte, dem Sohne vor, daß er in jeder Beziehung nur an sich und sein Bedürfen gedacht habe, sie erinnerten den Vater daran, daß der Sohn sicherlich in freundlicher Absicht gekommen sei, und geboten dem Sohne Schonung für den Vater, dem Vater Rücksicht und Anerkennung für den Sohn. Aber man findet sich nicht gleich zurecht, wenn man einmal von der richtigen Straße abgekommen ist und die Gegenstände und die Menschen von einer falschen Seite angesehen hat.

Renatus erwartete, daß der Freiherr, wie das früher in ähnlichen Fällen geschehen war, nach kurzem Ueberlegen mit der Angelegenheit fertig sein, daß er dem Amtmanne durch einen Boten noch heute seine Befehle senden oder ihn in der Frühe

des nächsten Morgens kommen lassen werde, um mit wenigen Worten die Sache durchzusprechen, und daß von derselben danach nicht mehr die Rede sein werde, bis zur Ankunft der Einquartierung. Statt dessen nahm der Freiherr eine Brille zur Hand, setzte sich am Schreibtische nieder, verzeichnete die Namen und den Rang der Offiziere, die man im Schlosse unterzubringen hatte, ließ sich vom Caplan aus der Registratur, die er, seit Steinert aus seinem Dienste geschieden war, von Rothenfeld nach dem Archive in Richten und in eigene Verwahrung genommen hatte, verschiedene Acten und Papiere herbeiholen und machte sich daran, die Vertheilung auf die einzelnen Häuser eben nach jenen Papieren und Acten selbst auszurechnen und festzusetzen. Renatus sah mit Verwunderung, wie genau der Freiherr jetzt von der Lage und von den Verhältnissen der einzelnen Gutsinsassen unterrichtet war; aber eben so setzte ihn die hartherzige Strenge in Erstaunen, die sich bei dem Freiherrn gegen alle jene Leute aussprach, welche seit Jahrhunderten Hörige seiner Familie gewesen und nun in Folge der neuen Gesetzgebung freie Bauern und freie Arbeiter geworden waren. Der Caplan hatte beständig Nachsicht für sie von dem Freiherrn zu fordern, und es kamen dabei so traurige Schilderungen ihrer Noth zur Sprache, Renatus erfuhr durch die Entgegnungen des Freiherrn so viel von den Lasten, welche dieser bereits zu tragen gehabt hatte, sein Vater äußerte sich so unumwunden über den Mangel an Lebensmitteln, der auf den Gütern herrsche, und über die Schwierigkeit, welche man haben werde, das Geld zur Beschaffung der für die Aufnahme des Stabes nothwendigen Bedürfnisse aufzutreiben, daß Renatus sich abermals die Frage aufwarf, in welcher Welt er denn lebe, und ob er, ob sein Vater noch dieselben Freiherren von Arten-Richten wären, die sonst in stolzer Sorgenfreiheit in diesem Schlosse gleichsam Hof gehalten hatten.

Er mußte es als ein Zeichen des Vertrauens, der Verzeihung ansehen, daß sein Vater ihm ein paar Blätter hinreichte, damit er sie mit ihm zusammen abstimme; aber er kannte seinen Vater in der Beschäftigung nicht wieder. Er fragte sich: wie ist es möglich, daß er in der Stunde meiner Ankunft an nichts Anderes, als an diese Geschäfte denkt, und er sah es ein, wie dieses nicht der Augenblick und nicht der Zeitpunkt sei, in welchem er seinem Vater mit der Nachricht, daß er sich versprochen habe und eine eigene Familie in Schloß Richten zu begründen wünsche, eine Freude machen könne.

Es war ihm schwer ums Herz, er bemitleidete seinen Vater. Der Freiherr und die Zeiten hatten sich so sehr verändert. Wie weit hatten sich sonst Thür und Thor jedem Gaste geöffnet, wie hatte man sich, als seine Mutter noch gelebt, zu jeder Stunde beeilt, den Ankommenden zu bewirthen und zu erquicken! Jetzt nahmen Sorgen des Vaters Sinn durchaus gefangen, jetzt dachte Niemand daran, daß Renatus weit geritten, daß er durch Regen und Nebel gekommen war, daß der Sohn des Hauses eine Erfrischung und Stärkung nöthig haben könne, und so traurig, so erschreckt, so niedergeschlagen und so fremd fühlte er sich, daß er sich nicht entschließen konnte, sie zu fordern! Die baumlose, kahle Fläche vor dem Schlosse schwebte ihm immer vor den Augen, das Wort von dem letzten Thaler lag ihm immer noch im Sinne.

Es half ihm nicht, daß er sich vorhielt, wie natürlich es sei, daß sein Vater der Geschäfte denke, wie thöricht er selber handle, daß er nicht verlange, was er nöthig habe. Er fand endlich eine Art von düsterer Genugthuung darin, sich die Wandlung recht empfindlich zu machen, die hier vorgegangen war, und weil er niemals rechnen und erwägen gelernt hatte, so unterschätzte er jetzt die Lage, in welcher sein Vater und seine Familie sich befanden, wie er sie bisher zu überschätzen gewohnt

gewesen war. Es ängstigte ihn, daß seine Vorgesetzten, seine Kameraden einen Einblick in die veränderten Verhältnisse seines Hauses thun konnten; er dachte mit Schrecken daran, wie gleich die niedergehauene Allee es Jedem verkünden müsse, daß die Axt auch an den Wohlstand seines Stammes bereits gelegt sei. Er kam sich wie ein Heimathloser, wie ein Bettler vor — und Hildegard erwartete von ihm das Glück ihres Lebens, eine schöne, reiche Zukunft!

# Zweites Capitel.

Man hatte sich mühsam durch den Abend hingebracht, und der nächste Morgen ließ sich auch nicht besser an. Es regnete noch immer fort. Nirgends war ein Durchbruch der Wolken zu bemerken, der auf eine baldige Aenderung des Wetters hätte schließen lassen. Auf dem Lande aber hat ein lange anhaltender Regen etwas Einbannendes, das ihn weit lästiger macht, als in der Stadt.

Der Freiherr hatte früh den Amtmann rufen lassen, weiterhin gegen Mittag kamen ungefordert die Schulzen und verschiedene Bauern in das Schloß, um bei dem Freiherrn ihre Beschwerden und Bitten wegen der bevorstehenden Einquartierung anzubringen. Renatus sah daraus, daß sein Vater die Verwaltung seiner Güter fast ganz in seine Hand genommen hatte; aber er konnte sich nicht daran gewöhnen, daß die schweren Schritte der Bauern auf den Treppen und Gängen des Schlosses erschallten, daß ihr erdiger Stiefel den Teppich in dem Zimmer des Freiherrn betrat, und sein Vater that ihm leid, wenn er ihn Geschäfte verhandeln, ihn um Kleinigkeiten dingen und feilschen sehen mußte, an welche zu denken er in früheren Jahren weit unter seiner Würde gehalten haben würde. Es war still im Schlosse, aber nicht so ruhig, wie dereinst.

In dem Zimmer, welches das Wohngemach der Baronin Angelika gewesen, waren die Fenster alle geschlossen, obschon trotz des Regens die Luft sehr mild war. Im Kamine brannte

das Feuer. Vittoria lag auf einem türkischen Polster, Renatus saß ihr gegenüber. Sie hatte ein vielfarbiges Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, als ob sie trotz der großen Wärme, welche in dem Zimmer herrschte, an Kälte leide, und bewegte, im Gegensatz dazu, mechanisch und zerstreut den mit Edelsteinen besetzten Fächer in ihrer Hand, als müsse sie sich Kühlung fächeln. Renatus sah, wie ihre schwarzen Locken an ihren Schläfen niederfielen, wie ihr kleiner Fuß unter dem gelbseidenen Morgen-Gewande hervorblickte, wie ihre langen Wimpern einen Schatten auf ihre Wangen warfen und wie sie es vermied, seinem Auge zu begegnen, so geflissentlich er das ihrige suchte.

Eine geraume Zeit verging auf diese Weise. Mitunter machte der junge Mann eine Bewegung, als ob er sich erheben und das Zimmer verlassen wolle; dann folgte ihm der Blick Vittoria's schnell und unmerklich, aber er stand immer wieder von seinem Vorhaben ab, obschon es ihn Ueberwindung kostete, zu bleiben; und wenn sie sich seines Verweilens auf's Neue sicher wußte, senkte sich das Auge seiner Stiefmutter wieder auf den Boden nieder, als gäbe es gar nichts, was ihre Theilnahme erregen oder sie von ihren eigenen Gedanken abwendig machen könnte.

Sie hatten eine lange Unterhaltung mit einander gehabt; eine jener Unterredungen, die, von dem völligsten Vertrauen ausgegangen, sie plötzlich zu einem Punkte gelangen lassen, auf dem sie sich getrennt empfunden hatten. Im Erstaunen über diese Möglichkeit, im Erschrecken über sie, war von der einen wie von der andern Seite manches Wort gefallen, das man gesprochen, ohne es sprechen zu wollen, Worte, die man bereute und die man doch nicht zurückzunehmen vermochte, weil sie zu tief in die Seele des Andern eingedrungen waren. Renatus hatte seine Stiefmutter der Selbstsucht angeklagt, sie hatte ihn undankbar genannt. Er hatte ihr vorgeworfen, daß sie nie empfun-

den habe, was Liebe sei; sie hatte ihn daran erinnert, daß es dem Sohne seines Vaters übel anstehe, es ihr in das Gedächtniß zu rufen, was ihre Ehe ihr versagt habe; und bei jedem Tadel, bei jedem Vorwurfe, mit dem sie einander entgegentraten, schärfte der Gedanke, daß es eben Vittoria, daß es eben Renatus sei, der sich also ausspreche, den Stachel, mit dem sie einander verwundeten. Denn Niemand kann uns so tief verletzen, als die Hand eines sehr Geliebten.

Wie man von einer Höhe hinuntereilend durch die eigene Schwere und Bewegung über sein Wollen hinausgetrieben wird, bis man endlich, gewaltsam einhaltend, mit Erschrecken wahrnimmt, daß man hart am Rande eines Abgrundes steht, so saßen Renatus und Vittoria einander gegenüber. Das Herz war beiden schwer, beiden that die Bitterkeit wehe, die sie gegen den Andern empfanden, Jeder von ihnen hätte einlenken mögen, aber sie konnten den Weg dazu nicht finden, und selbst die ursprüngliche Sprachverschiedenheit wurde heute ein Hinderniß zwischen ihnen, obschon beide des Französischen völlig mächtig waren, das ihnen von jeher zur Vermittlerin gedient hatte.

Renatus sah es mit einer wachsenden Unruhe, wie regungslos Vittoria zu Boden blickte, mit welch maschinenmäßiger Sicherheit sie ihren Fächer handhabte. Er hoffte, sie werde ihn einmal fallen lassen, er wünschte ihn aufheben, ihn ihr reichen, irgend eine Veranlassung finden zu können, die es ihm nöthig oder auch nur möglich machte, ein Wort zu ihr zu sprechen, einen Blick von ihr zu erhaschen, ihren Dank zu vernehmen. Es war ihm zu Muthe, als habe man ihm ein lang besessenes Gut entrissen, als habe man ihm mit einer theuren Erinnerung ein Stück seines Lebens genommen, als habe er etwas Unschätzbares vergessen, als habe auch Vittoria ihn vergessen. Er lebte wie unter einem Zauberbanne, und er meinte, Ein Wort, das erste, beste, gleichgültige Wort, müsse diese unselige Verzauberung lösen,

müsse ihm und seiner Stiefmutter das Gedächtniß wiedergeben können, das Gedächtniß all der langen Freundschaft, all der heiteren, überströmenden Neigung, die sie für einander in der Brust getragen bis auf diese Stunde. Er wollte immer sagen: Besinne Dich, Vittoria, ich bin's! Er sagte sich innerlich fortwährend: Es ist ja Vittoria! — Aber der Bann der harten, unglückseligen Worte lag über ihm und zwischen ihnen und wuchtete immer schwerer und machte ihn immer unfähiger, sich zu befreien. Und dazwischen dachte er mit Mißmuth und mit Sorge an Hildegard, welche die unschuldige Ursache all seines Schmerzes war.

Endlich erhob Vittoria das Haupt. Renatus hätte ihr schon dafür danken mögen. Sie sah ihn an, flüchtig mit ihrem dunklen Auge an ihm vorüberstreifend, sah in die Flammen, als gewahre sie erst jetzt, daß diese im Erlöschen seien, blickte dann in das Freie hinaus, wie wenn sie den langsamen Fall der feinen, dichten Regentropfen betrachtete, und sprach zusammenschauernd die Worte, mit denen Dante seinen Eintritt in den dritten Höllenkreis bezeichnet:

I' sono al terzo cerchio della piova
Eterna, maledetta, fredda e greve!*)

O, mag es regnen! rief Renatus, indem er sich, schon durch den Klang ihrer Stimme erfreut, zu ihr hinüberneigte und ihr seine Hand entgegenreichte, mag es doch regnen, wenn Du nur wieder mit mir sprichst! — Aber sie nahm seine dargebotene Rechte nicht an. Er hatte also die Kränkung, sie zurückziehen zu müssen, und doch ließ er sich dadurch nicht entmuthigen.

Mit ihr von dem Gegenstande zu reden, der sie so weit von einander entfernt hatte, noch einmal die Unterredung in

*) Ich bin im dritten Kreis des ew'gen, kalten, gottverfluchten Regens!

diesem Augenblicke auf seine Verlobung zurückzuwenden, konnte und mochte er nicht wagen, da ihm an einer Versöhnung mit Vittoria gelegen war, und sich selbst verleugnend, indem er zu dem Aeußerlichsten, zu dem Gleichgültigsten seine Zuflucht nahm, bat er: Habe Geduld mit diesem Wetter, Geduld mit unserem Klima! Aber er konnte nicht von sich selber los, und mit bewegter Stimme fügte er hinzu: Muß ich doch jetzt mich auch gedulden, bis Du mich ruhiger hören, bis Du wieder die rechte Vittoria, meine Vittoria sein willst! Nur ein paar Tage noch, und die Sonne und der Frühling sind wieder einmal da!

Um uns in ihrem kurzen Verweilen empfinden zu lassen, was wir den größten Theil des Jahres hindurch entbehren müssen! entgegnete sie ihm, sich nur an seine letzten Worte haltend. Dann erhob sie sich mit einem Seufzer und trat an eines der Fenster heran. Renatus folgte ihr dahin nach. Sie stützte die Stirn gegen die Scheiben, schaute eine Weile lautlos auf die Terrasse und in den Park hinunter, dessen kahle Bäume gespenstisch aus dem Regen und Nebel hervorsahen, während der aufkommende Wind das nasse Laub am Boden vor sich her zu treiben anfing.

Heute feiern sie in unserem Kloster, hob sie dann mit einem Male wie aus langem Rückerinnern an, den Namenstag unserer Aebtissin, der guten Mutter Benedicta. Wie blühte da Alles in unserem Lande, wie schwamm der Klostergarten in Licht und Duft! Wie freuten wir uns auf alle die Gäste, welche kamen, der Oberin ihre Ehrfurcht zu bezeigen! Hätte der Himmel mir statt meines Valerio eine Tochter beschieden, ich hätte sie in das Kloster gesendet! Ich war sehr glücklich in dem Kloster!

Des jungen Mannes Mienen verdüsterten sich auf das Neue, aber begütigend, wie seine ganze Haltung gegen die Baronin war, sprach er: Vergiß nicht, Liebe, wie oft Du mir er-

zähltest, daß Du Dich aus dem Kloster in die Welt hinaus gesehnt hast!

Weil man sie mir mit so verlockenden Farben schilderte, als ich mein Kloster zum ersten Male verließ. Was wußte ich von der Welt? Ich war ein Kind! Wie konnte ich begehren, was ich gar nicht kannte? Und was hat sie mir geboten, diese Welt, in der ich lebe?

Renatus fuhr mit langsamer Hand über seine Augen. Es war das eine der Bewegungen, die er von seinem Vater ererbt hatte und die ihn demselben in einzelnen Augenblicken ähnlich machten, so wenig er ihm sonst auch glich. Er wollte seiner Stiefmutter verbergen, wie sie ihn verletzte, und sich zusammennehmend, fragte er sie mit sanfter Stimme: Und bin ich Dir denn nichts, Vittoria, gar nichts mehr?

Sie schüttelte das Haupt. Man lebt nicht mit einem halben Herzen und man liebt nicht mit einem getheilten Herzen! gab sie ihm abweisend zur Antwort, und wieder trat die frühere Stille ein, und wieder sahen sie beide schweigend in den kahlen, nassen Garten hinab und zu den schweren, grauen Wolken empor, die sich nicht zertheilen zu wollen schienen.

Endlich raffte sich Renatus auf. Du bist sehr ungerecht, Vittoria! sprach er, und er mußte innerlich wohl an die Unterredung gedacht haben, welche er vor wenig Wochen mit Seba über seine Stiefmutter gepflogen, denn er wiederholte die Worte, deren er sich damals gegen die Erstere bedient hatte: Ich habe kein Glück mit meinen Müttern!

Kein Glück? sprach Vittoria ihm nach, kein Glück? Und wer hat denn Glück? Habe ich es? Habe ich es je gehabt? — Sie wendete sich zu ihm, nahm ihn bei der Hand und zog ihn neben sich auf das Polster nieder, auf dem sie vorhin gelegen hatte. Es war eine finstere Leidenschaft in ihrem Blicke, in ihrer Stimme, selbst in der Kraft, mit welcher sie seine Hand

ergriff und festhielt. Er hatte diese zarte Gestalt, er hatte die heitere Natur Vittoria's einer solchen Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten, so gut er sie zu kennen gewähnt hatte.

Weißt Du, was es heißt, fuhr sie in derselben Erregung fort, die um so heftiger erschien, als sie sich bis dahin gewaltsam zur Ruhe gezwungen hatte, weißt Du, was es heißt, wenn einem Menschen seine letzte Freude, seine letzte Zuversicht entrissen wird? Weißt Du, was es heißt, keine Hoffnung mehr zu haben?

Vittoria, wie magst Du also reden! mahnte der junge Mann, der sich nicht erklären konnte, was in ihrer Seele vorging.

Sie lachte. Freilich, rief sie, schweigen, immerfort schweigen; lachen, singen, immerfort lachen und singen und scherzen wäre besser gewesen! Es ist ja so bequem, an das Glück der Menschen zu glauben, so angenehm, sich zu sagen, Vittoria ist und bleibt ein harmloses Kind und ich mache sie glücklich! Es ist ja so bequem, Dank zu ernten von einem Herzen, das zu großmüthig ist, sein Wehe laut auszuschreien und die Hand anzuklagen, die es aus dem Boden seines Vaterlandes riß, ohne ihm eine neue Heimath in der Fremde bereiten zu können! Du sagst mir, ich hätte nie geliebt! — Sie lachte wieder mit jenem bitteren Lachen, das ihm in das Herz schnitt. — Und was ist's, fuhr sie fort, was Du von der Liebe weißt? Glaubst Du, die blasse Empfindung, welche man seit Jahren in Dir großgezogen und die man zu benutzen verstanden hat, als man sie für reif hielt, das sei Liebe? Ist diese blut- und phantasielose Hildegard, die älter ist, als Du, die nie jung gewesen ist in der Jugend des Herzens, ist sie ein Weib, das lieben kann, das man lieben kann? Ist sie in Dein Leben getreten so überraschend, so blendend, so überwältigend wie die Sonne, wenn sie plötzlich um Mitternacht über Deinem Horizonte aufginge und es fiele wie Schuppen von Deinen Augen und Du müßtest Dir sagen:

Ich habe geschlafen bis auf diese Stunde, nun bin ich erwacht und ich lebe!?

Vittoria! rief Renatus noch einmal mit bittender Abwehr, denn ihm bangte vor dem Geständnisse, das er zu hören fürchten mußte. Aber sie gab auf seine Mahnung nichts, und wie sich selber zur Genugthuung sprach sie: Hast Du es je empfunden, das Glück der Leidenschaft, das so groß ist, daß es kein Gestern hat und an kein Morgen denkt, weil der Augenblick ihm die Welt und das ganze Dasein aufwiegt — das so groß ist, daß Recht und Unrecht, Tugend und Sünde davor wie leere Schemen in sich selbst zerfallen — so groß, daß nur ein Schmerz daneben denkbar bleibt, ein einziger, der Schmerz der Endlichkeit! Kennst Du solch ein Glück?

Er antwortete ihr nicht. — Und wenn sie nun kommt, die Trennungsstunde, wenn nun Alles vorüber ist und nichts mehr bleibt, als die Hoffnung eines Wiedersehens, und es kommt der Tag, der es verkündet: es gibt kein Wiedersehen, keines, keines! Denn die Erde gibt nicht wieder, was sie verschlungen hat.

Sie brach in lautes Weinen aus, Renatus lag zu ihren Füßen und preßte ihre Hände in die seinigen. Er wußte nicht, was er ihr sagen oder was er thun solle, ihre Aufregung zu besänftigen. Er dachte gar nicht mehr an sich. Jetzt erfuhr er, was Vittoria seit Jahren so verändert hatte und warum sie ihm bisweilen so fremd und unbegreiflich erschienen war. Sie war ihm auch fremd in ihrer Leidenschaft. Es kam mit einer heißen Angst der Gedanke über ihn, daß es seine Stiefmutter, daß es die Gattin seines Vaters sei, die also zu ihm spreche; aber er hatte das Herz nicht, sie zu verdammen. Er fühlte ein unaussprechliches Mitleiden mit ihr, indeß er fragte sie um nichts und sie sagte ihm nichts weiter. Er blieb auf seinen Knieen vor ihr liegen, sie schien ihn fast vergessen zu haben. Erst nach einer langen Weile legte sie ihre Arme um seinen Nacken.

Sieh', sprach sie, wenn ich manchmal am Tage um mich sah und die Welt mir so leer war und ich mir sagte, daß ich jung sei und noch lange leben müsse und daß ich Niemanden hätte, Niemanden, der mich liebte . . . .

Vittoria, sagte Renatus schüchtern, mein Vater liebt Dich! —

Wie den Vogel, den er eingefangen hat und den er im vergoldeten Käfig nährt, damit sein Gesang ihn im Winter glauben mache, daß es Frühling sei! Ist das Liebe?

Aber Du nahmst seine Hand an, obschon Du es sehen mußtest, daß sein Lebenswinter nahe sei!

Singe ich denn nicht, sieht er mich traurig, glaubt er mich nicht glücklich? gab sie ihm zur Antwort.

Du hast auch Valerio! erinnerte er sie.

Sie sah ihn an und schwieg. Ja, sagte sie danach, ich bin Deines Vaters Frau und ich habe einen Sohn! Ich lebe für sie. Wer aber lebt für mich? Valerio ist ein Kind, und mein Gatte ist ein Greis! — Und wieder schwieg sie.

Bin ich Dir denn nichts, nichts mehr, Vittoria? fragte er, wie am Anfange ihrer Unterredung.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Hildegard liebt nicht zu theilen, sprach sie, und Hildegard hat Recht! Es wohnen nicht zwei Gefühle verträglich in einem Herzen bei einander! Sie und Du — Du und sie, das ist Deine Zukunft! Was kümmert Dich die meine?

Renatus verstummte. Er hatte, seit er sich ein selbständiges Urtheil über seine Stiefmutter zu bilden im Stande gewesen war, ihre Neigung zur Eifersucht gekannt und sie als einen Zug ihres National-Charakters angesehen; aber daß dieselbe sich auch auf ihn erstrecken könne, hatte er nicht erwartet, und doch war es nicht diese Erfahrung, die ihn rathlos machte.

Wer war der Mann, den Vittoria geliebt hatte? Wann hatte sie ihn gekannt? Wußte sein Vater davon, und was sollte

er selber gegenüber den Geständnissen thun, die ihm zu machen Vittoria sich hatte hinreißen lassen?

Er erschrak, als sein Vater eintrat, und doch war es ihm sehr willkommen, als derselbe ihn aufforderte, ihn auf einer Fahrt zu begleiten, die er unternehmen wollte, um sich zu überzeugen, wie man in Rothenfeld und in Neudorf die Vorbereitungen zur Unterbringung des Regimentes treffe. Vittoria war aufgestanden, als sie den Schritt des Freiherrn im Nebenzimmer vernommen, und hatte sich an das Fenster gestellt. Als sie den Kopf zurückwendete, war jede Spur der Leidenschaft, der Aufregung aus ihren Mienen verschwunden, das dunkle Auge glänzte, als hätte es nie eine Thräne gekannt, der schöne Mund lächelte, als hätte er nicht eben erst die Worte eines hoffnungslosen Unglücks ausgesprochen.

Sie verlangte mitzufahren. Der Freiherr, der nicht gewohnt war, ihr etwas abzuschlagen, machte sie auf des Wetters Ungunst aufmerksam; aber sie bestand auf ihrem Sinne, und bittend und schmeichelnd und scherzend versuchte sie, wenn auch vergebens, die Weigerung ihres Gatten zu bekämpfen und ihren Willen durchzusetzen. Renatus war dabei nicht wohl zu Muthe. Die Zärtlichkeit, welche sein Vater dieser Frau bewies, die Freude, mit der er sie betrachtete, die Befriedigung, mit welcher er jeder ihrer Bewegungen folgte, thaten dem Sohne eben so wehe, als die Heiterkeit Vittoria's. Er glaubte zu bemerken, daß sie ihn ängstlich beobachte, und von Minute zu Minute schwebte ihm der Ausruf auf der Lippe: Sprich nicht mit ihr, mein Vater, denn sie liebt Dich nicht! Sprich nicht mit ihr, denn sie hat Dich verrathen! — Aber durfte er dem Vater, dessen veränderte Gestalt sich ihm am Tage noch bemerklicher machte als an dem verwichenen Abende, den Glauben an Vittoria rauben, ihm das Glück zerstören, das er in ihr besaß? Hatte er ein Recht, ihr unseliges Geheimniß zu verrathen?

Durfte er vergessen, daß er sie selbst beklagenswerth gefunden hatte und daß sie ihm nur Gutes erwiesen hatte bis auf diesen Tag?

Was er erlebte, kam ihm fast unmöglich vor. Es waren die Gestalten, die er kannte, und sie waren es auch wieder nicht. Er liebte sie und hatte doch das alte Verhältniß nicht mehr zu ihnen. Er wollte sprechen und mußte schweigen. Er sah Alles in einem neuen Lichte und konnte doch nichts deutlich unterscheiden. Nie im Leben hatte er eine größere Qual empfunden!

Er glaubte zu bemerken, daß Vittoria's Augen ihm mit Sorge folgten, daß sie ihn in dieser Verfassung mit dem Vater nicht allein zu lassen wünsche; er selber hätte sich der Nothwendigkeit, eben jetzt mit seinem Vater allein zu sein, entziehen mögen, und doch rührte ihn Vittoria's banger Blick, doch übten auch in dieser quälenden Stunde der Ton ihrer Stimme und der Zauber ihres Wesens die alte, durch lange Gewohnheit gesteigerte Gewalt über ihn aus.

Er war froh, als der Wagen endlich vorfuhr; aber das Alleinsein mit seinem Vater erleichterte ihn nicht. Weil der Freiherr den Sohn immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von sich zu halten bemüht gewesen war, weil er an den Spielen des Kindes, an den Beschäftigungen des Knaben, an den täglichen Erlebnissen des Jünglings keinen thätigen Antheil genommen und den Sohn bisher geflissentlich von allen ernsten Angelegenheiten seines Hauses fern gehalten hatte, fehlte es ihnen an allen jenen gemeinsamen Erinnerungen und Berührungspunkten, durch welche sich die Verbindung zwischen dem Alter und der Jugend herstellt und die für den geistigen Zusammenhang so unentbehrlich sind wie die Scheidemünze für den täglichen Verkehr. Dazu war Alles seit gestern so völlig anders gekommen, als er es erwartet hatte, die Menschen, die Verhältnisse verwandelten sich unter seinem Auge so unheimlich, daß er Scheu

vor seinem eigenen Worte trug, weil er meinte, auch das Wort könne sich verwandeln auf seiner Lippe, und was er heute spreche, könne nicht zum Heile führen.

So waren sie schweigend nach Rothenfeld gelangt. Der Freiherr stieg aus und besah in Begleitung des Amtmannes die Stuben und die Stallungen, in welchen die betreffende Einquartierung mit ihren Pferden untergebracht werden sollte. Er wendete sich dabei mit mannigfachen Erklärungen an seinen Sohn, gab ihm ungefragt Auskunft über die Verhältnisse des Dorfes, und Renatus begann sich an dem Gedanken, daß sein Vater ihn auf die einstige Uebernahme der Güter vorzubereiten strebe, zu erfreuen. Es zeugte ihm sogar für die feine Empfindung des Freiherrn, daß er eben den Augenblick des Abmarsches zu dem Anfange dieser Vorbereitung wähle, als wolle er zu erkennen geben, wie zuversichtlich er auf seines Sohnes glückliche Heimkehr baue, und Renatus war bemüht, den Freiherrn über seine antheilvolle Achtsamkeit nicht in Zweifel zu lassen, als dieser in das Haus seines Justitiarius ging, um sich zu erkundigen, ob er seine Befehle ausgerichtet und ob man den Bescheid von dem Vormundschaftsgerichte noch nicht erhalten habe. Der Justitiarius sagte, die nöthigen Schritte seien von ihm gethan, und wenn der junge Herr Baron nur einige Tage in Richten verweile, so würde man Alles in Richtigkeit bringen können, da die Verfügung in jeder Stunde ankommen könne.

Renatus fragte, wovon die Rede sei. — Von Deiner Mündigkeits-Erklärung! gab sein Vater ihm zur Antwort. Der Sohn, der dies mit der Art und Weise in Verbindung brachte, in welcher sein Vater ihm heute zum ersten Male von der Geschäftsverwaltung auf den Gütern sprach, glaubte daran zu erkennen, wie sein Vater sich altern fühle, und das machte ihn traurig. Aber da jeder Mensch bei den Ereignissen, die ihm begegnen, mit Naturnothwendigkeit zuerst an sich und an die

Wirkung denken muß, welche sie auf ihn und seine Zustände üben werden, so freute sich Renatus der Absicht seines Vaters, weil er sich sagte, dem Sohne, den er mündig sprechen lasse, könne und werde er die volle Freiheit bei der Wahl seiner Lebensgefährtin um so weniger versagen, als Renatus mit seiner Volljährigkeit den unbeschränkten Besitz seines allerdings nicht eben großen mütterlichen Erbes antrat.

Gerade diese Betrachtung legte jedoch seinem rechtschaffenen Herzen, wie er meinte, die Verpflichtung auf, dem Vater seine Verlobung mit Hildegard anzuzeigen, noch ehe derselbe ihn aus der väterlichen Gewalt entlassen habe, und er schickte sich, sobald sie wieder im Wagen neben einander saßen, zu seinen Mittheilungen an, als der Freiherr, ihm zuvorkommend, das Wort nahm.

Er sagte, daß die Ankunft seines Sohnes ihm sehr willkommen gewesen sei, weil er die Angelegenheiten seines Hauses zu ordnen beabsichtige, und er wünsche, daß für den Fall seines Todes Renatus sich in der Lage befinde, unabhängig von irgend einer Vormundschaft die Leitung der Familienverhältnisse in die Hand nehmen zu können. Er sprach das mit der Kraft und Ruhe, welche ihn in seinen besten Jahren ausgezeichnet hatten, Renatus gab sich also wieder der Hoffnung hin, daß er sich getäuscht habe, als er seinen Vater so verändert geglaubt. Er versicherte den Freiherrn, wie zuversichtlich er darauf rechne, ihn noch lange leben und sich seines Besitzes und Daseins erfreuen zu sehen. Der Freiherr drückte ihm die Hand.

Deine Gesinnung kenne ich, sprach er; sie ist gut, und ich habe eben im Hinblicke auf sie meine Maßregeln genommen. Es glitt ein Schatten über des Freiherrn Züge, er schien der Ueberwindung nöthig zu haben, um in seiner Rede fortzufahren. Deine Gesinnung ist gut, wiederholte er, und ich weiß, daß es Dir eine Genugthuung sein wird, mir eine Erleichterung in den

mannigfachen Verlegenheiten zu bereiten, mit denen ich seit Jahren und Jahren nun zu kämpfen habe. Er hielt abermals inne, Renatus hing mit liebevoller Sorge an seinem Antlitze.

Du wünschest mir, sprach der Freiherr, daß ich mich noch lange meines Besitzes, meines Daseins erfreuen möge, und Du kannst es selber kaum ermessen, denn Du hast es nicht empfunden, wie erfreulich das Dasein dem Manne ist, wenn er der Herr ist innerhalb seines Besitzes. Indeß die Zeiten, in welchen das der Fall war, sind vorüber. Man hat unsere alten Rechte angetastet, uns neue Pflichten aufgelegt und uns die Mittel entzogen, ihnen zu entsprechen, indem man unseren Besitz und unsere Vorrechte geschmälert hat. Ich bin nicht mehr Herr auf meinen Gütern, seit man die Leute, die mir gehörten, freigegeben hat, seit die Willkür des Königs ihnen Ansprüche an mein Eigenthum zuerkannt hat, seit ich es nicht mehr bin, der mein Verhältniß zu ihnen nach meiner Einsicht und nach meinem Ermessen ordnet. Es ist nicht erfreulich, mit denjenigen rechten zu sollen, die nicht unseres Gleichen sind, und noch weniger erfreulich, am Fuße seines alten Stammes ein Geschlecht heranwachsen zu sehen, das wie die Schwämme wuchert und sich breit macht.

Seine Stirn hatte sich gerunzelt, seine buschigen Augenbrauen hingen ihm tief herab.] Er versenkte sich eine Weile in seine eigenen Gedanken, der Sohn wagte es nicht, ihn darin zu stören.

Wir sind nicht mehr die Herren! hob er nach einer Weile abermals an. Nicht die Herren in unserem Lande, nicht Herren auf unseren Gütern mehr. Der gewaltige Napoleon hat seinen Fuß auf den Nacken der Könige gestellt und sich zu ihrem Gebieter gemacht, und der Geist des Umsturzes, dessen Verkörperung er ist, ist auch in unsere neue Gesetzgebung eingedrungen und hat sie verdorben bis in ihre Tiefe. Wir sind rechtlos

geworden. Das Wort: „Stehe auf, damit ich mich setze!“ ist der Grundsatz, der jetzt die Welt beherrscht. Jeder für sich und Niemand für den Andern!

Er nahm eine Prise und öffnete das Wagenfenster, sich Luft zu verschaffen, denn von diesen Angelegenheiten konnte er nicht sprechen, ohne daß es ihm das Blut zu Kopfe trieb. Renatus, der ihn eben deshalb von dem Gegenstande abzuleiten wünschte, erlaubte sich die Bemerkung, daß die Zeit vielleicht eine Ausgleichung der augenblicklichen Uebelstände mit sich bringen werde, und wie er diese Zuversicht von verschiedenen Seiten habe äußern hören.

Ausgleichungen bringen? fuhr der Freiherr lebhaft auf — wie soll das zugehen, wo von beiden Seiten die Kräfte so überspannt werden müssen, daß sie sich erschöpfen! Er war ja so glücklich gewählt, der Augenblick für die neue Gesetzgebung, setzte er spottend hinzu, so glücklich gewählt am Ende eines schweren Krieges, in Tagen, in denen die ganze Welt in Flammen stand! Frage die sogenannten freien Leute, ob sie jetzt besser daran sind, als zu jenen Zeiten, da sie mir gehörten! Frage sie, ob sie nicht heute, wo die schwere Last der Einquartierung wieder auf uns niederzufallen droht, lieber meine Leibeigenen und Hörigen sein wollten; ob sie besser daran sind, wenn man ihnen jetzt das Brod aus dem Hause und die Kuh aus dem Stalle nimmt! Und was uns anbetrifft — unser Besitz hat schwer gelitten, unser Vermögen ist sehr zusammengeschmolzen!

Er warf einen schnellen, prüfenden Blick auf seinen Sohn, aber obschon die Niedergeschlagenheit in dessen Zügen nicht zu verkennen war, schien der Freiherr durch die Haltung desselben sich beruhigter zu fühlen. Dennoch gewann er es nur mit großer Mühe über sich, dem Sohne von seinen Angelegenheiten weiter Auskunft zu ertheilen. Er sagte wie der Krieg und die ihm folgenden, fast unerschwinglichen Kriegssteuern ihn genöthigt

hätten, die Güter, eines nach dem andern, mit Hypotheken zu belasten, wie die allgemeine Geldnoth den Werth des Geldes von Jahr zu Jahr gesteigert und den Zinsfuß so erhöht habe, daß es immer schwerer geworden sei, den Gläubigern gerecht zu werden; wie er sich oftmals und gerade dann in peinlichen Geldverlegenheiten befunden habe, wenn es darauf angekommen sei, die Würde des Hauses zu behaupten und nicht durch eine zur Schau getragene falsche Sparsamkeit den unentbehrlichen Credit zu schwächen. Er erzählte das mit jener Klarheit, welche aus einer genauen Uebersicht der Verhältnisse entspringt, aber er hatte nicht mehr die leicht abfertigende Weise, die ihm sonst allen Geschäften gegenüber eigenthümlich gewesen war. Nur die Unlust des großen Herrn, der sich widerwillig dazu bequemt, den obwaltenden Zuständen sein freies Belieben unterzuordnen, war noch die alte in ihm, und Renatus fühlte ihm diese in ihrem ganzen Umfange nach.

Wenn Sie es wüßten, mein Vater, rief er, was ich dabei empfinde, Sie unter dem Drucke so unwürdiger Sorgen zu sehen!

Ich weiß es, ich weiß es! fiel ihm der Freiherr mit scheuer Hastigkeit in die Rede, und eben deßhalb habe ich beschlossen, Dich mündig sprechen zu lassen, denn Du erhältst dadurch die Möglichkeit, mir in einer vorübergehenden Verlegenheit zu helfen!

Er hielt inne und schien von seinem Sohne eine Antwort zu erwarten; aber Renatus war so betroffen, es stürmten so verschiedene Gedanken und Empfindungen auf einmal auf ihn ein, daß er nicht im Stande war, gleich den Ausdruck für sie zu finden. Seines Vaters Lage mußte sehr übel sein, wenn er sich herbei ließ, Beistand von seinem Sohne zu verlangen, selbst auf Kosten der Herrschaft und Gewalt über denselben, auf die er stets so eifersüchtig gewesen war. Renatus wagte es nicht, das Auge zu erheben, er mochte nicht sehen, wie sein

Vater in dem Momente aussah. Des Freiherrn leise bebende Stimme durchschnitt des Sohnes Herz, und ohne sich zu fragen, was er damit für die eigene Zukunft aus den Händen gebe und auf sich nehme, sagte er: Wenn mein mütterliches Erbe Sie aus einer Verlegenheit befreien kann, so werde ich glücklich sein, mein Vater, wenn Sie darüber ganz verfügen wollen!"

Der Freiherr holte tief Athem, aber er erwiederte nichts. Sie hatten Beide die Farbe gewechselt, denn ohne daß sie es aussprachen, fühlten sie es, daß ihr Verhältniß zu einander von diesem Augenblicke ab nicht mehr dasselbe sei. Renatus hatte, gerührt von seines greisen Vaters Anblick und Verlegenheit, nach seinem inneren Bedürfen, nach seiner Kindesliebe und seinem Ehrgefühle gehandelt; aber er hatte das Anerbieten kaum gemacht, als er sich sagte, daß er selber Verpflichtungen eingegangen sei, denen zu genügen ihm jetzt vielleicht nicht möglich sein werde, wenn er seines mütterlichen Erbes auf irgend eine Art verlustig gehen sollte. Er fühlte, daß er der Geschäftskenntniß, der Sparsamkeit und selbst der Gewissenhaftigkeit seines Vaters nicht unbedingt vertraute, und er schämte sich doch wieder solchen Gedankens. Er hätte es seinem Vater abbitten, sich ihm in die Arme werfen mögen, indeß ihm fehlte das Herz dazu, denn der Freiherr konnte die Erregung seines Sohnes mißverstehen. Er hätte dem Vater von Hildegard sprechen mögen, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten und dem Vater die Genugthuung zu bereiten, daß er seinem Sohne gegenüber immer noch der Herr und der Gewährende sei. Wie aber, wenn der Freiherr in der Verfassung, in welcher er sich eben jetzt befand, des Sohnes Absichten und Wünschen sich nicht geneigt erwies, oder wenn er glauben könnte, der Sohn rechne darauf, daß der Vater ihm, der eben jetzt ein großes Opfer gebracht habe, in allen Fällen zu Willen sein müsse?

Er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Das Mein und

Dein war zwischen ihn und seinen Vater getreten und machte ihn unfrei, eben jetzt, da sein Vater ihm anscheinend Freiheit zu geben beabsichtigte.

Es war jedoch, als errathe der Freiherr, was in seinem Sohne vorging, denn er wendete sich zu ihm und sagte sichtlich sehr beruhigt: Es freut mich, daß ich mich in Dir nicht irrte. Art läßt nicht von Art, und es soll meine Sorge sein, daß Dir Nichts entzogen wird. Ich werde Dein mütterliches Vermögen auf Richten eintragen lassen, das am wenigsten belastet ist und dessen wir uns sicherlich nicht entäußern werden. Die Zinsen sollen Dir regelmäßig zugehen, und das Jahrgeld, welches ich Dir bis jetzt gegeben habe, Dir nicht vorenthalten werden. Mit unserem Namen, mit Deinen persönlichen Vorzügen hast Du unter den ersten Familien des Landes zu wählen, und es wird Deine Sache sein, wenn Du, was der Himmel fügen wolle, uns aus dem Felde wohlbehalten heimkommst, eine Frau in unser Haus zu führen, deren Vermögen Dir einst die Mittel an die Hand giebt, den Schaden herzustellen, welchen die Noth und Ungunst der letzten Jahre unserem Besitze gebracht haben. Möge Dir in Deiner Gattin einst ein Glück beschieden werden, wie es mir in dem schönen, fröhlichen Herzen Vittoria's zu Theil geworden ist!

Er erging sich darauf in einer liebevollen Schilderung aller der Vorzüge seiner Gattin, erwähnte, daß er sein Testament zu machen beabsichtige, sobald Renatus mündig gesprochen sei, weil er über Vittoria's und ihres Sohnes Zukunft sich beruhigt fühlen dürfe, wenn er sie in die Hände von Renatus lege, und er war allmählich von diesen ernsthaften Erörterungen wieder zu den Ansprüchen zurückgekehrt, welche die Erfordernisse der nächsten Tage an ihn und seine Mittel machten, ohne daß sein Sohn es anders als mit einzelnen Worten kund gegeben hatte, daß er den Mittheilungen seines Vaters achtsam folge.

Renatus befand sich in jenem Zustande, in welchem wir gleichsam ein doppeltes Denken haben. Er hörte alles, was der Freiherr zu ihm sprach, er nahm es mit dem Sinne auf, mit welchem sein Vater die Dinge und Zustände entweder selbst ansah oder sie ihn doch ansehen zu machen wünschte. Er war unter dem Einflusse, den die angeborene und anerzogene Ehrfurcht vor seinem Vater auf ihn übte, und doch hatte er die Ueberzeugung, sein Vater täusche ihn und sich mit bewußter Absicht über die Vermögensverhältnisse des Hauses, er sei weit weniger ruhig, weit weniger unbesorgt über dieselben, als er sich zeige; und doch wußte er, die Liebe, welche der Freiherr für Vittoria hegte, betrüge denselben, und seine Zuversicht sei verrathen. Er dachte unablässig an sich und an seinen Vater auf einmal. Jeder seiner Gedanken, jede seiner Empfindungen wurde von einem widersprechenden Gedanken, von einer widersprechenden Empfindung gekreuzt. Er fühlte sich eben so beängstigt als unglücklich.

Er ahnte, obwohl er der Geschäfte nicht sonderlich kundig war, daß auch Richten bereits mit schweren Schulden beladen sein müsse, und daß sein Vater nur darum sich zu seiner Mündigsprechung entschlossen haben werde, weil er es unmöglich gefunden habe, in den gegenwärtigen Zeiten selbst zu den höchsten Zinsen ein Darlehen für eine dritte oder vierte Hypothekenstelle zu erhalten. Daß er sein Vermögen hergeben müsse, darüber war er keine Minute in Zweifel gewesen. Er war das seinem Vater schuldig und es mußte fraglos auch geschehen, wenn er es nicht zu einem Aeußersten kommen lassen, wenn er sich und seinem Geschlechte den angestammten Grundbesitz erhalten wollte. Aber wer bürgte ihm dafür, daß damit wirklich den Nothständen abgeholfen war, und was sollte aus ihm selber werden, wenn seines Vaters Verhältnisse sich immer mehr verschlechterten, wenn man gezwungen wurde, wie das in den letzten Jahren manchem

Edelmanne begegnet war, die Güter zu verkaufen, und wenn der Kaufpreis nicht hoch genug sein sollte, sein auf Richten einzutragendes Vermögen zu decken?

Er selber — nun, er selber, so meinte er mit der Zuversicht des Reichgeborenen, der es nie bedacht hat, wie vieles Ueberflüssige ihm durch Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden ist, und der es nie erfahren, wie schwer es für den Ungeübten ist, sich auch nur des Lebens Nothdurft zu erwerben — er werde mit sich und seinem Schicksal wohl fertig werden können; aber was sollte er beginnen, nun er sich gebunden hatte? Was sollte er mit Weib und Kind beginnen, wenn sein Vermögen ihm verloren ging? —

Alle jene Bedenken, welche er eben an dem Tage vor seiner Verlobung gegen dieselbe gehegt hatte, stiegen jetzt in erhöhtem Maße vor ihm auf, und das Herzeleid Vittoria's, die Täuschung, in welcher sein Vater von ihr gehalten ward, das ganze Unglück seiner Eltern wurden für ihn zu dem dunkeln Hintergrunde, auf welchem er sich und seinen Zustand wie in einem Spiegelbilde betrachten konnte. Aber er sah sich in demselben nicht mehr als den sorglosen und glücklichen Jüngling, als welchen er sich bisher betrachtet hatte. Seine Jugend lag mit Einem Male weit hinter ihm, sein Glück zerrann wie Nebel vor seinem Auge. Er war ein Mann geworden, von welchem um der Selbsterhaltung, um der Ehre seines Hauses willen ein schweres Opfer gefordert ward. Er trat plötzlich in die vordere Reihe seines Geschlechtes, er übernahm dessen Sorgen, Lasten und Pflichten, da die Schultern seines Vaters müde geworden waren; und nicht sein persönliches Wünschen, die Ehre seines Hauses mußte jetzt sein erstes und sein höchstes Ziel sein.

Er trug ein großes Verlangen, den Caplan allein zu sehen, sein Herz im Gespräche mit dem treuen Freunde zu befreien, aber er konnte an dem Tage nicht dazu kommen. Der Freiherr hielt ihn beständig in seiner Nähe. Er sah auch Vittoria

nicht anders, als in Gegenwart der Andern, und wie überall, wo es tiefe Mißstände in einer Familie gibt, war man es seit lange gewohnt, sich in der Unterhaltung an der Außenseite der Dinge zu halten. Es war von dem Vorhaben des Freiherrn in Bezug auf Renatus mehrfach die Rede, indeß man gedachte desselben nur als einer ehrenvollen Anerkennung, die der Freiherr dem Sohne zu gewähren für gut befand, und dieser ward dadurch genöthigt, des bevorstehenden Ereignisses ebenfalls nur mit Heiterkeit zu erwähnen.

Vittoria hatte sich mit Wahl gekleidet und zeigte sich so fröhlich, daß die Schatten von des Freiherrn Stirn davor verschwanden, wie draußen die Wolken vor des Frühlings ersten, mächtigen Sonnenstrahlen. Renatus wußte nicht, ob er sie bewundern und beklagen, ob er sie verachten und hassen solle. Sie erschien ihm wie ein unheimliches Räthsel; eben deßhalb nahm sie jedoch seine Phantasie gefangen, und während ihre eigenartige Schönheit ihren alten Zauber auf ihn übte, betrachtete er sie mit einer ihm noch völlig neuen Empfindung, wenn er sich sagte, daß der Freiherr ihn zum Schützer dieser Frau ersehen, und daß er einzustehen habe für des Knaben Zukunft, der ihr in seiner Schönheit und in seiner fremdartigen Anmuth so völlig ähnlich war, daß eben diese Aehnlichkeit des älteren Bruders Herz bestrickte.

Er mußte es sich immer wiederholen, daß er im Vaterhause sei, so verändert fand er Alles und so hatte sich seine Ansicht über die Seinigen und seine Stellung zu ihnen verwandelt. Er konnte zu keinem klaren Bilde von seiner Zukunft gelangen. Seine Gedanken schweiften hastig von einem Aeußersten zum andern, bis endlich die treue Gefährtin jedes Leides, die wohlthätige Ermüdung, ihn in ihre Arme nahm und der Schlaf in seinen Träumen alle Widersprüche löste und das Unvereinbarste zusammenführte.

## Drittes Capitel.

Früh, ehe der Freiherr noch aufgestanden war, ritt Renatus nach Rothenfeld hinüber, um sich bei seinem greisen Lehrer und Erzieher Rath zu holen.

Er fand ihn mit seinem Gehülfen, der inzwischen auch nicht jünger geworden war, bei der Morgensuppe sitzen, denn der Caplan war der Ersten einer gewesen, welcher bei der Theuerung der Colonialwaaren sich bereit erwiesen hatte, auf ihren Gebrauch zu verzichten, obschon er durch ein langes Leben an den Kaffe gewöhnt gewesen und bei seiner großen Mäßigkeit eigentlich auf denselben als auf ein ihm nothwendiges Reizmittel angewiesen war. Wie Renatus ihn in dem hellen Sonnenlichte vor sich sah, bemerkte er, daß seine Schläfen tief eingesunken waren. Auch die Hauskleidung seines Freundes schien dem jungen Freiherrn trotz ihrer Sauberkeit sehr abgetragen zu sein, und man hatte in der Pfarrwohnung, obschon der älteste Diener und treueste Freund der Arten'schen Familie sie bewohnte, die Verwüstungen, welche die Einquartierten während der ersten Franzosenzeit in derselben angerichtet hatten, kaum auf das Nothdürftigste hergestellt. Die Fensterläden waren erneut, aber immer noch nicht angestrichen, die Wände noch eben so verräuchert, als Renatus sie vor zwei Jahren verlassen, der Kachelofen hatte zwar die nöthigen Ersatzsteine erhalten, aber sie paßten nicht zu demselben. Es war Alles in Verfall gerathen; nur die Blumentöpfe des Greises blühten wohlgepflegt am Fenster, und sein

Antlitz sah noch eben so edel und so zufrieden aus, als in den Tagen, in welchen die vorsorgliche Freundschaft der Baronin Angelika in Schloß Richten allen seinen Bedürfnissen schon im voraus begegnet war.

Sobald Renatus sich mit dem Caplan allein befand, erzählte er ihm, was vor seinem Abmarsche aus der Hauptstadt vorgegangen war. Er verhehlte ihm nichts, weder die Stimmung, in welcher er sich befunden, als er sich seiner Neigung für seine Jugendgespielin bewußt geworden war, noch die Zweifel, die ihn nachdem befallen hatten; auch nicht die Umstände, unter denen er sich Hildegard angelobt, ehe er noch seines Vaters Meinung eingeholt und dessen Billigung erhalten hatte. Er berichtete darauf, was am gestrigen Tage zwischen ihm und seinem Vater verhandelt worden war, und sagte dann: Nie in meinem Leben habe ich mich mehr im Zwiespalt mit mir selbst gefunden. Es drückt mich, mit einem solchen Geheimnisse vor meinem Vater zu stehen und von ihm Rathschläge und Wünsche für meine Zukunft aussprechen zu hören, die keine Bedeutung mehr für mich haben. Es drückt mich eben so, daß ich nicht den Muth besitze, meiner Liebe und meiner Braut gerecht zu werden, indem ich meinem Vater sage, daß ich bereits gewählt und mich gebunden habe. Aber kann ich meinem Vater, den ich sehr gealtert finde und sehr gebeugt sehe, unter den obwaltenden Umständen ein Zugeständniß abfordern, das er mir, wie ich jetzt weiß, nur widerstrebend geben würde? Meine Ergebenheit für meinen Vater, mein Ehrgefühl, ja, selbst meine Liebe für Hildegard sträuben sich dagegen. Sie ist kein Mädchen, das einer Familie aufgedrungen werden darf, und doch liegt mir Alles daran, sie auch von meinem Vater als meine künftige Gattin anerkannt zu wissen. Ich ziehe in das Feld, und da ich jetzt in den Besitz meines mütterlichen Vermögens treten soll, möchte ich für den Fall meines Todes zu ihren Gunsten über dasselbe

verfügen, denn Hildegard wird keinem anderen Manne angehören, wenn ich sterbe. Darauf kenne ich ihr Herz.

Der Caplan hatte ihn mit keiner Frage, mit keiner Bemerkung unterbrochen, da Renatus nicht zu den in sich befangenen Naturen gehörte, denen man zu Hülfe kommen muß, damit sie sich überwinden und erschließen. Er war vielmehr, wo er vertraute, zu überströmender Mittheilung geneigt, wurde sich in derselben gegenständlich, rührte und tröstete sich nach eigenem Bedürfen, sobald er nur erst dahin gekommen war, sich auszusprechen, und der Caplan hatte also keine große Mühe, den Seelenzustand seines jungen Freundes zu durchschauen, wennschon er es nicht für angemessen fand, ihn über denselben sofort aufzuklären. Er hatte niemals den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, zu dem seinigen gemacht, aber er war, wie so Mancher, unter dessen Augen sich viele Lebensschicksale abgewickelt haben, zu der Ansicht gelangt, daß in dem Dasein der Menschen, wie in der Natur überhaupt, das Geringere dem Stärkeren dienen müsse. Da er ohne persönliche Wünsche und also ohne persönliche Hoffnungen war, hatte er, weil kein Mensch eines bestimmten Zieles entbehren kann, ohne in seiner Thätigkeit zu erlahmen, das Wohlergehen und Gedeihen des Arten'schen Geschlechtes und der von demselben gegründeten katholischen Gemeinde zu seiner Herzenssache gemacht, und beharrlich wie die Kirche, der er angehörte, suchte er in dem Sohne und durch den Sohn dasjenige fortzuführen, was der Vater begonnen hatte und was durch die Noth des Tages beeinträchtigt und gefährdet ward.

Jedes Wort, das Renatus zu ihm gesprochen, hatte den scharfblickenden Geistlichen davon überzeugt, daß der junge Freiherr, stolz auf den Rang, den sein Geschlecht seit langen Jahren unter dem Adel des Landes eingenommen hatte, augenblicklich mehr mit der Sorge um dessen würdiges Fortbestehen, als mit

seinen persönlichen Herzensangelegenheiten beschäftigt, und daß von einer eigentlichen Liebe oder Leidenschaft für seine erwählte Braut, für Hildegard, bei Renatus nicht die Rede war.

Aber der Caplan hütete sich, ihm dieses bemerklich zu machen. Er wollte ein mild erwärmendes und reinigendes Feuer nicht durch den scharfen Hauch des Widerspruches zu einer Flamme anfachen, die man nicht leicht wieder dämpfen und erdrücken konnte, wenn man dies zu thun etwa nöthig finden sollte. Der Caplan war es im Gegentheile nach den schweren Erfahrungen, welche das von Leidenschaften stürmisch bewegte Leben des alten Freiherrn ihn hatte machen lassen, sehr wohl zufrieden, daß Renatus sein unschuldiges Herz einem edeln jungen Mädchen zugewendet hatte, dessen Bild ihn begleiten, und ihn vor den Versuchungen des Lebens wie vor den Verlockungen seiner Sinne bewahren konnte. Aber daß Renatus sich mit einem armen Mädchen verheirathete, lag eben so außerhalb seiner als außerhalb des Freiherrn Ansichten.

Schon seit Jahren hatte der Caplan aus den Mitteln, welche der Freiherr seiner Zeit für den Pfarrer seiner katholischen Kirche bestimmt, den Sakristan und die vier Chorschüler unterhalten; denn es war, da der Freiherr sich nach dem Tode der Baronin auf Reisen begeben und viel Geld gebraucht hatte, nicht zu der Feststellung eines Capitals für die kirchlichen Zwecke gekommen, und auch die Hoffnung, daß man in den Chorschülern sich brauchbare Handwerker und eine katholische Gemeinde erziehen werde, hatte sich nicht verwirklicht. Weil man für die Knaben auf den Dörfern keine guten Lehrmeister finden konnte und man, wenn einmal ein solcher vorhanden war, bei ihm auf die Weigerung stieß, einen Katholiken in sein Haus aufzunehmen, war man stets genöthigt, die Chorschüler, sobald sie herangewachsen waren, in die Lehre nach der Stadt zu schicken, und die Mehrzahl von ihnen hielt es dann nach vollendeter Wander-

schaft und erlangter Meisterschaft mehr ihrem Vortheile angemessen, ihr Gewerbe in den großen Städten, als auf den Gütern des Freiherrn zu betreiben, auf denen obenein die Abneigung und das Mißtrauen der protestantischen Bevölkerung ihnen hindernd entgegentraten. Man mußte also immer auf's Neue katholische Knaben heranzuziehen suchen, und wenn es an und für sich auch ein gutes Werk war, diesen eine wohlgeleitete Erziehung zu geben, so ward das Unternehmen, weil es in sich nicht fortwirkte, sondern sich fast ganz unfruchtbar erwies, doch kostspieliger, als man erwartet hatte, und der Freiherr hatte schon bei seiner Rückkehr aus Italien alle Theilnahme dafür verloren. Er hatte es kein Hehl, daß er den Kirchenbau bereute, er kam auch selten in die Kirche, obschon Vittoria oft zur Messe fuhr, und wenn er gelegentlich auf den Sakristan und auf die Sänger zu sprechen kam, fragte er nicht, wie sie unterhalten würden, nachdem er einmal die Erfahrung gemacht hatte, daß der Caplan für sie Sorge trug.

Hatte man des Quartettes einmal nöthig, wenn Vittoria sich vor der Gesellschaft im geistlichen Gesange hören lassen wollte, so berief man den Sakristan mit seinen Schülern; der Freiherr wußte sich dann etwas mit dieser Art von Capelle, zeigte sich ihr gnädig, lobte und tadelte als ein Kenner und ließ es an einem Gnadengeschenke auch nicht fehlen. Im Uebrigen beruhigte er sich damit, daß der Caplan in den langen Jahren, welche er dem Arten'schen Hause angehört hatte, ein hübsches Vermögen erworben haben müsse, dessen er nicht bedurfte, und es schien dem Freiherrn so natürlich, wenn der Geistliche, der durch die Gründung der Pfarre lebenslang versorgt war, seinen im Arten'schen Dienste zusammengebrachten Besitz auch zum Nutzen und zur Ehre des Hauses, die hier zugleich die Ehre Gottes und der Kirche war, verwendete, daß er es nie für nöthig gefunden hatte, darüber auch nur eine Sylbe gegen den Caplan

zu verlieren. Er war in seinem Verhältnisse zu Allen, die ihm dienten, nach wie vor derselbe.

Aber der Caplan war auch sich selber treu geblieben, und wie der Freiherr an dem würdigen Fortbestehen seines Geschlechtes, so hing der Geistliche an der Erhaltung des Gotteshauses, das unter seinen Augen entstanden war, und an der Hoffnung, das katholische Bekenntniß in diesem Theile des Landes endlich Wurzel fassen und sich ausbreiten zu sehen. Indeß die Erhaltung der Kirche für die katholische Confession wurde zweifelhaft, wenn Renatus jemals gezwungen werden sollte, sich des väterlichen Besitzes zu entäußern, da derselbe dann leicht in nichtkatholische Hände übergehen und es in einem solchen Falle nicht allzu schwer halten konnte, das Gotteshaus den Evangelischen zusprechen zu lassen. Dem Caplan war also eben so wie dem Freiherrn daran gelegen, Renatus mit einer reichen Erbin aus den katholischen Provinzen sich verbinden zu sehen, und weil er dieses wünschte und es im Augenblicke nicht zu erreichen war, that er wenigstens so viel an ihm lag, dem jungen Baron für die Zukunft die mögliche Freiheit bewahren zu helfen.

Er nannte die Neigung, welche Renatus für Hildegard empfand, edel und berechtigt, er pries die Eigenschaften der jungen Gräfin und das Glück derjenigen, deren reine Seelen sich in keuscher Neigung früh zusammenfinden; aber er gab es dem Jünglinge zu überlegen, ob unter den Bedenken, die sich in ihm gegen diese Verlobung erhoben hatten, nicht eines oder das andere begründet sein sollte. Er fragte ihn, ob er überzeugt sei, daß er niemals eine stärkere Empfindung hegen werde; ob er glaube, daß Hildegard dem Ideale entspreche, welches jeder reine Jüngling von dem Weibe, das er lieben solle, im Herzen trage. Er erinnerte ihn daran, daß er an der Ehe seiner Eltern das Beispiel vor sich habe, wie unglücklich eine nicht völlige Zusammengehörigkeit die Gatten machen könne, und er sprach

sich, da er Renatus nachdenklich werden sah, endlich dahin aus, daß er es für alle Theile heilsam glaube, wenn man vorläufig das Herzensbündniß der Liebenden noch als ein Geheimniß bewahre.

Du, mein theurer Renatus, sagte er, wirst dadurch der Nothwendigkeit enthoben, Deinem richtigen Zartgefühle entgegen, eben jetzt von Deinem Vater ein sicherlich widerwillig gegebenes Zugeständniß zu fordern. Du und auch die theure Hildegard, Ihr gewinnt beide die Zeit, in der Trennung Eure Herzen und die Beständigkeit und Stärke Eurer Neigung zu erkennen und zu prüfen, und kehrst Du uns, wie wir alle sehnlich hoffen, unter dem Schutze des Höchsten aus dem Kriege heim, hellt unser politischer Gesichtskreis sich so weit wieder auf, daß Gewerbe und Handel sich wieder frei bewegen können, daß der Grundbesitz seinen wahren Werth zurückerlangt, nun, so wird Dein Vater keine Ursache mehr haben, Dir irgend eine Beschränkung bei Deiner Wahl aufzuerlegen, und er wird dann diejenige mit Freuden in seine Arme schließen, der er heute nur widerwillig seinen Segen geben würde.

Renatus hatte, den Kopf in die Hand gestützt, den Auseinandersetzungen seines geistlichen Freundes ohne eine Erwiderung zugehört. Auch als derselbe geendet hatte, regte der junge Mann sich nicht. Der Caplan kannte das an ihm und es galt ihm als ein gutes Zeichen. Wenn Renatus nach einem Meinungsaustausche auf solche Weise in sich selbst versank, war er in der Regel damit beschäftigt, wie er die fremde Ansicht mit der seinigen so verbinden könne, daß dasjenige als freie Entschließung erschien, was er auf Zureden eines Anderen that. Denn obschon er die stolze Selbstherrlichkeit seines Vaters nicht besaß, hatte er doch die Eitelkeit, in den geringfügigsten wie in den wichtigsten Dingen seine Meinung und seine freie Entschließung kundgeben und behaupten zu wollen; ja, er war im Stande, seine eigene Ueberzeugung, wenn ein Anderer dieselbe

ausgesprochen hatte, zu verleugnen und ihr entgegen zu handeln, nur um den Verdacht der Unselbständigkeit von sich abzuwehren. Hier aber, wo der Rath seines Lehrers mit seinem geheimsten Wollen zusammentraf, verlangte es ihn, vielleicht ohne daß er sich dessen klar bewußt war, danach, sich auch im voraus gegen die Vorwürfe zu sichern, die er oder Andere ihm später über seine Handlungsweise machen konnten. Er wollte Herr über seine Entschlüsse bleiben und doch die Möglichkeit haben, die Verantwortlichkeit für dieselben im Nothfalle auf fremde Schultern wälzen zu können, und der Caplan war es als ein Diener seiner Kirche gewohnt, wo es der Förderung ihrer Zwecke galt, schwerere Lasten und Verantwortungen über sich zu nehmen, als Renatus ihm in diesem Falle zu tragen auferlegen konnte.

Woran denkst Du, lieber Renatus? fragte er endlich, da der junge Mann alle Anregung, ja, selbst die Aufforderung, sich zu erklären, diesmal von seinem alten Freunde zu erwarten schien.

Muß ich Ihnen das erst sagen? Was wird Hildegard, was die Gräfin von mir denken, wenn ich die Forderung an sie stellen muß, unsere Verlobung geheim zu halten? Denn ich darf ihnen nicht auseinander setzen, daß die augenblickliche Stimmung und die gegenwärtigen Verhältnisse meines Vaters es mir fast wie eine Entweihung erscheinen lassen, wollte ich ihm jetzt enthüllen und Preis geben, was mir nächst meiner Ehre das Theuerste und Heiligste ist!

Er schwieg, um sich eine ihm zu Hülfe kommende Einwendung machen zu lassen; da der Caplan sie ihm aus gutem Grunde vorenthielt, sprach er selber nach einigem Ueberlegen: Wenn ich sicher wäre, daß Hildegard meiner Liebe, meinem Worte so voll vertraute, wie ich ihr . . . .

Mein Sohn, unterbrach ihn der Caplan, versündige Dich nicht an Hildegard: sie gibt ihr Herz nicht, wo sie nicht vertraut!

Aber die Gräfin? wendete Renatus ein.

Der Caplan legte seine Hand auf des jungen Mannes Schulter und sagte: Gräfin Rhoden ist eine welterfahrene Frau und eine vorsorgliche Mutter, die Dich und ihre Tochter kennt, aber sicherlich auch auf des Lebens Wechsel und Möglichkeiten denkt. Sie weiß, daß Deine Liebe und Dein Wort ihrer Tochter angehören, wenn Du heimkehrst, indeß . . . Er hielt inne und sagte dann, mit vorsichtiger Mißbilligung den feinen Kopf wiegend: Es war vielleicht nicht wohlgethan, im Angesichte eines solchen Krieges um die Hand eines jungen Mädchens zu werben. Ich bin sicher, daß es der Frau Gräfin nicht willkommen war, und es wäre großmüthiger von Dir gewesen, Dich zu überwinden und zu schweigen, denn es ist traurig, ein junges Mädchen zur Wittwe werden zu sehen, ehe es noch das Glück der Ehe kennen gelernt hat.

Renatus war gegen den leisesten Tadel empfindlich. Hildegard's Herz hätte in jedem Falle um mich getrauert, meinte er, wenn die Würfel des Todes mir fallen sollten!

Gewiß; aber man betrauert einen im Verschwiegenen geliebten Mann mit anderer Empfindung, als einen, dem man sich heimlich anverlobte, oder gar als einen erklärten Bräutigam. Das Mitwissen Anderer steigert für die meisten Menschen den Schmerz und zwingt oder veranlaßt sie oftmals, ihn in sich noch aufrecht zu erhalten, wenn sie bereits in der Verfassung wären, ihn zu überwinden. Und wo man nicht sicher ist, Glück und Freude bereiten zu können, soll man trachten, mögliches Leid und Unglück zu verhüten.

Renatus erhob sich, denn es bemächtigte sich seiner eine große Unruhe. Er konnte den Ansichten des Caplans nichts entgegensetzen, sofern sie auf eine noch zu begehende Handlung angewendet werden sollten; aber er ahnte ihren Zweck für diesen

besonderen Fall und er verhehlte sich nicht, daß seine Neigung für Hildegard keineswegs eine unüberwindliche gewesen war, daß er eine Uebereilung begangen habe und daß er leicht in die Lage kommen könne, ja, daß er sich eigentlich bereits in der Lage befinde, diese Uebereilung zu bereuen.

Er ging hastig ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich vor dem Geistlichen stehen und fragte kurz und heftig: Was soll ich denn thun? Was wollen Sie denn, daß ich thue?

Dasjenige, was Du zu thun ohnehin entschlossen warst, sprach der Geistliche gelassen.

Sie rathen mir also, gegen meinen Vater von der ganzen Angelegenheit zu schweigen?

Unbedenklich!

Und Hildegard — die Gräfin — wie soll ich vor ihnen dieses Verhalten rechtfertigen? Wie kann ich ihnen meine Handlungsweise erklären? rief er noch einmal.

Der Caplan hob sein Auge zu ihm empor und blickte ihn ruhig an. Ueberlasse es mir, mein theurer Sohn, Deine Rechtfertigung zu übernehmen! sagte er. Und er wußte, daß Renatus diese Antwort von ihm erwartet hatte. Renatus zögerte auch nicht, sich dieselbe zu Nutzen zu machen.

Aber, fragte er, was soll ich Hildegarden schreiben?

Das fragst Du mich? entgegnete der Caplan. Nun, Du wirst Hildegarden alles sagen, was Dein Herz Dir eingibt, und das Uebrige vergönne mir, der Frau Gräfin auseinander zu setzen. Ich gebe die Verhältnisse des Freiherrn sicherlich nicht Preis, und da ich die Ansichten der Frau Gräfin aus langjährigem Vertrauen kenne, hoffe ich, Gehör bei ihr und die Billigung Deiner Handlungsweise von ihr zu erlangen. Jetzt aber — er trat an's Fenster und sah zu dem Kirchthurme empor — jetzt ist's wohl an der Zeit, auf Deine Rückkehr zu denken, denn der Freiherr wird Dich erwarten.

Renatus zog die Uhr hervor und gab dem Caplan Recht. Er sagte, daß er ihm eine große Beruhigung verdanke, daß er nun wieder mit freiem Herzen an die Geliebte denken könne, und daß er nur bedauere, Vittoria in das Vertrauen gezogen zu haben. Indeß er nahm das alles leicht, da er für jetzt der Rücksprache mit dem Freiherrn enthoben war, vor der er sich mehr, als er sich selbst gestehen mochte, gefürchtet hatte.

Im Schlosse fand er, da von dem Freiherrn alle vorbereitenden Schritte bereits vor einigen Wochen geschehen waren, die richterlichen Beamten, vor denen der besprochene Akt seiner Mündigkeitserklärung vollzogen, und durch welche die Eintragung von Renatus' Vermögen auf Richten bewerkstelligt werden sollte, schon angelangt. Erst bei diesen Verhandlungen erfuhr der junge Freiherr, daß seine Befürchtungen wegen seines Vermögens nicht ohne Grund gewesen waren. Sein Capital stand, wenn man die Nähe des Krieges und die mit ihm zusammenhängenden Möglichkeiten in Betracht zog, keineswegs sicher auf dem Gute, und die vor ihm eingetragenen Gläubiger erhielten unverhältnißmäßig höhere Zinsen, als der Freiherr sie seinem Sohne festzusetzen für angemessen fand. Auch sah der Freiherr wohl, daß Renatus die Farbe wechselte, als er das betreffende Schriftstück unterzeichnete, indeß der Vater behandelte nur die Mündigkeits-Erklärung des Sohnes als ein ernstes Ereigniß, an das er mit aller Würde und Feierlichkeit heranging.

Er umarmte den Sohn, nannte ihn vor allen Zeugen einen fertigen Mann, einen Mann von wahrer Ehre und seinen Freund, und gab dann auf die Regelung der Geldangelegenheit anscheinend nur wenig Acht. Er erklärte sie für eine bloße Form, da zwischen Vater und Sohn von Mein und Dein doch nicht die Rede sein könne, meinte dann, daß Renatus erst jetzt wahrhaft in den Besitz seines mütterlichen Erbtheiles trete, wo er es in dem Grunde und Boden des Familiengutes anlege; und als

dann im Laufe des Nachmittages der militärische Chef des jungen Freiherrn mit seinem Stabe eintraf, war von den abgethanen Geschäften natürlich keine Rede mehr.

Der Freiherr hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, es seinen militärischen Gästen, es einer solchen Gesellschaft von Edelleuten aus allen Provinzen des Landes, in seinem Schlosse an irgend etwas fehlen zu lassen, was zu bieten er im Stande war, und Renatus hielt wo möglich noch mehr darauf, daß der Empfang seiner Vorgesetzten und Kameraden seinem Vaterhause Ehre mache.

Er hatte sonst es nicht leicht gewagt, dem Freiherrn gegenüber Verlangnisse zu äußern und Vorschläge zu thun; aber er war nun großjährig gesprochen, er hatte auch sein ganzes, persönliches Vermögen hergegeben, seinem Vater eine Erleichterung zu bereiten, und man konnte es doch in der That nicht wissen, ob es nicht das letzte Mal sei, daß er im Vaterhause weile. Er hatte nie gefühlt, was es mit der hastigen und feurigen Lebenslust des Soldaten auf sich habe. Jetzt erwachte sie in ihm. Er wollte froh sein, er wollte genießen und Andere mitgenießen lassen, was er besaß. Er blieb in beständiger Bewegung und Aufregung, erhielt alle Andern in derselben, und noch niemals hatte er seinem Vater so wohlgefallen, noch nie hatte der Freiherr es wie eben jetzt erkannt, daß sein Sohn ihm doch sehr ähnlich sei. Er gab jetzt allen Wünschen desselben unbedingte Folge. Ein Ball wurde aus dem Stegreif in das Werk gesetzt, die Säle, die Zimmer, die Fluren und Treppen waren wieder einmal belebt, wie in den Tagen, deren Renatus sich aus seiner Kindheit zu erinnern wußte. Wo die jetzt beschränkte Dienerschaft des Hauses nicht ausreichte, half die militärische Bedienung der Einquartierten aus, die man für die wenigen Stunden, in denen man ihrer bedurfte, in die Livréen des Hauses steckte; es waren deren noch mehrere von früher her vorhanden.

Allerdings durfte Renatus nicht nach der Schloßthorseite an das Fenster treten, ohne daß es ihm durch das Herz schnitt, wenn die Allee, die prächtige Allee, ihm fehlte, wenn er so weit hinaus die große Fläche übersehen konnte. Sie kam ihm wie ein Schlachtfeld vor, es schwebten traurige Schatten, Unheil verkündende Geister über ihr. Aber Niemand von seinen Kameraden vermißte die alten Bäume, es vermißte auch Niemand die schweren silbernen Tafelaufsätze und Pracht-Geräthschaften, die sonst bei feierlichen Gelegenheiten die Tafel geziert und den großen alten Schenktisch geschmückt hatten. Es waren während des Krieges viele Alleen niedergeschlagen worden und viele Gutsbesitzer hatten in den harten Zeiten ihr Silber eingeschmolzen oder es in den großen Städten in verhältnißmäßige Sicherheit zu bringen gesucht. Renatus fragte nicht darum, er nahm ohne Weiteres das Letztere an. Man ritt, man jagte in den schönen Revieren der Herrschaft, Alles wurde besehen, Alles bewundert: der Ahnensaal im Schlosse und die Kirche in Rothenfeld und die prächtige Familiengruft, in welcher die Baronin Angelika neben den anderen Todten ihres Hauses ihre Ruhestätte gefunden hatte.

Die Stunden der kurzen Rasttage entschwanden, ohne daß Renatus zur Besinnung kam. Er sah seinen Vater angeregt und wohlaufgelegt wie seit langen Jahren nicht. Vittoria schien auch neu belebt zu sein, die Anwesenheit so vieler Männer, der Eindruck, den sie auf dieselben machte, die Bewunderung, welche sie durch ihren Gesang wie durch die Fremdartigkeit ihres ganzen Wesens erregte, zerstreuten sie und schmeichelten ihr wie ihrem Gatten. Renatus konnte es nicht über sich gewinnen, noch einmal mit Vittoria von seiner Verlobung zu reden und die seltene Zufriedenheit zu stören, die ihn umgab. Es ward von Hildegard gar nicht mehr gesprochen. Nur mit Mühe fand er die Muße, seiner Braut zu schreiben oder ihrer in Ruhe zu gedenken.

Am Abende vor dem Abmarsche hatte man noch einmal die Gesellschaft aus der ganzen Umgegend zusammengebeten. Man tanzte noch einmal, und man spielte. Spät, als die Dunkelheit schon lange über der Erde und über dem ersten Knospen des Frühlings ausgebreitet lag, flammte oben auf der Margarethen-Höhe ein Feuerwerk empor und an dem Giebelfelde des Freundschaftstempels glänzte in farbigem Licht das Wort: „Victoria."

Es war eine Ueberraschung, mit welcher der Chef des Regiments seinen Wirthen den Dank für ihre verschwenderische Gastfreundschaft zu erkennen geben wollte; denn wie das Wort die Hoffnung der zum Kampfe ziehenden Krieger aussprach, so huldigte es auch der schönen Schloßherrin, und es kam dabei nicht in Betracht, daß der Freundschaftstempel sehr verfallen war, daß man alte Geräthschaften und Reisig in dem Raume aufbewahrte, der einst das Bild der Herzogin Margarethe umschlossen hatte und ihrem Andenken gewidmet worden war. Das glänzende Licht des Feuerwerks, wie vergänglich es auch war, machte alles Andere vergessen, und als es erloschen war, dachte man des Tempels und der Margarethen-Höhe überhaupt nicht mehr.

Renatus schrieb, wie er sich ausdrückte, mit dem Fuße im Bügel, noch an seine Braut. Der Caplan übernahm die Besorgung dieses Briefes.

Die Regimentsmusik schmetterte auf dem großen Schloßhofe schon ihre muthigsten Weisen, als der Freiherr den Sohn in die Arme schloß, als Renatus, mit Thränen und von des Vaters Segenswünschen begleitet, aus seinen Armen schied. Sie hatten sich nie so nahe gestanden, waren einander nie so lieb gewesen, als in diesem Beisammensein, und noch im letzten Augenblicke legte der Freiherr seine Gattin und Valerio an seines Sohnes Herz und sagte sehr erschüttert, obschon die Fremden es sehen und hören konnten: Kehre mir wieder, mein theurer, theurer

Sohn, und sei ihre Stütze, wenn ich nicht mehr bin, wie Du mein Freund und meine Freude bist! —

Er weinte und schämte sich der Thränen nicht. Der Mensch, der Vater, trugen in ihm den Sieg über die Formen der Gesellschaft davon, die überall aufrecht zu erhalten er sonst als seine Aufgabe angesehen hatte. Die Ereignisse waren stärker, als er und seine schwindende Kraft, und sie wuchsen mit jedem Tage an Gewaltigkeit, an Furchtbarkeit und an Erhabenheit über ihn hinaus.

## Viertes Capitel.

Was die Abergläubischen bei dem Erscheinen des großen Kometen gefürchtet und vorausgesagt, was Seba einst hoffend ausgesprochen, als sie, mit Renatus in der Thüre ihres Gartensaales stehend, das prächtige Phänomen betrachtet, es hatte sich Alles über jedes Erwarten schnell erfüllt.

Es war ein verheerendes Kriegsunglück über die Welt gekommen, das größte Kriegsheer, das die Menschheit seit unvordenklicher Zeit gesehen, war vernichtet worden. Die Russen selbst hatten die heilige Hauptstadt ihres Reiches zerstört. Zu Hunderttausenden waren die Kinder eines glücklicheren Klima's, waren die Söhne Frankreichs und Italiens, waren Portugiesen und Spanier, Deutsche und Polen unter dem Schnee der russischen Eisgefilde umgekommen, und ein Flüchtiger, ein Geschlagener und Ueberwundener, war der bis dahin für unbesiegbar gehaltene Kaiser von Frankreich mitten durch das von ihm unterjochte und geknechtete Europa seiner Hauptstadt zugeeilt, um, ein niedergeworfener Riese, aus dem Boden seiner Heimath neue Kraft zu schöpfen.

Noth und Elend hatten den Weg bezeichnet, auf welchem das französische Heer nach Rußland gezogen war, Elend, Krankheit, Tod und Leichen bezeichneten die Straße, auf der die Trümmer dieses für unüberwindlich gehaltenen Heeres bald in kleineren, bald in größeren Massen, bald vereinzelt als jammervoll Verstümmelte, als in Lumpen gehüllte Bettler durch das

Land zogen, und es gab in den preußischen Ostprovinzen sicherlich nicht Eine Stadt, nicht Ein Dorf, ja, nicht Ein Haus, dem die Theilnahme an dem Entsetzen erspart worden wäre, welches das geschlagene Heer mit sich durch aller Herren Länder trug. Je größer die Ortschaften waren, je eher man hoffen durfte, in ihnen Aufnahme oder Erquickung, ja, oft nur ein ruhiges Sterbekissen zu finden, um so massenhafter drängten die Fliehenden sich dorthin, und die Herrschaft Richten mit dem Kirchthurme von Neudorf, mit dem weithin in die Ferne ragenden goldenen Kreuze der Rothenfelder Kirche, zogen immer aufs Neue ganze Scharen von Flüchtigen in ihren Bereich.

Die Kirchen beide lagen voll von Kranken und Sterbenden. Der protestantische Pfarrer, der des alten Pastors Nachfolger geworden war, der Caplan und sein Sakristan rasteten nicht Nacht, nicht Tag. Die leibliche Noth und das geistige Leiden der im fremden Lande, fern von den Ihrigen Hinsterbenden nahmen die Geistlichen der beiden Gemeinden gleichmäßig und ganz in Anspruch. Wollte man den Muth der Dorfbewohner nicht völlig sinken lassen, wollte man nur die Leichen unter die Erde bringen, so durften diese Männer sich nicht schonen, und keiner von ihnen dachte an sich und an die eigene Gefahr. Der Caplan ging Allen voran in hingebender Thätigkeit und Selbstaufopferung, und er rechnete sich dies nicht zum Verdienste. Seine Tage waren gezählt, er hatte nichts, woran seine Seele gefesselt war, er dankte seinem Gotte, daß er ihm die Kraft gelassen habe, zu helfen, zu trösten bis an sein Lebensende, und fernsehend mit dem Auge seines Geistes, gab er sich gläubig an die Hoffnung der Vaterlandsbefreiung hin, die am Horizonte des neuen Jahres emporzusteigen begann.

Der Freiherr theilte diese Hoffnung nicht. Er hatte Napoleon verabscheut, als er noch General und Consul gewesen war; aber die Gesinnungen des Freiherrn hatten eine Aende-

rung erlitten, seit der Consul sich die Krone aufgesetzt und mit eiserner Hand der Volksherrschaft in Frankreich ein Ende gemacht hatte. Der Kaiser, dessen Tyrannei die Franzosen, wie der Freiherr es nannte, für das Freiheitsgelüsten geißelte, in welchem sie ihren König ermordet, den Adel des Landes unter das Messer der Guillotine geliefert und in die Verbannung zu gehen gezwungen hatten, erschien ihm wie eine sittliche Nothwendigkeit in der Weltordnung. Er sah das Unglück, das Napoleons schrankenlose Eroberungssucht über ganz Europa brachte, als die gerechte Strafe dafür an, daß die Fürsten und Völker dem angestammten französischen Herrscherhause und den gut gesinnten Franzosen nicht ihren vollen Beistand zur Niederwerfung der Revolution geliehen hatten, und wenn er in sein Inneres blickte, fühlte er für den Kaiser, der sein willkürliches Belieben zum Gesetze eines Welttheils machte, jetzt mehr Vertrauen, mehr Theilnahme und Bewunderung, als für irgend einen der deutschen Fürsten, die in widerwilligem Gehorsam und zum Theil in knechtischer Schmeichelei und Selbsterniedrigung zu des Eroberers Füßen lagen, oder gar zu seinem Landesherrn und zu dessen Regierung, welche gegen die Herrschaft des großen Genius, des Revolutions-Besiegers ankämpfen zu können glaubten, indem sie in dem eigenen Lande die Gemüther des niederen Volkes selbst in Aufregung versetzten, die Hand an geheiligte, alte Rechte legten, den Adel beraubten und von sich entfernten, ohne damit das Volk erheben und zufriedenstellen zu können. Er hatte den Ausspruch des vierzehnten Ludwig: „Ich bin der Staat!“ immer verstanden und bewundert. Er bewunderte auch Napoleon, der sich als den Willen und das Gesetz für seine Zeit hinstellte, und der Gedanke einer von Napoleon begründeten Weltherrschaft stimmte mit den Ansichten des Freiherrn wohl zusammen, seit der Kaiser sich geneigt erwies, dem alten Adel seine Hand zu bieten, und ihn in viele seiner Rechte wieder einzusetzen.

Es war mit seiner vollen Zustimmung geschehen, es hatte sich kein Widerstreben in ihm geregt, als sein Sohn den Fahnen Frankreichs nach Rußland hatte folgen müssen. Der jähe Glückswechsel, der den Kaiser traf, erschreckte den Freiherrn also höchlich und warf ihn fast mehr darnieder, als einst das Unglück seines Vaterlandes. Er wurde irre an der Folgerichtigkeit der Dinge, wie er sie verstand, und die Ohnmacht auch des gewaltigsten Einzelwillens, das endliche Unterliegen auch der größten Kraft des Einzelnen, erschütterten ihn und ließen ihn Schlüsse machen, die er endlich gegen seine eigenen Ueberzeugungen zu richten sich nothgedrungen sah.

Er wollte nichts wissen von der Verbindung, welche schon lange im Lande thätig war und alle Stände zu einmüthiger Erhebung gegen die Tyrannei der Fremdherrschaft wachzurufen trachtete. Er wendete sich von den Mitgliedern des alten Adels mit Beschämung ab, wenn sie es als ein erstrebenswerthes Ziel bezeichneten, mit ihren Bauern und Insassen in gleicher Reihe und gleichem Gliede zu fechten. Er mochte nichts hören von den Verhandlungen, durch welche deutsche und vor Allem die preußischen Vaterlandsfreunde den Anschluß an Rußland vorzubereiten strebten, und er vermied es, den eigenen Sohn zu sehen, als dieser, mit dem York'schen Corps aus Rußland wiederkehrend, von der allgemeinen Stimmung über sich hinausgehoben, voll Begeisterung dem nahen Freiheitskampfe entgegen zu gehen hoffte.

Der eisige Winter hatte den Greis in seinem Schlosse gefangen gehalten. Auch das erwachende Jahr lockte ihn wenig hinaus. Er war nicht begierig, die Verwüstungen anzusehen, welche die fliehenden Franzosen und die sie verfolgenden Russen innerhalb seiner Besitzungen angerichtet hatten. Das Recht des Stärkeren, die Unerbittlichkeit der Noth hatten überall gewaltet, der gegenwärtige Amtmann war nicht der Mann gewesen, sich

dem Aeußersten zu widersetzen; der Freiherr hatte nicht mehr die Kraft, nicht mehr die Mittel besessen, mit großen Opfern größere Uebel zu verhindern. Es sah übel auf der Herrschaft aus, als im Beginne des Frühlings der König von Preußen den Aufruf an sein Volk erließ, der Jeden, welcher die Waffen tragen konnte, zu den Fahnen forderte, um mit Gott unter des Königs Führung für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen.

Der Freiherr hatte den Aufruf wieder und wieder gelesen und ihn dann zu dem Caplan geschickt, den die Pflege seiner Verwundeten und Kranken jetzt in Rothenfeld zurückhielt und der schon seit vielen Wochen nicht nach Richten gekommen war, um das pestartige Lazareth-Fieber, das sich aus den Spitälern in den beiden Kirchen nach den Dörfern verbreitet hatte, nicht auch in das Schloß zu übertragen. Aber der Freiherr vermißte ihn sehr, das Herz war ihm beladen, und Vittoria war nicht die Frau, vor der er es entlasten konnte.

Es waren ihre Schönheit, ihre Weltunerfahrenheit gewesen, die ihn einst an der kaum der Kindheit entwachsenen Jungfrau bezaubert hatten, und er hatte von Vittoria liebevoll alles ferngehalten, was ihr diesen Reiz zerstören konnte. Sie war heute noch schön, fast schöner, als sie je gewesen, sie war heute noch fremd in der Welt Händeln und in den Nöthen und Bedürfnissen des täglichen Lebens, sofern diese letzteren nicht sie selbst betrafen; aber seit er ihrer Schönheit nicht mehr genießen konnte wie sonst, rührte sie ihn, statt ihn zu erfreuen, und die Selbstsucht, mit welcher Vittoria, wie ein wahres Kind, nur an ihr eigenes Wollen und Bedürfen dachte, quälte ihn jetzt bisweilen eben so, wie sie ihn sonst belustigt hatte. Er dachte jetzt oft, gar oft an die Baronin Angelika zurück, indessen er wußte daneben auch, nach welcher Seite das Herz seiner ersten Gattin sich in diesen Zeiten hingewendet haben würde.

Wenige Tage, nachdem der königliche Aufruf in die Provinz

und in das Schloß gelangt war, brachte einer der Chorsänger aus Rothenfeld dem Freiherrn einen Brief des Caplans. Der Freiherr, der in seinen jungen Jahren der verheerenden Seuche, welche auf den Gütern geherrscht hatte, muthig entgegengetreten war, zeigte sich jetzt ängstlich gegen Krankheit und Ansteckung und vermied es also, den Boten vor sich zu lassen. Er empfing den Brief durch seines Dieners Hand, ließ sich die Brille reichen, deren er sich, weil es ihn an eine Altersschwäche mahnte, nur ungern bediente, und trat an das Fenster, um das Schreiben zu lesen. Es war jedoch, als ob er seinen Augen nicht traute, denn er nahm die Brille ab, putzte mit vorsichtiger Hand die feinen Gläser, las den Brief noch einmal und sagte danach, daß er die Antwort senden werde.

Als der Diener sich entfernt hatte, ging der Freiherr eine Weile langsam in dem Zimmer auf und nieder. Der Caplan schrieb ihm, daß die sämmtlichen vier Chorschüler nach der Kreisstadt zu gehen dächten, um in die Landwehr einzutreten, daß er sie übermorgen, da die Kirche voll Kranker liege, zu diesem Schritte in seiner Wohnung vorzubereiten und einzusegnen wünsche, und daß er den Freiherrn anfrage, ob es ihm möglich sei, den jungen Leuten das Geld zu ihrer Ausrüstung zu geben, widrigenfalls er ihn ersuche, ihm einen Theil seines rückständigen Gehaltes auszahlen zu lassen, damit er, so viel an ihm sei, für die Bewaffnung seiner bisherigen Zöglinge sorge. Er meldete zugleich, daß aus allen drei Dörfern eine Anzahl von Arbeitern und von Bauernsöhnen sich dem Könige stellen, daß sie unter Adam Steinert's Führung, der gleichfalls in das Feld ziehe, sich auf den Weg machen würden, und daß der Pastor in Neudorf deßhalb auch eine religiöse Vorbereitung und Einsegnung auf dem Kirchhofe veranstalten werde.

Der Freiherr brauchte eine Weile Zeit, sich zu fassen. Die Welt wurde ihm fremd. Die Worte: Volkserhebung,

Volkskrieg, Volkswille, die ihm von Frankreich her oft genug aus der Ferne entgegengeklungen, wurden von dem ältesten Genossen seines Lebens anerkennend gebraucht, wurden jetzt unter seinen Augen, wenn auch in veränderter Gestalt, zu einer Wahrheit, und sie erschreckten ihn.

Er sah um sich her ein Geschlecht, eine Zeit, eine Welt erstehen, in welcher er besorgen mußte, seine bevorzugte Stellung nicht mehr aufrecht erhalten zu können, und ein Traum, den er einst gehabt, kam ihm plötzlich in die Erinnerung zurück. Er hatte einmal geträumt, daß er an einem Sommertage schlafend in einem Saatfelde gelegen, und die Saat war gewachsen und in Aehren geschossen und die Halme waren hoch und immer höher geworden, bis sie über ihm zusammenschlugen wie ein wallendes Meer, aus dem er sich mit Herzensangst zu erretten strebte und das ihn endlich doch in seinen Wellen begrub. Jetzt schoß eine solche Saat empor und ihre Halme schlugen über ihm zusammen.

Er fühlte sich vereinsamt und gebeugt, aber er durfte dem Freunde nicht verweigern, was dieser mit Recht begehren konnte, und er mußte sich mit Widerstreben eingestehen, daß er diese Volkserhebung, der er sich im tiefsten Innern abgeneigt fühlte, daß er diesem Kriegsunternehmen, welches er als ein unglückliches und hoffnungsloses ansah, seinen Beistand leihen, daß er sich dem allgemeinen Wollen, der allgemeinen Stimmung und Meinung unterordnen und zur Ausrüstung der Freiwilligen wider seinen Willen seinen Beitrag zahlen müsse, wenn er nicht dazu gezwungen werden, wenn er nicht auf die Achtung fast aller seiner Standesgenossen und Freunde verzichten wolle.

Er hatte wenig baares Geld im Vorrathe, und es war überall nicht leicht, in diesem Augenblicke Geld herbeizuschaffen. Nachdenklich stand er vor dem Schranke, in welchem er die Werthgegenstände des Hauses aufbewahrte. Er sah die Schmuckkästchen an, welche den Frauen des Geschlechtes von Arten an-

gehört hatten, und nahm dasjenige in die Hand, das einst zur Hochzeit für die Gräfin Angelika angefertigt worden war. Ohne recht zu wissen, was er damit wollte, öffnete er es. Der ganze, prächtige Schmuck lag noch darin, er sah ihn wohlgefällig an, die Brillanten funkelten im Sonnenlichte. Sie sprachen zu ihm von fernen Tagen. Es war ihm zu Muthe wie einem Gläubigen vor einem Heiligenschreine, und doch überkam ihn eine Art von Unruhe, von Angst vor seinem Denken und vor seinem Wollen. Er hielt den Kasten gegen das Fenster, um der Schönheit des Schmuckes recht inne zu werden. Es fehlt kein Stein! sagte er, und das Etui vorsichtig verschließend, setzte er es an die gewohnte Stelle zurück und ging, Vittoria aufzusuchen.

Er mochte nicht mit sich allein sein, er war auch nicht in der Verfassung, jetzt dem Caplan die Antwort zukommen zu lassen.

Vittoria war nicht in ihrem Zimmer. Der warme Sonnenschein hatte sie mit ihrem Knaben in das Freie hinausgelockt. Die Wärterin meinte, die Frau Baronin müsse bald wiederkehren, da die Mittagszeit Valerio's nahe sei. Der Freiherr schickte sie fort, ihre Herrin und das Kind zu holen, und setzte sich auf das Sopha nieder. Es war Vittoria's gewöhnlicher Platz. Er wußte nicht recht, was er dachte, aber es lag eine tiefe Traurigkeit über seiner Seele. Er wünschte, Vittoria zu sehen, er wollte sie bitten, ihm etwas vorzusingen, er hatte Lust, den Knaben bei sich zu haben — und sie blieben aus. Freilich hatte die Wärterin sie erst suchen zu gehen, und sie wußte nicht, nach welcher Seite sie gegangen waren, indeß das Warten machte ihn doch ungeduldig. Er griff nach einem Buche, das auf dem kleinen Lackschränkchen zur Seite des Sopha's lag. Vittoria hatte ihre Briefschaften und mancherlei Andenken in diesem Schränkchen aufbewahrt; sie hing an diesem kleinen Besitze mit großer Liebe; es durfte Niemand daran rühren, sie trug den kleinen Schlüssel stets an einem Kettchen auf der Brust. Heute

jedoch hatte sie ihn wider alle ihre Gewohnheit stecken lassen; der Entschluß, auszugehen, mochte ihr wohl plötzlich gekommen sein, und sie mußte in ihrer Lebhaftigkeit des Schlüssels vergessen haben.

Der Freiherr, in müßigem Warten, wollte statt ihrer das Schränkchen zuschließen, indeß es widerstand etwas darin. Er öffnete die Thüre, einige Blätter Papier waren aus dem oberen Fache herabgeglitten. Als er sie auf die Seite schieben wollte, fiel ihm eine goldene Kapsel auf, die er nie bei Vittoria gesehen hatte. Arglos nahm er sie zur Hand, und blieb regungslos vor dem kleinen Schranke stehen.

Eine reiche, schwarze Locke nahm die eine Seite der Kapsel ein. „Der Seele meiner Seele!" war in italienischer Sprache in den kleinen Mittelraum hineingeschrieben. Die andere Seite wies das Bildniß eines schönen Mannes in militärischer Kleidung — und der Freiherr kannte diesen Mann. Es war Graf Mariano, der Oberst der italienischen Nobelgarde, der nach dem ersten Kriege Monate lang als Verwundeter im Schlosse und dem Freiherrn ein willkommener Gesellschafter und Gast gewesen war.

Ein dumpfer Schmerzenslaut entrang sich der Brust des Greises. Er raffte eilig zusammen, was er von Papieren vor sich liegen fand, und verließ das Gemach. Im Vorsaale kam ihm Vittoria entgegen, und der Knabe lief auf ihren Antrieb auf ihn zu. Er stieß ihn von sich, daß das Kind zur Erde fiel.

Was ist geschehen — im Namen Gottes, was ist geschehen? rief Vittoria, da sie die Verstörtheit ihres Gatten bemerkte; aber er antwortete ihr nicht. Die Papiere und die Kapsel, welche sie in seiner Hand sah, sagten ihr Alles.

Die erschrockene Wärterin führte Valerio fort, Vittoria blieb mitten in dem Vorgemache stehen. Ihr Kopf hob sich stolz in die Höhe, ihre Brust athmete tief; trotz ihrer kleinen Gestalt sah sie mächtig aus, mächtig und entschlossen, und wie von einer schweren Last befreit, rief sie: Endlich! Jetzt endlich bin ich frei!

# Fünftes Capitel.

An dem Sonntage, welcher diesen Ereignissen folgte, segnete der Caplan in seinem Zimmer seine Chorsänger und einen katholischen Diener des Freiherrn für ihren Feldzug ein und ertheilte ihnen das Abendmahl. Man betete auch für den jungen Freiherrn und für das ganze freiherrliche Haus, aber es war Niemand vom Schlosse dabei zugegen. Der Freiherr hatte dem Caplan einen Theil seines Gehaltes und die gewünschte Beisteuer gesendet, die Baronin war eines Tages ganz plötzlich in die Pfarre nach Rothenfeld gekommen und am anderen Tage, trotz ihrer Scheu vor der im Dorfe verbreiteten Krankheit, noch einmal wieder dahin zurückgekehrt. Den Freiherrn sah man nicht. Es hieß, die Schlaflosigkeit, an der er vor langen Jahren schon einmal gelitten, habe ihn wieder befallen, aber er verweigere, ärztliche Hülfe zu nehmen, obschon er krank aussehe und stundenlang in den Sälen des Schlosses oder, wenn es dunkele, in den Gängen des Parkes umherwandere.

Die Einsegnung der evangelischen Freiwilligen fand, weil auch in Neudorf die Kirche voller Kranken lag, auf dem Kirchhofe unter freiem Himmel Statt. Aus allen Kirchspielen und Dörfern der Umgegend waren sie gekommen, Männer jedes Alters und Standes, die Frau an ihres Gatten Seite, der Bräutigam am Arme seiner Braut, die Eltern mit ihrem kaum zum Jünglinge herangereiften Sohne. Die Einen waren schon vollständig bewaffnet, den Andern fehlte die Waffe noch, aber das Feuer der Begeisterung und der opferfreudigen und todes-

muthigen Entschlossenheit war Allen gemeinsam, dem Manne wie dem Weibe, den Greisen wie den Jünglingen, den Fortziehenden wie den Zurückbleibenden. Jeder wußte, daß er das Seinige thun müsse in der großen Zeit, und die beiden Männer, der Hauptmann und der Lieutenant der Landwehr, welche in dieser Gegend die Erhebung geleitet und die gemeinsame Einsegnung veranlaßt hatten, sahen in ihren Offiziers-Uniformen nicht am wenigsten gefestet aus.

Es war am späten Nachmittage, und der Schatten der Eingesegneten, die sich still und feierlich entfernten, fiel schon lang über den frisch ergrünenden Rasen hin, als der ältere der beiden Offiziere, ein großer, starker Mann, das Landwehrkreuz an seiner Mütze, sich nach dem Ausgange des Kirchhofes wendete. Er mochte der Mitte der Fünfziger nahe sein, ein sechszehnjähriger, gleichfalls bewaffneter Sohn ging an seiner Seite, einen heranwachsenden Knaben führte seine Frau an ihrer Hand, seine Tochter hing an seinem Arme. Die Leute traten von allen Seiten an ihn heran, ihm zum Abschiede die Hand zu geben.

Leben Sie wohl, Herr Amtmann, sagten die Alten, die ihn noch im Dienste des Freiherrn gekannt hatten. Leben Sie wohl, Herr Steinert! riefen die Jungen; kommen Sie uns gesund wieder nach Hause! Gott erhalte Sie, Gott erhalte Ihnen auch den jungen Herrn!

Er schüttelte dem Einen die Hand, er klopfte dem Andern auf die Schultern. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! entgegnete er; und wenn in Marienfelde etwas vorfallen sollte, meine Frau weiß sich wohl zu helfen — aber springt doch zu!

Verlassen Sie Sich darauf! Sie haben ja auch die Zeit her immer zu uns gehalten, und wir zu Ihnen! Verlassen Sie Sich darauf, Herr Steinert! erscholl es wie aus Einem Munde. Die Frau hob die Augen auf und wollte lächeln, aber ihr Schmerz war doch noch größer, als ihr opferfreudiger Wille.

Die Thränen rollten ihr über das noch blühende Gesicht, und sie bewegte im Unwillen gegen ihre Schwäche das Haupt, die schweren Tropfen unmerklich abzuschütteln.

Herr Amtmann, sagte ein alter Bauer, die Mütze in der Hand, wenn Einem von den Unseren hier — Sie kennen sie ja alle — was Menschliches begegnet — meine zwei Söhne und mein Schwestersohn und mein Knecht sind auch dabei .... Er konnte nicht weiter sprechen.

Ich behalte sie alle im Auge, so gut wie meinen Jungen da, versicherte Steinert. Ich melde Euch, wie es mit uns Allen steht; geht nur zu meiner Frau, da werdet Ihr's erfahren! Und nun lebt wohl! Wir stehen überall in Gottes Hand. — Lebt wohl!

Er hatte Mühe, sich loszumachen und mit Frau und Kindern seinen am Kirchhofthore wartenden Wagen zu erreichen. Als er einsteigen wollte, blickte er noch einmal zurück. Es lagen in dem Erbbegräbnisse der Steinert's nahe am Eingange des Kirchhofes unter den beiden von Adam neu gepflanzten Linden — denn die uralten Bäume hatten die Russen niedergehauen — Steinert's Vater und Mutter und sein ganzes, ihm vorangegangenes Geschlecht in Frieden unter dem grünen Rasen beisammen. — Werden ich und mein Sohn auch hier ruhen, oder wo wird uns die Todesstunde schlagen? fragte er sich unwillkürlich. Aber er sprach es nicht aus, und obschon die Seinigen ihn erriethen und Aller Augen sich feuchteten, hielten Alle sich still und aufrecht; sie durften einander die Herzen nicht erweichen.

Kommt denn der Herr Hauptmann nicht zurück? fragte die Frau, als sie bemerkte, daß der Bursche, dem man des Hauptmanns Pferd zu halten gegeben hatte, es noch am Zügel führte, und es war eine Selbstüberwindung für sie, daß sie an etwas Anderes und an einen Andern dachte, als an ihren Mann und ihren Sohn und ihren Schmerz.

Der Hauptmann wird uns nachkommen, laßt ihn gehen! entgegnete Steinert, und sie fuhren von dannen, während der Mann, von dem sie gesprochen hatten, sich nach der anderen Seite des Kirchhofes wendete und mit ruhigem Schritte, die mächtige Gestalt hoch aufgerichtet, langsam über den Rasen herging.

Jahr und Tag war er von Deutschland entfernt gewesen, und es hatte ihn nicht danach gelüstet, in das Vaterland zurückzukehren, so lange die Franzosenherrschaft im Lande noch mächtig gewesen war. Er hatte es auch nicht wagen dürfen, denn der Blutbann schwebte über ihm, seit er bei dem Uebergange über die russische Grenze den französischen Commissär erschossen hatte.

Aber ihn dünkte, als läge dieses Ereigniß weit, sehr weit hinter ihm, denn er hatte viel erlebt in dieser Zeit und viel gelernt und viel gewirkt.

In der Nähe der nach Rußland geflüchteten deutschen Vaterlandsfreunde und unter ihrer Leitung mitwirkend für die Beförderung ihrer Zwecke, hatte er in der vielbewegten Zeit die Gelegenheit wahrnehmen und benutzen können, seine und des Flies'schen Hauses Capitalien im Handelsverkehre sich bewegen und wachsen zu machen, und während er selbst seinen Besitz vergrößerte, seine Anschauungen erweiterte, den Kreis seiner Bekanntschaften ausdehnte, hatte er unter des Hauptmanns von Werben Leitung, der, wie viele andere deutsche Offiziere, in russische Dienste getreten war, sich diejenigen militairischen Kenntnisse anzueignen gesucht, die ihn befähigen konnten, bei dem sich bietenden Anlasse für die Befreiung des deutschen Landes wirksam einzutreten.

Mit den ersten Russen war er über die Grenze gekommen, und bei der großen, den Krieg vorbereitenden Thätigkeit, welche in der Hauptstadt Preußens sich fast noch unter den Augen der Franzosen zu regen begann und in welcher das Bestreben der

gesammten Bürger mit dem selbstständigen Beschließen aller Behörden so einmüthig und ruhmwürdig zusammenfiel, daß sie endlich die zagende Unentschlossenheit des Königs mit sich auf dem Strome ihrer Begeisterung fortrissen, waren die unermüdliche Arbeitskraft und die schnelle Uebersicht eines geschäftskundigen Mannes recht an ihrem Platze gewesen.

Wo man seiner bedurfte: bei den Ankäufen für die Ausrüstung, bei der Controle der eingehenden Beiträge, bei der Beschaffung der nöthigen Capitalien', überall war Paul zu uneigennütziger Hülfe bereit; und als man schließlich daran ging, die Landwehr aufzubieten, war er wieder der Ersten Einer gewesen, die das bürgerliche Kleid mit dem Soldatenrocke, die Feder mit dem Degen vertauscht und das Kreuz an ihre Mütze geheftet hatten, um in dem ihm von den oberen Behörden angewiesenen Kreise im Verein mit Steinert, der zu den treuesten und eifrigsten Vaterlandsfreunden zählte, das Zusammentreten, die Ausrüstung, die erste Einübung und den Abmarsch der Freiwilligen bewerkstelligen zu helfen.

Es war nicht Paul's Wahl gewesen, daß er eben in diesen Theil der Provinz gekommen war, an den sich keine erfreulichen Erinnerungen für ihn knüpften. Indeß er war es nicht gewohnt, seinen widerstrebenden Empfindungen nachzugeben, wo es eine Pflichterfüllung galt, und die Arbeit, welche auf ihm und Steinert lag, war so gewaltig, der Augenblick nahm die ganze Kraft der Menschen so sehr in Anspruch, jeder Morgen brachte so viel neue Anforderungen, stellte so viel neue Nothwendigkeiten heraus, denen rasch begegnet werden mußte, daß Paul während aller der Tage, die er unter Adam's Dach verweilte, nicht viel an sich selber denken konnte.

Und doch wachte mit dem Klange der Namen Neudorf, Rothenfeld und Richten, doch wachte bei der Nennung des Freiherrn von Arten eine eigene Wehmuth in seinem vom Leben

geprüften Herzen auf, gegen die er sich vergeblich sträubte. Es half ihm nicht, daß er sein Verlangen, die Stätten wiederzusehen, die sein Fuß als Kind betreten hatte, eine müßige Neugier schalt. Er wußte, daß keine Spur mehr vorhanden sei von dem Hause, in welchem er geboren worden war, in welchem er mit seiner Mutter gelebt hatte. Es rief ihn keines Menschen Liebe, keiner Eltern Zärtlichkeit, kein Bruder, kein Jugendgespiele nach der Heimath seiner Kindheit zurück. Er trug auch kein Verlangen, den stolzen Bau zu sehen, den sein Vater über der Stätte aufgerichtet hatte, auf welcher seiner armen Mutter das Herz gebrochen worden war; aber es bewegte ihm doch die Seele, als er an dem schönen Frühlingstage an der Spitze der kleinen, kampfbereiten Schaar in Neudorf einritt, als er auf demselben Kirchhofe, der seiner Mutter Reste in sich schloß, zu dem ernsten Gange auf Leben und Tod die Weihe und den Segen über sich und seine Gefährten aussprechen hörte.

Der Kirchhof war nicht groß, er hatte nicht weit zu gehen bis zu der Ecke, in welcher, fern von den Gräbern der Glücklicheren oder der Muthigen und Geduldigen, die armen Ausgestoßenen gebettet lagen, die das Leben von sich geworfen hatten, weil es ihnen zu schwer geworden war. Die Hügel waren eingesunken. Kaum daß man noch die Wellungen im Erdreiche unterschied. Ein paar kleine Holztafeln ragten nur wenig über dem Boden hervor, die Kosaken hatten vor einigen Wochen mit ihren Pferden auf dem Kirchhofe campirt, es war Alles niedergetreten, nur ein paar eisenumgitterte Erbbegräbnisse, wie das der Steinert's, waren erhalten worden.

Er bückte sich nieder, um zu sehen, ob auf den kleinen Tafeln vielleicht ein Name erkennbar sei; aber der Regen hatte sie weiß gewaschen, die Hufe der Pferde sie zerschlagen, sie waren überhaupt nur übrig geblieben, weil die Kosaken die paar elenden

Splitter des Aufleſens nicht werth geachtet haben mochten, wo ſie Bäume umzuſchlagen gefunden hatten.

Sinnend, die Arme über die Bruſt gekreuzt, das Haupt geſenkt, ſchaute Paul auf die kleine Scholle Erde nieder. Er fühlte ein tiefes Mitleid mit der Frau, die ihm einſt das Leben gegeben hatte; er hätte ſie neben ſich haben, ſie lächeln ſehen und ihr alle die Leiden, die ſie gelitten, in Freuden verwandeln, durch Glück vergelten mögen.

Arme, arme Mutter! rief er unwillkürlich — und wie das Wort, das er ſeit langen Jahren nicht mehr ausgeſprochen, ſein Ohr berührte, fühlte er, was das Leben ihm und ihr verſagt hatte, und ein paar große, ſchwere Tropfen fielen aus ſeinen dunklen Augen auf den Boden nieder. Es war das einzige Liebesopfer, das er der Mutter darzubringen vermochte.

Als er aufblickte, ſtand der alte Bauer vor ihm, der ſeine Kinder dem ſcheidenden Steinert anempfohlen hatte. Er war dem fremden Offizier aus der Ferne gefolgt und hatte ihn ſchweigend beobachtet. Paul, in ſeine Gedanken verſunken, wollte an dem Alten vorübergehen; aber dieſer, der nicht wußte, wohin er mit der eigenen, ihm ungewohnten Rührung ſollte, hielt ihn zurück.

Die Pferde ſind darüber weggegangen, und über manches Chriſten Grab werden ſie noch fortgehen, daß man ſeine Spur nicht findet, ſagte er mit jener Feierlichkeit, die allen denen eigen iſt, welche den Ausdruck für ihre Gefühle einzig aus der Bibel ſchöpfen.

Paul blieb ſtehen; es that ihm wohl, auf ein Zeichen des Mitgefühls zu ſtoßen. Er erkundigte ſich bei dem Alten, ob er hier zu Hauſe ſei. Als dieſer es bejahte, fragte er, ob er ihm ſagen könne, wo man vor Jahren des Jägers Mannert Tochter hier begraben habe.

Der Bauer beſann ſich eine Weile, dann fing er zu zählen

an. Hier, sprach er darauf, indem er auf einen der schwachen Hügel hinwies, hier, dieses ist's; es war das fünfte Grab hier von der Mauer!

Paul blickte hin, es war keine Bezeichnung irgend einer Art daran erkenntlich. Er wollte eine Frage thun, unterdrückte sie und konnte dem Verlangen endlich doch nicht widerstehen. Hatte das Grab denn kein Kreuz? fragte er, weil es ihn zu wissen gelüstete, ob sein Vater der Mutter wenigstens diesen letzten Liebesdienst geleistet habe.

Ein Kreuz? wiederholte der Bauer offenbar verwundert, sie hat sich ja in's Wasser gestürzt! Ein Kreuz konnte sie nicht bekommen und eine Tafel — wer hätte ihr die setzen lassen sollen? — Sie hatte nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester; sie hatte gar keine Freundschaft hier zu Lande, und der gnädige Herr? — der Bauer zuckte, sich unterbrechend, die Schultern — damals freilich stand es noch sehr gut mit ihm. Aber als die Pauline sich in's Wasser stürzte, reiste er gerade zu seiner ersten Hochzeit ab, und hernach, wie sie im Garten aufgefischt wurde, waren die Eltern der gnädigen Frau, die Herrschaften von Berka, just im Schlosse. Es wird nun an die zweiundzwanzig Jahre her sein. Da hatte man nur zu thun, daß die nichts davon erfuhren und daß der Leichnam im Stillen unter die Erde kam. Wem ging sie auch was an? —

Arme Mutter! arme, arme Mutter! rief Paul in seinem Innern, und noch einmal drängten die Thränen sich in seine Augen. Sich leise niederbeugend, legte er, ohne zu wissen, weshalb er's that, die Hand auf das junge, grüne Gras, das über seiner Mutter Asche neu emporwuchs. Dann wendete er sich ab. Er hatte Abschied genommen von der Todten, nun konnte er gehen. Der Bauer sah ihm verwundert zu. Er hatte so etwas noch nicht erlebt; aber man konnte jetzt vielerlei geschehen sehen, was vorher nicht dagewesen war. Mit Einem Male,

wie er so neben dem Offizier her ging, schien ihm ein Gedanke zu kommen. Er sah zu ihm empor und wollte eine Frage thun, aber gerade in dem Augenblicke richtete auch Paul sein Auge noch einmal auf seinen Begleiter, und es war in dem festen, strengen Blicke etwas, das die unerbetene Frage laut zu werden hinderte, etwas, dem der Alte von früher Jugend auf gehorsamt hatte.

Er zog den Hut ab und blieb voll Ueberraschung stehen. Der Offizier grüßte ihn und ging mit einem Dankesworte von dannen.

Sein ganzer Gang! sagte kopfschüttelnd der Alte, dem plötzlich die Bedeutung seines Erlebnisses klar zu werden anfing. Sein ganzes Gesicht, setzte er hinzu, da Paul, nachdem er zu Pferde gestiegen war, das Haupt noch einmal rückwärts wendete, sein ganzes Gesicht!

Paul hatte gerades Weges nach Hause reiten wollen, aber das eingesunkene, verlassene Grab seiner Mutter hatte ihm das Herz erschüttert. Er meinte sich ihrer plötzlich auf das deutlichste zu erinnern, er meinte, sie vor sich zu sehen, wie sie an dem letzten Abende ihres Lebens neben ihm gestanden. Er glaubte, den Ton der Stimme zu vernehmen, mit welcher sie zu ihm gesprochen hatte, und das Verlangen, das fast jedem Menschen inne wohnt, das Verlangen, sich mit seinen Anfängen im Zusammenhange zu erhalten, ward in ihm so mächtig, daß er sein Pferd zur Rechten lenkte und die Straße einschlug, auf welcher die große Rothenfelder Kirche ihm als Wegweiser diente.

Er kannte nicht Weg, nicht Steg. Das Dorf war ihm fremd, fremd auch die Menschen, die es bewohnten, und fremd war er Allen, die hier lebten. Hier und da standen ein paar Leute vor den Thüren und sahen zu dem Vorüberreitenden empor. Sie mochten seine Mutter wohl gekannt haben; von ihm wußten sie nichts. An einem Fenster nähte ein junges

Weib. So hatte seine Mutter wohl auch am Fenster gesessen und auf den Weg hinausgesehen, auf dem der Freiherr zu ihr zu kommen pflegte. Vor den Thüren spielten Kinder. Hatte er auch einst so gespielt, und wo waren sie geblieben, seine Spielgenossen? Wer waren sie gewesen? Er wußte sich keines solchen zu erinnern.

Die Häuser sahen zum Theil verfallen aus; auch die Leute schienen ihm armselig und verkommen, wenn er sie mit dem frischen, kräftigen Landvolke verglich, das er in Amerika durch lange Jahre vor sich gesehen hatte; nur die Kirche ragte stolz empor. Er wußte, daß sie bereits zum zweiten Male als Lazareth benutzt ward, und er dachte, daß sie auf diese Weise doch einem anderen, einem allgemeineren Zwecke diene, als der unfruchtbaren Selbstbefriedigung, zu welcher man sie einst errichtet hatte.

Er kannte durch Seba und durch Herbert die Familiengeschichte des Freiherrn von Arten, durch Steinert und durch die Geschäfte des Flies'schen Hauses die verwickelten Verhältnisse, in denen derselbe sich befand. Er hätte Hand anlegen, helfen mögen, daß so großer, so schöner Besitz nicht zu Grunde gerichtet, daß durch Fleiß und Vorsorge Wohlstand und Gedeihen geschaffen würde, wo thörichte Verschwendung, wo Unkenntniß und Sorglosigkeit den Untergang heraufbeschworen. Er begriff sich selber nicht, so schnell wechselten die Empfindungen und Gedanken in ihm ab. Er schalt sich über die Rührung, die ihn unwillkürlich überfiel, er tadelte sich, daß er sich der Vorstellung nicht entschlagen konnte, was er an dieser Stelle schaffen und leisten würde. Er hatte gewähnt, mit allen Gedanken an seinen Ursprung fertig zu sein, er hatte sich oft mit stolzer Zufriedenheit gesagt, wie es ein Glück für ihn gewesen sei, daß er losgerissen worden von dem trägen Stamme des Arten'schen Geschlechtes, daß er sie nicht eingesogen, die Vorurtheile dieser alten Welt, und doch fühlte er heute den ganzen schmerzlichen Zorn

in sich lebendig werden, der einst aus den Worten seiner Mutter in ihn übergegangen war, als sie mit ihm zum ersten und letzten Male vor dem Schlosse seines Vaters gestanden hatte; doch brannte heute die herbe, schmerzliche Leidenschaft wieder in ihm auf, die er einst empfunden, als seines Vaters Blick sich kalt und lieblos von ihm abgewendet, jene zornige Leidenschaft, die ihn in die Welt hinausgetrieben hatte. Wer hatte dem Freiherrn das Recht gegeben, seine Mutter zu verlassen? Wer hatte ihm das Recht gegeben, seinen erstgeborenen Sohn von sich zu stoßen und ihn seines Namens, seiner Heimath, seines Erbes zu berauben?

Thorheit, Thorheit! rief Paul sich selber zu, als er diese Fragen, auf welche die ganze wirkliche Welt und sein Wissen von ihr ihm die Antwort gaben, wie Gebilde eines wachen Traumes in sich aufsteigen fühlte. Er wollte nicht weiter vorwärts, er sagte sich, daß er nichts zu suchen habe auf diesem Grund und Boden, und nichts mehr gemein mit dem Geschlechte, dem derselbe angehörte. Freiwillig hatte er sich einst von allem Zusammenhange mit dem Manne, der vor den Leuten nicht sein Vater sein mögen, losgerissen, und er dachte nicht im entferntesten daran, die möglichen Beziehungen jetzt zu erneuen. Aber es war, als sei ein Dämon aus dem Grabe seiner Mutter aufgestiegen, als habe ein Zauber ihm den festen Sinn verwirrt. Er konnte es nicht lassen — er mußte es wiedersehen, einmal mußte er es wiedersehen, das Schloß von Richten und den weiten Park, der es umgab.

Der Weg war nicht schwer zu finden, der Freundschaftstempel auf der Margarethenhöhe zeigte ihn deutlich an. Ein Knabe, der dem stattlichen Landwehr-Offizier mit staunendem Blicke nachsah, war schnell herbeigewinkt, das Pferd zu halten, als Paul am Parke abstieg. Die breite Haupt-Allee that sich einladend vor ihm auf.

Die Sonne war schon im Sinken, wie an dem Abende, da er diesen Park zum ersten Male betreten hatte. Die Gehege, welche ihn an dieser Seite einst umgeben hatten, waren zum Theil noch vorhanden, indeß die bunt gefleckten Hirsche mit den herrlichen Geweihen, die zierlichen Rehe mit ihren klugen Augen guckten nicht mehr aus den Drahtgittern hervor. Das Unterholz war stark zugewachsen, man sah selbst durch die unbelaubten Zweige nicht weit hinein.

Der Himmel war klar, aber seine Farben waren wie im Herbste kalt, und herbstlich raschelte auch das im vorigen Jahre liegen gebliebene welke Laub am Boden in dem wenig gepflegten Parke. Es war Alles still in der Natur; nur hier und da, wenn der aufsteigende Abendwind sie bewegte, knackte es leise in den Wipfeln der Bäume, um die das letzte Glühen der Sonne seine spielenden Flammen leuchten ließ. Gerade so war es gewesen, als er mit der Mutter einst diesen Weg gekommen war. Mit raschen Schritten ging er vorwärts. Ihm klopfte das Herz, er wollte mit sich fertig werden, es abgethan haben. Er hatte keine Erinnerung gehabt an die Gegend, an die Ortschaften, welche er an diesem Nachmittage durchritten: hier kannte er jeden Schritt, und wie aus einem Zauberspiegel tauchten die alten Bilder aus seiner frühesten Jugend vor ihm auf.

Wie an jenem Abende, ganz wie an jenem Abende, so lag es vor ihm auf der Terrasse, die sich über dem Flusse erhob, das stolze Herrenschloß der Freiherren von Arten-Richten. Die untergehende Sonne funkelte in seinen hohen Fenstern, daß sie golden erglänzten, als feiere man hinter ihnen ein fröhliches Fest; die Schornsteine stiegen, vom Abendrothe angestrahlt, hoch in die Höhe, nur unten auf dem Flusse dunkelte es schon und des Nebels graue Wellen fingen an, sich über dem Wasser zu kräuseln, wie an jenem Abende!

Wie an jenem Abende! Er meinte sie noch zu fühlen, die

Hand, welche ihn damals so fest gehalten, daß es ihn geschmerzt hatte; er meinte sie noch zu hören, die Stimme seiner Mutter, die so streng und rauh geklungen an jenem Abende, daß er sich vor ihr gefürchtet.

„Das ist Schloß Richten," hatte sie gesagt, „das gehört dem Freiherrn von Arten, dem Onkel Baron, und der Onkel Baron ist Dein Vater!" — Er hatte Mühe, sich selber die Worte nicht nachzusprechen, wie einst seiner Mutter. Wie damals zählte er die Fenster, wie damals zählte er die Schornsteine. Er wunderte sich fast, daß er kein Kind mehr sei; aber es hätte ihn nicht gewundert, hätte seine Mutter plötzlich wieder an seiner Seite gestanden, wäre aus dem Abendscheine, wie damals, ein Mann hervorgetreten.

Er hielt in seinen Gedanken inne, er traute seinen Augen nicht. Was das auch nur ein Gebilde seiner aufgeregten Phantasie, oder wer war es, der da drüben gebeugten Hauptes, in einen weiten Mantel eingehüllt, langsam am Ufer herabkam und plötzlich nicht ferne von ihm stehen blieb?

Er ging nach jener Seite hin; auch die Gestalt bewegte sich vorwärts. Nur wenige Augenblicke und sie standen einander gegenüber. Paul trat sprachlos zurück. Es war kein Zweifel möglich, es war der Freiherr. Aber die Veränderung in seines Vaters Zügen und Erscheinung preßte Paul das Herz zusammen. Er hätte, alles Andere vergessend, das einst so stolze Haupt wieder aufgerichtet, den müden, schweren Schritt des Greises wieder so rasch und fest wie früher sehen mögen. Er hatte eben erst im Geiste den Jammer seiner jung gestorbenen Mutter durchlebt, jetzt erfaßte ihn der Schmerz um seines Vaters Alter. Er kam sich so glücklich, so mächtig vor in dem Vollgefühle seiner Kraft, im Hinblicke auf seinen emporsteigenden Lebensweg, daß er ein Erbarmen fühlte mit der Hinfälligkeit des Menschen und mit aller seiner Schwachheit, als ob er selber

ihnen niemals unterworfen sein würde. Nichts als Mitleid, nichts als liebevolles Rückerinnern, als das Verlangen, diesen müden Mann zu stützen, war in des Sohnes Herzen rege, als der Freiherr ihn mit dem gebietenden Tone anrief, der ihm auch jetzt noch eigen war.

Wer sind Sie? herrschte er.

Es wallte heiß auf in des Sohnes Brust, als er diese Stimme nach so langen, langen Jahren wieder an sein Ohr schlagen hörte. Es drängte ihn, sich zu nennen, es kostete ihn Ueberwindung, nicht zu sagen: Müder Vater, ich bin Dein Sohn, und ich bin jung und glücklich! — Aber er fürchtete, den Greis zu erschrecken, und sich zusammennehmend sagte er: Ich bin, wie Sie es sehen, ein Landwehrmann, der zu des Königs Heere zieht.

Von woher kommen Sie? erkundigte sich der Freiherr, der sich wie die Fürsten und Vornehmen die Freiheit des Fragens zuerkannte und doppelt, wenn er, wie in diesem Falle, dazu berechtigt war.

Ich bin mit der russischen Armee in's Land gekommen, entgegnete Paul, zufrieden, den Freiherrn im Gespräche festzuhalten.

Aber Sie sind kein Russe!

Nein!

Was führte Sie in diese Gegend?

Der Auftrag, die hiesigen Freiwilligen zu versammeln und einzuüben, und.... Er zauderte und schwieg.

Und? fragte der Freiherr, dem ein Etwas in des stattlichen Fremden Wesen wunderbar und doch vertraut entgegentrat, daß er sein Auge nicht von des Mannes schönem Antlitze abziehen konnte. Und? —

Da hielt sich Paul nicht länger. Die ihn selber überraschende Zuneigung zu dem greisen Freiherrn, der Wunsch, es

darzuthun, was er aus eigener Kraft aus sich gemacht, auch ohne daß seines Vaters Namen und Hülfe ihm zu Theil geworden waren, das Verlangen, als ein Rächer seiner Mutter Andenken in dem Freiherrn zu erwecken, das alles stürmte in raschem Wechsel auf ihn ein, und die mächtigen Augen auf den Freiherrn gerichtet, sagte er mit festem und doch schmerzlichem Tone: Ich wollte die Stelle wiedersehen, an welcher meine Mutter mir meines Vaters Haus gezeigt hat, ehe sie in den Wellen dieses Flusses Ruhe für sich suchte!

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Seine Augenlider hoben sich rasch empor, er schaute dem Sprechenden mit starrem Blicke in's Antlitz. Ich selber, ich selber! rief er und bedeckte seine Augen mit der Hand.

Sie blieben schweigend vor einander stehen. Was der Freiherr sich oft gesagt, was er nie bitterer empfunden hatte, als an dem Tage, an welchem Vittoria's Verrath ihm plötzlich klar geworden war, das brannte in diesem Augenblicke als ein verzehrender Schmerz in seinem Innern. Nur Ein Weib hatte ihn treu, hatte ihn allein und ausschließlich geliebt — die Niedriggeborene, der er nicht seinen Rang, nicht seinen Namen gegeben, wie der Tochter der Grafen Berka, wie der Tochter des Hauses Giustiniani. Nur Ein Weib, nur Pauline hatte nicht zu leben vermocht ohne ihn und seine Liebe, und er hatte, weil sie nicht seines Standes gewesen war, sich berechtigt gehalten, sie von sich zu weisen, als er dies für seine Zwecke nöthig gefunden, und er hatte sie in den Tod getrieben! Sie allein hatte sein Wesen so in sich aufgenommen, daß es ihm jetzt von ihrem treuen Schooße geboren wie sein eigenes Bild entgegentrat, wie sein eigener Schatten, vor dem er zitterte, weil dieser Doppelgänger seiner eigenen Jugend sich stolz und selbständig wider ihn erhob. —

Er konnte nicht fassen, was er eben jetzt erlebte, er konnte

seine Gedanken nicht ordnen, nicht sammeln. Er war also nicht todt, der Todtgeglaubte, dessen plötzliches Erscheinen einst Angelika den Tod gegeben hatte, der jetzt auch ihm selber, er fühlte es, den kalten Stachel in das ohnehin so müde Herz drückte. Wo war er gewesen? Wo kam er her, eben jetzt? Eben jetzt, da der Freiherr sich niedergebeugt fühlte von der Schmach, welche Vittoria ihm angethan, da er sich gedemüthigt fühlte bis in's Tiefste seiner Seele, weil er seines Hauses Namen auch dem Sohne Vittoria's, einem Bastard, hinterlassen mußte, wenn er seine eigene Schande nicht verkünden wollte — seines Hauses alten Namen!

Und hier stand er vor ihm, der Ausgestoßene, sein Bastardsohn — in jedem Zuge sein Fleisch und Blut — in jedem Blicke und Tone sein eigner Sohn, für ihn verloren, sollte er nicht sein ganzes Leben eine Lüge strafen, für ihn verloren auf immerdar, sollte er nicht, was er stets gemieden hatte, die Welt geflissentlich zum Mitwisser und zum Richter seines Thuns und Lassens machen!

Die Vorstellungen lösten, wie vorhin in seines Sohnes Geiste, einander mit Blitzesschnelle in ihm ab. Nur Eines blieb unwandelbar: er fürchtete den Heimgekehrten. Und in seines Alters Kraftlosigkeit dieser deutlichsten Empfindung die Herrschaft über sich lassend, machte er eine abwehrende Bewegung gegen den regungslos ihm gegenüber Stehenden.

Sie wirkte wie ein Schlag auf Paul, sie erkältete ihm die Seele. Er wollte nicht von hinnen. Seine Brauen zogen sich finster zusammen.

Der Freiherr kannte diese Miene. Es war Paulinen's dunkler Blick, er übte auch jetzt, auch aus ihres Sohnes Auge den alten, bannenden Zauber über ihn aus. Er meinte, Pauline vor sich zu sehen, eben emporgestiegen aus dem wallenden Nebel dieses dunkeln Wassers. Er konnte sie kaum noch aus-

einander halten: sein eigenes Dasein und dieses Mannes Erscheinung und Paulinen's schattenhaftes Bild. Es war wie ein Spuk, der ihn umgab, dem er sich mit Gewalt zu entziehen suchen mußte, sollte er an ihm nicht augenblicks zu Grunde gehen.

Was willst Du von mir? rief er; sprich, was willst Du?

Nichts! entgegnete Paul und richtete sich in seiner ganzen stolzen Höhe empor, daß er die gebeugte Gestalt seines Vaters fast um eines Hauptes Höhe überragte.

So verlaß mich! sprach der Freiherr, seiner angstvollen Beklemmung folgend, und wie vor dem eigenen grausamen Worte erschrocken, schauderte er zusammen und wendete sich, den Mantel fest um seine Schultern schlagend, von dem Sohne ab, mit schwankendem Schritt den Rückweg nehmend.

Paul blieb wie angewurzelt stehen. — Sie war verschwunden die aufwallende Kindesliebe, nur eine erbarmende Sorge um den Greis regte sich noch in ihm. Er sah ihm achtsam und unverwandten Blickes nach, bis die Hecke auf der Terrasse und die Dämmerung den Freiherrn seinem Auge entzogen, bis er ihn unter dem Schutze seines Hauses, in der Nähe seiner Leute wußte. Er liebte, er haßte den Vater nicht, er bemitleidete ihn. Tief aufathmend, in sich gefaßter als je zuvor, und um eine Erfahrung, und um welche! reicher ging er von dem Flusse fort.

Am Rande des Waldes wendete er sich um. Nur die Umrisse des mächtigen Baues waren noch zu erkennen. Das Schloß sah wie ein riesiges Grabmal aus; es machte ihm einen melancholischen Eindruck. Er hatte einst die glücklichen Kinder beneidet, die hinter den goldenen Fenstern dieses Schlosses spielen würden. Heute beneidete er die Besitzer dieses Schlosses nicht mehr, heute fühlte er kein Verlangen mehr, sein Loos gegen das des jungen Freiherrn zu vertauschen.

Ihr Stern war im Sinken, der seine stieg empor, und er hatte sie nicht mit sich fortzutragen durch das Leben, die Herz

und Sinn verengenden Ueberlieferungen, die hemmenden und herabziehenden Vorurtheile dieses Hauses; er konnte frei und ungehindert seiner Einsicht, seiner Ueberzeugung und seinem Bedürfen folgen. Er freute sich, daß keine Verpflichtung irgend einer Art ihn an die Vergangenheit knüpfte; sein Alleinstehen dünkte ihn ein Glück. Und seinem Pferde die Sporen gebend, ritt er mit dem Rufe: Vorwärts! in das nächtliche Dunkel hinein, das ihn umgab — sicher, seinen Weg zu finden und seines Zieles nicht zu fehlen.

## Sechstes Capitel.

In heftiger Erregung kehrte der Freiherr in das Schloß zurück, und kaum in seinem Zimmer angelangt, sank er in völliger Erschöpfung auf sein Lager nieder. Der Kammerdiener, den des Herrn kurzer Athem und sein starrer Blick erschreckten, wollte ihm Hülfe leisten, die Baronin rufen, den Caplan herbeiholen lassen, aber der Freiherr verwehrte es ihm.

Er blieb auch nur kurze Zeit auf seinem Bette liegen, dann erhob er sich, und ging, wie er es in heftigen Gemüthsbewegungen stets zu thun pflegte, in seinen Zimmern auf und nieder. Er wies jede Erfrischung, die sein Diener ihm aufzunöthigen versuchte, schweigend von sich, und es war bereits über Mitternacht hinaus, als er sich plötzlich an seinen Schreibtisch niedersetzte und dem Diener befahl, neue Kerzen hinzustellen und sich dann zur Ruhe zu begeben.

Am Morgen fand der Diener die Kerzen tief herabgebrannt und den Freiherrn in seinen Kleidern auf dem Ruhebette in seinem Arbeitszimmer eingeschlafen. Das war, so lange der Diener ihn kannte, nie geschehen, und er hatte doch schon vor der ersten Verheirathung des Freiherrn seine Stelle angetreten und viel mit seinem Herrn durchgelebt. Was konnte vorgegangen sein, das den Herrn bewogen hatte, von seinen strengen, regelmäßigen Gewohnheiten abzuweichen?

Es war kein Fremder im Schlosse gewesen, kein Brief angekommen, der Freiherr hatte auch die Baronin nicht gesprochen.

Der Diener ging in den Zimmern des Freiherrn suchend umher, es war nichts aufzufinden, was ihn auf irgend eine Spur hinweisen konnte; nur im Kamine lagen die noch unzerstäubten Ueberbleibsel verbrannter Papiere auf den erloschenen Kohlen. Da der Diener sich niederbückte, sie aufzunehmen, zerfielen sie in Asche.

Als der Freiherr erwachte, ließ er sich ankleiden und sein Frühstück bringen; aber obschon es ein heller, schöner Tag war, ging er nicht aus. Stunden lang stand er am Fenster und sah in den Park hinunter; dann wieder saß er schreibend an seinem Arbeitstische, und ein paar Mal bemerkte der Diener, daß er das Geschriebene zerriß und die Stücke wieder in das Feuer warf. Bisweilen nahm er ein Buch zur Hand, aber er legte es stets nach wenigen Augenblicken wieder von sich. Er konnte seine Gedanken nicht von sich selber, nicht von der Erinnerung an Paul abziehen. Er konnte sich der Vorstellung nicht entschlagen, daß Paul dazu ausersehen sei, als ein Rächer seiner Mutter, auch für ihn, wie einst für die Baronin Angelika, der Todesbote zu sein, und die Schwermuth, welche ihn nach dem Selbstmorde seiner Geliebten befallen hatte, ward jetzt in verstärktem Grade abermals über ihn Meister. Er meinte ihn immer noch vor sich zu sehen, den Doppelgänger, der ihm sein eigenes und doch so gewandeltes Bild vor Augen gestellt hatte, und weit davon entfernt, sich zu dem ihm so ähnlichen Sohne hingezogen zu fühlen, hegte er einen bittern Groll, ja, einen hassenden Widerwillen gegen ihn. Er konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht mehr die männliche Schönheit und die Jugend besaß, deren jener sich erfreute, er meinte seines sinkenden Lebens, seiner geschwundenen Kraft sich erst jetzt bewußt zu werden, da sein Sohn ihm vorgehalten hatte, was er einst gewesen war. Und in den bitteren Schmerz um seine eigene Vergänglichkeit mischte sich die düstere Sorge um das Fortbestehen seines Hauses, dem er Pauline hingeopfert hatte. Das Geschlecht derer von Arten-Richten

stand, wenn er einst starb, und sein Tod war ihm, wie er sich überzeugt hielt, nahe, nur noch auf zwei Augen, nur noch auf Renatus, über dessen Leben jetzt in jeder Stunde die Todeswürfel fallen konnten.

Es war ein furchtbarer Kampf, den der Greis in diesen Tagen in sich durchzuringen hatte, denn er vermochte nicht darüber mit sich einig zu werden, ob er verpflichtet sei, dem Fortbestehen seines Geschlechtes Alles, selbst seine beleidigte Ehre und sein empörtes Gefühl zum Opfer zu bringen, oder ob er, sich selber genugthuend, die Aufrechterhaltung seines Namens dem Zufalle überlassen dürfe.

Er hatte Stunden, in denen er Vittoria und Valerio von sich stoßen, Renatus Alles enthüllen, ihn zurückberufen und ihn schnell zu einer Ehe überreden wollte, um sich durch ihn eine Nachkommenschaft zu sichern; andere Stunden, in welchen der Gedanke, Paul anzuerkennen, falls Renatus in dem Kriege umkommen oder ohne Kinder sterben sollte, ihm nahe trat; aber wenn er eine dieser Absichten zu Papier gebracht hatte, flößte das Niedergeschriebene ihm beim Durchlesen ein Erschrecken ein, und weder zu dem einen noch zu dem andern Schritte vermochte sein Stolz sich zu entschließen.

Er konnte sich nicht überwinden, durch die Verstoßung Vittoria's und durch die gerichtliche und damit öffentliche Verläugnung ihres Sohnes, der Welt das Eingeständniß des Irrthums zu machen, den er begangen, als er im letzten Mannesalter das junge Mädchen zu seiner Gattin erwählt hatte; und eben so wenig konnte sein Adelsstolz sich an die Vorstellung gewöhnen, daß Paul, der Sohn einer Hörigen, einst dazu berufen sein solle, den Namen derer von Arten fortzupflanzen, daß das Blut einer Magd, wie theuer sie dem Freiherrn auch gewesen war, in den Adern eines Mannes mit dem Namen derer von Arten fließen könne, die auf die Reinheit ihres Geschlechtes

und auf die Bedeutung aller ihrer geschlossenen Verbindungen von jeher den höchsten Werth gelegt hatten. Paul's Anerkennung einzuleiten, so lange Renatus noch am Leben war, daran dachte der Freiherr natürlich nicht, aber wer konnte es ihm zusichern, daß er selbst noch leben und im Stande sein würde, Verfügungen zu treffen, wenn in den nächsten Monaten einmal die Nachricht von Renatus' Tode nach Richten anlangte? Und wie war es in diesem letzteren Falle zu verhindern, daß das von Arten'sche Erbe an Valerio, an den Sohn der Ehebrecherin fiel? Wie war es zu machen, daß sein Blut, sein Name nicht untergingen? — Tage und Tage verstrichen, und seine Qualen minderten sich nicht.

Rastlos wie ein irrer Geist wandelte der Freiherr in seinen Gemächern umher; angstvoll den Ereignissen des Krieges folgend, immer bange vor der Möglichkeit, den Tod seines Sohnes und Erben zu erfahren, und doch ohne die eigentliche Vaterliebe für diesen Sohn, auf dessen Erhaltung seine theuersten Hoffnungen gerichtet waren, und ohne alle freudige Theilnahme an den beginnenden Erfolgen und Siegen des Volkes, in dessen Mitte und für dessen Befreiung die beiden Erben seines Namens ihr Leben in die Schanze schlugen.

Mit jedem Fortschritte, den die Waffen der Verbündeten erfochten, mit der aufjauchzenden Freude des Landes und des Volkes über die ersten Siege derselben wuchs die innere Vereinsamung des Greises. Er hatte nichts gemein mit den Gefühlen der Verbrüderung und der Erkenntniß der menschlichen Gleichheit, welche die Zeit der Noth in dem Volke begründet und die Gemeinsamkeit des Kampfes und der Gefahr in den Herzen der Edelsten wenigstens für diesen Augenblick festgestellt hatten. Er gehörte nicht zu denen, welche die Neuerungen gut hießen, die der König und seine Regierung vor dem Ausbruche des Krieges unternommen hatten und deren Ausdehnung und

Entwicklung verheißen worden und nach erfolgtem Siege erwartet wurden. Wie auch die Würfel des Krieges fallen mochten, er sah kein Heil in der Zukunft, und doch hing er am Leben, doch wollte er mit seinem Willen bestimmend in die Zukunft hinüberreichen.

Es war schon im Beginne des Sommers und die Spuren des furchtbaren französischen Rückzuges aus Rußland fingen in den preußischen Ostprovinzen sich zu vermindern an, als man in Rothenfeld endlich daran denken konnte, die Kirche, welche durch viele Monate zum Hospitale gedient hatte, zu reinigen und dem Gottesdienste wiederzugeben. Aber als die letzten Kranken sie verlassen hatten, wurde man erst recht gewahr, wie schwer sie gelitten hatte und daß man einer für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht unbedeutenden Summe bedürfen würde, sie nur nothdürftig herzustellen. Es konnte nicht die Rede davon sein, die Silbergeräthschaften zu erneuern, welche von den ersten durchziehenden Franzosen mitgenommen worden waren, oder den hölzernen Beichtstuhl und die kunstreich geschnitzte Kanzel herzustellen zu lassen, welche die durchmarschirenden Hessen zerschlagen und zur Feuerung benutzt hatten. Nur die Tünchung der Wände, nur die Ausbesserung des Fußbodens wünschte der Caplan, denn es hatten, als die Armee nach Rußland gegangen war, durch viele Tage die Pferde in dem Gotteshause gestanden, so daß der Boden zerstampft und überall, wo man die Krippen angebracht hatte, die Löcher von den eingeschlagenen Eisen in den Wänden und an den Pfeilern sichtbar waren.

Der Caplan war lange nicht im Schlosse gewesen, aber es war ihm nicht verborgen geblieben, was dort geschehen. Die Bekenntnisse Vittoria's hatten ihm Alles enthüllt. Er hatte vergebens danach gestrebt, den Freiherrn persönlich zu sprechen, um ihm die Hülfe zu leisten, welche ihm bieten zu können er sich fähig glaubte. Der Freiherr hatte seine Besorgniß vor der

Uebertragung des Lazarethfiebers zum Vorwande benutzt, den Besuch des Caplans abzulehnen, und als dieser es bei Anlaß der Kirchen-Reparatur unternommen, sich dem alten Lebensgenossen schriftlich zu nähern, um ihm, der sich sonst gern mündlich und brieflich mitzutheilen und auszusprechen geliebt hatte, eine Befreiung auf solchem Wege darzubieten, hatte derselbe sich nur an den geschäftlichen Theil des Briefes gehalten und die Fragen um sein Befinden und Ergehen völlig ohne Erwiederung gelassen.

In schwerer Bekümmerniß um den Freund und um das Schicksal des Geschlechtes, an das er sein eigenes Schicksal geknüpft hatte, verließ der Caplan an einem heißen Sommerabende sein Haus. Er wollte sich überzeugen, wie weit die Arbeiter an dem Tage in der Kirche mit ihrem Werke vorgeschritten wären. Die Sonne war schon im Sinken, der Himmel hing voll Wolken, und ihre Schwere erhöhte für die Phantasie den Druck, den die Schwüle der Luft auf alles, was lebte und athmete, ausübte. Kein Vogel sang, kein Grashalm und kein Blatt bewegten sich.

Langsamen Schrittes war er über den Kirchhof gegangen, hatte in der noch offenstehenden Kirche die Arbeiten in Augenschein genommen und trat eben wieder ins Freie hinaus, um nachzusehen, wie die weißen Rosenstöcke gediehen, die er nach Säuberung der Gruft aufs Neue mit eigenen Händen vor derselben angepflanzt hatte. Vorsorglich die Stämme untersuchend, nahm er von ihnen die Raupen und die Käfer ab, welche sich um die Stengel und zwischen den Blättern eingenistet hatten, und es war eine wehmüthige Freude, mit der er diese Rosen, die er aus Ablegern der hier zuerst gesetzten Stöcke in seinem Garten groß gezogen hatte, nun wieder vor der Grabstätte der ihm vorangegangenen geliebten Menschen Knospen tragen und erblühen sah.

Das ewige Werden! sagte er zu sich selbst und bückte sich, um nachzufühlen, ob das Erdreich nicht zu trocken sei. Da er sich aufrichtete und sich umsah, ob er nicht Jemanden herbeiwinken könne, der ihm Wasser holen gehe, stand der Freiherr vor ihm. Der Caplan war auf das äußerste betroffen. Der Freiherr hatte von Jugend auf den Gedanken an den Tod gescheut, den Besuch der Kirchhöfe gemieden und seit der Beisetzung der Baronin Angelika die Familiengruft nie mehr besucht.

Sie hier, gnädiger Herr? rief er, und seine Freude, den alten Lebensgenossen wiederzusehen, war eben so lebhaft, als sein Erschrecken über den außerordentlichen Verfall, den er an seinem Freunde wahrnahm. Was führt Sie hieher, verehrter Freund? rief er noch einmal; und obenein in dieser heißen Schwüle, die Ihrem Befinden gewiß nicht heilsam ist?

Der Freiherr lächelte; aber es war nicht mehr der frühere gewinnende Ausdruck in diesem Lächeln. Seine Abspannung und seine Gebrochenheit sprachen aus jedem Zuge und aus jeder seiner Mienen.

Eben die heiße Schwüle, entgegnete der Freiherr, und eben mein Befinden, das viel zu wünschen übrig läßt. Ich schlafe schlecht, fühle mich niedergeschlagen, und das heutige Wetter lastet wie Blei auf mir. So wollte ich versuchen, mir mit einem weiteren Gange, als ich ihn in den letzten Monaten unternommen habe, über die Abspannung fortzuhelfen und mir Schlaf zu schaffen für die Nacht. Unterwegs kam mir der Gedanke, meine Schritte hieher zu lenken und Sie aufzusuchen. Wir haben uns lange nicht gesehen.

Sehr lange nicht, entgegnete der Geistliche, und seine Sorge um den Freiherrn wuchs, da er den gebrochenen Ton seiner Stimme vernahm.

Sie haben viel durchgemacht, viel durchgemacht! nahm der Freiherr wieder das Wort und hielt unentschlossen, ob er weiter

sprechen solle, inne, bis er mit einem Ausdrucke tiefer Schwermuth hinzufügte: Aber auch an mir, wenngleich ich Ihre Gefahren und Arbeiten nicht theilte, sind diese Zeiten nicht spurlos vorübergegangen. Er seufzte dabei und schritt, sich abwendend, dem Familienbegräbniß zu. Die Thüre der Gruft war geöffnet; als er hineingehen wollte, hielt der Caplan ihn davon zurück.

Es ist kalt in der Gruft, warnte er, Sie sind vom Gehen warm, und es ist alles in dem Gewölbe, wie es vorher gewesen ist.

Die Särge sind also wenigstens nicht angetastet worden? fragte der Freiherr.

Ganz und gar nicht; nur die Vorhalle war stark mitgenommen. Die Ruhe unserer Todten wurde nicht gestört.

Der Freiherr antwortete nicht. Der Gruft gegenüber lag ein starker, gefällter Baumstamm an der Erde, der hier auf dem Kirchhofe zu neuen Latten für die Umzäunung zerschnitten werden sollte. Auf diesen Baumstamm ließ der Freiherr sich nieder, und den Stock in seinen Händen, das Haupt auf die Hände gesenkt, blickte er lange schweigend nach der Gruft.

Niemand hatte es erlebt, daß er sich in solcher Weise auf offener Straße seinem Empfinden überließ, und vielerfahren, wie der Geistliche es war, konnte er sich doch des tiefsten Mitleidens mit dem Freiherrn nicht erwehren. Er trat an ihn heran und forderte ihn auf, sich zu erheben und den Schatten aufzusuchen, da die Wolken sich zertheilten und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen in voller Kraft über das Erdreich ausbreitete.

Aber der Freiherr verweigerte es. Lassen Sie mich hier verweilen, sagte er. Die Sonne ist mir erfreulich, und es thut mir wohl, zu denken, daß selbst solche Kriege, wie sie über uns hinweggegangen sind, die Ruhe der Todten nicht gestört haben. So weiß man doch, wo man Ruhe für sich zu erhoffen hat —

und es will mich oft bedünken, als würde ich sie bald hier suchen kommen. Denn wenn die Todtgeglaubten wiederkehren, müssen die Lebenden von dannen gehen, fügte er hinzu.

Sie haben Paul gesehen! rief der Caplan.

Der Freiherr neigte schweigend das Haupt. Was wissen Sie von ihm? fragte er darauf.

Der Caplan sagte, daß er durch Renatus die erste Kunde von dem so lange verschollen Gewesenen erhalten habe. Da Paul aber seinen Namen gewechselt und sich geflissentlich von dem freiherrlichen Hause fern gehalten habe, so habe auch er es für angemessen gehalten, des Wiedergekehrten gegen den Freiherrn nicht besonders zu erwähnen. Jetzt sei in den Dörfern durch den Bauer, der Paul zu dem Grabe seiner Mutter hingeleitet habe, die Kunde von seinem Leben und von seiner Heimkunft als ein Gerücht verbreitet, und er habe demselben nicht widersprochen, da ohnehin die Familie Steinert, in welcher Paul durch mehrere Wochen gewohnt habe, in das Geheimniß seines Namenswechsels eingeweiht und mit ihm und seinen Verhältnissen bekannt sei, weil Adam Steinert mit dem Hause Flies, dem Tremann angehöre, in beständiger Geschäftsverbindung stehe.

Der Freiherr hörte dem Berichte ohne eine unterbrechende Frage zu. Dann sprach er, als ob er mit sich selber rede: Wie das emporsteigt, wie sich das zusammenfindet: die Flies', die Steinert's und nun gar Paul! Wie die Flut eines Meeres erhebt er sich um uns, dieser Stand der Bürger, und man hat die Dämme freventlich zerstört, die uns vor seinem Andrange sicher stellten! Er schüttelte das Haupt und versank in seine Gedanken. Nach einer Weile richtete er sich auf und sagte: Ich sehe trübe, sehr trübe in die Zukunft unseres Vaterlandes, mein alter Freund, und ich werde mich nicht beklagen, wenn ich nicht mehr Zeuge der Entwicklung sein sollte, welche dieser Volkskrieg gegen Frankreich vorbereitet! Ich habe ohnehin nichts

mehr, was mich freut, nichts mehr, worauf ich zuversichtlich hoffe! Ich bin müde, wie Einer, der die eigene Zeit zu Grabe trägt; und oftmals möchte ich mich fragen: wofür habe ich gelebt? — Wer kann es sagen, ob diese weißen Rosen, die Sie hier mit stillem Sinne pflanzten, mit stiller Liebe pflegen, Ihnen nicht mehr Befriedigung gewähren und länger dauern, als alles, was ich zu meines Hauses Ehre plante, hoffte und erschuf!

Die Lippen bebten ihm, seine Stimme zitterte leise, als er, diese Worte sprechend, von dem Baumstamme aufstand.

Der Caplan war nicht weniger niedergeschlagen, als sein Freund. Der Trost, mit welchem sein gläubiger Sinn und sein gottvertrauendes Herz sich aufrecht hielten, war für den Freiherrn nicht vorhanden, denn er war keine religiöse Natur und sein Verhältniß zu der Kirche und zu ihren Lehren war immer nur ein äußerliches gewesen. Nur in Stunden höchster Rathlosigkeit hatte er sich ihr und seinem Beichtiger und Freunde in die Arme geworfen, und sein Zustand war in diesem Augenblicke von der Art, daß der Caplan vor allen Dingen daran denken mußte, ihm körperliche Hülfe zu leisten. Denn als der Freiherr sich erhoben hatte, schien ein Schwindel ihn zu befallen. Er schloß die Augen, griff mit der Hand tastend nach des Freundes Arm und sagte, während dieser ihn umschlang, um ihn zu unterstützen: Rufen Sie Jemanden herbei, ich befinde mich sehr übel!

Aber der Ruf des erschrockenen Greises verhallte ungehört. Die Feierstunde war angebrochen, die Handwerker hatten ihre Arbeit bereits verlassen, die Leute waren schon vom Felde nach ihren Wohnungen zurückgekehrt. Der Caplan und der Freiherr waren auf dem Kirchhofe ganz allein, und unfähig, den Zusammenbrechenden mit seinen Armen aufrecht zu erhalten, ließ der Caplan ihn langsam zur Erde niedergleiten, daß er mit

dem Rücken gegen das Standbild lehnte, welches einst Anlaß zu dem Tode der Kammerjungfer gegeben hatte.

Mein Freund, mein theurer Freund! rief der Caplan, indem er die Hände des mühsam Athmenden erfaßte und ihm die Halsbinde zu lösen versuchte. Aber der Freiherr antwortete dem Rufe nicht mehr. Sein Auge hob sich schwer und suchend zu der Kirche empor, als wolle er sich noch mit dem letzten Blicke an dem Denkmale halten, das er sich und seinem Geschlechte aufgerichtet hatte, dann streifte es an dem Antlitze des alten Freundes hin und senkte sich, um sich nicht wieder zu erheben.

So schnell seine wankenden Füße ihn trugen, eilte der Caplan nach seinem Hause, Beistand herbeizuholen; aber alle Mittel, die man anzuwenden wußte, erwiesen sich als unfruchtbar. Der Freiherr Franz von Arten-Richten hatte zu leben aufgehört.

Einsam, auf grünem Rasen, unter freiem Himmel war das stolze, müde Herz gebrochen, während das Kreuz auf dem Kirchthurme im Golde des Sonnenunterganges flammte und über der Margarethen-Höhe leicht und fröhlich die hellen, rosigen Sommerwölkchen, im Lichte schimmernd, vorüberzogen.

Auf die Nachricht von dem Unglücksfalle strömten aus allen Häusern die Leute herbei.

Es hat ihn hieher gezogen! sagte eine der Frauen. Es hat ihm schon lange keine Ruhe mehr gelassen! meinte eine andere. Niemand klagte um ihn.

Schrecken und Neugier, das waren die Empfindungen, mit denen sie die Leiche des Gutsherrn umstanden. Er war ihnen lange fremd geworden, sie hatten nicht mehr die Liebe zu ihm, wie ihre Eltern und Großeltern sie für die Herrschaft einst gefühlt hatten. Kein Auge weinte über ihn.

Nur von den greisen Wimpern des Caplans tropften die Thränen nieder, als er das Zeichen des Kreuzes über dem Ent-

seelten machte. Einst war er des Jünglings Führer auf dem Lebenswege gewesen, nun hatte er ihn auf seinem letzten Gange zu geleiten, und rückblickend auf das geendete Dasein seines Freundes, wie in sein eigenes Herz, betete er: Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns und vergib uns unsere Schuld!

Der Justitiarius fuhr eilig in das Schloß, dort die Todesbotschaft zu verkünden. Es dunkelte schon, als man die Leiche des Freiherrn auf einer Bahre nach Richten trug, und leise verhallend riefen die letzten Klänge des Ave Maria auch dem Gestorbenen ihr: „Ruhe in Frieden!“ nach.

## Siebentes Capitel.

Die Bestattung des Freiherrn fand in aller Stille und nur im Beisein der Edelleute Statt, welche sich von den benachbarten Gütern zu derselben eingestellt hatten. Da man in der Mitte des Sommers war, hatte man die Beerdigung nicht hinausschieben dürfen, bis man die nächsten Verwandten des Hauses herbeirufen können, und ihre Zahl war auch nicht eben groß.

Es lebte außer Renatus und dem kleinen Valerio jetzt Niemand mehr, der den Namen von Arten-Richten trug. Die beiden alten Vettern, welche einst der Grundsteinlegung zur Kirche und der Geburt von Renatus beigewohnt hatten, waren lange todt. Auch der Schwiegervater des Freiherrn, der Graf von Berka, war gestorben. Der jetzige Majoratsherr des gräflichen Hauses stand noch bei dem Regimente, in das er für die Befreiungskriege eingetreten war, und Graf Gerhard, mit dem der verstorbene Freiherr, wie die Berka'sche Familie selbst, in einem wenig vertrauten Verkehre gelebt hatte, befand sich immer noch in des Landes Hauptstadt, von wo man ihn der Entfernung wegen nicht zur Leichenfeier hatte einladen können.

Niemals war das Schloß dem Caplan größer und würdiger, niemals so einsam erschienen, als an dem Mittage, an welchem er, von der Beerdigung seines Herrn und Freundes kommend, es vor sich auf der Terrasse liegen sah. Er konnte sich deutlich des Tages erinnern, an dem er vor vollen fünfzig Jahren in Richten eingetroffen war. Damals hatte der Freiherr neunzehn

Jahre gezählt. In ihrer ganzen Schönheit hatte seine Schwester an des herrlichen Jünglings Seite gestanden, und vor ihnen allen hatte das Leben wie eine lachende Ebene sich in unendlicher Ferne ausgebreitet und ihnen Raum zu bieten geschienen für die kühnsten Hoffnungen, für den stolzesten Ehrgeiz. Nun waren sie alle dahin, die Eltern des Freiherrn und Fräulein Esther, die den jungen Geistlichen damals so vornehm freundlich willkommen geheißen hatte, der Freiherr und seine Schwester Amanda und die schöne Baronin Angelika. Sie alle hatte der Caplan zu Grabe geleitet, er war der einzig Uebrige von dem ganzen damaligen Geschlechte, und was hatte sich verwirklicht und erhalten von dem schönen und zuversichtlichen Erwarten und Wollen jener Jugendzeit?

Es stand noch da, das Schloß, aber die Selbstherrlichkeit seiner Bewohner war nicht mehr die alte. Die Zeit hatte sich gewandelt. Die Anerkennung der Menschenrechte, welche der Leibeigenschaft nothwendig früher oder später überall ein Ende machen mußte, hatte ihre Wirkung gegen die Vorrechte des Adels lange schon geübt. Er hatte manche derselben eingebüßt, er war in seinem Besitze angegriffen, seiner Reichsunmittelbarkeit, wo eine solche vorhanden gewesen war, fast überall beraubt, und wie er einerseits hauptsächlich noch durch den Glauben an sich selbst bestand, so mußte er sich stärker als zuvor an den Thron zu lehnen suchen, zu dessen vermeintlicher Stütze er sich machte, um sich mit jenem gemeinsam zu erhalten. Er mußte der Diener der Monarchen werden, weil er aufgehört hatte, der Herr seiner eigenen Leute und Unterthanen zu sein. Die Zeit seiner Freiheit, seiner Herrschaft war vorüber — und es verhielt sich nicht viel anders mit der Kirche.

In seine ernsten Betrachtungen vertieft, betrat der Geistliche die Eingangshalle des Schlosses und schritt nach dem Ahnensaale, in welchem die Leiche des Freiherrn, der alten Familiensitte

gemäß, aufgestellt gewesen war. Die Bilder sahen unter ihren Verzierungen von schwarzem Flor, die man in Trauerzeiten darüber anzubringen gewohnt war, schwermüthig auf den leeren Katafalk hernieder. Alle Thüren nach der Terrasse waren geöffnet, die Gärtnerburschen trugen die Pflanzen hinaus, welche man bei der feierlichen Ausschmückung des Saales verwendet hatte. Jeder war mit seiner Arbeit beschäftigt, man räumte emsig die Erinnerung an ein Menschendasein fort, das noch vor Kurzem, das so lange Jahre hindurch als bewegender Mittelpunkt alles Lebens in diesen Räumen gewaltet hatte! — Mit einem Seufzer wollte der Caplan das Gemach verlassen, als er in einer Ecke desselben Valerio gewahrte.

Die Schönheit des Knaben fiel ihm selbst in diesem Augenblicke wieder überraschend auf. Er saß in einem der alten Prachtsessel von vergoldetem Leder, hatte beide Füße auf den Stuhl gezogen, ein kleines Brett, das dem Sarge irgendwie zur Unterlage gedient haben mochte, gegen die Kniee gestützt und zeichnete, wie es seine Art war, ein Liedchen summend, mit einem Bleistifte auf das Holz.

Was machst Du hier? fragte ihn der Geistliche, indem er näher an ihn herantrat.

Valerio hob den Kopf empor. Er hatte die Augen seiner Mutter, aber nicht ihren ernsten Blick. Eine Fülle von Lebenslust war über sein ganzes Antlitz ausgegossen; seine vollen Lippen, seine offene Stirn waren der Sitz einer fortwährenden Heiterkeit. Die schwarzen Kleider, die man ihm angelegt hatte, bildeten für ihn nur einen Hintergrund, auf dem seine blühenden Farben sich noch glänzender hervorhoben.

Was machst Du hier? fragte der Caplan ihn noch einmal, da Valerio ihn anschaute, ohne ihm zu antworten.

Sie sehen's ja, Hochwürden, ich zeichne mir die Ahnen ab!

Und das mußt Du gerade heute thun? warf der Caplan,

der sich bei dem Anblicke dieses fröhlichen Knaben einer schmerzlichen Empfindung nicht entziehen konnte, ihm tadelnd ein.

Freilich, der Saal ist ja sonst stets zugeschlossen! antwortete der Knabe gleichmüthig, während er seinen Bleistift wieder in Bewegung setzte.

Er war schon gestern und vorgestern, als der gnädige Herr noch hier standen, gar nicht aus dem Saale fortzubringen, sagte der inzwischen herbeigekommene Diener. Der Junker ist kein Kind, wie andere Kinder. Nicht Eine Thräne hat er um den seligen gnädigen Herrn geweint. Wenn der Junker nur singen und zeichnen kann, so kümmert ihn nichts weiter.

Valerio hatte das alles mit angehört, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. Mit Einem Male sah er den Caplan mit seinen großen Augen zutraulich an und sagte: Hochwürden, wenn ich groß bin, werde ich den Vater malen, damit er auch ein Ahne wird! Ich übe mich schon ein! Sehen Sie, so werde ich ihn malen!

Er hielt dem Caplan die kleine Tafel hin; das Bild des ersten Freiherrn war auf derselben von dem Knaben ähnlich genug abgezeichnet worden und, die Tafel umwendend, erblickte der Greis eine unverkennbare Darstellung des Katafalks mit den ihn umgebenden Leuchtern, Blumen und sonstigen Verzierungen.

Valerio hing aufmerksam an dem Gesichte des Beschauers. Ist's so richtig? fragte er gespannt. Der Caplan nannte es gut genug, und Valerio sagte: Ich hätte auch die Mutter gern gezeichnet, wie sie da stand und am Sarge weinte! Es sah schön bei den Lichtern aus! Aber sie blieb nicht stehen, und wie sie fortgegangen war, brachte ich es nicht heraus!

Da hören Sie es, Hochwürden! rief der Diener, den Junker, den rührt nichts! Er hat nur seine Spielerei im Sinne! Da war der Freiherr Renatus doch ein anderes Kind!

Lassen Sie den Knaben gehen, bedeutete der Geistliche den

treuen Diener; Gott hat die Menschen nicht alle gleich gemacht, und wer will es sagen, was er mit diesem Kinde und mit dessen Zukunft vorhat. Lassen Sie ihn zeichnen und stören Sie ihn nicht, so lange er kein Unrecht thut. Es verlangt ja jede Kraft nach ihrer Uebung, und eine Kraft wohnt diesem Kinde inne. — Komm, mein Sohn, sprach er, indem er ihn bei der Hand nahm und mit sich fortführte, und die flüchtige Abneigung, die er gegen Valerio empfunden hatte, wich der Liebe, mit welcher der fromme Greis jetzt den längst geahnten göttlichen Funken einer künstlerischen Begabung in dem Kinde unverkennbar wahrnahm. Komm, mein Sohn, wiederholte er, Du sollst andere Bilder nachzumalen haben, komm. Dann zu sich selbst und in sich hineinsprechend, sagte er: Wie wenig auch aufgegangen ist von den Saaten, die ich streute, ich will des Säens und des Jätens doch nicht müde werden, damit ich vor Ihm bestehen kann, der mir so lange Zeit zur Arbeit gönnt. Komm, mein liebes Kind!

Valerio verstand weder die Rührung des Geistlichen, noch den Sinn seiner Worte, aber ihr freundlicher Ton that ihm wohl, und sich an ihn schmiegend, folgte er dem Caplan willig, der ihn aus dem Ahnensaale in das Freie hinausgeleitete, während er selber sich nach dem Arbeitszimmer des Freiherrn verfügte, in welchem er zur Eröffnung des freiherrlichen Testaments erwartet wurde.

Der Freiherr hatte nämlich bald nach seiner Verheirathung mit Vittoria durch seinen Justitiarius seinen letzten Willen aufsetzen lassen und das Dokument in dessen Hände niedergelegt. Indeß ein paar Wochen vor seinem Tode hatte er es zurückgefordert, es im Beisein des Justitiarius vernichtet und demselben ein neues, ganz von des Freiherrn eigener Hand geschriebenes Testament zur Aufbewahrung in dem Archive übergeben. Die Aufschrift bestimmte, daß es noch an seinem Begräbnißtage

in Gegenwart der Freifrau Vittoria von dem Hauscaplan und dem Justitiarius eröffnet werden und, falls der Freiherr Renatus von Arten-Richten nicht im Schlosse anwesend sei, demselben eine Abschrift des Testaments sofort zugesendet werden sollte.

Der Justitiarius war schon vor dem Caplan im Schlosse eingetroffen. Als der Letztere in das Arbeitszimmer des verstorbenen Freiherrn trat, fand er jenen bereits dort warten, und auf eine Benachrichtigung gesellte die verwittwete Freifrau sich zu ihnen.

Es war mit Vittoria in den letzten Wochen eine große Veränderung vorgegangen, eine Veränderung, welche heute selbst den beiden Männern auffiel, die sie doch eben jetzt zum Oefteren gesehen hatten. Sie erschien ihnen älter, aber noch schöner, als sonst. Die langen, schleppenden Trauerkleider machten sie größer aussehen, ihre Züge, welche bisher meist einen weichen, spielenden Ausdruck zur Schau getragen hatten, zeigten sich stolz zusammengefaßt; man meinte ihr anzumerken, daß sie auf einen Urtheilsspruch gefaßt sei, dem sie Stand zu halten denke.

Als ob sie sich vor einer großen Versammlung darzustellen habe, so gemessen trat sie in das Zimmer, ließ sich ohne ein Wort zu sprechen auf dem Sopha nieder und forderte den Justitiarius nur mit einer Bewegung des Hauptes und der Hand zur Entsiegelung des Testamentes auf. Der Freiherr hatte dasselbe in Form eines Briefes an seinen Sohn Renatus gerichtet. Mit einer Umsicht, welche er, wie er sich ausdrückte, leider zu spät gewonnen habe, setzte er dem Sohne die Vermögensverhältnisse auseinander und ermahnte ihn, alle seine Kraft zu ihrer Hebung aufzuwenden und, wie der Freiherr es gethan, seine Ehre in der Aufrechterhaltung ihres alten Namens und Ansehens zu suchen. Von Valerio, von Vittoria war in dem ganzen Testamente bis zu dem letzten Abschnitte keine Rede, und in diesem hieß es: „Wenn die Baronin Vittoria von

Arten mich überlebt, so sollen ihr die Zinsen von dem ihr gebührenden Pflichtantheile an meinem Vermögen durch Dich, meinen Sohn, den Freiherrn Renatus von Arten-Richten, in regelmäßigen Zahlungen zugewendet werden. Es soll ihr auch, falls es mit Deinen Wünschen und Absichten in Uebereinstimmung ist, der dauernde Aufenthalt in unserem Schlosse zu Richten nicht versagt werden, wenn sie es nicht ihrer Lage angemessener findet, in das Kloster zurückzukehren, in dem sie ihre erste Jugendzeit verlebte, um dort in Sammlung und in Einsamkeit für ihr Seelenheil zu sorgen. In jedem Falle aber wirst Du, mein Sohn, über die Erziehung ihres Sohnes Valerio zu wachen haben, damit er dem Namen, den er führt, damit er unserem Namen keine Schande mache. Doch verpflichte ich Dich zu keiner Sorge für ihn, welche über die Zeit seiner Großjährigkeit hinausgeht, und vielleicht würde es auch für ihn das Entsprechendste sein, ihm in einem der oberitalienischen Klöster, in welchen die Giustiniani'sche Familie noch von Einfluß ist, seine Bildung geben zu lassen, um ihm, dem Vermögenslosen, die Neigung für eine Laufbahn in dem Dienste der Kirche einzuflößen. — Wenn, was ich jedoch nicht erwarte, die Baronin Vittoria sich mit diesen meinen Anordnungen nicht einverstanden erklären und etwa für sich oder für ihren Sohn mehr beanspruchen sollte, als mein Wille ihnen zuerkennt, so ermächtige ich Dich, die Papiere, welche diesem Testamente beigefügt sind, zu eröffnen und von denselben gegen die Verlangnisse der Baronin den gebotenen Gebrauch zu machen. Im andern Falle sollen die Papiere uneröffnet und in ihrem Beisein sofort vernichtet werden." Das Testament schloß danach mit einem Segenswunsche für den Sohn und für das Fortbestehen des Geschlechtes.

Die Baronin hatte während der Verlesung des Schriftstückes keine Miene verändert; aber sie war sehr blaß geworden, und es vergingen ein paar Minuten, ehe sie sich zum Sprechen

sammeln konnte. Dann schien sie ihren Entschluß gefaßt zu haben, denn sie sagte mit Ruhe und Sicherheit: Melden Sie dem Freiherrn Renatus, meinem Stiefsohne, daß ich mich den Anordnungen meines Gatten, seines Vaters, unterwerfe. Das ist alles, dünkt mich, was ich heute zu erklären nöthig habe. Was weiter zwischen ihm und mir über meine und Valerio's Zukunft festzusetzen ist, mag unentschieden bleiben, bis ich es mit meinem Stiefsohne selbst berathen kann.

Sie verneigte sich darauf vor dem Justitiarius und vor dem Caplan wie vor ihr völlig fremden Männern und verließ das Gemach in derselben feierlichen Weise, in welcher sie es betreten hatte.

Der Justitiarius und der Caplan blieben, weil ihre Geschäfte es erheischten, an dem Tage ganz im Schlosse; aber Vittoria kam nicht wieder zum Vorscheine. Erst spät am Abende ließ sie den Geistlichen zu sich entbieten.

Er fand sie auf ihrem Ruhebette; sie erhob sich jedoch bei seinem Eintritte, nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und sagte: Es drängt mich, mit Ihnen zu sprechen, Hochwürden, aber ich benachrichtige Sie im voraus, daß ich von Ihnen keine Vermittlung zu meinen oder meines Sohnes Gunsten zu begehren denke. Ich habe meine weltlichen Angelegenheiten nur mit meinem Stiefsohne zu ordnen, — sie bezeichnete, was sie sonst stets vermieden hatte, Renatus heute immer nur mit diesem Namen, — und da ich die Bestimmungen des Freiherrn angenommen habe, ist eigentlich Alles gethan, denn meine Zusage ist mir heilig.

Der Caplan, welcher nicht voraussehen konnte, was diese befremdliche Einleitung bedeuten sollte, hielt sich an ihre letzten Worte, und ihr ernsthaft in das Auge blickend, sprach er: Wollte der Himmel, daß Sie damit die Wahrheit redeten, wollte der Himmel, Sie hätten Ihre Zusage stets so heilig gehalten, als es Ihre Pflicht gewesen wäre, so hätte es des Freiherrn . . . .

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Ich weiß, was Sie sagen wollen, rief sie lebhaft, und eben deshalb habe ich Sie gebeten, mich noch heute zu besuchen. Sie hielt einen kleinen Augenblick inne, dann hob sie wieder an: Ich habe die Demüthigung, die Buße, welche der Freiherr mir aufzulegen für gut befunden hat, gelassen hingenommen. Es war eine sehr bittere Stunde! Indeß ich hatte, wie ich den Freiherrn kannte, irgend etwas der Art erwarten müssen und mich darauf vorbereitet. Er hat mich schwer dafür bestraft, daß ich mit achtzehn Jahren, daß ich, aus dem Kloster kommend, nicht mehr Einsicht in meine eigene Natur, nicht mehr Lebenserfahrung besessen habe, als der welt- und herzenskundige Mann, der mich in sein herbstliches Leben wie ein Spielzeug aufnahm.

Sie sprach das so lebhaft, daß ihre Wangen sich rötheten und die Fülle ihrer schwarzen Locken ihr weit über die Stirn und die Wangen herabfiel. Mit schneller Handbewegung warf sie das Haar zurück und mit stolzem Tone sprach sie: Sie haben mir oftmals meine Sünde vorgehalten; aber haben Sie es auch dem Freiherrn eben so oft vorgehalten, Hochwürden, daß er ein Unrecht, ein schweres Unrecht an mir begangen hat, als er meine blinde Urtheilslosigkeit und mein noch völlig schlafendes Herz benutzte, um mich zu der Seinigen zu machen? Nicht eine Stunde, aber nicht eine Stunde bin ich glücklich gewesen in diesem Lande, in diesem Hause, bis zu dem Tage, an dem ich — wie Sie es nennen und wie das Gesetz es nennt — zur Sünderin geworden bin.

Frau Baronin, sagte der Caplan, es ist meines Amtes in der Beichte, Ihre Geständnisse ganz so anzuhören, wie Ihr Herz Sie zwingt, sie vor mir niederzulegen, und ich habe mich Ihrem Vertrauen, so schmerzlich es mir gewesen ist, nicht entzogen. Ich habe ihm nach meinem besten Wissen, nach meiner heiligsten Ueberzeugung zu begegnen und Sie immer wieder auf

den Pfad der Pflichterfüllung hinzuweisen gesucht. Zum Vertrauten Ihrer verbrecherischen Phantasieen fühle ich mich nicht berufen.

Er erhob sich bei den Worten und wollte sie verlassen. Indeß sein strenger Blick, seine abweisende Bewegung schreckten sie nicht zurück.

Nun denn, rief sie, ich stehe an einem Scheidewege meines Lebens; ich habe zu brechen mit einer langen Vergangenheit voll schmerzlicher Verstellung, voll martervoller Lüge; so hören Sie denn als Beichtiger meine Beichte, da Sie mir nicht als Berather zur Seite stehen wollen. Hören Sie meine Beichte, Herr Caplan!

Sie stand auf, trat an einen Seitentisch heran, trank, sich zu beruhigen, schnell ein Glas Wasser aus, und vor dem Geistlichen niederknieend, der sich in stillem Gebete zu sammeln getrachtet hatte, wollte sie selber ein Gebet beginnen; aber nur ihre Hände fanden sich in die altvertraute Form, ihr Sinn wollte sich nicht beugen; und sich eben so schnell emporrichtend, als sie sich niedergeworfen hatte, rief sie: Das ist's, das ist's, was ich Ihnen zu sagen habe und was früher oder später doch einmal ausgesprochen werden muß: ich glaube nicht mehr, ich glaube nichts, nichts, gar nichts mehr! Die Welt, der Himmel, Alles ist mir entgöttert, nur Eines ist mir heilig, Eines — und das ist dahin!

In Thränen aufgelöst, wie in einem Krampfe weinend, warf sie sich auf das Lager nieder; der Caplan stand sprachlos vor ihr. Er mußte dem wilden Anfalle Zeit lassen, vorüberzugehen; aber es waren wundersame Gedanken, die ihn bewegten, und noch vermochte er nicht völlig auf den Grund des Herzens zu sehen, das sich ihm in so gewaltsamer Weise enthüllen zu müssen meinte. Was hatte er in diesem Hause alles erleben sehen und mit erlebt! Die Sünde ihres Gatten tragen und büßen zu helfen, hatte das liebende Herz der im protestantischen Bekenntnisse und in voller religiöser Freiheit aufge-

wachsenen Baronin Angelika sich der katholischen Kirche und ihrer Gnade in die Arme geworfen. Ihr zartes Gewissen hatte sich eine flüchtig aufwallende Empfindung zum Verbrechen gestempelt, und weil sie sich selber zu vergeben nicht den Muth gefühlt, hatte sie sich mit aller Inbrunst ihrer Seele zu der höheren Macht gewendet, von der sie Vergebung ihrer Sünden erflehen und erwarten konnte.

Und jetzt stand Vittoria vor ihm: Trotz bietend allen Ueberlieferungen ihres Vaterlandes, dem Glauben, in dem sie geboren und erzogen war, der klösterlichen Zucht, in der sie so lange gelebt hatte, ja allen Grundsätzen der Kirche und des Staates, und nichts anerkennend, als das blinde Müssen ihres von Leidenschaft hinweggerissenen Herzens.

Er konnte sie in diesem Zustande nicht sich selber überlassen, er durfte sie in diesem Herzenswahnsinne nicht Beichte hören. Er mußte sich zu ihrem Arzte machen, ehe er wieder ihr Seelsorger zu sein vermochte; aber es kam dem Greise schwer an, denn seine Kraft war sehr erschöpft und seine Seele zum Tode traurig. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ihre Hand fest in der seinigen haltend, saß er an ihrer Seite. Sein Blick folgte dem unruhigen Zucken ihrer Mienen, sein Auge suchte das ihrige zu erfassen, um es festzuhalten; indeß es verging eine lange Zeit, ehe die Aufgeregte sich zu besänftigen begann, ehe er daran denken konnte, ihr mit seinem Zuspruche zu nahen, und erst mit der völligen Erschöpfung ihrer Kräfte kam endlich so viel Ruhe über sie, daß er sie der Pflege ihrer Dienerin anvertrauen konnte.

Morgen, morgen! sprach er, als Vittoria versuchen wollte, ihm die Erklärung ihres Zustandes zu geben; aber als er sie mit Hülfe ihrer Kammerfrau nach dem Schlafzimmer geleitete, mußte er ihr die Zusage geben, sie nicht zu verlassen, sondern die Nacht im Schlosse, in der Nähe ihrer Zimmer zuzubringen.

## Achtes Capitel.

Vittoria hatte die kräftige Gesundheit des Volkes, dem sie angehörte. Der Gram vermochte sie nicht zu zerstören, nur die eigene Leidenschaft drohte ihr Gefahr und konnte sie überwältigen. Sie erwachte erst spät, aber sie war völlig von ihrem Anfalle hergestellt, und als der Caplan gegen den Mittag zu ihr kam, fand er sie hellen Aussehens und auch hellen Geistes.

Verzeihen Sie mir, Hochwürden, begann sie, daß ich Sie gestern erschreckte; man ist bisweilen nicht Meister über sich. Was ich Jahre hindurch gewaltsam in mir verschließen mußte, das stürmte, nachdem ich mir eine große Ueberwindung zugemuthet hatte, alles auf einmal über mich ein und durchbrach die Schranken meiner Kraft. Ich war außer mir; verzeihen Sie mir das!

Er sicherte ihr dieses zu; sie schien sich damit zu beruhigen und nicht wieder auf den Boden jener Unterredung zurückkehren zu wollen, aber der Caplan gestattete ihr dies nicht.

Sie haben mir gestern den Zustand Ihrer Seele zu enthüllen gewünscht, sprach er, und ich mußte es Ihnen versagen, sich diese Erleichterung zu gewähren, weil ich Sie nicht in der Verfassung fand, in welcher allein es dem Menschen vergönnt werden darf, sich dem Throne der höchsten Wahrheit zu nahen. Heute fordere ich Sie, im Namen des mir durch Gottes Gnade gewordenen Amtes und Berufes, heute fordere ich Sie mit dem Anrechte, das ich als Ihr Seelsorger an Sie habe, dazu auf,

Sich auszusprechen mit der vollen, ungetheilten Wahrheit, die Sie mir, die Sie Sich selber schulden, und ohne welche für den Menschen kein Heil, keine Selbsterkenntniß und keine Erlösung möglich sind.

Vittoria hörte ihm sehr gesammelt zu. Es lag in der starken Ueberzeugung des Greises, in dem mächtigen Gefühle seiner unantastbaren Würde eine Kraft, welcher sich Niemand leicht entzog, besonders wenn er, wie die Baronin, ihrem Einflusse einmal unterworfen gewesen war. Aber sie zögerte dennoch, seiner Mahnung nachzukommen, und erst nach einer längeren Ueberlegung sprach sie: Es wird nicht kurz sein, was ich Ihnen mitzutheilen habe, denn es umfaßt Jahre voll langer Leiden, voll schwerer Seelenkämpfe, und ich zweifle, daß Sie mir die Hülfe bieten können, die Sie mir zu leisten wünschen; denn, das sage ich, ein verlorener Glaube findet sich nicht wieder. Aber hören sollen Sie mich, und jetzt gelobe ich Ihnen die ganze, volle Wahrheit, die Sie von mir erheischen, wennschon ich sicher bin, damit vor Ihnen keine Gnade zu gewinnen.

Sie schwieg eine Weile, stützte das Haupt auf ihren Arm, als suchte sie nach der Weise, in welcher sie beginnen könne, dann sagte sie: Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Geschichte meines Herzens zu erzählen, Sie kennen sie. Sie wissen, wie meine Liebe verlangende Natur an meines greisen Gatten Seite einsam blieb, wie nahe, wie sehr nahe ich daran gewesen bin, für meinen Stiefsohn die Empfindungen zu hegen, die sein Vater in mir nicht mehr zu erwecken vermochte; und Sie selbst, Hochwürden, haben mir das Zeugniß gegeben, daß ich meinem Gatten zu leisten und zu sein bestrebt gewesen bin, was er von mir begehrte. Sie können mir auch das Zeugniß nicht versagen, daß ich meines Stiefsohnes jugendlich mir entgegenwallendes Gefühl mit Selbstverläugnung in Zügel und in Schranken gehalten habe und daß er von mir ohne eine Ahnung der Gefahr

an der Klippe vorübergeleitet worden ist, die mir und ihm den Untergang bereiten konnte.

Die Gutthat, die Pflichterfüllung, wendete der Caplan ein, hat Ihnen reichen Lohn getragen. Die Freundschaft, die Ergebenheit, welche Baron Renatus für Sie hegt, sind wahr und tief.

Ich weiß das, Herr Caplan; ich bin mir meines Einflusses auf ihn vollauf bewußt. Ich weiß es, daß ich auf ihn zählen kann, obschon er es in neuester Zeit und durch mich selbst erfahren hat, daß meine Liebe niemals seinem Vater angehörte, daß ich nur Einen, Einen Mann geliebt, und daß derselbe nicht mehr ist. O, rief sie, indem sie ihren schwarzen Trauerschleier mit beiden Händen an ihre Lippen drückten, wenn Sie ahnen könnten, wie frei und glücklich ich mich in diesen Trauerkleidern fühle, wie meine Seele nach den schwarzen Gewändern verlangt hat! Niemals, niemals werde ich sie wieder von mir legen! Ich werde sie tragen bis zu meinem letzten Athemzuge, als Erinnerung an die große Liebe, die Sie mir zur Sünde machen und die vor Gott kein Verbrechen sein kann, weil mein schöner Valerio ihr sein fröhliches Dasein verdankt.

Sie hatte über den Gedanken an ihre Liebe, über die Wonne, von derselben jetzt in Freiheit sprechen zu dürfen, abermals die religiösen Bekenntnisse vergessen, welche sie dem Geistlichen zu machen entschlossen gewesen war, und der Caplan hatte große Mühe, sie auf dieselben zurückzuführen. Die Freisinnigkeit ihres verstorbenen Gatten, die völlige Glaubenslosigkeit ihres Geliebten hatten ihren eigenen Glauben erschüttert, und die unklaren religiösen Begriffe, die kindlichen Ueberlieferungen, welche aus ihrem Klosterleben in ihr haften geblieben waren, hatten nur dazu beigetragen, ihren Sinn vollends zum Zweifel und zum Unglauben hinzulenken.

Sie war in ihrem Kloster in der Lehre von der Vorher-

bestimmung auferzogen worden, und ohne sich von den Einwendungen des Caplans im mindesten beirren zu lassen, hatte sie ihr Zusammentreffen mit Mariano von Anfang an als ein ihr von Gott vorherbestimmtes Schicksal, ihre Liebe für ihn als eine Naturnothwendigkeit angesehen, der sich zu entziehen nicht in ihrer Macht gelegen habe.

Sie selbst, sprach sie, Sie selbst, Hochwürden, haben mir oft genug wiederholt, daß kein Zufall in der Weltordnung eines allweisen Gottes möglich oder auch nur denkbar sei. Noch als ich ein Kind war, hat man mich gelehrt, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne daß der Allwissende es wolle; und ich müßte hierher gekommen sein, weit ab von den Meinigen und vollner Heimath, in dieses unwirthliche, kalte Land, ohne Gottes Hülfung? Hierher, in den fernen, grauen Norden sollte Mariano fahn des Krieges Wogen geschleudert worden sein, ohne Gottes ausdrücklichen Rathschluß? Unmöglich, unmöglich! Entweder es lebt kein Gott, es ist Alles, Alles Zufall und wir des Zufalls blindes Spiel, oder was ich erlebte, litt und that, war mir von Gott bestimmt: ich that, was er mich thun lassen wollte — und was Sie mir als Sünde anrechnen, war mein vorherbestimmtes Müssen; ich mußte sündigen!

Mit jener grausamen und bis zur Selbstvernichtung rücksichtslosen Freiheitslust des Sclaven, dessen Fesseln gebrochen worden sind, bekannte sie sich zu ihrem Unglauben, zu ihrem Abfalle von allen Ueberzeugungen, die sie einst gehegt hatte. Der Caplan verhinderte sie nicht daran. Er wollte die Tiefe der Wunde untersuchen und sie ausbluten lassen, ehe er sie zu schließen und zu heilen unternahm. Er hörte sie schweigend an, als sie ihm eingestand, wie sie ihn in der Beichte getäuscht, wie sie kein Abmahnen dagegen, und keine Reue in sich empfunden habe über ihre Liebe und ihren Ehebruch, und wie sie auf diese Weise auch von dem ihr in dem Kloster eingeimpften Wahne zurück-

gekommen sei, daß eine unvollständige, eine unwahre Beichte eine der schwersten aller Sünden, daß zeitliches und ewiges Verderben ihre sichere Folge sei.

Aehnlich wie es einst die Baronin Angelika gethan hatte und wie die überwältigende Leidenschaft es mit sich bringt, stützte sie sich immer wieder auf ihr inneres Müssen und Nichtanderskönnen als auf ein Zeichen der Vorherbestimmung; nur daß Angelika's sanfte Seele in Demuth und Zerschlagenheit vom Himmel Kraft und Trost begehrte, wo Vittoria's stolzer Sinn völlig in seinem Rechte zu sein behauptete. Selbst als der Caplan ihr zu bedenken gab, daß Gott innerhalb seiner Vorherbestimmung dem Menschen ein gemessenes Theil von Freiheit zugestehe, an welchem er seine Kraft und Tugend zu prüfen und zu üben habe, und daß er es ihm in seiner Gnade an Zeichen und Mahnungen nicht fehlen lasse, wenn er von dem rechten Wege abgeirrt sei, machte sie das in ihren Ueberzeugungen nicht wankend, in ihrem Selbstgefühle nicht ungewiß.

Ich habe viele Nächte durchwacht, sprach sie, viele Tage durchweint, und in Leid durchwachte Nächte und im Schmerze durchweinte Tage währen lange. Ich bin einsam gewesen in diesem Schlosse, ich hätte nicht einsamer mich fühlen können im Bergesgeklüft in verlassener Karthause. Es hat mir an Muße nicht gemangelt zum Denken und zum Prüfen. Was blieb mir denn auch übrig, wenn ich gelächelt und gesungen hatte, den Freiherrn zu vergnügen, was blieb mir übrig, als zu denken, immerfort zu denken und zu sinnen? Ich habe Zeiten gehabt, in denen ich mich überreden wollte, daß ich fehle, daß ich eine schlechte Gattin sei — meine innerste Empfindung hat dem widersprochen. Ich bin dem Freiherrn vollständig gewesen, was er in mir gesucht, von mir begehrt hat. Ich habe sein Vertrauen, seine Achtung nie besessen, er hat die Liebe, die ich noch nicht kannte, als ich mich ihm vermählte, und die er mich nicht kennen

lehrte, nie von mir verlangt. Nicht Einen Tag hat er an mir gezweifelt, nicht Eine Stunde habe ich ihm Anlaß gegeben, sich von mir versäumt zu glauben. Ja, als ich es fühlte, was die Liebe sei, als ich glücklich geworden war durch sie, habe ich das Bestreben gehabt, auch ihn noch glücklicher zu machen, da er es gewesen ist, der mich nach Gottes Vorbestimmung dem mir Auserwählten entgegenführen mußte. Und wie ich mich in dankbarer Glückseligkeit der mir zugedachten Liebe überließ, habe ich schweigend die Dornenkrone des Schmerzes mir in die Stirn gedrückt, und keine Thräne, kein Seufzer hat es dem Freiherrn je verrathen, was ich litt. Ich bin ihm eine gute Gattin gewesen, ich fühle mich nicht schuldig gegen ihn. Es war Gottes Wille, der ihm ohne all mein Zuthun mein Geheimniß offenbarte, um mir endlich meine Freiheit zu vergönnen und um vielleicht durch mich dem Freiherrn zu vergelten, was er einst an der Baronin Angelika gesündigt hat. Mein Herz ist völlig mit sich einig, meine Seele ist in vollem Frieden!

Und Sie haben nie gefürchtet, daß die Hand des Höchsten sich über Ihnen mächtig zeigen, daß er Ihr verirrtes, ihm verschlossenes Herz mit schweren Schlägen zu eröffnen wissen werde? fragte sie der Caplan, um sie zu weiterem Sprechen zu bewegen.

Ich würde irre werden an der göttlichen Gerechtigkeit, rief Vittoria, wenn mir mehr auferlegt würde, als ich getragen habe. Nein, fügte sie hinzu und ihre Züge wurden weich und mild, Gott wußte, was mir fehlte. Hatte ich doch der Eltern- und der Geschwisterliebe ganz entbehrt, hatte er selber mich doch in das freudenleere, abgeblühte Leben meines Gatten verpflanzt! Gott versagt der kleinsten Pflanze nicht den Sonnenstrahl, der sie erblühen und reifen macht, dem geringsten seiner Geschöpfe nicht die Nahrung, ohne die es nicht bestehen kann. Er hat auch mir in seiner Gnade meinen Sonnenstrahl gegönnt. Und wenn er ihn mir auch sehr bald, ach, so gar bald entzogen hat,

so weiß ich es jetzt doch, daß ich einmal lebte, und ich kann weiter leben, so lange es mir beschieden ist. Ich habe meinen Sonnenstrahl gehabt. — O, rief sie, indem sie ihre Hände inbrünstig in einander schlug und ihre Augen zuversichtlich zum Himmel emporhob, o, ich würde Gott zu lästern glauben, ich würde irre werden an seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe, wenn ich als Schuld erkennen müßte, was mein zugewiesen Theil, mein Recht gewesen ist! Hüten Sie Sich, Hochwürden, mir diesen Glauben aufzudringen, Sie würden mich zur Gotteslängnung treiben!

Sie versank in ein Schweigen, und mit schmerzlichem Sinnen blickte der Caplan vor sich auf den Boden nieder. Vittoria fühlte sich in ihrem Gewissen frei, er aber fühlte sich gedemüthigt wie nie zuvor, denn er wurde irre an der Macht, welche des einen Menschen reines Wollen auf den anderen auszuüben vermag, er wurde irre an seiner Kraft und Befähigung für sein Amt, und zum ersten Male fragte er sich: welche Bedeutung seine Kirche, welche Bedeutung das Priesteramt in der Zukunft haben würden, haben könnten.

Freilich war die katholische Kirche in Richten auferbaut worden, aber man hatte sich in der Erwartung getäuscht, eine Gemeinde für sie heranbilden und in dem protestantischen Lande neue Anhänger für die alte katholische Lehre gewinnen zu können. Das Verlangen nach prüfungsloser Hingabe an eine leitende Hand war in der Menschheit kein allgemeines mehr. Nur in vereinzelten Gemüthern war noch das Bedürfniß rege, sich dem bestimmenden Willen einer Kirche zu unterwerfen, in ihrem Priester die Verkörperung des eigenen Gewissens zu verehren, in ihm einen Mittler zwischen sich und dem Himmel zu besitzen. Die Aufklärung, welche die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitet hatten, wirkte in immer weiteren Kreisen nach, und die Verbindung, welche das Oberhaupt der

katholischen Kirche mit dem aus dem Volke emporgestiegenen französischen Kaiser um der Selbsterhaltung willen eingehen müssen, hatte die päpstliche Krone ihres Anspruchs auf einen überirdischen Ursprung beraubt. Wie der Adel, so mußte auch die Kirche sich jetzt bereits an die Throne lehnen, deren Vertheilerin sie einst gewesen war, denn auch die Kirche, darüber hatte der Caplan sich nie verblenden können, hatte ihre freie, unangefochtene Herrschaft durch die Revolution und die ihr folgenden Jahrzehnde der napoleonischen Tyrannei für immerdar eingebüßt.

Man hatte in Frankreich Priester der katholischen Kirche sich von ihren alten Lehren und Gesetzen lossagen, neue Bekenntnisse verkünden, sie verlassen und die Abtrünnigen zu ihren ersten Lehrsätzen und Aemtern wieder zurückkehren sehen, und die Kirche hatte sie als Bereuende wieder in sich aufgenommen. Damit war die Revolution auch innerhalb der Kirche vollzogen worden, damit war das Amt des Priesters vor den Augen der Gläubigen seiner Unfehlbarkeit, seines göttlichen Ursprunges entkleidet worden. Der Priester war von seiner Höhe in die Reihen der irrenden Menschheit hinabgestiegen, er hatte sein Anrecht auf sein Mittleramt zwischen dem Höchsten und dem sündigen Menschen verscherzt. Nur ein persönliches Vertrauen konnte der Seelsorger, der Geistliche von seiner Gemeinde noch begehren, und dieses persönliche Vertrauen — der Caplan schlug voll Zerknirschung an seine Brust, und an seinen greisen Wimpern zitterte die Thräne — dieses persönliche Vertrauen verdiente er nicht mehr; denn er hatte die Sünde nicht abzuwehren vermocht von denen, die ihm übergeben worden waren, und den Zweifel mächtig werden lassen in den Seelen, die er hätte hüten sollen.

Er fühlte sich wie vernichtet, er sah auf sein ganzes langes Leben als auf ein verfehltes zurück, und aus seiner an sich selbst verzagenden Seele rangen sich wie ein Nothschrei die Worte hervor: Herr, Herr, gehe nicht mit mir in das Gericht! —

Er wollte sich erheben und das Zimmer verlassen, aber er konnte es nicht. Er mußte sich niedersetzen, und durch die bebenden Hände, die er vor sein Antlitz schlug, flossen seine heißen Thränen nieder.

Da war es, als wenn ein Riß geschähe in dem stolzen Herzen der Trauernden. Was seine Worte nicht an ihr vermocht hatten, das wirkte sein Beispiel jetzt an ihr. Sein flehendes Gebet erzitterte in ihrem Innern. Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah. Sie meinte sich an diesem Greise versündigt zu haben, sie sagte sich: ich bin es, um die er diese Thränen weint; mir, mir gilt sein flehender Ausruf: Herr, gehe nicht in das Gericht mit mir! — Denn wessen hätte er sich anzuklagen gehabt, dessen ganzes Leben Demuth und Reinheit und selbstverläugnende Liebe gewesen war? — Und von einer gewaltigen Empfindung, die sie sich selber nicht zu deuten wußte, hingerissen, warf sie sich vor dem Greise nieder und wiederholte, während auch ihre Augen überströmten: Herr, gehe nicht in das Gericht mit mir!

Langsam, aber mit einem Blicke himmlischer Verklärung, richtete der Caplan sein Antlitz empor und seine Hände falteten sich aufs Neue zum Gebete. Vergib uns unsere Schuld! sprach er leise und leise sagte Vittoria ihm die Worte nach; wie wir vergeben unseren Schuldigern! tönte es kaum hörbar von seinen Lippen.

Wie wir vergeben unseren Schuldigern! wiederholte die Erschütterte mit erhobener Stimme und barg ihr Antlitz auf des Greises Kniee, dessen Hände segnend niedersanken auf ihr Haupt.

So blieb sie eine Weile liegen. Die Sonne schien warm in das Zimmer hinein, ein leiser Lufthauch zog erfrischend vorüber. Es war Alles still um sie her, und still war es auch geworden in ihrer Brust. Da bedünkte sie es, als drücke die segnende Hand des Greises schwer und schwerer auf sie hernieder.

Sie hob ihr Haupt zu ihm in die Höhe, die Hände des Caplans sanken bewegungslos herab.

Herr Caplan! rief sie, Herr Caplan! — und die Stimme versagte der Erschrockenen ihren Dienst. Sie umfaßte ihn mit beiden Armen, er regte sich nicht; aber sein Antlitz lächelte in himmlischem Frieden, nur die Augenlider waren ihm zugesunken. Er war betend eingeschlummert.

Sanft, wie sein Leben gewesen war, hatte der Caplan sein letztes frommes Werk gethan — Vittoria hatte den Segen eines Sterbenden erhalten. Seine tiefe Demuth hatte die Empörung ihres stolzen Herzens überwunden, sein letzter Athemzug hatte dem Dienste seiner Kirche angehört.

## Neuntes Capitel.

Die Schlachten an der Katzbach und von Großbeeren waren eben geschlagen worden. Renatus stand mit seinem Regimente unfern dem rechten Elbufer, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, und weil er weichherzig war und im Ganzen der Schicksalsschläge ungewohnt, war sein Schmerz im ersten Augenblicke äußerst lebhaft. Er hatte allerdings bei den vorgerückten Jahren seines Vaters, und weil er ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Richten sehr verändert gefunden hatte, wohl daran gedacht, daß er ihn möglicher Weise nicht wiedersehen, daß der Abschied, den er von ihm nahm, ein ewiger werden könne. Aber die Plötzlichkeit, die ganze Art, in welcher der Freiherr geendet, hatten für die Phantasie des Sohnes im ersten Augenblicke etwas Ueberwältigendes, etwas ganz besonders Schmerzliches, und Renatus konnte nicht müde werden, sich immer auf das Neue das Bild seines unter freiem Himmel auf dem Kirchhofe sterbenden Vaters vor die Seele zu halten.

Indeß gerade die beständige Wiederholung der gleichen Vorstellung stumpfte den Eindruck ab, und es bewährte sich an Renatus die alte Erfahrung, daß diejenigen, welche bei dem Erleben eines traurigen Ereignisses gar keines andern Gedankens fähig und immer nur mit dem einen Gegenstande beschäftigt sind, das Geschehene am leichtesten überwinden und verschmerzen. Es dauerte gar nicht lange, bis Renatus, wenn er an den Tod seines Vaters dachte, sich unwillkürlich aller der Tausende er-

innerte, die neben ihm und um ihn her auf blutgetränkter, von Rossen zerstampfter Erde, an ihren Wunden verblutend, ihr Leben ausgehaucht hatten, ohne daß eine liebende Hand ihr brechendes Auge geschlossen hätte, ohne daß ihr letzter Blick auf das Antlitz eines Freundes gefallen wäre. Was ihm in den ersten Stunden oder Tagen so schrecklich erschienen war, die Plötzlichkeit, mit welcher der Tod seinen Vater überrascht hatte, das fing er bald an, als eine Wohlthat der Natur und als ein Glück zu betrachten, und in seinem an den Caplan und an Vittoria gerichteten Antwortschreiben pries er das Loos seines Vaters, dem es vergönnt worden war, in den Armen seines treuesten Freundes, mit dem Hinblicke auf die von ihm geschaffene schöne Kirche, von der Erde Abschied zu nehmen.

Renatus hatte von seinem Vater nie jene Zärtlichkeit erfahren, welche das Leben der Kinder eng mit dem der Eltern verknüpft. Einen entscheidenden Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes hatte der Freiherr ebenfalls nicht geübt, und in den letzten Jahren war Renatus nur selten und immer nur auf kurze Zeit in Richten gewesen. Es entstand daher in seinem Herzen durch seines Vaters Tod keine wesentliche Lücke, aber seine Verhältnisse erlitten durch denselben eine bedeutende Umgestaltung. Es traten mit Einem Male neue Anforderungen und Verpflichtungen an ihn heran, denen zu begegnen sein bisheriges Leben ihn in keiner Weise vorbereitet hatte, denen er persönlich zu genügen jetzt auch völlig außer Stande war. Er konnte nicht daran denken, inmitten dieses heiligen Krieges einen Urlaub zu begehren, und da ihm zuerst nur die Nachricht von dem Tode seines Vaters zugekommen war, beruhigte er sich mit der Ueberlegung, daß der Caplan und der Justitiarius doch am Orte wären und daß er sich ihres Eifers wie ihrer Einsicht versichert halten dürfe.

Er schrieb Vittorien, schrieb sofort auch seiner Braut und

machte dieser den Vorschlag, sich mit ihrer Mutter und Schwester baldmöglichst nach Schloß Richten zu begeben, um der vereinsamten Vittoria eine Gesellschaft zu sein. Er erwähnte dabei, daß es ihm wohlthun würde, die Gegenstände seiner Liebe in dieser unruhigen Zeit an einem und demselben Orte unter dem Schutze seines Hauses vereinigt zu wissen, und weil er entschlossen war, sich jetzt ernsthafter als bisher mit den Vermögens-Angelegenheiten seiner Familie zu beschäftigen, bemerkte er gegen die Gräfin, daß es, nach den Opfern, welche der Krieg auch ihr auferlegt habe, ihr vielleicht gerathen scheinen dürfte, ihre Häuslichkeit in der Hauptstadt aufzulösen und seine Gastfreundschaft anzunehmen, bis Hildegard selbst sie ihr in Richten anzubieten haben werde.

Bald darauf rückte sein Regiment vorwärts, es wechselte die Standquartiere oft, und erst am Tage vor der Leipziger Schlacht kam der zweite Brief aus Richten, welcher ihm mit dem Testamente seines Vaters zugleich die Kunde von dem Ableben des Caplans überbrachte, durch die Feldpost dem jungen Freiherrn in die Hände.

Der Dienst hatte ihn bis gegen den Abend hin in Anspruch genommen. Müde und erschöpft stieg er vor dem einsamen Bauernhofe, in welchem er im Quartiere lag, vom Pferde und trat in die niedrige Stube, welche er mit fünf anderen Offizieren theilte. Draußen war es herbstlich und feucht, aber trotz der geöffneten Fenster lag eine schwüle, heiße Luft über dem niederen Raume. Zwei seiner Kameraden hatten sich, die Tornister unter den Köpfen, auf den Estrich des Bodens niedergeworfen und waren, wie ihr tiefes, schnarchendes Athemholen verrieth, obschon es noch ganz hell war, vor Ermüdung eingeschlafen. Der Capitän, ein verheiratheter Mann, schrieb an der Ecke des Tisches, an welchem die Andern mit jugendlicher Eßlust ihr geringes Abendbrod verzehrten. Sie achteten

kaum auf das Eintreten ihres Kameraden, nur der Hauptmann wendete sich flüchtig nach ihm um und sagte: Herr von Arten, es sind auch für Sie ein Brief und ein Packet angekommen; sie liegen dort auf dem Simse. — Dann fuhr er still zu schreiben fort.

Es war kein Platz mehr an dem Tische und auch kein Platz zum Sitzen in der Stube. Renatus nahm seine Briefschaften und ging damit hinaus. Draußen vor dem Hause war ein Stückchen Erde eingehegt. Er und seine Kameraden hatten das Gärtchen in diesen Tagen vor der Zerstörung bewahrt. Es stand ein Kirschbaum darin, und aus dem noch grünen Grase wuchsen einige Stockrosen hervor, die noch in Blüthe standen. Die untergehende Sonne beschien sie matt. Er warf sich auf eine kleine Bank unter dem Baume nieder, steckte den Brief, auf dem er Hildegard's Handschrift erkannte, in die Brust und öffnete zunächst das von Richten kommende Packet; aber er suchte darin vergebens nach einem Worte seines greisen Lehrers oder nach einem Briefe Vittoria's. Nur der Justitiarius hatte geschrieben. Das fiel Renatus auf, denn noch nie war eine Sendung von Richten ohne ein begleitendes Blatt des Caplans an ihn gekommen, seit er im Felde stand, und er nahm daher das Schreiben des Justitiarius mit Besorgniß in die Hand. Indeß die Nachricht, welche ihm durch dasselbe wurde, hatte er doch nicht vermuthet.

In der gemessenen Weise eines Geschäftsmannes meldete der Beamte, daß der hochwürdige Herr Caplan ihm gleich nach dem Tode des verstorbenen Herrn Barons sehr angegriffen und verändert erschienen sei. Trotzdem habe derselbe es sich nicht nehmen lassen, seine Amtspflichten zu erfüllen und der von dem Verluste ihres Gemahls äußerst erschütterten Frau Baronin zur Seite zu stehen. Er habe dabei offenbar seine Kräfte erschöpft, und wenn man sich auch hätte denken mögen, daß er seinen

Herrn und Freund nicht lange überleben würde, da sie so eng in einander verwachsen gewesen wären und das Alter das Zerreißen solcher alten Lebensbande nicht wohl vertrage, so habe doch das plötzliche Hinscheiden des verehrten Greises sie Alle schwer betroffen und werde auch den Freiherrn sicherlich sehr überraschen. Er berichtete demselben danach, daß er den unbedeutenden Nachlaß des Caplans versiegelt, daß er die Meldung von seinem Ableben bei den betreffenden Behörden gemacht habe, und fragte an, wie der Freiherr es nun hinsichtlich der Verwaltung des Richtener Pfarramtes zu halten gewillt sei.

Renatus hielt das Schreiben eine Weile still in seinen Händen. Es war nichts Ungewöhnliches, was er erlebte, es lag im Laufe der Natur, daß der betagte Mann gestorben war; aber er hatte ihn so lieb gehabt. Wie der Schutzgeist von Richten, ja, wie sein eigener Schutzgeist war der Caplan ihm stets erschienen. Jetzt erst kam seine Heimath ihm verlassen und verwaist vor, und sein Gemüth besaß in diesem Augenblicke noch nicht die Kraft, sich Schloß und Herrschaft unter einer ganz veränderten Umgebung als sein Eigenthum zu denken und sie doch zu lieben. Ohne den Caplan war ihm Richten nicht mehr die alte, theure Heimath.

Indeß es war kein Tag, an welchem man sich seinen Empfindungen lange überlassen durfte. Jedermann wußte es, daß am nächsten Morgen eine große Schlacht bevorstand, und wer noch etwas für dieses Leben zu beschicken hatte, that dazu, es nicht hinauszuschieben. Renatus hatte sich auf die Vorsorge des Caplans mehr als auf sich selbst verlassen. Jetzt war er dieser Stütze beraubt, die kommende Tagesfrühe konnte über sein Leben entscheiden, und er hinterließ eine Stiefmutter, einen Bruder, eine Braut. Er hatte für das Wohlergehen dieser Lieben noch nicht Sorge getragen, wie er wünschte, und jetzt war es vielleicht zu spät dazu, wenn die Voraussicht seines

Vaters nicht in dem Testamente die Vorkehrungen auch auf den Fall getroffen hatte, daß Renatus nicht aus dem Felde wiederkehren sollte.

Er öffnete und las das Testament. Es war nicht dazu gemacht, ihn zu beruhigen und zu erheben. Sein Besitz war weit mehr verschuldet, als er es für möglich gehalten hatte. Obschon seine wirthschaftlichen Kenntnisse höchst unbedeutend waren, ahnte er doch, daß sich ihm große, fast unübersteigliche Hindernisse in der Verwaltung und Erhaltung der drei großen, noch zusammengehörenden Güter in den Weg stellen würden, und mehr noch als diese Erkenntniß erschütterte ihn der Theil des Testamentes, welcher Vittoria und ihren Sohn betraf. Es überflog ihn eine heiße Scham, das Herz preßte sich ihm zusammen. Seinem Vater war also das Geheimniß Vittoria's nicht verborgen geblieben. Der Greis hatte den Schmerz erduldet, sich verrathen zu wissen. Wie mußte ihn dies niedergeworfen, was mußte er davon gelitten haben! Die reine, wahrhafte Natur des Sohnes empörte sich gegen Vittoria, er dachte mit widerwilligem Zorn an sie und an Valerio, und Beides, Beides that ihm weh: denn er liebte Vittoria und er liebte auch den Knaben, den er, obschon er um Vittoria's Leidenschaft für einen Andern wußte, bis jetzt doch als seinen Bruder angesehen hatte.

Bricht denn Alles, Alles unter meiner Hand zusammen? fragte er sich schmerzlich, und der alte Gedanke, daß er nicht zum Glücke geboren sei, bemächtigte sich seiner wieder mit erneuter Macht. Er hatte bisher immer viel Mitleid mit Vittoria gehabt, ihr Leben an des alternden Gatten Seite war ihm stets als eine große Entsagung für sie erschienen. Jetzt beklagte er nur seinen Vater. Weil er nicht wußte, daß der Freiherr erst ganz kurze Zeit vor seinem Tode den Verrath Vittoria's erfahren hatte, bewunderte er dessen stolze Zurückhaltung und die

großmüthige Nachsicht, mit der er Vittoria behandelt hatte. Er machte sich selbst einen Vorwurf daraus, daß er der Verrätherin so viel von seiner Liebe, so viel Freundschaft zugewendet; er hätte seinen Vater wiederhaben mögen, um es ihm abzubitten, daß er nicht genug Zärtlichkeit für ihn gefühlt habe, um ihn auf's Neue und mehr und verständnißvoller als bisher zu lieben.

Er wußte in einzelnen Augenblicken nicht, was er thun, ja, nicht einmal, woran er zuerst denken solle. Man erwartete von ihm Bestimmungen über seine Angelegenheiten, aber er verstand von ihnen wenig, er hatte keine wirkliche Geschäftskenntniß. Der Freiherr hatte nach dem Abgange von Steinert mehrmals mit seinen Amtsleuten gewechselt; Renatus wußte aus des Vaters eigenem Munde, daß er auch dem gegenwärtigen Amtmanne nicht vertraue und daß er eben deshalb zum Oefteren an eine Verpachtung der Güter gedacht habe, nur daß er sich nicht entschließen können, damit einen Theil seiner persönlichen, unmittelbaren Einwirkung über sein Eigenthum aufzugeben. Der Justitiarius erwähnte in einer dem Testamente beiliegenden Auseinandersetzung dieser Absicht des Freiherrn, denn der Contract des Amtmanns ging mit dem nächsten Frühjahre zu Ende, und Renatus mußte jetzt entscheiden, ob der Contract, wie es festgesetzt war, dann auf drei neue Jahre verlängert werden sollte oder nicht. Der Justitiarius sprach von einem Pächter, der sich gemeldet habe und dessen Bedingungen, wenn man die Zeitverhältnisse in Erwägung zog, nicht ungünstig genannt werden konnten; aber es ward die Bedingung daran geknüpft, daß ihm das lebende Inventarium, welches durch den Krieg auf das Aeußerste heruntergebracht worden war, vollständig und ausreichend ersetzt werden und die Pachtung ihm auf zwölf Jahre zugesichert werden solle. Für die Beschaffung des Inventariums mußte man abermals Kapital aufnehmen, das jetzt schwer und nur zu hohen Zinsen zu haben war, und die jetzt während des

Krieges gebotenen Pachtpreise auf zwölf Jahre im voraus gelten zu lassen, fand selbst Renatus nicht für möglich. Er mußte also die Dinge gehen lassen, wie sie eben gingen, aber die Sorge um seinen Besitz wälzte sich wie eine Last auf ihn, und dazu fing er an, es schwer zu bereuen, daß er die Gräfin Rhoden zu der Uebersiedelung nach Richten aufgefordert hatte, denn es war ihm jetzt eine äußerst widerwärtige Vorstellung, sich seine Braut in der Nähe Vittoria's und in deren täglicher Gesellschaft vorzustellen.

Ohne daß er sich bestimmte Gründe dafür anzugeben wußte, hegte er, weil er es eben wünschte, die bestimmte Hoffnung, daß die Gräfin seinen Vorschlag nicht angenommen haben werde, und nachdem er mit einem Seufzer die Testaments-Abschrift und die Berichte seines Beamten wieder in ihren Umschlag geschoben hatte, nahm er zuerst den Brief der Gräfin aus dem zweiten Couverte hervor, weil er sich den Brief seiner Braut auf zuletzt versparen wollte, um den schweren Tag doch mindestens mit einem tröstlichen Eindrucke abzuschließen.

Aber seine Hoffnung und Voraussicht hatten ihn dieses Mal getäuscht. Die Gräfin schrieb ihm, daß sie Anfangs Bedenken gegen seine Plane gehegt habe. Sie sei zweifelhaft gewesen, ob es angemessen sei, gleich nach dem Tode des Freiherrn sich in dessen Hause einzurichten. Sie habe, da Renatus' Verlobung mit ihrer Tochter vor der Welt noch ein Geheimniß sei, die Besorgniß gefühlt, daß man ihr die Absicht zur Last legen werde, eben diese Verlobung herbeiführen zu wollen; indeß Hildegard sei anderer Ansicht gewesen, und da diese ohnehin einer Erholung bedürftig sei, weil sie sich in der Pflege der Verwundeten, deren Zahl nach der Schlacht von Großbeeren in den Berliner Hospitälern so furchtbar angewachsen, Anstrengungen zugemuthet habe, die weit über ihre Kräfte gegangen wären, so habe die Gräfin sich nach reiflicher Ueberlegung zum

Nachgeben entschlossen und die nöthigen Schritte zur Auflösung ihrer Verhältnisse in der Residenz gethan, wobei ihr Graf Gerhard mit gewohnter Zuvorkommenheit seine Dienste angeboten habe. Sie fügte dann noch hinzu, daß sie, wenn sie ihre ökonomischen Verhältnisse in das Auge fasse, Renatus für sein Anerbieten doppelt Dank zu sagen habe, da ihr die Zinsen ihres geringen Vermögens jetzt nicht regelmäßig eingingen; und die Zweifel, welche sie um die Sicherheit ihres kleinen Kapitals aussprach, waren auch nicht dazu angethan, dem neuen Besitzer der von Arten'schen Güter das Herz zu erleichtern. Noch hatte er nicht Frau, nicht Kind, und schon lag, er mochte es ansehen, wie er wollte, die Sorge für eine große Familie auf seinen Schultern. Denn an wen hatten sich Vittoria und Valerio zu halten, als an ihn? Auf wen, als auf ihn, fiel einmal die Sorge für Hildegard's Mutter und Schwester? Und diese Einsicht mußte er gewinnen an dem Vorabende einer großen Schlacht! — Sich zu trösten, sich die Seele zu befreien, eröffnete er Hildegard's Brief.

„Mein ewig Geliebter," schrieb sie ihm, „es soll Ja und Amen heißen zu Allem, was Du wünschest und angeordnet hast für jetzt und für alle Zeit! Was könnte Deiner Braut in diesen Tagen, in denen sie Deine Seele von Trauer beladen weiß, ohne daß sie zu Dir eilen kann, sie Dir tragen zu helfen, Heilsameres begegnen, als an der Stelle zu weilen, an der Du geboren bist, als an dem Orte zu leben, der künftig auch ihre Heimath sein wird und an welcher sie mit Dir vereint das Andenken Deines edeln Vaters heilig in sich pflegen will.

„O, mein Renatus, Lieben, Glauben, Hoffen, das ist alles, was uns übrig bleibt in den Tagen der Prüfung, in denen wir leben! Ich habe Stunden gehabt, in denen ich mich mit Zweifeln plagte, mit Zweifeln, ob Dein Vater mich jemals gern willkommen heißen würde; mit immer neuen Zweifeln

sogar an Dir, denn ich meinte, wäre Deine Liebe der meinigen gleich, so hätte keine Rücksicht der Welt Dich bewegen können, mich durch Verheimlichung unserer Liebe und unserer Verlobung fern von Dir zu halten. Und nun das überwunden ist, nun Du Herr bist über unser Schicksal, nun Dein Wille mich einführt in Deiner Väter Haus, auch jetzt noch darf ich die bräutliche Myrtenkrone nicht in meine Locken drücken, und jede, jede Stunde kann für ewig den Schleier nicht endender Trauer über meine ganze Zukunft werfen! Weiß ich es denn, ob es nicht schon geschehen ist? Weiß ich es denn, ob des Todes Pfeil Dich nicht bereits ereilte, ob Dein brechendes Auge sich nicht vergebens nach Deiner Geliebten sehnte, ob Dein letzter Seufzer nicht vergebens ihren Namen rief? — Ich habe so manches Sterbenden letztes Wort vernommen — Gott, Gott, wenn Du — aber ich kann, ich mag es nicht denken! Ich will hoffen, hoffen und beten, weil ich Dich liebe!

„Du hast das Richtige für mich gewählt. Ich habe Ruhe und Stille nöthig und ich gehöre zu den Trauernden. Wie verlangt es mich, unsere schöne Signorina wiederzusehen, Deinen kleinen Bruder zu umarmen! Ich werde mit unserer Signorina von Dir sprechen, in Deines Bruders liebem Antlitz Deine Züge suchen; wir werden nur in Dir, nur für Dich leben, bis Du wiederkehrst; und was diese Jahre der Trübsal Jedem von uns auch auferlegen — Gott hat sie gesendet, um mit schweren Leiden an die Herzen derer zu klopfen, die sich abgewendet hatten von sich selber und von ihm. Denn wie Viele uns der Tod auch entrissen, das Leben hat uns manchen verloren Geglaubten wiedergegeben, und sollten wir nicht mit unserem Heilande sagen: Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, denn über hundert Gerechte?

„Du weißt es, mein Geliebter, von wem ich rede. Es ist eine große, eine erhebende Wandlung mit ihm vorgegangen, und

laß es mich bekennen, ich meine oftmals, mein brünstig flehendes Gebet habe dazu mitgewirkt. Ich konnte, o, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Deinen Einer, daß Deiner edeln Mutter Bruder der heiligen Sache des Vaterlandes und uns Allen für immerdar verloren sein sollte — nein, ich konnte es nicht!

„Dein Oheim weiß es, wie Dein und mein Herz sich gefunden haben, er gönnt uns unser Glück, er segnet es, und ich glaube oftmals zu bemerken, daß seine Augen mit Rührung auf mir weilen. Ach, muß es ihn nicht schmerzen, daß er in einer Zeit herangewachsen ist, in der das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in den Seelen der Menschen erloschen war? Ist er denn nicht beklagenswerth, daß seinem Leben, wie er mir das einst gestanden, niemals der milde Stern einer reinen Liebe aufgegangen ist?

„Er hat uns in diesen Tagen der Trauer um Deinen theuren Vater gütevoll zur Seite gestanden, er hat mir geholfen, die Mutter zur Uebersiedelung in unsere künftige Heimath zu bestimmen. Frei und unabhängig, wie er ist, bietet er Dir seine Dienste an, und es müßte mein ganzes Empfinden mich betrügen, oder Du könntest, was Du von weltlichen Dingen anzuordnen hast, keinem verläßlicheren Freunde anvertrauen.

„Aber ich schreibe Dir von Hab und Gut, und Du, meine einzige Habe, mein höchstes Gut, bist mir fern, bist in täglicher Gefahr. O, denke, wo Du auch immer weilest, denke, daß ich an jedem Morgen und an jedem Abende vor Deinem Bilde, unter Deinen Augen meine Gebete für Dich zum Himmel sende, denke, daß mein Leben beschlossen ist, wenn es dem Herrn über Leben und Tod gefallen sollte, das Deinige als ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes zu begehren."

Sie hatte ein paar Myrtenblätter auf den Rand des Briefes festgenäht und ein Herz darum gezeichnet. „Hier haben meine Lippen, Dein gedenkend, dieses Blatt berührt!" hatte sie

darunter geschrieben, und die Spur ihrer Thränen war auf dem Papier sichtbar, die Worte waren halb verlöscht. Aber der ganze Brief und vor Allem diese Weichheit des Schlusses brachten keine gute Wirkung auf ihren jungen Verlobten hervor.

Renatus hatte seine Braut nicht wiedergesehen, seit er vor seinem Abmarsche zu dem russischen Feldzuge Abschied von ihr genommen hatte. Die Heeresabtheilung, bei welcher er stand, hatte bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges ihre Marschroute nach Deutschland im Norden von Berlin gehabt. Seit mehr als einem Jahre war er auf einen brieflichen Verkehr mit seiner Verlobten angewiesen gewesen, und ein solcher hat immer sein Bedenkliches, wo es sich nicht um völlig gefestete und klar bestimmte Verhältnisse handelt. Daß Renatus es nicht zulässig gefunden, seinen Vater von der Wahl in Kenntniß zu setzen, welche er getroffen hatte, war gleich Anfangs ein Anlaß zur Verstimmung zwischen ihm und seiner Verlobten geworden. Hildegard hatte ihn der Schwäche angeklagt, ihm vorgehalten, daß er seines Vaters Ruhe mehr als ihren Frieden liebe, und da sie wie die meisten Frauen mit einseitiger Beschränktheit nicht von sich selber abzusehen und keinen Anspruch außer dem ihrigen für berechtigt anzuerkennen vermochte, hatte Renatus ihr mit Grund den Vorwurf der Eigensucht gemacht. Von ihm, um dessen Leben sie sorgte, auf den alle ihre Gedanken gerichtet waren, getadelt zu werden, das hatte sie nicht ertragen können, und von den Anklagen gegen Renatus zu den schwersten Selbstbeschuldigungen übergehend, um ihn wieder zu versöhnen, war sie im Laufe der Zeit allmählich in eine Sprache der gefühlsseligen Leidenschaft gerathen, die sich noch gesteigert hatte, seit der Freiheitskrieg begonnen und die Anschauungs-, Empfindungs- und Ausdrucksweise gar vieler Menschen sich durch die großen Aufregungen bis zur Uebertreibung gesteigert hatte.

Renatus hatte sich von dieser Gefühlsrichtung seiner Braut

nie wohlthätig berührt gefunden. Er liebte ein frisches, kräftiges Wesen, vielleicht gerade weil er dessen selbst ermangelte, und das Leben des Soldaten auf dem Marsche und im Felde war wider sein eigenes Vermuthen sehr nach seinem Geschmack. Er hatte sich auf dem russischen Feldzuge in Entbehrungen und Anstrengungen erproben lernen, er hatte den großen Augenblick mit erlebt, in welchem sein General das ihm anvertraute Corps von der Bundesgenossenschaft mit dem Landesfeinde losgerissen hatte, und von dem erhabenen Schwunge der begeisterten Volksbewegung weit über sich selbst hinausgetragen, hatte auch Renatus endlich aus der Hoffnung auf die Befreiung seines Vaterlandes sein höchstes Ziel gemacht, ohne daß seine Liebe für Hildegard dadurch beeinträchtigt worden wäre; aber sie verstand es nicht, sich seinen Stimmungen und Zuständen, wie er es begehrte, anzupassen. Mitten in der stolzen Aufregung des Kampfes, von Tag zu Tag auf wildem Kriegspfade fortschreitend, immer nur des nächsten Augenblickes und oft selbst dieses nicht sicher, sehnte er sich nach dem freudigen Zuspruche eines tapferen Herzens. Wie jeder Jüngling zum Helden geworden war, so wollte er ein Heldenweib in der Geliebten finden, und Hildegard war zu einem solchen nicht geschaffen.

Es half Renatus nicht, daß er sich vorhielt, wie muthig sie in den Reihen der anderen Frauen und Jungfrauen sich der Pflege der Kranken und Verwundeten unterzogen hatte. So oft er einen Brief von ihr erhielt, peinigten ihn die klagende Liebe, die fromme Verzagtheit, ja, selbst die entsagende Gottergebenheit ihres Wesens, die es doch allesammt nicht hinderten, daß sie feste Plane für ihre eheliche Zukunft entwarf und eine Art von Herrschaft über seine Empfindungen auszuüben strebte, welche ihn stets daran erinnerte, daß er sich doch eigentlich sehr früh gebunden habe.

Peinlicher aber als eben der heutige Brief war ihm noch

niemals ein anderer gewesen. Es lähmte ihm jeden Aufschwung, es verdüsterte ihm den ohnehin trübe genug gestimmten Sinn, von Hildegard, wie er es in seinem Innern nannte, im voraus die Todtenklage um sich anstimmen zu hören. Es schien ihm eine üble Vorbedeutung am Abende vor der Schlacht zu sein. Er hätte so viel lieber ein fröhliches Glückauf, einen siegesgewissen, zukunftssicheren Ruf von ihr vernommen; und vollends die enge Freundschaft, in welche die Frauen zu dem Grafen Gerhard getreten waren, und deren Entstehen und Wachsen er seit vielen Monaten bemerkt und immer ungern gesehen hatte, gereichte ihm heute zu besonderem Verdrusse.

Er konnte es in dem eingezäunten Gärtchen nicht mehr aushalten; er kam sich ohnehin wie an Händen und Füßen gebunden vor. Er stand auf und verließ den engen Raum.

Das ganze Dorf lag voll von Truppen. Es war viel Landwehr dabei, und der Dialekt seiner Heimath schlug mehrmals an sein Ohr. Er meinte, er müsse irgendwo bekannte Gesichter erblicken, eine Anrede erfahren: und sie wäre ihm willkommen gewesen. Aber Niemand achtete auf ihn, es hatte Jeder mit sich selbst genug zu thun.

An den abgeschirrten Batterien, an den Reihen aufgestellter Bayonnette vorüber schritt er zum Dorfe hinaus. Es war dort, wie hier! Ueberall Hast und Lärmen, überall Gehen und Kommen, überall das Dröhnen der Schritte von neu heranziehenden Truppen und das Rollen der Geschütze und der Munitionswagen. Dazwischen Gruppen von ermüdeten, am Boden liegenden Ankömmlingen, die schlafend fast mitten im Wege dalagen und jeden Augenblick von Pferdehufen getroffen werden konnten.

Die Sonne war schon untergegangen, der Himmel bewölkte sich mehr und mehr, es dunkelte früh. Aus den Wiesen und Wassern stiegen die Nebel auf und drückten den Rauch von den zahllosen Beiwachtfeuern nieder, an denen die Soldaten sich

ihr Abendbrod, und für wie viele unter ihnen mußte es das letzte Abendbrod sein, bereiteten.

In der Ferne ertönte Trommelwirbel, von verschiedenen Seiten erschallte in Zwischenräumen die Signaltrompete. Weit hinten am Horizonte stiegen zwei weiße Leuchtkugeln in die Höhe. Was bedeuteten sie?

Er ging zwecklos vorwärts; er hatte mitunter keinen festen Gedanken, so Vielerlei, so Schweres zog ihm durch den Sinn, und dazwischen fragte er sich immer wieder: was bedeuten die beiden weißen Leuchtkugeln?

Den Tod für Viele ganz gewiß! gab er sich endlich selbst zur Antwort, und wie er denn so einsam dahinzog auf der weiten, weiten, nachtbedeckten Ebene, einsam unter den Hunderttausenden, die morgen das blutige Spiel beginnen mußten, über die in wenig Stunden das Todesloos gezogen werden sollte, wie er hier an einem Schlafenden vorüberkam, dort fröhliches Lachen und Singen vernahm, dachte er: Wer von Euch wird morgen noch singen und scherzen? Wer von uns wird schlafen gehen für immer? — und es kam ihm gar nicht furchtbar vor, zu diesen Letzteren zu gehören.

Was blühte ihm denn in der Zukunft? Was hatte er von ihr zu erwarten? Quälende Verhältnisse, wohin er sich auch wendete, Verpflichtungen und Sorgen aller Art! Und wofür das? Hatte er den Verfall seines Familienbesitzes und Vermögens verschuldet? Hatte er Vittoria in das von Arten'sche Haus geführt? Er mochte gar nicht an sie denken. — Und Hildegard? Nun, Hildegard hatte sich in ihre künftige Trauer so hineingelebt, daß sie wohl vorbereitet sein mußte, ihr Schicksal zu tragen, wenn ihre Ahnungen sich verwirklichten.

Die Briefe hatten lange Zeit gebraucht, bis sie an ihn gelangt waren. Jetzt, dachte er sich, mußten sie Alle schon in Richten beisammen sein. Er sah sie deutlich vor sich: Vittoria

mit ihrem Sohne, der nicht mehr sein Bruder sein sollte, und die Gräfin und Hildegard und ihre Schwester. Er sehnte sich nicht dorthin. Ihm bangte vor dem verwaisten Schlosse, und je länger seine Gedanken dort verweilten, um so schmerzlicher drängte sich ihm der immer wiederkehrende Frageruf in die Seele: Vittoria, warum hast Du mir das angethan? — Er fühlte sich allem Anderen gewachsen, nur Vittoria verachten zu müssen, in Valerio nicht mehr einen Bruder zu besitzen, heimliche Unehre eingedrungen zu sehen in das würdige Haus seiner Väter, das zerriß ihm das Herz, und die Zornesthränen in den Augen zerdrückend, sagte er sich: Ich bin also der Letzte unseres Hauses, unseres Namens! Falle ich morgen, so ist unser altes Geschlecht erloschen und dahin!

Aus seiner Entmuthigung riß diese Vorstellung ihn empor. Er wollte nicht mehr untergehen! Er war es denen schuldig, die vor ihm gewesen waren, ihr Geschlecht und ihren Namen aufrecht zu erhalten für die Zukunft, er schuldete sich seinen Ahnen. Er wollte leben bleiben. Morgen wollte er die Frage an die geheimnißvollen Mächte thun, welche das Schicksal der Menschengeschlechter lenken. Verschonte ihn dieses Mal die Schlacht, so sollte ihm das ein Zeichen sein, daß Gott das Fortbestehen des Hauses und des Namens derer von Arten in seiner Weisheit angeordnet habe. Der morgende Tag sollte ihm zu einer Entscheidung auch für sich selber werden.

Gefaßter, als er es verlassen hatte, kehrte er in sein Quartier zurück. Er fand Platz an dem Tische und setzte sich nieder, um nach Hause zu schreiben, denn die Anfragen des Justitiarius bedurften einer Antwort; als er sich aber anschickte, sie zu geben, fiel es ihm erst ein, wie in seines Vaters letztwilligen Anordnungen gar keine Rücksicht auf den doch so möglichen Fall genommen war, daß Renatus bei seines Vaters Tode nicht mehr am Leben gewesen wäre, und obschon diese Zuversicht des Frei-

herrn auf des Sohnes Stern für diesen eben so erhebend als rührend war, sagte er sich doch, daß es eine Gewissenssache für ihn sei, eine Entscheidung zu treffen, eine Entschließung zu fassen.

Der Freiherr hatte mit seinem Testamente den ihm untergeschobenen Sohn eines Fremden offenbar von dem Antheile an dem von Arten'schen Erbe ausschließen wollen, so weit er dies vermochte, ohne die ihm und seiner Ehre angethane Kränkung kundzugeben. Daß er seinem Sohne erster Ehe den möglichst vollständigen Besitz des Hauses zu erhalten suchte, da die Artenschen Güter kein Majorat waren, konnte an und für sich selbst in den Kreisen, in welchen die Familie lebte, keinen Verdacht gegen Vittoria und gegen die Abstammung Valerio's erregen, die trotz der freiherrlichen Verfügung noch immer günstiger zu stehen kamen, als es bei der Vererbung eines Majorates für sie der Fall gewesen sein würde. Der Freiherr hatte also, nach seines Sohnes Meinung, den Erbantritt Valerio's nicht völlig ausschließen wollen. Das Fortbestehen seines Namens und Geschlechtes hatte ihm höher gestanden, als die Befriedigung seiner beleidigten Ehre. Starb Renatus kinderlos, so fiel, wenn auf Valerio nicht Bedacht genommen wurde, was jedoch geschehen mußte, so lange seine unrechtmäßige Geburt nicht gerichtlich festgestellt worden war, der Arten'sche Besitz an die nächsten Erben und Anverwandten von Renatus, an die Brüder seiner Mutter, und mit Einem Male schoß es dem jungen Manne wie ein Strahl durch das Gehirn, was die Annäherung an ihn, die Graf Gerhard seit Jahren mit einer gewissen Beflissenheit betrieben hatte, was die Freundschaft, welche der Graf für die Braut seines Neffen gegenwärtig kundgab, zu bedeuten haben könnten. Dabei kam ihm, wie mit einem Zauberschlage, eine Aeußerung in das Gedächtniß, welche Graf Gerhard einmal gegen ihn gethan hatte, als er ihn zum Eintritte in die Dienste

des Königs von Westfalen überreden wollen. Er hatte Renatus damals, um ihn vom Kriegsdienste abzuhalten, den einzigen Erben seines Familiennamens genannt, und als dieser ihn an seinen Bruder Valerio erinnert, hatte der Graf mit einem bösen Lächeln ihm entgegnet: „Vittoria's Sohn wird einmal auf Deine Großmuth angewiesen sein!“ Renatus hatte das lange nicht vergessen können; dann hatten die Ereignisse der letzten Jahre jene Aeußerung aus seiner Erinnerung verwischt, und jetzt trat sie wieder mit voller Klarheit in sein Bewußtsein zurück.

Es überlief ihn heiß und kalt. Graf Gerhard wußte also um Vittoria's Untreue und er rechnete auf sie; denn daß er, der seine eigene, wahre Ehre nicht geachtet hatte, kein Bedenken haben würde, fremde Ehre Preis zu geben, wo sein Vortheil es erheischte, darauf meinte der Freiherr seinen Oheim wohl zu kennen. Wie der flammensprühende Krater eines mit Vernichtung drohenden Vulkans that es sich vor seinen Blicken auf. Ihm graute davor, und doch konnte er sein Auge nicht davon losreißen. Je länger er darüber nachsann, desto weniger wußte er sich Rath.

Er dachte daran, sein Testament zu machen und Valerio ganz ausdrücklich zu seinem Erben zu ernennen, denn immer wieder fühlte er es, er liebte diesen Knaben brüderlich. Aber sein Vater hatte dies doch offenbar nicht eigentlich gewollt, und auch in Renatus sträubte sich das Arten'sche Blut dagegen, ganz abgesehen davon, daß die Einsetzung Valerio's ohne Frage einen Erbschaftsstreit und mit ihm die Enthüllung von Vittoria's Ehebruch heraufbeschwören konnte, den der Freiherr vor der Welt zu verbergen beabsichtigt hatte. Dann wieder fand Renatus sich geneigt, Hildegard zu seiner Erbin zu bestimmen. Indeß der Name seines Geschlechtes wurde damit nicht erhalten. Die Freundschaft, welche Graf Gerhard für die mittellose junge Gräfin hegte, konnte gegenüber der Erbin des Arten'schen Be-

sitzes leicht in eine wärmere Empfindung übergehen, und Renatus hielt es gar nicht für unmöglich, daß Hildegard, um ihr Werk der vermeintlichen Bekehrung an dem Grafen Gerhard zu vervollständigen, sich selbst zum Opfer bringen könne. Er hatte heute ein unaussprechlich bitteres Gefühl, so oft er an sie dachte. Er wußte nicht, war es Mißtrauen, war es Eifersucht, was ihn also quälte; aber er vermochte das letztere nicht recht zu glauben, denn heute konnte er es sich nicht verbergen: er liebte sie eigentlich nicht, er hatte sie niemals wahrhaft geliebt. Es war eine Aufwallung, eine Uebereilung gewesen, daß er sich ihr anverlobt hatte, ihr ganzes Wesen sagte ihm immer weniger zu, und wie ein Angstschrei rang sich, ohne daß er es wußte, aus seinem beklommenen, geängstigten Herzen der laute Ausruf: Freiheit, Freiheit! empor.

Er erschrak, als er ihn gethan hatte. Seine Kameraden, die noch plaudernd beisammen saßen — die beiden Schläfer waren während seines einsamen Ganges auch wieder munter geworden — wendeten sich nach ihm um.

Das wird in diesem Augenblicke noch Mancher außer Ihnen rufen, lieber Arten, sagte der Hauptmann; und frei werden wir werden auf die eine oder die andere Art, wenn Jeder von uns morgen Alles an Alles setzt! fügte er hinzu.

Die Unterhaltung der Anderen gerieth dadurch ins Stocken; sie waren sammt und sonders ernsthaft geworden. Der Hauptmann zog einen Brief aus der Brusttasche und sprach: Es wird morgen eine Schlacht geschlagen werden, wie die Weltgeschichte noch keine aufzuweisen hat. Wer sie von uns überleben wird, das steht in des Allmächtigen Hand. Lassen Sie uns einander das Versprechen leisten, daß die Ueberlebenden Kunde von den Todten in die Heimath senden.

Er hielt einen Augenblick inne, zeigte den Anderen den Brief, den er danach wieder in die Brusttasche steckte, und setzte

mit weicher Stimme hinzu: Ich habe eine Frau und zwei Kinder zu Hause. Falle ich und Sie können meiner Leiche habhaft werden, so schicken Sie diesen Brief an meine Frau. Gehe ich verloren in der Masse, nun, so meldet wohl Einer von Ihnen ihr das Geschehene, damit es ihr menschlicher und früher als durch die Todtenliste zukommt. Ich stehe, soweit es nöthig und mir möglich ist, Jedem von Ihnen zu dem traurigen Gegendienste bereit.

Man sagte einander das Begehrte mit ruhigem Worte zu. Die Lieutenants waren junge Edelleute und gleich Renatus unverheirathet. Der Hauptmann war bürgerlicher Herkunft. Er war bedeutend älter als die Anderen, und hatte in dem Regimente von der Pike auf gedient. Renatus wußte, daß er ohne Vermögen sei, daß er seiner Familie nichts weiter zu vererben habe, als seinen unbescholtenen Namen und die Erinnerung an seine Liebe und an seine Treue; aber wie schwer dem Hauptmanne das Herz auch sein mochte, Renatus beneidete ihn, weil so einfache, natürliche Verhältnisse ihn an das Leben fesselten. Denn wie er sich dagegen auch innerlich vertheidigte, es bemächtigte sich seiner auf's Neue der dumpfe Lebensüberdruß, der ihn heute schon zu verschiedenen Malen überfallen hatte, und unfähig, irgend einen festen Entschluß zu fassen, warf er sich mit den Anderen zum Schlafe auf den Boden nieder.

Der morgende Tag sollte entscheiden! Auch über ihn und seine persönlichen Angelegenheiten sollte er entscheiden!

# Zehntes Capitel.

Und sie war gefallen, diese Entscheidung: so erhaben und so glorreich für das deutsche Vaterland, als die kühnste Einbildungskraft es nur hatte erhoffen können.

Das Dorf, durch welches Renatus an dem Vorabende der Schlacht gegangen war, lag in rauchenden Trümmern. Es war der Schauplatz eines mörderischen Kampfes gewesen. Von den Offizieren, die in jenem Bauernhause bei einander gesessen hatten, waren nach den drei großen Tagen nur noch Renatus und ein noch jüngerer Edelmann am Leben. Es waren Wunder der Tapferkeit gethan worden.

Im Verein mit den Ostpreußen hatte das Regiment, in dem Renatus diente, Gehöft um Gehöft, nachdem der Feind Herr des Ortes geworden war, wie eben so viele Festungen, wiedererobern müssen, und, seiner Compagnie voranstürmend, war der Hauptmann an Renatus' Seite von einer Kartätschenkugel niedergeschmettert worden. Lautlos war er zusammengesunken, und trotz des Kampfes wilder Hast sich zu ihm niederbeugend, um sein Wort zu lösen, hatte der junge Freiherr die Papiere und das Schreiben seines Hauptmanns an sich genommen; aber diese Pflichterfüllung hatte ihm selber fast den Tod gebracht; denn wie Renatus sich emporrichten wollte, stolperte sein Fuß über die Leiche eines eben erstochenen Soldaten. Ein Kolbenschlag, dem der wankende Renatus nicht widerstehen konnte, verwundete ihn und warf ihn nieder; auch über seiner

Brust blitzten schon die Bayonnette der Franzosen, die sich aus einem der in Brand gerathenen Gehöfte in wildem Durcheinander den Stürmenden entgegenstürzten.

Da warf sich plötzlich eine hohe, kräftige Mannesgestalt, an der Spitze einiger ihr folgenden Landwehrmänner, mit raschem Entschlusse den Andringenden in den Weg.

Auf, auf, Herr von Arten! rief er, während er die Feinde, welche den Hingesunkenen bedrohten, mit ungewöhnlicher Kraft und höchster eigener Gefahr so lange aufzuhalten wußte, bis Renatus wieder Meister über sich geworden war und Zeit gefunden hatte, sich zu erheben, um sich in dem grausen Handgemenge, das wie die stürzenden Wellen des Meeres auf und nieder wogte, selber wieder zu behaupten.

Es waren nur flüchtige Secunden gewesen, die sein Erretter neben ihm verweilte. Auf! auf Herr von Arten! hatte er noch einmal gerufen, dann hatte die nächste Kampfeswelle sie weit von einander fortgerissen, und doch hatte Renatus ihn erkannt, doch war selbst in jener verhängnißvollen Minute das wundersam unheimliche Gefühl durch sein Inneres gezogen, das er stets empfunden hatte, so oft er in dieses Mannes Nähe gekommen war, so oft er seiner nur gedachte.

Durch seine Verwundung für die nächsten Tage dienstunfähig gemacht, in Folge der über seine Kräfte gehenden Anstrengungen erschöpft, lag Renatus neben andern Kranken und Verwundeten, leise fiebernd, in einem der Zimmer des Bürgerhospitals. Sein Gehirn war frei, nur bisweilen trübten sich seine Vorstellungen, und er wußte dann nicht zu unterscheiden, was wirklich geschehen war und was er in dem Halbschlafe des Fiebers träumend durchgemacht hatte. Ein paar Mal fuhr er in die Höhe. Er meinte dann, sich wieder im Kampfesgewühle zu befinden, er sah die Bayonnette wieder auf seine Brust gezückt, er hörte wieder das kräftig drängende: „Auf, auf, Herr

von Arten!“ und wie in jenem Augenblicke ertönte es ihm als ein Mahnwort von seines Vaters Munde, der ihn zur Selbsterhaltung um des Hauses willen aufrief.

Wenn er dann aber in seinen Träumen in die Höhe schaute, um in seines Vaters Schatten seinen Schutzgeist zu erblicken, stand Paul Tremann wieder vor ihm, jede Sehne der prachtvollen Gestalt gespannt, das schöne Antlitz voll kaltblütiger Entschlossenheit — und ein eisiger Frostschauer beschlich des Kranken Herz. Er wachte unzufrieden und erschreckend auf. Er konnte seines Lebensretters nicht mit Liebe, nicht mit Freuden denken. Er glaubte sich sagen zu dürfen, daß er Paul den gleichen Dienst geleistet haben würde. Es war nur Menschenpflicht, einander im Kampfe beizustehen, und doch drückte, doch widerstrebte es ihm, daß Paul ihm mit eigener Gefahr zu Hülfe gekommen war, daß er eben ihm, eben diesem Manne sein Leben zu verdanken haben sollte.

Indeß Renatus hatte von seinem Vater mit dem fatalistischen Aberglauben desselben auch die Fähigkeit geerbt, sich die Dinge nach seinem inneren Bedürfen zurecht zu legen und zu deuten, und wie seine Kräfte ihm allmählich wiederkehrten, begann er das ihm beunruhigende und peinigende Erscheinen und Dazwischentreten seines Bastardbruders für jenes Zeichen anzusehen, das er in seiner Entmuthigung am Vorabende vor der Schlacht von dem Geschicke gefordert hatte.

Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß seinem Hause ein Fortbestehen sicher sei, und der schöne Erfolg, den er persönlich errungen hatte, als er noch am letzten Tage der Schlacht zum Stellvertreter und Nachfolger seines gefallenen Hauptmanns ernannt worden war, hatte sein Selbstvertrauen und die Zuversicht auf seinen eigenen Stern in ihm belebt und gehoben.

Ohne eigentliche kriegerische Neigung war er in das Heer getreten und widerstrebend in den russischen Krieg gezogen.

Aber wie wenig er der französischen Sache auch geneigt gewesen war, so hatte er doch die begeisterte Vaterlandsliebe nicht gehegt, die er bei dem Beginne der Freiheitskriege in sich hatte erwachen fühlen und die zu einer heiligen Flamme in ihm geworden war, seit er in ihrem Dienste Blut und Leben eingesetzt. Jetzt war mit seinem Erfolge auch sein Ehrgeiz angefacht, und wie sein Blick sich vorwärts auf neue Siege, neue Ehren, auf eine große militärische Laufbahn richtete, minderten sich die Sorgen, mit denen er nach der letzten Kunde von den Seinigen an die Heimath zurückgedacht hatte.

Er konnte, wie er sich richtig sagte, bei seiner bisherigen Unkenntniß von allem, was die Guts- und Vermögens-Verwaltung anbetraf, aus der Ferne keine großen, umgestaltenden Maßregeln treffen. Es war das Gerathenste, bis zur Beendigung des Krieges die Dinge gehen zu lassen, wie sie einmal eingeleitet waren. Er wies also, als er endlich wieder im Stande war, seine Angelegenheiten vorzunehmen, den Justitiarius an, den Contract mit dem Amtmanne zu erneuern, die Wirthschaft desselben, so weit es möglich sei, zu überwachen, die Inventarien, so gut es thunlich, allmählich herzustellen, die Ausgaben auf jede Weise einzuschränken und im Uebrigen wie bisher mit gewissenhafter Treue für ihn und seinen Besitz Sorge zu tragen.

Als er diesen Brief mit Selbstzufriedenheit durchlas, kam ihm, nach dem eben erst Erlebten, der Gedanke an die Möglichkeit seines eigenen Todes doch wieder mit verstärkter Macht, und er sagte sich, daß er nothwendig für diesen Fall, da sein Vater es nicht gethan hatte, in Bezug auf Vittoria und vor allen Dingen in Bezug auf Valerio seine Maßnahmen zu treffen habe. Es war nothwendig, einen Vormund für Valerio, einen männlichen Beistand für die Baronin, einen Curator für die ganze Vermögens- und Besitz-Verwaltung zu ernennen, und Renatus wußte lange keine ihn befriedigende Wahl zu treffen.

Er kannte die Verwandten seiner Mutter wenig, aber er würde dem Majoratsherrn Grafen Berka mit vollem Vertrauen seine ganzen Angelegenheiten übergeben haben, denn die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit desselben war über jeden Zweifel erhaben; indeß Graf Felix stand, wie Renatus selbst, im Felde, und den Grafen Gerhard mit diesen Ehrenämtern zu betrauen, daran wagte Renatus nicht zu denken. Allerdings beurtheilte er, weil er überhaupt zu dauernder Strenge und Entschiedenheit im Urtheile seiner ganzen Natur nach nicht geneigt war, den Grafen jetzt in manchem Betrachte milder, als an dem Tage, da er den letzten Brief über ihn von Hildegard erhalten hatte. Er war sich während seines kurzen Krankenlagers der verhältnißmäßigen Wandlungen bewußt geworden, welche er selber in den letzten beiden Jahren in sich erfahren hatte, und es gab für ihn manche Stunden, in denen er es zu entschuldigen fand, daß Graf Gerhard sich früher der französischen Sache und der kaiserlichen Fahne angeschlossen hatte. Waren doch auch in seinem eigenen Vaterhause französische Sitte und Sprache lange genug alleinherrschend gewesen, und seiner großen Bewunderung für den Kaiser hatte sein Vater, der verstorbene Freiherr, selber niemals Hehl gehabt. Es war also denkbar, es war möglich, man konnte es vielleicht entschuldigen, wie Graf Gerhard es jetzt selber that, daß dieser sich als ein junger, lebhafter und dabei nicht eben reicher Mann einst für seine Thätigkeit in französischen Diensten ein Feld eröffnet hatte. Es war auch nicht unglaublich, daß die wachsende Tyrannei, die nicht endende Kriegslust des Kaisers dem deutschen Edelmanne endlich die Augen über seinen Irrthum geöffnet hatten, und daß er, in der Reue über seine Verblendung, sich mit doppeltem Eifer und doppelter Begeisterung an die Sache seines Vaterlandes hingegeben hatte. Aber wenn das, wie Graf Gerhard es von sich behauptete, der Fall war, weßhalb focht er jetzt nicht in den Reihen

seines Volkes, seiner Standesgenossen, seiner Brüder? — Weßhalb setzt er nicht, wie wir alle, sein Leben für die Sache des Vaterlandes ein? fragte sich Renatus mit richtiger Selbstschätzung, und sein persönliches Mißtrauen gegen seinen Oheim wurde dadurch immer wieder auf's Neue erweckt und verstärkt.

Indeß eine Wahl mußte er treffen, und wie er die Reihe der Edelleute durchdachte, die seinem Vater und seinem Hause verbunden gewesen waren, stieß er auf eine Schwierigkeit, die er bis dahin nicht in das Auge gefaßt hatte. Ein jeder Bevollmächtigte mußte, wenn er das Testament des Freiherrn sah, in welchem Valerio immer und ausdrücklich nur als der Sohn Vittoria's, nie als des Freiherrn Sohn bezeichnet war, die Verhältnisse des Hauses in einer Weise erkennen lernen, wie sie Andern, Fremden, bekannt werden zu lassen der verstorbene Freiherr eben zu vermeiden gewünscht hatte; und hin und her erwägend, wie es vielleicht auch nicht einmal rathsam sei, einem befreundeten Standesgenossen die volle Einsicht in seine verwickelte und schwierige Lage zu vergönnen, bedauerte Renatus es in tiefster Seele, daß es nicht mehr Adam Steinert sei, der an der Spitze der freiherrlichen Güter stehe.

Er hatte Adam wenig gekannt, aber alles, was er jemals von dem verstorbenen Caplan und andern Personen über ihn vernommen, hatte entschieden zu des Mannes Gunsten gelautet. Wäre Adam noch als oberster Verwalter auf den Gütern und im Dienste des freiherrlichen Hauses, oder wäre er nur auf Marienfelde und nicht im Heere gewesen, so würde Renatus, allem Familien-Herkommen entgegen, ihn zu dem Vormunde von Valerio und überhaupt zu seinem Vertrauensmanne ausersehen haben; und daß Adam sich trotz alles Vorgefallenen hätte geehrt fühlen müssen, von einem Freiherrn von Arten ein solches Amt zu übernehmen, daran zu zweifeln fiel dem jungen, in standesmäßigem Hochmuthe auferzogenen Manne gar nicht

ein. Er erinnerte sich, daß selbst der alte Flies, der mit seinem Lobe zu kargen gewohnt war, den Adam Steinert als einen der ausgezeichnetsten Landwirthe und als einen höchst umsichtigen Geschäftsmann bezeichnet hatte, und während Renatus diesen Ausspruch noch in sich erwog, fiel es ihm ein, wie der alte Flies seit länger als einem Menschenalter mit allen Unternehmungen und auch mit den wachsenden Verlegenheiten des verstorbenen Freiherrn wohl bekannt gewesen sei und wie es also vielleicht das Gerathenste sein dürfte, ihn, auf dessen Verschwiegenheit der Freiherr Franz sich von jeher fest verlassen hatte und an dessen Meinung dem jungen Edelmanne im Grunde nicht viel gelegen war, dem Justitiarius beizugesellen und ihnen gemeinsam die Vorsorge für die väterliche Verlassenschaft wie für die in Richten Hinterbliebenen zu überantworten.

Eine abschlägige Antwort fürchtete Renatus von Herrn Flies noch weniger, als er sie von Steinert erwartet haben würde; denn einerseits hatte der Banquier bedeutende Hypotheken auf Neudorf und auf Rothenfelde, anderseits hatte er aber auch Wechsel von dem verstorbenen Freiherrn in Händen, die für dessen Erben in jedem Augenblicke unbequem und gefährlich werden konnten, wenn Herr Flies sich einmal versucht fühlen sollte, sie nicht mehr zu verlängern. Es lag also in dem beiderseitigen Vortheile, in gutem Einvernehmen zu verbleiben. Dem Herrn Flies mußte es nothwendig gerade darum zu thun sein, die Sachverhältnisse genau zu kennen, und — Renatus schämte sich halbwegs vor sich selber, als er sich dieses Bestimmungsgrundes bediente — wenn Herr Flies auf solche Weise auch tiefer, als Jener es begehrte, in das von Arten'sche Familienleben hineinsah, nun, so konnte man sich immer noch auf Seba's Freundschaft für die verstorbene Baronin Angelika verlassen, und schlimmsten Falles, nach den vertraulichen Mittei-

lungen des Grafen Gerhard, von Herrn Flies um Seba's willen Verschwiegenheit gegen Verschwiegenheit beanspruchen.

Es war dem jungen Freiherrn nicht ganz wohl bei diesen letzten Erwägungen und Betrachtungen zu Muthe. Er würde nie darauf gekommen sein, sie gegenüber einer adeligen Familie anzustellen; aber mit einer bürgerlichen und vollends mit einer Juden-Familie war das etwas ganz Verschiedenes. Er stand mit ihnen, welche Rechte die neuere Zeit und die neue Gesetzgebung ihnen auch einräumten, durchaus nicht auf demselben Boden; sie waren in keinem Betrachte seines Gleichen. Ihre und seine Ehrbegriffe konnten gar nicht dieselben sein, ihre Welt war nicht die seine, und es blieb ja immer seinem Ermessen überlassen, sobald die Zeitverhältnisse es ihm gestatteten, eine Verbindung zu lösen, einen Zusammenhang aufzugeben, die eben nur durch die zwingende Gewalt der Umstände für ihn zu einer augenblicklichen Nothwendigkeit geworden waren.

Dazu drängten ihn seine Marschordre wie sein eigenes Verlangen, so bald als möglich seinem Regimente zu folgen, dem Befehl über die Compagnie, den er in den beiden letzten Tagen der Schlacht aus eigner Machtvollkommenheit geführt hatte, nun als ihr ernannter Hauptmann in aller Form zu übernehmen, und selbst die Rücksicht, daß Paul ein Theilnehmer des Flies'schen Handlungshauses sei, änderte schließlich in des jungen Freiherrn Vorhaben nichts, sie bestärkte ihn nur noch in demselben. Eine persönliche Berührung mit jenem wurde für Renatus vorläufig dadurch keineswegs nothwendig. Bei Geschäften, wie das Haus Flies sie seit langen Jahren mit seiner Familie gemacht hatte, fielen aber dem Kaufmanne immer wesentliche Vortheile zu, und, sagte Renatus sich mit selbstgefälliger Herablassung, Paul war doch einmal seines Vaters Sohn. Es stand also, wie der junge Freiherr meinte, den Erben seines Vaters gar wohl an, dem nicht rechtmäßigen Sohne desselben, wenn es

sich so fügte, einen Vortheil zuzuwenden und ihn verdienen zu lassen, was sonst einem Fremden zufiel. Er war mit dieser Schlußfolgerung, von großer Niedergeschlagenheit ausgehend, doch schnell wieder dahin gelangt, sich und seine Verhältnisse zu überschätzen, weil es ihm zu quälend war, sie lange in ihrem richtigen Lichte zu betrachten, und wie er sich nun auf's Neue nach seinem selbstgeschaffenen Maßstabe auferbaut hatte, legte er denselben auch an die Andern an, so daß er sich bald in gutem Glauben zu der Ausführung seiner Absichten entschloß.

Er schrieb dem Justitiarius also, wie er es gehalten haben wolle, er schrieb auch an Herrn Flies, wie jenes Vertrauen, welches die Freiherren von Arten, sein Großvater wie der verstorbene Freiherr Franz, zu Herrn Flies und zu dessen Einsicht und Rechtschaffenheit stets gehegt hätten, es ihm sehr wünschenswerth machten, wenn Herr Flies sich der einstweiligen Vormundschaft über den jungen Freiherrn Valerio unterziehe, wenn er der verwittweten Freifrau von Arten wie dem Justitiarius zur Seite stehe, und Renatus berief sich dabei ausdrücklich auf die früheren persönlichen Beziehungen, welche zwischen ihm selbst und dem Flies'schen Hause obgewaltet hätten. Er meldete es, daß er Hauptmann geworden sei, erwähnte, daß er in der Schlacht von Möckern in Todesgefahr geschwebt habe; aber er unterließ es, hinzuzufügen, wem er seine Rettung zu verdanken habe. Daß er vor seinem Ausmarsche von Berlin die Gräfin Rhoden aufgefordert, jeden Umgang mit Seba abzubrechen, daß das bloße Wort des Grafen Gerhard, dem er in seinen persönlichen Beziehungen ganz und gar mißtraute, hingereicht hatte, ihn den Stab über Seba, über die Freundin seiner Mutter, brechen zu lassen, das alles erwähnte er freilich nicht. Er hegte die feste Ansicht, daß es einem Manne wie ihm anstehe und erlaubt sei, sich der ihm nicht ebenbürtigen Menschen wie der Werkzeuge zu bedienen, die man aufnehme und liegen lasse, je

nachdem man sich ihrer benöthigt finde. Es war das keine Sache der Ueberlegung bei ihm, es lag ihm im Blute, war ihm ein angezeugter, angeerbter Glaube, und er hatte über dasjenige, was ihn nicht selbst betraf, niemals ernsthaft nachgedacht, obschon es ihm, wo er ihn anzuwenden für gut befand, an Scharfsinn nicht gebrach.

Der verstorbene Freiherr hatte sich, wie Renatus wußte, des Herrn Flies bedient, als es sich um die Unterbringung und Erziehung Paul's gehandelt, man hatte die Baronin im Flies'schen Hause ihr Krankenlager halten lassen, ohne dadurch sich irgendwie zu besonderem Zusammenhange mit der Familie verpflichtet zu glauben, und Renatus war überzeugt, daß auch für ihn angemessen und auch jetzt noch möglich sei, was seine Eltern einst für sich angemessen und möglich gefunden hatten. Er haftete überhaupt, und wie sollte und konnte es anders sein, mit seinem ganzen Sinne auf dem Boden der Ueberlieferungen. Die Ehre, wie er sie verstand, erschien ihm immer noch als ein Vorrecht, als ein ganz ausschließlicher Besitz des Adels. Nur der Rückblick auf eine Ahnenreihe konnte den Begriff der wahren Ehre, wie er meinte, in dem Menschen entwickeln. Nur wer sein Thun und Handeln in jedem Augenblicke der Würde aller derjenigen anzupassen hatte, die vor ihm den Familienschatz der Familienehre angesammelt hatten, konnte die verantwortlich machende Selbstachtung besitzen, ohne welche die wahre Ehre nicht bestehen kann: jene Ehre und jene Ehren, die den mittellosesten und geistig geringsten Edelmann, als Mitglied einer besonderen Kaste und einer besonderen Race, über alle Nichtadeligen erheben, welcher geistigen oder äußerlichen Mittel und Vorzüge diese sich auch zu rühmen haben mögen.

Es war nicht allein der Tod seines Vaters, es war mehr noch das Bewußtsein der eigenen im Felde bewiesenen Tapferkeit, welche in Renatus den alten Adelsstolz seines Hauses jetzt auf's

Neue und stärker als je zuvor belebte. Daß um ihn her Tausende und aber Tausende von Nichtadeligen das Gleiche wie er gethan hatten und thaten, das verminderte seine Selbstzufriedenheit nicht im geringsten. Wie es Sitte unter denen von Arten war, den Familienschmuck der Frauen bei der Verheirathung des Stammhauptes zu vergrößern, so gehörte es sich, daß jeder Herr von Arten den Stammesschatz der Familienehren zu erhöhen suchte. Der Freiherr Franz hatte in Friedensjahren die Kirche in Richten gebaut; Renatus dachte dem Hause in seinem Namen neue Ehren, kriegerische Ehren zuzuführen, da die Bahn des Krieges vor ihm ausgebreitet lag; und nun er sich durch seine neuliche Erhaltung des Fortbestehens seines Hauses überhaupt versichert glaubte, waren eine Heiterkeit und eine Zuversicht über ihn gekommen, die ihm sonst nicht eigen gewesen waren.

Nur an Hildegard konnte er nicht mit freiem Herzen denken, und es kam ihm schwer an, ihr zu schreiben. Als er sich aber dazu erst überwunden hatte, beschloß er, es mit aller der Wahrhaftigkeit zu thun, die einem Edelmanne seiner künftigen Gattin gegenüber zieme.

Er sagte ihr, daß er sich mit ihrer Gefühlsweise oftmals gar nicht in Uebereinstimmung finde, daß er sich jetzt, wo er dem Tode nur mit genauer Noth, nur wie durch ein Wunder entgangen sei, in seinem Innern reiflich geprüft, und es erkannt habe, wie seinem Verlöbniß mit ihr nicht jene Alles umfassende Liebe zum Grunde gelegen habe, welche die Verbindung zwischen Mann und Weib zu einer Naturnothwendigkeit mache; aber daß er sie werth halte, daß er entschlossen sei, sein Wort, wie es einem Edelmanne gebühre, einzulösen, ja, wie er sich überzeugt fühle, daß Hildegard ihn beglücken, daß er sie auf das wärmste lieben werde, wenn sie aus dem Bereiche der Schwärmerei in die Wirklichkeit hinabsteigen und die fröhliche Zuversicht zum Leben fassen wolle, die ihm gerade mitten in Todesnoth

und Gefahren gekommen sei. Er rieth ihr dann, gegen den Grafen Gerhard trotz seiner endlichen Bekehrung auf ihrer Hut zu sein, theilte ihr mit, daß er Herrn Flies und nicht seinem Oheim die Familien-Angelegenheiten übergeben habe, und bat Hildegard danach, sich es mit den Ihrigen in seinem Schlosse gefallen zu lassen und sich von jetzt ab als die Herrin desselben betrachten zu wollen, an deren Seite er in nicht zu ferner Zeit von seinem Kriegerleben auszuruhen hoffe. Um sich aber ihren Anschauungen und Empfindungen doch auch wieder gefällig anzupassen, kam er dann noch einmal auf die Schlacht zurück, deren Begebnisse er ihr ausführlich schilderte; und seine späteren Träume mit den Erlebnissen und Eindrücken der Wirklichkeit willkürlich und ganz bewußt vermischend, stellte er es ihr mit allem poetischen Schwunge, über den er verfügte, ausführlich dar, wie er seines Vaters Stimme plötzlich mitten im Gewühle des Kampfes zu vernehmen geglaubt habe, wie er, die Augen emporhebend, die Augen seines Vaters über sich leuchten gesehen, und wie er sich überzeugt halte, daß Gott selbst ihm diesen Beistand, diesen Schutzgeist in Gestalt seines Vaters zugesendet habe, um ihm damit Muth und Hoffnung in seiner Trauer um den Vater und ein Zeichen für das lange, dauernde Fortbestehen des Hauses derer von Arten zu gewähren.

„Zünde die geweihten Kerzen zum Danke in unserer Kirche an und denke meiner, so oft Du Dich in unserem Gotteshause betend niederwirfst!“ so schloß er. — Wer aber der Muthige gewesen war, der ihn gerettet hatte, das schrieb er auch Hildegarden nicht.

Er besorgte, für ihr Herz das ganze Ereigniß seines geweihten Eindrucks und seines dichterischen Zaubers zu entkleiden, wenn er ihr sagte, daß es ein gewöhnlicher Sterblicher, daß es Paul Tremann sei, dem er sein Leben zu verdanken habe.

# Drittes Buch.

# Erstes Capitel.

Europa zitterte noch unter dem Nachdröhnen der Ereignisse, welche über den Welttheil hingegangen waren. Zwei blutige Kriege hatten die Herrschaft Napoleon's vernichtet. Kometengleich, wie er Alles überstrahlend am Horizonte der Zeit emporgestiegen, war er von demselben verschwunden. Zum zweiten Male war das zum Herrschen unfähig gewordene Geschlecht der Bourbonen in seine Heimath zurückgeführt worden, zum zweiten Male standen die vereinigten Heere in der Hauptstadt Frankreichs, während Napoleon Bonaparte, der dieses Frankreich durch ein halbes Menschenleben zur Beherrscherin der Welt gemacht hatte, als ein Verbannter auf dem Rücken des „Bellerophon" einsam durch die Fluten des Weltmeeres zog, das ihn für immer von dem Schauplatze seiner Thaten trennen sollte.

Es war in der Mitte des Sommers; Paris war nie glänzender erschienen, als eben jetzt, wo die vertrieben gewesene Königsfamilie, wo die zurückgekehrten Edelleute der alten Geschlechter und alle die Tausende von sieggekrönten Fremden sich für schwere Entbehrungen und Leiden, für blutige Kämpfe und für Wunden, in den Genüssen entschädigen wollten, die keine andere Stadt der Welt in so verführerischer Anmuth darzubieten versteht, als das immer wieder jugendliche, das glänzende, bei all seiner Majestät und Pracht so liebliche Paris.

Der Tuileriengarten war voll Menschen. Von dem mittleren Pavillon des Schlosses, vom Pavillon de L'Horloge, hing

die weiße Fahne schlaff hernieder. Ueber den Rasenplätzen, über den im altfranzösischen Geschmacke angelegten Blumenbeeten, über den alten Kastanienbäumen brütete die heiße Sommersonne. In den weiten Wasserbehältern, aus denen die Springbrunnen so hoch gegen den blauen Himmel aufstiegen, daß die fallenden Tropfen in der Höhe wie flüssige Diamanten erglänzten, zogen die Schwäne langsam umher. Soldaten aller Grade, Soldaten aus aller Herren Ländern gingen in den breiten mit großem Sinne angelegten Wegen auf und nieder, während Schaaren von Kindern überall ihr Wesen trieben und die Schönen aller Stände ihren Spaziergang in den Alleen machten oder in Gruppen auf den zur Miethe feil gebotenen Stühlen saßen, um der Militärmusik zuzuhören, welche hier um Sonnenuntergang das Publikum alltäglich eine Stunde unterhielt.

Weiter ab, nach dem Ausgange des Gartens hin, wo die umschließende Terrasse sich nach dem großen Platze öffnet, daß man fern hinaussieht über die elysäischen Felder hinweg, bis zu dem gigantischen marmornen Triumphbogen, den der gefallene Titan sich und seinen Siegen zum stolzen Gedächtniß aufzurichten begonnen hatte, saßen auf einer der steinernen Bänke vier preußische Offiziere bei einander. Drei von ihnen, der junge Lieutenant, der Hauptmann, ein kräftiger Fünfziger, und der schöne Major, der den linken Arm in einer leichten Binde trug, gehörten der Landwehr an. Der Oberst war von den Linientruppen.

Er und der Lieutenant, über dessen Lippe der blonde Schnurrbart sich eben erst zu kräuseln begann, schienen viel Gefallen an dem bewegten Leben zu finden, das sie umgab. Der Hauptmann und der Major, auf dessen breiter Brust das Eiserne Kreuz und der russische Annen-Orden sich würdig ausnahmen, beachteten es nicht sonderlich, und der Letztere hatte schon eine geraume Zeit gedankenvoll in die Ferne geblickt, als der Oberst die Beiden mit der Frage anrief: Sagen Sie mir, meine

Freunde, worüber denken Sie so ernsthaft nach, daß Sie darüber diese liebe, lustige Welt, die sich hier so vergnüglich sonnt und sich ihres Lebens freut, wie der Fisch im Wasser und wie der Vogel in der Luft, fast zu vergessen scheinen? Es bleibt mir nichts als die plumpe Frage übrig, wenn ich Sie nicht ganz und gar in sich selber versinken lassen will.

Der Hauptmann hob sein kluges, treuherziges Auge zu dem Fragenden empor und sagte: Ich dachte darüber nach, ob sie bei mir zu Hause auch so gutes, trockenes Wetter haben mögen; die Weizenernte muß jetzt im vollen Gange sein. Es ist jetzt das dritte Jahr, fügte er mit unterdrücktem Seufzer hinzu, daß ich nicht mehr daheim bin! Ich fange an, mich sehr nach Weib und Kind, nach Haus und Hof zu sehnen, und obschon meine Frau und mein Verwalter tapfer durchgeschlagen haben, ist's doch Zeit, daß ich nach Hause komme. Es ist keine Kleinigkeit um eine Wirthschaft, der des Herrn Auge fehlt! Ich habe hier keine Ruhe mehr.

Da geht's Dir wie mir, mein Freund, rief der Major; seit ich aus dem Lazareth bin, läßt's auch mich hier nicht mehr rasten. Die Ruhe macht mich unruhig, und da der Friede jetzt eine ausgemachte Sache ist, bin ich gestern um meinen Abschied eingekommen.

Um Ihren Abschied? fragten der Oberst und der Lieutenant wie aus Einem Munde. Das ist nicht Ihr Ernst.

Haben Sie denn vergessen, meine Freunde, daß ich Kaufmann bin, daß mein greiser Freund und Compagnon jetzt seit mehr als vier Jahren alle Sorgen des Geschäftes allein getragen hat und daß es eine Ehrensache für mich ist, ihm so bald als möglich die schwere Last von seinen Schultern zu nehmen?

Aber nach den Erfolgen, die Sie gehabt haben, lieber Tremann, nach dem militärischen Range, den Sie einnehmen, nach den Auszeichnungen, die Sie erworben haben — er wies auf

die Orden, welche Paul auf seiner Brust trug — und vor Allem nach der Tapferkeit und dem militärischen Talente, welche Sie bewiesen, sind Sie für Ihren jetzigen Stand wie geschaffen! meinte der Oberst. Ich fürchte, das ruhige Leben des Geschäftsmannes wird Ihnen jetzt nicht mehr wie sonst behagen, ganz abgesehen davon, daß sich Ihnen in dem Heere doch eine andere, eine vortheilhaftere und schönere Laufbahn dargeboten hat.

Paul lächelte. Kennen Sie mich so wenig, lieber Werben? sagte er. Ich bin zu sehr auf Thätigkeit gestellt, um jemals im Frieden einen guten Soldaten abzugeben, und viel zu sehr an Unabhängigkeit gewöhnt, um ohne zwingende Nothwendigkeit auf dieselbe zu verzichten. Im Kriege war das etwas Anderes. Da verlangte jeder Tag den ganzen Menschen, da brachte jeder Tag neue Aufregungen, forderte rasche, selbstständige Entscheidung; man gelangte immer und immer wieder, wie der Kaufmann das gewohnt wird, zu dem Bewußtwerden aller seiner Kräfte und seines Einflusses auf Andere; man genoß in jedem Augenblicke die Genugthuung irgend eines Erfolges, wie wir deren in unseren wohlberechneten und darum wohlgelingenden Geschäften haben. Jetzt, seit den drei Wochen, seit denen man mich aus dem Hospitale entlassen hat, werde ich meiner nicht mehr froh. Ja, ich war in der That im Lazarethe, fügte er scherzend hinzu, für mein Gefühl weit besser daran, als jetzt, da ich wieder zu den Geheilten und Gesunden zähle; denn das Kranksein, das Schmerzertragenmüssen war doch immer noch eine Art von Arbeit, eine Art von Leistung. Und was die vortheilhafte Laufbahn anbetrifft, so wüßte ich keinen Rang und keine Stellung in der Welt, die mich wünschenswerther dünkte, als die eines völlig freien, unabhängigen Mannes.

Es entstand eine kleine Pause. Der schlanke Lieutenant, der seit seinem Ausmarsche aus der Heimath noch ein tüchtig Stück gewachsen war und dem das Leben in den großen Städten

eben so wohl gefiel, als er sich selber in der Uniform, sah verlegen vor sich hin. Er hatte von seinem Vater in den letzten Tagen sehr ähnliche Einwendungen hören müssen, als er seinen Wunsch geäußert hatte, ganz im Kriegsdienste zu bleiben, während es Adam Steinert nicht zu Sinne wollte, daß sein Aeltester ein anderes Gewerbe treiben sollte, als den Landbau, bei dem die Familie hergekommen und gediehen war seit lieber, langer Zeit. Auch der Oberst von Werben fand kein besonderes Behagen an seines Freundes Aeußerungen. Er hatte allerdings nach dem ersten unglücklichen Kriege durch eine Reihe von Jahren das bürgerliche Kleid getragen und zu der Zeit, in welcher der Kampf gegen Napoleon sich vorbereitete, es oft genug ausgesprochen, wie die Kraft eines Volkes nicht in einem stehenden Heere, sondern in dem Selbstgefühle und in dem Freiheitsbedürfnisse jedes Einzelnen im Volke beruhe; aber er war ein geborener Edelmann, sein Vater und seine Voreltern hatten den Königen gedient, auch er war mit sechszehn Jahren in das Heer getreten, und die erfochtenen Siege, wie groß die Mitwirkung der Landwehr an ihnen auch gewesen war, hatten dem Berufssoldaten doch einen neuen Einfluß und eine neue Macht gesichert. Der Oberst konnte sich also in das Selbstgefühl seines Freundes nicht mehr so völlig finden, als in den Tagen, in denen er, ein aus dem Dienste entlassener Offizier, in dem zerschlagenen Vaterlande vergebens nach Rettung für dasselbe ausgespäht hatte.

Ueber eines Menschen Neigung und Beruf ist nicht mit ihm zu streiten! sagte er, und man konnte ihm die Empfindlichkeit anhören, mit der er Paul den Stand des Kaufmanns gegen den seinigen erheben hörte. Ich bin auch weit entfernt, die Macht des Geldes zu unterschätzen; nur glaube ich, daß es noch ein Höheres gibt, als den Besitz, und Sie selbst, lieber Tremann, waren dieser Ansicht ebenfalls, als Sie Hab und Gut

im Stiche ließen, um dem Vaterlande Ihre Kraft zu weihen, um sich, wie Sie es damals nannten, Ihr Bürgerrecht in der früh verlassenen Heimath zu erwerben.

Nun, mich dünkt, das habe ich gethan! entgegnete Paul und maß den Obersten mit einem so festen, stolzen Blicke, daß Steinert und dessen Sohn, so genau sie ihn zu kennen glaubten, von seiner Haltung sich betroffen fühlten, und der Oberst, der im Grunde durchaus nicht die Absicht gehabt hatte, ihn zu verletzen, sich in seine Aufwallung nicht finden konnte.

Paul wurde auch schnell wieder Herr über sich, und einlenkend sprach er: Wohl uns, daß jeder von uns mit seinem eigentlichen Berufe so wohl zufrieden ist und groß von ihm denkt. Die Gesammtheit kann es besser nicht verlangen. Indeß, damit Sie über mich in keinem Zweifel bleiben können, gestehe ich Ihnen, daß ich den Besitz als Mittel zum Zwecke, als bewegende Kraft, als Grundlage aller Civilisation und Freiheit über Alles schätze und daß es mir für Jeden, dessen Anwesenheit im Heere jetzt nicht mehr eine Nothwendigkeit ist, geboten scheint, nach Hause zu gehen und, so viel an ihm ist, an der Wiederbelebung unseres Wohlstandes zu arbeiten. Der Boden lechzt nach den Armen und Händen, die ihn pflügen und bauen, und das Capital, so weit es vorhanden ist, nach den Kräften, die es in Bewegung setzen, um es zu vermehren; denn reicher geworden sind in diesen letzten Zeiten gewiß nur Wenige von uns. Aber wo Handel und Gewerbe so lange gestört worden sind, ist dafür in den nächsten Jahren ohne Frage auch eine erfolgreiche Thätigkeit für denjenigen zu finden, der es begreift, wo sie zu suchen ist.

Er erhob sich bei den Worten; auch die Anderen standen auf, denn es traten Bekannte hinzu, welche die Unterhaltung unterbrachen, und man trennte sich bald danach.

Paul und der Hauptmann schlugen den Weg nach dem

jenseitigen Seineufer ein, um noch einen ruhigen Abendspaziergang zu machen; die Anderen gingen in größerer Gesellschaft nach dem Palais Royal, in welchem sich in jener Zeit gegen den Abend hin vor den Kaffeehäusern und in den Speisehäusern die Fremden zusammenfanden.

Du hast vorhin eine Aeußerung gethan, sagte Steinert, nachdem er schweigend eine Strecke neben Tremann einhergegangen war, mit dem die Waffenbrüderschaft und die gemeinsam getheilten Gefahren ihn eng verbunden hatten, die mich beunruhigt. Ich fürchte, Ihr gehört zu denen, welche durch die Kriegsjahre Verluste erlitten haben.

Paul stellte das nicht in Abrede. Er gestand dem Freunde vielmehr, daß der Fall großer russischer Häuser, mit denen er und sein Compagnon gemeinsam gearbeitet und für die sie demgemäß Verpflichtungen übernommen hätten, sie stark angegriffen habe. Es blieb uns in dem Augenblicke, da der Krieg ausbrach, eben nur die Wahl, uns selbst gleichfalls für zahlungsunfähig zu erklären, sagte er, oder mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht unsern Gläubigern gerecht zu werden. Das Letztere ist geschehen. Unser Vermögen ist dabei aber in dem Grade zusammengeschmolzen, in welchem unser Credit gewachsen ist.

Er sprach das mit großer Gelassenheit, obschon seine freie Stirn sich etwas verdüsterte. Der Hauptmann wollte wissen, wann Tremann die Nachricht erhalten und warum er nie davon gesprochen habe.

Ich erhielt die Nachricht am Tage vor der Schlacht an der Katzbach, entgegnete Paul, und den Arm in seines Freundes Arm legend, sagte er: Wir standen einander damals noch nicht so nahe, daß ich Dir es hätte sagen mögen, und ich bin es auch gewohnt, dergleichen mit mir selber abzumachen. Ich versichere Dich aber, ich habe oft mitten im Gewühle des Kampfes, mitten in den blutigen Gefechten mit Sorge, ja, mit

Angst an die Möglichkeit meines Todes gedacht, und es wird Dir eben so gewesen sein; denn den Tod nicht fürchten, den Tod verachten kann nur derjenige, dessen Leben für keinen anderen Menschen Werth hat.

Wem sagst Du das? rief Steinert aus, und seine Augen feuchteten sich bei der Erinnerung, wie oft seine Gedanken im Gefechte sich zu Weib und Kind gewendet hatten.

Paul ließ sich jedoch nicht unterbrechen. Das Prahlen mit der Todesverachtung ist mir immer als eine elende Lüge oder als das unwillkürliche Zugeständniß großer Unfähigkeit und großer Selbstsucht erschienen, fuhr er fort. Wir sind jetzt hier Alle in der Lage gewesen, unser Leben für die Befreiung unseres Vaterlandes in die Schanze zu schlagen; das hat mich aber nicht gehindert, es stets zu wünschen, daß das meinige aufgespart bleiben möge; denn es liegt viel auf mir und ich habe Pflichten gegen geliebte Menschen zu erfüllen. Die russischen Geschäfte sind von unserm Hause auf meinen Antrieb unternommen worden und haben große Vortheile gebracht, bis sie dann plötzlich weit mehr als die Hälfte unseres Vermögens verschlungen haben. Seba ist an Reichthum gewöhnt, Davide in demselben, ohne daß sie eigenes Vermögen hätte, aufgewachsen, und der alte Flies hat ein langes Leben damit zugebracht, seinen Besitz und seine kaufmännische Stellung zu begründen. Sie sind sammt und sonders wohlthätig und mittheilsam; sich zu beschränken, würde ihnen allen schwer fallen, und es war auch bis jetzt noch keine Veranlassung dazu. Wo Credit, Arbeitskraft und Einsicht in die Verhältnisse der Zeit vorhanden sind, braucht man nicht ängstlich zu sein: sie sind Vermögen und übertragen oder verwandeln sich mehr oder weniger schnell auch wieder in greifbaren Besitz. Unser Credit hat sich, weil wir alle diese Krisen überstanden haben, wie gesagt, erhalten; aber mit siebenzig Jahren hat man die rasche Entschlossenheit,

den sicheren, schnellen Ueberblick nicht mehr, deren der Kaufmann nicht entrathen kann, und ein Kaufmann im großen Style war mein alter Wohlthäter niemals. — Er machte eine kleine Pause und fügte dann hinzu: Du siehst also, daß ich nach Hause gehen muß, und es scheint mir nicht, als ob man uns Freiwilligen dabei große Schwierigkeiten in den Weg zu legen denke.

Steinert wollte wissen, auf welche Weise Jener um seinen Abschied eingekommen sei. Paul sagte, er habe vorläufig nur einen Urlaub auf drei Monate begehrt; nach Verlauf derselben werde man voraussichtlich so weit mit den Friedensverhandlungen vorgeschritten sein, daß man die Landwehr in die Heimath entlassen werde, und dann gehöre ohnehin Jeder wieder sich und seinem bürgerlichen Berufe. Steinert sah das als richtig ein und beschloß, das gleiche Verfahren für sich einzuschlagen; nur wegen seines Sohnes konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Aber auch hier gab Paul den Ausschlag. Er rieth, den Jüngling vorläufig noch im Heere zu lassen, namentlich wenn das Regiment, wie es den Anschein hatte, in Paris verbleiben sollte. Dein Sohn, sagte er, wird hier des Französischen vollständig mächtig, lernt die Welt, die Menschen kennen und sieht und hört, was ihm später auf Eurem Dorfe nie geboten werden kann. Laß ihn bis zum völligen Frieden im Regimente und dann übergieb ihn mir.

Meinst Du, daß er Kaufmann werden soll? fragte Steinert mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Paul lachte trotz des Ernstes ihrer Unterhaltung hell auf. Und Du willst Dich über die Vorurtheile des Adels beklagen, rief er, während Dir selbst der Kastengeist so tief im Blute steckt, daß der bloße Gedanke, ein Adam Steinert könne etwas Anderes werden, als ein Landwirth, oder etwas Anderes thun, als in Eurer Provinz den Boden bauen, Dich schon unheimlich berührt? Ihr kommt noch dahin, Euch Adam Steinert der

Vierundvierzigste zu nennen, wie unsere kleinen Fürsten, wenn Ihr so fortfahrt, wie bisher. Aber sei unbesorgt, er soll den Acker bauen, wie Du selbst, nur vorläufig nicht den Eurigen.

Steinert antwortete nicht gleich; denn kein älterer Mann erträgt es willig, sich von der besseren Einsicht eines jüngeren zurecht gewiesen zu sehen. Indeß Paul besaß die auf Erfahrung und auf verständiges Selbstvertrauen gegründete Kraft, die Menschen leicht von dem Richtigen zu überzeugen und, weil er immer Herr über sich selber war, auch ohne daß er es suchte und wollte, Herrschaft über Andere zu gewinnen. So währte es denn nicht lange, bis Steinert, den kleinen Unmuth überwindend, die Frage aufwarf: Und was willst Du mit ihm machen?

Ihn nach Amerika hinüberwerfen.

Zu welchem Zwecke?

Damit er vor allen Dingen das Gehorchen verlernt!

Steinert verstand nicht, was Tremann damit sagen wolle; dieser war also genöthigt, sich deutlicher zu erklären.

Es ist mir an Deinem Sohne aufgefallen, sagte er, daß er bei unverkennbar guten Anlagen unselbständig ist, und das ist nicht seine, sondern seines Lebensweges Schuld. Du bist ihm ein wackerer Vater gewesen, hast ihn streng zum Gehorsam erzogen, und das erste Kindesalter hat das nöthig, denn in ihm muß der vernünftige fremde Wille die eigene mangelnde Vernunft ersetzen. Aber Eure Schulen, wie sie jetzt sind, fordern ebenfalls unbedingten Gehorsam von dem Knaben; Alles ist vorausbestimmte Regel, Alles vorausgesehen, der ganze Weg von der Kindheit bis zum reiferen Jünglingsalter für Alle derselbe, für Alle unwandelbar festgestellt; das schadet der freien Entwicklung der Persönlichkeit. Nun ist er aus der Vormundschaft des Vaterhauses und der Schule noch in das Heer getreten, wo abermals fremder Wille seine Schritte vorgezeichnet

hat und Gehorsam seine erste Pflicht gewesen ist. Er kennt also noch gar nichts Besseres, als pünktliches Unterordnen unter einen fremden Willen, und eben darum fühlt er auch die Neigung, in einer lebenslänglichen Unfreiheit und Dienstbarkeit zu bleiben, wo diese, wie im Heere, mit einem gewissen äußern Glanze und in die Augen fallenden Auszeichnungen verbunden sind. Gönne ihm denn die Zeit, einmal gelegentlich den Druck der Abhängigkeit zu empfinden, gönne seiner Jugend auch den Triumph, mit unsern Truppen den feierlichen Siegeseinzug in die Heimath zu theilen, und dann wollen wir weiter von der Sache sprechen und sehen, ob wir ihm die Lust am Dienen nicht abgewöhnen können.

Wir Steinert's haben so lange gedient, meinte der Vater, daß..

Daß es endlich Zeit war, sich frei zu machen, fiel ihm der Andere in die Rede, weil er befürchtete, daß Adam's Empfindlichkeit noch nicht völlig überwunden sei, und daß Dein Sohn sehr unrecht thun würde, freiwillig auf die Vortheile zu verzichten, die Deine rüstige Entschlossenheit ihm bereitet hat. Er weiß, daß ich im Vereine mit dem englisch-amerikanischen Hause, in dem ich früher gearbeitet habe, Landankäufe in Amerika gemacht habe und noch zu machen denke, die verwerthet werden sollen. Dabei können wir junge Leute, die, wie Dein Sohn, in der Landwirthschaft aufgewachsen und bei ihr hergekommen sind, verwenden, und er kann, indem er unseren Absichten dient, sich die Grundlagen eines selbständigen Vermögens erschaffen, mit dem er sich dann später in der neuen oder in der alten Welt auf die eigenen Füße stellen mag, auf denen jeder Mann denn doch am besten steht. Diese Aussicht will ich ihm eröffnen, ehe ich gehe, vorausgesetzt, daß sie Deinen Ansichten nicht widerspricht, und ich müßte mich in dem braven Burschen irren, wenn nicht endlich in ihm das Verlangen nach Selbständigkeit den Sieg über die Freude an den blanken Epaulettes davontragen sollte.

Steinert drückte dem Freunde die Hand. Du bist sehr gut, sagte er, denn selbst mit Sorgen beladen, sorgst Du Dich um Andere, und während Du eigene, schwere Vermögensverluste zu ersetzen hast, denkst Du daran, das Vermögen Dritter zu begründen. Wie soll ich Dir das danken?

Danken? wiederholte Paul; davon kann ja in dieser einfachen Angelegenheit gar nicht die Rede sein. Sieh', fuhr er dann, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander hergegangen waren, in seiner Rede fort, sieh', das dünkt mich so schön am Leben, daß für denjenigen, der geneigt ist, die Verhältnisse einfach zu nehmen, sich Alles einfach macht oder doch mit leichter Mühe zurechtlegen läßt, wenn der Mensch nur erst begriffen hat, daß sein Vortheil und der Vortheil aller Anderen gleichbedeutend sind. Zu dieser Einsicht gelangt aber Niemand so leicht und so sicher, als der Kaufmann, der durch tägliche Erfahrung darüber belehrt wird, wie sein Wohlstand auf den Wohlstand Anderer begründet ist, und wie er den seinen nicht vermehren kann, wenn er das allgemeine Capital des auf der Erde vorhandenen Besitzes nicht vergrößern hilft. Es ist für mich schon lange eine Ueberzeugungssache, daß klug und gut in gewissem Sinne gleichbedeutend sind, und daß man immer das Gute thut, wenn man das von den praktischen Verhältnissen Gebotene befördert. Im großen Sinne ein Kaufmann zu sein, ohne seinen sittlichen Werth dadurch zu erheben, scheint mir fast unmöglich.

Man sollte an die Richtigkeit dieses Satzes glauben, meinte der Andere, wenn man Dich vor Augen hat, und doch, daß ich Dir es ehrlich gestehe, haben der Glückswechsel und die Unsicherheit der Zustände, wie sie sich im Handel kundgeben und wie Du sie an Dir selber jetzt erfahren müssen, etwas, das mich gegen den Handel einnimmt und mich, wie ich einmal geartet bin, unfähig gemacht haben würde, ihn zu betreiben.

Von einem Tage zum andern neue Plane zu schmieden, beständig über Erfolg und Mißlingen im Ungewissen, fortwährend mit seinem Sinne auf die Verhältnisse der ganzen Welt gerichtet zu sein, wäre meine Sache nicht. Ich muß den festen Grund und Boden unter meinen Füßen fühlen, ich will es nur mit ihm und mit den natürlichen Ereignissen, die Gott uns schickt, zu thun haben, will der Erde abgewinnen, was sie mir zu bieten hat, und mit langsamer Beharrlichkeit die Hindernisse überwinden, die sich mir entgegenstellen, die Wunden heilen, die mir, wie Dir und Andern, durch diesen Krieg geschlagen worden sind. Zum Kaufmanne muß man geboren sein; in unserem Blute liegt es nicht!

Als ob es in dem Blute läge, aus dem ich stamme, als ob ich von dem Freiherrn von Arten oder von meiner armen Mutter die Einsicht und die Ueberzeugungen vererbt erhalten hätte, aus denen ich lebe! hätte Paul entgegnen mögen. Aber er hielt den Ausruf vorsichtig zurück. Er wußte, daß er hier an der Grenze stehe, über welche hinaus der Andere ihm nicht zu folgen vermochte, weil er, aufgewachsen in den Ueberlieferungen eines alten Familiengeistes und nicht vollständig gebildet, nicht fähig war, aus dem Kreise herauszutreten, in dem er sich rüstig zu bewegen gewohnt war, und eben so unfähig, sich über sich selber zu erheben und, von sich absehend, sich in der Allgemeinheit wiederzuerkennen.

Sie hatten während dessen Paul's Quartier erreicht, und Adam verließ den Freund, weil dieser, wie er es nannte, noch seine Post zu besorgen, das heißt die Briefe zu schreiben hatte, mit denen er, seit er nach dem zweiten Einzuge der Alliirten in Paris wieder zu einer gewissen Ruhe gelangt war, die Verbindung zwischen sich und seinem Handelshause und seinen Geschäftsfreunden unterhielt, um auch aus der Ferne den Betrieb der von ihm eingeleiteten neuen Unternehmungen zu fördern.

## Zweites Capitel.

Es war spät am Abende, als Paul das Siegel auf den letzten seiner Briefe drückte. Ein Courier, welchen der Feldmarschall in der Frühe des nächsten Morgens in die Heimath entsenden wollte, hatte die Beförderung dieser Briefe zugesagt, und Paul hatte eben seine Feldmütze aufgesetzt, um das Packet, der Sicherheit wegen, selbst in die Kanzlei des Feldmarschalls zu tragen, als ihm unten vor der Thüre seiner Behausung der Postbote ein Schreiben aushändigte, das durch eine Estafette für ihn aus Berlin angekommen war.

Er trat in das Haus zurück, um den Brief zu lesen. Er war von Seba geschrieben und enthielt nichts als die Worte: „Unser theurer Vater ist von einem Schlaganfalle getroffen, man gibt wenig Hoffnung für seine Erhaltung. Er äußert, so weit er sich verständlich machen kann, das Verlangen, Dich zu sehen. Ist es möglich, so kehre heim, wenn auch nur, um wieder fortzugehen. Davide und ich sind wohl."

Paul las den Brief noch einmal durch, dann steckte er ihn ein, warf sich in den ersten Wagen, dessen er habhaft werden konnte, und befahl, ihn zu dem Commandirenden seines Regiments zu fahren. Aber weder sein General noch sein Adjutant waren in ihrer Behausung anzutreffen, und Paul wollte abreisen, gleich abreisen, und doch nicht ohne Urlaub seine Fahne verlassen. Einen Augenblick stand er unentschlossen da; dann hieß er den

Kutscher, ihn nach dem Schlosse hinzufahren, in welchem der König von Preußen Quartier genommen hatte.

Es war, wie er wußte, ein großer Empfang bei dem Könige angesagt, alle anwesenden Fürsten waren eingeladen, der Feldmarschall konnte dort nicht fehlen. Seine Uniform und sein Rang bahnten Paul den Weg. Er wendete sich an einen der diensthuenden Offiziere und verlangte in dringenden Geschäften mit dem Fürsten Feldmarschall persönlich zu sprechen. Man führte ihn durch verschiedene Galerieen und Säle und hieß ihn warten.

Der ganze vordere Flügel des Schlosses schimmerte in dem Lichtglanze des Festes. Er sah durch die geöffneten Thüren in der Ferne eine große Gesellschaft sich bewegen, reiche Uniformen, prächtig geschmückte Frauen gingen hin und wieder, fröhliche Musik schlug in grellem Gegensatze zu seiner Stimmung an sein Ohr. Die Secunden, die Minuten dehnten sich ihm furchtbar aus, und doch war es nichts Unerwartetes, was er erfahren hatte, nichts, was ihn unvorbereitet fand.

Er hatte sich es oft gesagt, daß sein alter Freund dem Ziele des Daseins nahe sei, ja, er hatte bei den neuen Unternehmungen, in welche er sich eingelassen, stets darauf gerechnet, daß er allein sie durchzuführen haben werde. In mancher einsamen Stunde, an manchem Bivouakfeuer hatte die Sorge ihn beunruhigt, wie die Geschäftsführung möglich sein würde, sollte Herr Flies vom Tode fortgerafft werden, ehe der Krieg beendet und er selber seiner eigentlichen Thätigkeit zurückgegeben sein werde. Und doch war es nicht das, was ihn so ängstlich den Zeiger der Uhr verfolgen ließ. Nicht um Geld und Gut, nicht um Handel und Erwerb war es ihm zu thun in diesem Augenblicke: er wollte sein Theil haben an Seba's Schmerz, an Daviden's Kummer, er wollte sie mit ihnen gemein haben, den letzten Blick und das letzte Wort des Mannes, den auch er wie einen Vater liebte.

Mitternacht war vorüber, als der Feldmarschall rasch und mit festem Schritte, gefolgt von einem Adjutanten, in den Saal trat. Er hatte beim Spiele gesessen, als man gekommen war, ihn abzurufen, und seine zusammengezogenen buschigen Brauen zeigten den Unmuth über die unwillkommene Störung. Wer sind Sie, was wollen Sie? fuhr er den Wartenden an, während er ihn mit dem scharfen Blicke seiner grauen Augen musterte.

Mein Name ist Tremann, ich bin Theilnehmer des Eurer Durchlaucht wahrscheinlich bekannten Handlungshauses Flies und habe seit dem Frühjahre achtzehnhundertdreizehn als Freiwilliger unsere Feldzüge mitgemacht.

Ich weiß, ich weiß! unterbrach ihn, sich erinnernd, der Fürst, und durch den Anblick des Eisernen Kreuzes günstiger für den Sprechenden gestimmt, fügte er hinzu: Sie haben Ihr Kreuz bei Bar sur Aube erhalten, Sie waren verwundet! Was haben Sie zu melden?

Nichts, als daß ich mir den Zutritt zu Eurer Durchlaucht mit einer Unwahrheit verschaffte, weil ich eine Vergünstigung zu fordern habe.

Herr! Reitet Sie denn der Teufel, daß Sie mich dazu um Mitternacht aus des Königs Sälen rufen lassen? fuhr der Alte auf und wollte sich mit einem neuen und noch derberen Fluche entfernen, aber Paul's Anruf hielt ihn zurück.

Ich muß Eure Durchlaucht bitten, mich zu hören, sagte er mit solcher Festigkeit, daß der Feldmarschall sich auf's Neue zu ihm wendete. Nothwendige Geschäfte in der Heimath hatten mich schon vor einigen Tagen bestimmt, um einen dreimonatlichen Urlaub nachzusuchen! Er ist mir noch nicht ertheilt worden, und ich erhalte in diesem Augenblicke die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung meines Compagnons! Meinen Regiments-Chef habe ich nicht finden können, und ich muß fort, noch in dieser Nacht fort, denn man verlangt meine Rückkehr und ich

erkenne sie als dringend nöthig! Geben Sie mir den Urlaub, dessen ich bedarf!

Ist nicht meine Sache! rief der Fürst. Sehen Sie zu, wie Sie Sich selber helfen! — und abermals wollte er sich entfernen.

Das wird schnell gethan sein, entgegnete Paul, sich leicht verneigend; nur werden Eure Durchlaucht morgen den Namen des preußischen Majors, der aus Ihrer eigenen Hand sein Eisernes Kreuz als Ehrenzeichen empfangen hat, als den Namen eines Deserteurs am Schandpfahle lesen können, denn ich gehe noch vor Tagesanbruch fort!

Der Feldmarschall wendete sich zu ihm zurück. Er war der Mann, jede Art von Entschlossenheit zu schätzen. Und wenn ich Sie verhaften lasse? fragte er, indem er Paul, wie es seine Weise war, mit seiner starkknochigen Hand am Rockknopfe faßte und nahe an ihn herantrat.

So werden Durchlaucht schuld daran sein, wenn ich meinen persönlichen Verpflichtungen nicht eben so wie meinen Pflichten gegen den König und das Vaterland genügen kann! entgegnete er, und ohne dem Feldmarschall Zeit zu einer Antwort zu lassen, fügte er hinzu: Der Lieutenant von der Marwell geht in drei Stunden als Eurer Durchlaucht Courier von hier ab! Geben Sie mir den Urlaub, den ich brauche, und dem Lieutenant die Weisung, mich mit sich zu nehmen. Ich bin des Courier-Reisens aus früheren Zeiten wohl gewohnt!

Der Feldmarschall schien in seinen Erinnerungen nachzuspähen. Tremann, Tremann? wiederholte er, ich habe den Namen schon vorher gehört! Sind Sie der Tremann, durch dessen Hände vor dem Kriege ein Theil unserer Briefe nach Rußland gegangen ist?

Derselbe, Eure Durchlaucht.

Da muß man ihm das Desertiren doch unmöglich machen,

sagte der Fürst, sich lächelnd zu seinem Adjutanten wendend, denn der wäre capabel und beginge solchen Streich! Ist ein Stück Papier zur Hand?

Der Adjutant zog seine Brieftasche hervor und riß ein Blatt aus derselben. Der Fürst setzte in die unterste Ecke desselben mit Bleistift seinen Namen und reichte es dem Adjutanten. Schreiben Sie ihm darüber, was er haben will, und der Marwell soll ihn mir vom Halse schaffen, damit er mir nicht wieder die Partie verdirbt!

Er ging mit freundlichem Gruße an Paul vorüber. Drei Stunden später hatte dieser das glänzende Paris verlassen und fuhr an der Seite des preußischen Couriers durch die warme Sommernacht der deutschen Grenze zu.

Er hatte Berlin nicht wiedergesehen, seit er heimlich mit Herrn von Werben aus der Stadt geflohen war. Der Truppentheil, welchem er angehörte, hatte im ersten Feldzuge die Hauptstadt nicht berührt und war achtzehnhundertvierzehn noch am Rheine gewesen, als man die Landwehren auf das Neue zu den Fahnen gerufen hatte, weil Napoleon von Elba zurückgekehrt war und noch einmal die Brandfackel des Krieges über dem kaum beruhigten Welttheile angezündet hatte.

Je näher Paul der Heimath kam, um so banger bewegten Furcht und Hoffnung ihm das Herz. Werde ich ihn noch finden? fragte er sich immer wieder, wenn seine Gedanken eine Weile eine andere Richtung genommen hatten, und es kamen Augenblicke, in denen er dem Schicksal grollte, daß es ihn so, eben so, zu den Seinigen wiederkehren lasse. Er war noch jung genug, um ungern und schwer von seinen Hoffnungen zu scheiden, und er hatte an den Tag, an welchem er inmitten der Landwehr, an der Spitze des Zuges, den er in mancher Schlacht geführt, in die Hauptstadt einziehen würde, oft mit freudigem Vorgefühle gedacht. Dann hatte er sich beschieden, darauf Verzicht

zu leisten; aber daß er in solcher Sorge, unter der Pein einer solchen Ungewißheit aus dem Felde wiederkehren solle, dünkte ihn doch hart.

Es war früh am Morgen, als der Feldjäger den leichten Reisewagen vor der Thüre des Flies'schen Hauses halten ließ. Das Schlafzimmer des Hausherrn lag nach der Straße hinaus — die Vorhänge waren heruntergelassen, die Fenster offen. Was bedeutete das? War Alles vorüber, oder war der Kranke so weit genesen, daß man ihm wieder die Wohlthat der sommerlichen Luft und Wärme zukommen lassen durfte, während man ihn vor dem grellen Lichte noch zu hüten hatte? — Das Herz klopfte ihm, als stände er wieder vor dem Feinde, und er stand ja auch vor ihm, vor dem Feinde alles Lebens, vor dem Tode!

Mit raschem Griffe nahm er das wenige Gepäck, welches er mit sich führte, von dem Wagen herunter und eilte in das Haus. Die schwarze Kleidung des Dieners sagte ihm Alles. Er fragte nach den Frauen. Man wies ihn nach dem Gartensaale.

Seba und Davide saßen bei dem Frühstücke. Als Paul in die Thüre trat, fuhren sie beide erschreckend auf. Man hatte ihn so früh nicht zurückerwarten können. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit sie einander nicht gesehen hatten. Mitten in der Lust eines Festes war er von ihnen gegangen, nun fand er sie im Hause des Todes in tiefer Trauerkleidung wieder.

Ich komme zu spät! — das war alles, was er sagte. Seba gab ihm nur mit leiser Neigung des Hauptes Antwort. Ihr fehlte die Kraft zum ruhigen Worte, und sie wollte ihren Schmerz durch lauten Aufschrei nicht entweihen. Er nahm sie an sein Herz, er küßte ihre Stirn, ihren Mund, er ließ sie weinen, und sie weinte so sanft, so still, als wisse sie sich nun sicher und geborgen vor allem Unheil. Als sie sich, seine beiden Hände zuversichtlich drückend, emporrichtete, trat er an Davide heran, und jetzt erst, da er aus Daviden's hellen Augen die Thränen

auf die Wangen niederrollen sah, fingen auch die seinigen zu fließen an.

Liebe Davide! rief er leise, aber es bebte eine unaussprechliche Bewegung durch sein Herz und ein beseligendes Feuer durchströmte sein ganzes Wesen. Er hatte ihre Hände ergriffen und blieb schweigend, in ihren Anblick versunken, vor ihr stehen. Wie oft, wie oft hatte er an sie gedacht, wie oft hatte er sie vor sich gesehen wie an dem Abende, an dem er sich auf dem Balle von ihr getrennt hatte! Nun war er wieder da, und sie stand vor ihm — dieselbe wie sonst, und doch so anders und so viel schöner, als er sie je gedacht!

Liebe Davide! wiederholte er noch einmal, und sie lehnte sich freiwillig an seine Brust, und er fühlte, wie ihre Lippen leise das Eiserne Kreuz berührten, das er auf derselben trug. Mit einer Glücksempfindung, deren er das Menschenherz nicht für fähig gehalten hatte, schaute er in ihr Antlitz, in die Augen, die sich voll sehnsüchtiger Liebe zu ihm erhoben; aber war es die Achtung vor dem Schmerze Seba's, war es ein Zartgefühl, welches ihn hinderte, sich in dem Hause der Trauer einer Freude hinzugeben, oder war es das Bewußtsein, daß dieses schöne Wesen aufhören werde, für sich selber zu bestehen, sobald er es sich angeeignet habe, er vermochte nicht, es in seine Arme zu schließen. Er war befriedigt durch Davidens bloßen Anblick, beruhigt durch ihre lang entbehrte Nähe und voll großer Freude durch die feste Ueberzeugung, daß zwischen ihr und ihm gar nichts zu sagen sei, daß lautere Klarheit zwischen ihnen herrsche und Einer sich der Liebe des Andern, obschon nie ein Wort davon gesprochen worden, so völlig sicher fühle, wie der unzerstörbaren Gemeinsamkeit ihrer ganzen Zukunft. Er drückte und küßte ihre Hand, dann gehörte er wieder Seba an, und Davide verstand ihn ohne Worte.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sie zum rechten Sprechen

kommen konnten. Sie mußten sich erst darein finden, daß sie nicht mehr zu Vieren, daß sie nur ihrer Drei in diesem Saale, an diesem Tische bei einander waren. Die verheerendsten Kriege, der Tod von Millionen Menschen, der Sturz der Mächtigen und der Sieg der Gebeugten hatten nichts geändert in diesem stillen Raume. Die chinesischen Blumen auf der Tapete hatten ihre Farben voll bewahrt, die fremdartigen, gemalten Vögel guckten mit ihren starren Augen noch gerade so wie vor dem Kriege von der Decke des Gartensaales herab. Das silberne Theegeräth, die Tassen von sächsischem Porzellan, sie waren für Paul wie für Davide mit ihren schönen Frucht- und Blumen-Zierrathen in ihrer Kindheit Gegenstände der höchsten Bewunderung gewesen, standen wie seit Jahren und Jahren auf der weißen Damastdecke, und doch war das alles nicht mehr dasselbe. Denn des Vaters große Tasse nahm nicht mehr die alte Stelle in der Mitte der Geräthschaften ein, man hatte sie fortgetragen, wohl verwahrt, weil der Vater sie nicht mehr brauchte, weil der Vater nicht mehr da war, weil zwei gute Augen sich geschlossen hatten für immerdar.

Kommt, rief Seba endlich, sich zum Frühstückstische wendend, kommt, Paul hat es nöthig, etwas zu genießen! — Aber es fehlte das Gedeck für ihn. Gib ihm des Vaters Tasse! sagte Seba.

Davide holte sie aus dem Eckschranke herbei. Dem Hausherrn! stand darauf.

Dem Hausherrn! sagte Seba kaum hörbar, während sie mit bebender Hand die Tasse vor dem Heimgekehrten niedersetzte, und allen Dreien stürzten bei dem Anblicke dieses unscheinbaren Geräthes die Thränen aus den Augen, und in allen Dreien stieg sie noch einmal empor, die uralte Klage, daß des Menschen Dasein dahinfährt wie ein Traum und ein Schlaf, daß des Menschen Leben vergänglicher ist, als die vergänglichen Dinge

und die zerbrechlichen Geräthschaften, die er geschaffen und deren er sich bediente.

Es kam Paul vor, als sei erst jetzt sein alter Freund gestorben, da man für ihn die Tasse reichte, aus welcher, so lange Jener gelebt, nie ein Anderer getrunken hatte. Er fühlte es in diesem kleinen Zeichen sinnlicher, deutlicher, als in all den Tagen, daß er jetzt das Haupt der Familie sei, in welcher er Schutz und Liebe gefunden, seit er denken konnte, und mit einem schmerzlichen, aber ihn doch erhebenden Gefühle schloß er die beiden Frauen noch einmal an sein Herz.

Er war kein Heimathloser mehr, er stand nicht mehr einsam in der Welt. Sein Leben ward ihm noch wichtiger, er ward sich selbst mehr werth, weil er sich für das Glück der Menschen, die ihm die Theuersten waren, als nothwendig fühlte.

Die drei Jahre waren an Seba nicht spurlos vorübergegangen. Sie hatte sich viel gesorgt, viel durchgemacht, denn es hatte der Arbeit und der Anstrengungen für sie, wie für alle die Frauen der Hauptstadt und des Landes, mehr als genug gegeben, welche die Pflege der verwundeten und kranken Krieger in den überfüllten Hospitälern über sich genommen hatten. Die Fältchen an den Augenwinkeln, die leisen Furchen auf ihrer schönen Stirn hatte Paul früher nicht an ihr bemerkt, und wie das Sonnenlicht nun von der Seite über ihren Scheitel fiel, sah er, daß hier und da ein silberweißer Faden auf ihrem schwarzen Haar erglänzte. Er konnte sich des Erschreckens nicht erwehren. Wie lange war es denn her, daß er Seba an jenem Ball-Abende, an dem des Grafen Gerhard Worte ihn zuerst wieder an seine Mutter und an seine Abstammung gemahnt hatten, in aller Schönheit ihrer Jugend vor sich gesehen hatte? Und nun ergraute schon ihr Haar, nun kam die Reihe bald an sie!

Es that ihm in der Seele weh, denn wo der Tod in einen

eng verbundenen Menschenkreis getreten ist, wird man so ängstlich. Jeder möchte in dem Antlitze des Andern lesen können, auf wie lange er ihm noch gegönnt ist, man möchte zusammenrücken, um sich selber die entstandene Lücke zu verbergen, man möchte sich fester, man möchte sich für immer an einander schließen, und man kann sich es bei allem besten Willen nicht vergessen machen, daß kein menschliches Verhältniß unzerstörbar, daß Alles dem Vergehen unterworfen, Alles nur im Augenblicke unser ist, und daß unser sicherer Besitz einzig in der Benutzung dieses Augenblickes und in dem Gedanken der durchlebten Vergangenheit beruht.

Dieses Augenblickes wollte man genießen, man wollte sich gemeinsam der gehabten Ereignisse erinnern. Hatte man doch so tausendfältig oft gewünscht: O, daß er hier wäre! daß ich sie jetzt bei mir hätte! Und wie man nun beisammen saß, hatte man sich nichts zu sagen, weil Jeder nur das Nothwendige und Rechte gethan zu haben meinte, und das Nothwendige und Rechte sich einfach und unauffällig in das allgemeine Thun einfügt.

Paul hatte die Feldzüge mitgemacht, aber das hatten Hunderttausende gethan; er hatte sich tapfer und muthig erwiesen, Andere waren darin nicht hinter ihm zurückgeblieben. Seba hatte mit Selbstverläugnung pflegend und helfend in den Hospitälern gearbeitet, das war nur natürlich gewesen. Ihr Vater war gestorben, ihr Vermögen theilweise verloren gegangen: indeß es weinten unzählige Familien in wahrer Noth um ihre Väter und Versorger, und die kleinen Begegnungen, die wechselnden Ereignisse, deren man sich zu erinnern hatte, kamen in diesen ernsten Stunden des Wiedersehens neben den großen Erschütterungen und Erfahrungen, welche man durchgemacht hatte und in sich nachzittern fühlte, einem Jeden zu geringfügig vor, um ihrer zu gedenken und ihrer zu erwähnen.

Man war stiller als jemals bei einander, bis Paul sich

erhob, um sich, wie er sagte, umkleiden und im Comptoir seine Ankunft melden zu gehen.

Es war ein eigenes Gefühl, mit dem er aus dem Gartensaale in die Zimmer eintrat, welche er neben demselben früher bewohnt hatte. Alles lag und stand, wie er es verlassen hatte. Damals freilich war es winterliche Nacht gewesen und das Vaterland hatte unter der Knechtschaft fremder Tyrannei geseufzt, und jetzt leuchtete die helle Sommersonne durch die im Lufthauche spielenden Blätter und Deutschland war frei und sich selber wiedergegeben worden. Aber so warm Paul's Herz auch schlug, wenn er Davidchen's und der Zukunft an ihrer Seite dachte, kam er sich doch plötzlich viel älter geworden vor.

Er hatte den Krieg immer als ein Unglück, als ein furchtbares, wenn auch in diesem Falle unvermeidliches Uebel betrachtet und den Frieden oft sehnlich herbeigewünscht, der ihn seinem Berufe und seinem Geschäfte wiedergeben sollte. Jetzt aber war es ihm unheimlich in den stillen, nach dem Hofe hin gelegenen Räumen des Comptoirs, es erschreckte ihn, als er den Geschäftsführer mit seiner unerschütterlichen Gleichmüthigkeit genau auf demselben Platze und in derselben gebückten Stellung wie vor drei Jahren, die eingegangenen Briefe durchsehend, vor sich erblickte, als er den alten Kassirer gerade so, wie er es vor drei Jahren und vor jenen zwanzig Jahren gethan, die Geldrollen über den Zahltisch werfend und die Banknoten musternd wiederfand.

Ein Chronometer, den Seba ihm bald nach seiner Rückkunft aus Amerika geschenkt hatte, stand auf seinem Tische. Er war, wie der Datumzeiger es auswies, wenig Tage, nachdem Paul Berlin verlassen hatte, abgelaufen. Damals war er achtundzwanzig Jahre alt gewesen, jetzt stand er im einunddreißigsten.

Er trat an den Spiegel und betrachtete sich. Das war sonst nicht seine Sache, obschon er wußte, daß er ein schöner Mann sei. Die Uniform dünkte ihm etwas sehr Bequemes zu

sein. Er fand sie einfach, zweckmäßig und kleidsam. Sie gefiel ihm heute sehr, und er gefiel sich auch in ihr.

Der treue, ehrliche Rock! sagte er zu sich selber, während er das Eiserne Kreuz von demselben losmachte, um es zu verschließen, und den Rock ablegte, um ihn nicht wieder anzuziehen. Noch vor wenig Tagen hatte er gegen Werben die Freiheit seines kaufmännischen Standes, im Gegensatze zu der Abhängigkeit des militärischen Dienstes, hoch erhoben und Steinert es zugesagt, daß er dessen Sohn in die Bahn des bürgerlichen Lebens zurückführen werde, und jetzt überfiel ihn selber eine Angst vor der Ruhe und Stille, eine Scheu vor der Gleichmäßigkeit der täglich sich wiederholenden bürgerlichen Arbeit.

Vorhin, als Davide sich ihm an das Herz gelegt, hatte ihn die Ahnung ergriffen, wie das Weib sich selber in der Liebe verloren gehe, nun schreckte sein dem Menschen eingeborenes Verlangen, sich in seiner Eigenheit und Freiheit zu erhalten, vor der Aussicht und vor der Nothwendigkeit zurück, sich künftig nicht mehr als nur für sich selber bestehend betrachten zu dürfen, künftig leisten und thun zu müssen, was er im Grunde bisher nur freiwillig gethan hatte, künftig keine Freiheit des Wollens und des Dürfens mehr vor sich zu haben, wenn er einmal aus einem allein stehenden Manne sich zum Gatten einer Frau, zum Begründer und Beschützer einer Familie gemacht haben werde.

Als hätte ein Zauber sie heraufbeschworen, so deutlich traten urplötzlich alle die anmuthigen Begegnungen, alle die hübschen, kleinen Abenteuer und artigen Erlebnisse ihm vor die Seele, welche er als Junggeselle auf seinen vielen Reisen und während seiner Feldzüge gehabt hatte, und er konnte sich eines Seufzers nicht erwehren, wenn er dachte, daß dies nun für ihn zu Ende sein, daß für ihn zum Unrecht werden solle, was ihm bisher eine so reizende Unterhaltung gewesen war. Freilich, er liebte Davide, aber es war keine jener heftigen, unwiderstehlichen Leiden-

schaften, die er für sie fühlte. Er hegte für sie die zuversichtliche Neigung, die sich nur durch ein langes Beisammensein und durch die Erkenntniß bildet, daß man in allen Fällen auf einander zählen könne. Jung, wie er Davide verlassen, hatte er doch schon ihre Selbstbeherrschung, ihre Festigkeit und ihre Güte bei den verschiedensten Anlässen erprobt, und die Wahrhaftigkeit ihres Herzens, die Unschuld, mit der sie ihm ihre Liebe kund gab, ohne daß er ihr jemals von der seinigen gesprochen hatte, machten sie ihm eben so theuer, als ihre Schönheit sie ihm begehrenswerth erscheinen ließ. Seit Jahren hatte er sich gesagt, daß Davide einst seine Gattin werden müsse, er hatte sich darauf gefreut wie auf den Preis am Ende des errungenen Zieles, wie auf eine letzte Lebenserfüllung. Nun er sich derselben nahe glauben durfte, bangte ihm vor der schwersten aller Aufgaben, vor dem Ausharrenmüssen; und er konnte des beklemmenden Gefühles nicht gleich Meister werden, das ein Jeglicher empfindet, wenn er nach einem viel bewegten, wechselvollen Dasein plötzlich in alte, fest begründete Lebensverhältnisse einzugehen und zurückzutreten hat.

Die Tage der Jugend und der Ungebundenheit sind nun vorüber! rief er, und es war, als ob das unwillkürlich ausgesprochene Wort ihn auch von der augenblicklichen Verwirrung befreie, die ihn befangen hielt. Denn er richtete sich in seiner schönen Kräftigkeit empor und fügte mit plötzlich erheiterter Stirn und gewandeltem Sinne hinzu: So lange hat man für sich selbst gelebt; es ist Zeit, nun für die Andern zu leben! Laß uns sehen, was man für sie werth ist und vermag!

Er hatte inzwischen seine bürgerliche Kleidung angelegt und trat an das Fenster. Heißer Sonnenschein, warmer Blumenduft strömten ihm entgegen. Er blieb einen Augenblick am Fenster stehen und sah in den Garten hinaus. In der Ferne gingen die beiden Frauen vorüber.

Sie tragen den Kranz nach dem Monumente, dachte Paul, und er, der sich so eben noch vor dem Gleichmaße der Tage und vor allem, was sich mit unausgesetzter Regelmäßigkeit zu wiederholen hatte, gescheut, fühlte sich von der beharrlichen Treue gerührt, mit welcher Seba die freiwillig übernommene Liebespflicht erfüllte. Es ist eine geringfügige Handlung, sagte er sich, einmal einen Blumenstrauß auf einen Denkstein niederzulegen; aber durch ein halbes Menschenleben dem Andenken der Hingegangenen die gleiche Erinnerung zu weihen, während man den Pflichten gegen die Lebenden eben so treulich genügt, an jedem Tage den gleichen Weg zu gehen, immer dieselbe kleine Sorge zu tragen, das macht die an sich geringfügige That zu einem das Herz befriedigenden Cultus. Und es sollte nicht dasselbe mit aller unserer Arbeit sein, wenn wir sie, von ihrer Nothwendigkeit wie von ihrem Nutzen überzeugt, mit Liebe und für geliebte Menschen thun?

Er schaute den beiden schönen Gestalten mit Vergnügen nach, wie sie langsam durch die Wege gingen. Es freute ihn, daß er sie wieder sehen konnte, daß er sie heute, morgen, immer wieder sehen würde. Selbst als die Gebüsche unter den Tannen die Frauen seinem Auge entzogen hatten, verweilte er noch an dem Fenster. Die Stille, die über dem Garten ausgebreitet lag, war ihm etwas Neues geworden und erquickte ihn. Er hatte auf so vielen Schlachtfeldern gestanden und sie tönten noch unvergessen in sein Ohr: der Donner des Geschützes, der Weheruf der Verwundeten, das Röcheln all der Sterbenden, die in fremder Erde unter ungeschmückten Gräbern ruhten.

Friede, Friede! rief er und schlug die Hände unwillkürlich, wie beim Gebet in seinen Kindertagen, in einander, Friede und Beharren und Bleiben hier bei den geliebten Menschen, und leben und schaffen mit ihnen und für sie!

Freien und gehobenen Sinnes verließ er seine Zimmer,

um gleich an diesem Morgen, gleich in dieser Stunde seine Arbeit zu beginnen. An der Thüre des Comptoirs wendete er sich noch einmal um und blickte durch die Seitenfenster nach dem Garten hinaus. Seba und Davide saßen vor dem Gartensaale, mit Nähterei beschäftigt, bei einander. Aber Paul ging nicht zu ihnen. Er konnte es ja später thun, denn er blieb jetzt hier, und sie waren ihm zu eigen.

Was war gegen eine solche Gewißheit aller überraschende Reiz des Zufalles? Er wiegte sich in dem beglückenden Gefühle dieser Sicherheit, und ihrer wie seiner selbst gewiß, kehrte er, ein reifer Mann, aus dem Felde zu seinem bürgerlichen Berufe zurück.

## Drittes Capitel.

Arbeit, unausgesetzte, ernste Arbeit, das war es, was es jetzt galt, aber Paul war des Arbeitens von Jugend auf zu sehr gewöhnt, um sich in der Arbeit, sobald er ihr nur wiedergegeben wurde, nicht schnell wieder einzuleben und heimisch zu fühlen.

Er fand die Verhältnisse des Handlungshauses, dessen alleiniger Inhaber er jetzt war, besser und schlechter, als er es erwartet hatte. Das Flies'sche Vermögen, obschon es durch die während der letzten Krisen gebrachten Opfer bedeutend zusammengeschmolzen war, blieb noch immer beträchtlich genug, um Seba über jede Nahrungssorge zu erheben und ihr, der Alleinstehenden, die gewohnte breite und reichliche Lebensweise zu gestatten; aber die Erfahrungen der letzten Jahre hatten den Vater ängstlich gemacht, und sein Testament setzte also fest: Erstens, daß Seba's Vermögen ganz und gar aus dem Geschäfte gezogen und in Hypotheken angelegt werden sollte; zweitens, daß es, falls Seba sich nicht etwa noch zur Eingehung einer Ehe entschließe, nach ihrem Tode an mildthätige Stiftungen übergehen solle, damit in ihnen des Vaters Name und sein Andenken erhalten bliebe, wenn sie nicht durch die Erben seines Blutes in die Zukunft übertragen und fortgepflanzt würden.

Es war gegen diese letztwilligen Verfügungen nichts zu sagen. Sie entsprachen dem vorsichtigen und vorsorglichen Charakter des Gestorbenen, und sie waren durchaus im Sinne des Juden-

thums, das Fortpflanzung des Namens durch die Nachkommenschaft für eine der größten Segnungen erkennt. Nichts desto weniger trafen diese Bestimmungen alle Betheiligten recht schwer. Seba sah sich durch dieselben in der freien Verfügung über das Vermögen beschränkt. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß ihr die Möglichkeit entzogen worden, Davide, die sie als ihr Kind betrachtete und liebte, einst auch zu ihrer Erbin einzusetzen, und für Paul wurde die Fortführung eines auf große eigene Hülfsquellen begründeten Geschäftes äußerst schwierig, da diese ihm eben in einer Zeit entzogen wurden, in welcher, bei der Seltenheit des Geldes, eben mit Geld, wie Paul es seinem Freunde auseinander gesetzt hatte, mehr als sonst zu machen und zu leisten war. Auch schwankte er einen Augenblick, was er beginnen sollte.

Wollte er sich das Leben erleichtern und sich bescheiden, so mußte er auf seine großen Plane für lange, ja, wahrscheinlich für immerdar verzichten; denn was jetzt noch möglich war, konnte nach wenig Monaten schon weit schwerer, nach Jahren völlig unausführbar sein. Er mußte sich damit begnügen, langsamer für sich und die Seinigen ein mehr oder weniger ausreichendes Einkommen zu schaffen und, im engeren Handelsverkehre ein nützliches Mitglied, sich nur in kleinerem Kreise bewegen; oder er mußte, was er von eigenem Vermögen noch besaß, darangeben, seine Zahlungsfähigkeit in auffälliger Weise bei der Regulirung des Flies'schen Vermögens darzuthun und, den daraus entspringenden Credit benutzend, seine ganze Kraft aufbieten, um mit den fremden Capitalien so viel zu erwerben, daß er den Darleihern ihr Darlehen wohl verzinsen, durch den Gewinn-Ueberschuß sich ein neues, eigenes Vermögen schaffen und sich wieder in die Höhe bringen konnte; und er stand nicht lange an, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Er hatte mit seinem väterlichen Blute die Neigung zu

herrschen ererbt, aber auch von dem dienstbaren Sinne seines mütterlichen Geschlechtes war viel auf ihn übergegangen, und eben deßhalb fand er in dem von ihm gewählten Berufe auch jetzt wieder seine vollkommenste Befriedigung. Denn keinem anderen Stande ist es wie dem Kaufmanne gegeben, eine große Herrschaft auszuüben und weithin in die Ferne und in die Zukunft wirksam und bestimmend einzugreifen, während er sich für Andere nützlich macht. Paul hatte sich in dem großen amerikanischen Hause, in welchem er gearbeitet hatte, früh daran gewöhnt, die Bedürfnisse und Aussichten der ganzen Welt in das Auge zu fassen; die Jahre vor dem Kriege hatten ihn in Europa mit verschiedenen Männern bekannt gemacht, welche als Diplomaten die Vermittlung und Ausgleichung zwischen den verschiedenen Völkern und den verschiedenen Fürsten zu ihrer Aufgabe hatten, und sein von Natur auf das Große gerichteter Sinn hatte dadurch den Ueberblick und die Verbindungskraft gewonnen, die zu durchschauen vermochten, wie und wo der Vortheil Aller Vortheil für den Einzelnen verspricht, und wie der Einzelne es anzufangen habe, der Gesammtheit zu dienen, indem er seinen eigenen Vortheil und Nutzen wahrnimmt.

Ueberall war in Europa Geld nothwendig. Man brauchte Geld, um die aus Mangel an Bestellungen wie aus Mangel an Arbeitskräften während des Krieges in's Stocken gerathenen Fabriken wieder in Gang zu bringen; man brauchte Geld, um das Inventarium auf den zum Theil völlig ausgeraubten Gütern zu erneuern, man brauchte Geld an allen Ecken und Enden; und Geld zu schaffen, den Regierungen wie den Privatpersonen Geld zu schaffen, ihnen die Unterbringung ihrer Anleihen möglich zu machen, war eine der unerläßlichsten Nothwendigkeiten, wenn der Friede die Mittel haben sollte, herzustellen, was der Krieg vernichtet hatte. Die großen Bankhäuser, die unternehmenden Kaufleute mußten ihre Hände dazu bieten, das Geld in den

fernsten Gegenden flüssig zu machen und es dahin zu leiten, wo es in diesem Augenblicke am dringendsten gebraucht ward, und weil das Geld sich in dieser Weise am höchsten verwerthen ließ, wurden in anderen Gegenden mancherlei Unternehmungen unterlassen oder eingestellt, für deren Fortführung später das Geld wieder nach seinen Ausgangspunkten zurückgeleitet werden mußte. Darauf hatte Paul sein Auge gerichtet und seine Plane angelegt, und darauf hin hatte er schon seinen Freund Steinert verwiesen, als dieser ihn über die Zukunft seines Sohnes zu Rathe gezogen hatte.

Niemals hatte Paul von seinem Berufe größer gedacht, als jetzt, und niemals hatte er die schweren Sorgen und Aufregungen desselben lebhafter zu empfinden gehabt, als in dem nächsten Winter, in dem er Seba's Vermögen aus dem Geschäfte herauszuziehen und nach dem Willen ihres Vaters, der Paul mit dieser Aufgabe betraut hatte, festzustellen hatte, während er seinen Credit bis auf das Aeußerste anspannen mußte, um die Unternehmungen möglich zu machen, die er nach den verschiedensten Seiten hin in Angriff nahm. Die Tage vergingen ihm in Arbeit, die Nächte oft in Sinnen und in Sorgen. Er bemerkte es nicht, daß seine Stirne ihre Heiterkeit, daß seine Augen ihren hellen Glanz verloren, er hatte nicht Zeit, an sich zu denken und auf sich zu achten; nur Seba sah es und Davide sah es, und ihr ängstlich liebevoller Blick war der Lohn seiner Arbeit, sein Trost und seine Freude, wenn er nach des Tages Last und Plage sich am späten Abende ein Ausruhen bei den Seinen gönnte.

Als der Herbst und der Winter herangekommen waren, bewegte sich in der Hauptstadt überall, wo man nicht um Gefallene zu trauern hatte, eine glänzende Geselligkeit. Man schien sich des für Europa wiedergekehrten Friedens erfreuen, der ausgestandenen Leidensjahre in Zerstreuungen vergessen zu wollen, aber in dem Flies'schen Hause gingen die Tage ihren stillen,

regelmäßigen Gang. Seba, die mit ihren vierzig Jahren noch immer schön zu nennen war, weil ihre Schönheit nicht nur in dem Reize der Jugend und der Farben, sondern in dem Adel der Formen und dem durchgeisteten Ausdrucke ihres Antlitzes bestanden hatte, war um ihres Vaters willen immer nur wenig in Gesellschaften gegangen, und während des Krieges hatte auch Davidchen nicht danach verlangt, da sie mit ihrer stillen Liebe und mit den Sorgen um den entfernten Geliebten beschäftigt gewesen war. Jetzt vollends trugen beide Frauen nach zerstreuendem Menschenverkehre noch weit weniger Verlangen. Es kam aber dadurch in dem häuslichen Beisammensein bald ein Friede über die drei eng verbundenen Menschen, daß es ihnen war, als hätten sie von Anbeginn so mit einander gelebt, ja, daß selbst die gewaltigen Ereignisse, die an ihnen vorübergegangen waren und in denen sie, so viel an Jedem von ihnen gewesen, mitgewirkt hatten, davor weit in die Ferne zurücktraten. Sie erfuhren, was man nach großen Eindrücken immer an sich wahrnimmt, daß unser Verhältniß zu den Außendingen und Ereignissen, man möchte sagen, unser perspectivisches Verhältniß zu ihnen, ein wunderbar wechselndes ist. Die ersten Tage nach einem großen Erlebnisse, nach einem großen Verluste dehnen sich für uns in unbegreiflicher Weise aus; die Wochen und Monate, welche diesen ersten Tagen folgen, verschwinden uns in eben so unbegreiflicher Weise.

Erst vierzehn Tage ist es her? hatten die Zurückgebliebenen nach des Vaters Tode sich gefragt. — Schon acht Monate ist es her, seit wir in Paris einzogen? Schon vier Monate, seit der Vater todt ist und ich wieder zu Euch heimgekommen bin? rief Paul oft mit Verwunderung aus, als der Herbst mit seinen Regentagen angebrochen war und die ersten Schneestürme von dem Garten her um die Fenster des Zimmers sausten, in welchem sie die letzten Abendstunden bei einander zu sitzen pflegten.

Davide hatte sich Paul bald nach seiner Rückkehr anverlobt, aber auch dieses Erlebniß war ohne besondere Scenen, ohne besondere Aufregungen an den Dreien vorübergegangen. Seba hatte, seit Paul wieder in Europa lebte, immer den heimlichen Wunsch gehegt, diese beiden ihr theuren Menschen verbunden zu sehen, und ihre Herzen hatten sich denn auch in ruhiger Liebe, in sicherstem Vertrauen zu einander gefunden. Selbst daß Davide noch Jüdin war, kam nicht störend in Betracht. Von der Abneigung, von dem angestammten oder vielmehr anerzogenen Widerwillen, welche die meisten anderen Völker gegen die Juden hegen, konnte bei Paul gar nicht die Rede sein, denn er war frei von dem Ballast angeerbter Vorurtheile. Wahre Güte und Liebe waren ihm in seiner Kindheit von Niemandem als von einer Judenfamilie zu Theil geworden. Ihr dankte er seine erste Erziehung, ihr jene Aufklärung seiner Gedanken, die bei jedem Menschen in der ersten Jugend vorgenommen werden muß, um nachhaltig wirksam zu sein. Das Haus dieser Judenfamilie hatte der Heimathlose durch sein ganzes Leben als den Hafen vor Augen gehabt, zu dem er wünschend und hoffend seine Blicke hingewendet hatte. Sein langer Aufenthalt in Amerika war dann zu einer Schule der Duldsamkeit für jede Art von religiöser Ueberzeugung für ihn geworden, und er hatte um so weniger ein religiöses Bedenken irgend einer Art in seinem Innern zu bekämpfen, da er ohne jedes kirchliche Bekenntniß aufgewachsen war. Was er vor seiner Flucht aus Europa in der Schule von der biblischen Geschichte erlernt, was er damals von den Dogmen des Christenthums und von den Erzählungen der Evangelisten gewußt hatte, war für ihn nicht weniger mythisch, wenn auch weniger lebendig gewesen, als die Erinnerungen an die alte Götterwelt der Griechen und der Römer.

Da er zur Zeit, in welcher er aus Europa entfloh, über

seine Jahre groß und kräftig gewesen war, hatte man ihn für älter gehalten, als er war, und Niemand hatte sich jemals die Mühe genommen, daran zu denken, ob er in irgend einer Religion unterrichtet worden sei und ob er ein kirchliches Glaubensbekenntniß abgelegt habe oder nicht. Mit der Neugier der Jugend war er, wenn man ihm in Amerika am Sonntage seine Stunden für den Kirchenbesuch frei gegeben hatte, bald in diese, bald in jene Kirche gegangen, hatte dem Gottesdienste der verschiedensten Culte zugesehen, bis er, dieses Anschauens müde, den Kirchenbesuch, zu dem er im Weißenbach'schen Hause ohnehin nicht angehalten worden war, und den er Seba niemals üben sehen, endlich ganz und gar aufgegeben hatte. Er war nicht confirmirt worden, er hatte nie das Abendmahl genossen, er hätte nicht zu sagen vermocht, welchem Bekenntnisse er angehöre, hätte sein Taufschein es nicht ausgewiesen, daß er in die christlich evangelische Kirchengemeinschaft aufgenommen sei; und mit Davide war es ziemlich derselbe Fall. Denn wie die religiösen Verhältnisse sich in unsern Zeiten ausgebildet haben, wählt der Mensch seine Religion nur in den seltensten Fällen frei und selbstständig: er wird in ihr geboren und nimmt sie als Familien-Ueberlieferung in sein eigenes Leben mit hinüber.

Davide hatte mit dem Judenthume nicht mehr Zusammenhang, als ihr Verlobter mit dem Christenthume; aber ihre Begriffe von Recht und Unrecht, ihr Streben nach dem Guten, ihre Verehrung vor dem Großen und Erhabenen, ja, alle ihre moralischen Anschauungen und sittlichen Ueberzeugungen waren ihnen Beiden frühzeitig von derselben Hand und aus derselben lautern Quelle zugekommen, und das öftere und längere Zusammenleben in den Jahren, welche dem Kriege vorausgegangen waren, hatten dazu gedient, den Einklang zwischen Seba und ihren beiden Pflegekindern, wie sie Paul und Davide zu nennen liebte, vollständig herauszubilden. Sie waren durch und mit

einander unabläſſig in ihrer Entwicklung vorgeſchritten. Die weitreichenden ſocialen Anſichten, welche Paul erworben, hatten Seba vielfach aufgeklärt, ihre inneren Erfahrungen waren ihm, ſo weit ein Menſch dem anderen mit ſeinen Erfahrungen nützen kann, zu Gute gekommen, und zwiſchen ihnen Beiden war Davide in einer Atmoſphäre der Wahrheit und der Verſtändigkeit ſo unangefochten aufgewachſen, daß ſie die Möglichkeit beſeſſen hatte, ſich zu dem Gleichmaß und zu der ruhigen Seelenſchönheit zu entfalten, welche Seba einſt an der Baronin Angelika bewundert und für ſich ſelbſt in jenen Tagen ſo unnachahmlich gefunden hatte.

Weil Seba noch um ihren Vater trauerte, verzichtete das junge Paar darauf, ſeine Verlobung den Freunden bekannt zu machen, und man benutzte dieſe Zeit, Davidens Uebertritt zur chriſtlichen Kirche, ohne welchen ihre Ehe mit Paul eine Unmöglichkeit geweſen ſein würde, einzuleiten. Die Zeit war aufgeklärt, denn die Freiheitskriege, in denen Männer und Jünglinge aller Bekenntniſſe einmüthig in Reih und Glied geſtanden hatten, um das Joch der Fremdherrſchaft von dem Vaterlande abzuwerfen, hatte ſelbſt den Beſchränkten und Kurzſichtigen, wenigſtens für den Augenblick, die Erkenntniß gegeben, daß man die gleiche Vaterlandsliebe hegen, die gleiche Anſicht über die Ziele der Menſchen haben könne, ohne den Glauben an die kirchlichen Lehrſätze mit einander zu theilen, und es hatte alſo in der Stadt, in welcher ein Fichte ſeine Reden an das deutſche Volk und Schleiermacher ſeine moralphiloſophiſchen Predigten gehalten hatte, keine Schwierigkeit, einen Geiſtlichen zu finden, der ſich willig zeigte, der jungen, in den Grundſätzen einer reinen Moral und einer liebevollen Hingebung an das Ideale auferzogenen Jüdin die Aufnahme in die chriſtliche Gemeinſchaft zu bewilligen, wenngleich ſie Manches, das die proteſtantiſch-evangeliſche Kirche zum Glaubensſatz erhoben hat, nur als geſchichtlichen Mythus anzuſehen vermochte.

Weder Davide, noch einer der beiden ihr verbundenen Menschen hatten dabei Kämpfe in sich zu bestehen oder große äußere Hindernisse zu überwinden; denn wo die Grundanlage in der Natur eines Menschen gesund ist, wo die Verhältnisse, in denen er sich bewegt, auf Wahrheit gegründet sind, und wo sein Thun und Streben sich im richtigen Zusammenhange mit der Zeit befinden, der er angehört, da vollziehen alle Wandlungen sich sehr einfach und unmerklich, da geschehen seine eigene Entwicklung und das Wachsen seiner äußeren Glücksumstände meist so allmählich und so still wie die Entfaltung eines Keimes zu seiner Blüthe und zu seiner Frucht. Nicht das täglich Werdende, nur das Gewordene stellt in solchen gesunden und natur- und zeitgemäßen Verhältnissen sich dem beobachtenden Blicke dar, und es hat immer seine Bedenklichkeiten, wenn das Leben eines Menschen oder einer Familie viel von sich sprechen macht, oder die Aufmerksamkeit der Außenwelt durch ungewöhnliche Vorgänge auf sich zieht.

Es war nicht zum Verwundern, daß Seba sich in diesem Jahre so einsam hielt, nicht zum Verwundern, daß Paul früher als die Anderen alle aus dem Feldzuge heim kam und zu seinen Geschäften wiederkehrte. Man hatte immer erwartet, daß Davide Christin, daß sie die Gattin Tremann's werden würde. Daß dieser, an einen größeren, weiteren Handelsverkehr gewöhnt, die Geschäfte des Hauses ausdehnen und in neue Bahnen leiten würde, das hatte man mit derselben Sicherheit vorausgesehen. Wie schwer er aber arbeitete, mit welchen Sorgen er zu kämpfen hatte, darüber sich zu äußern oder gar sich zu beklagen, das war nicht seine Sache. Man sah ihn immer gleichmäßig ruhig in selbstgewisser Zusammengefaßtheit, und das gemessene Vertrauen, das er in sich selber setzte, gab auch Anderen das Zutrauen zu ihm und seinen Unternehmungen, ohne welches diese letzteren eine Unmöglichkeit geworden wären.

## Viertes Capitel.

Paul Tremann war schon lange seinen Geschäften wiedergegeben und der Friede war längst geschlossen, als der Justitiarius des freiherrlich von Arten'schen Hauses noch immer vergebens die Rückkehr des jungen Freiherrn forderte, für den es unter den obwaltenden Umständen nicht schwer gewesen sein würde, sich einen Urlaub zu verschaffen oder, da er bei einem der Regimenter stand, die zur Sicherung des neu aufgerichteten Königsthrones der Bourbonen und zur Eintreibung der Kriegs-Contribution in Frankreich zurückgelassen wurden, seine Versetzung zu einem der heimkehrenden Regimenter zu erlangen. Aber das Glück, dessen die Freiherren von Arten sich in früheren Zeiten sprüchwörtlich zu rühmen geliebt hatten, war während dieser Kriege auch dem jungen Freiherrn treu geblieben.

Strahlend in Siegesfreude, durch die Anstrengungen des Krieges abgehärtet und gekräftigt, hatte Renatus inmitten der vereinigten Heere, an der Spitze seiner Compagnie an dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Frankreichs Hauptstadt Theil genommen, und die Reize dieser anmuthsvollsten unter allen Städten, welche er zum ersten Male kennen lernte, hatten auf den jungen Hauptmann, der mit seinen vierundzwanzig Jahren noch ein Neuling in dem Leben einer solchen Weltstadt war und dem die Gelegenheit, sie zu genießen, auf jede Art geboten wurde, ihre bezaubernde Wirkung nicht verfehlt.

Allerdings sah die große Menge der Franzosen widerwillig

und mit schweigender Empörung auf die fremden Krieger hin, welche ihnen die unwillkommene Herrschaft der Bourbonen aufgezwungen und, was dem Volke vielleicht noch verhaßter war, auch die alten, ausgewanderten Adelsgeschlechter und das ganze Priesterregiment wieder in das Land zurückgeführt hatten. Aber dafür standen den deutschen, russischen und englischen Offizieren in dem neu belebten Faubourg Saint Germain, in welchem die alte französische Aristokratie die in ihren stillen Höfen und Gärten gelegenen Paläste wieder bezogen hatte, Thor und Thüre offen; und das Hotel der Herzogin von Duras war eines der ersten, das gleich nach der ersten Rückkehr der Bourbonen die alte, gute Sitte regelmäßigen Empfanges wieder aufnahm, denn die Herzogin wollte sich in ihrem Greisenalter endlich für alle die mannigfachen Entbehrungen schadlos halten, denen sie durch lange Jahre unterworfen gewesen war. Wie sie eine der Ersten Frankreich verlassen hatte, so war sie nun als der Ersten eine mit der wiedereingesetzten Königsfamilie in die Hauptstadt zurückgekehrt, und die unbegrenzte Freigebigkeit, welche die Bourbonen von jeher ihren Anhängern angedeihen lassen, war natürlich der Herzogin, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer in der Nähe und im Dienste des Hofes befunden hatte, vor allen Anderen zugewendet worden.

Die Wiedererlangung ihres durch seine Gastlichkeit früher so berühmten Schlosses Vaudricourt war nicht mehr ihr Wunsch gewesen. Man wird die Greisin nicht besuchen kommen, wie die junge Schloßherrin, hatte sie sich gesagt, und der König, der an dem Hofe seines Schwiegervaters ihrer Gesellschaft gewohnt geworden war, hatte dieselbe auch in der wiedergewonnenen Heimath nicht entbehren mögen.

Die Herzogin war nicht mehr im Dienste, aber sie lebte im engsten Vertrauen des Hofes, und sie verstand den Einfluß, den sie besaß, eben so wohl zu nutzen, als die Unterordnung

und die Zuvorkommenheit aller derjenigen Personen, welche durch Vermittlung der Herzogin von dem neuen Hofe Gewährung ihrer alten Ansprüche und Forderungen zu erlangen wünschten.

Es war nur wenig Tage nach seiner Ankunft in Paris, als der junge Freiherr in einer der eben ausgegebenen Zeitungen in den Hofberichten die Mittheilung las, daß die Frau Herzogin von Duras am verwichenen Abende ein Fest gegeben habe, welches von dem Könige und der ganzen königlichen Familie mit ihrem Besuche beehrt worden sei.

Sie ist also hier, sie ist in Paris! rief Renatus unwillkürlich aus, und eben so plötzlich, als ihm diese Kunde geworden war, beschloß er, die alte Freundin seines Vaters aufzusuchen. Er dachte freilich daran, welch einen unheilvollen Einfluß die Herzogin Margarethe auf das Schicksal seiner Mutter ausgeübt hatte; aber diese Vergangenheit lag weit hinter der Gegenwart zurück und er wußte auch wenig Bestimmtes über alle jene Vorgänge. Seine Neugier, die Herzogin wiederzusehen, deren Bild ihm auch nur schattenhaft in der Erinnerung geblieben war, trug daher ohne große Mühe über die flüchtigen Bedenken seiner Kindesliebe den Sieg davon, und er hatte obenein eine schwere, doppelte Versäumniß nachzuholen. Er hatte der Herzogin in der Unruhe seines damaligen Lebens den Tod seines Vaters nicht gemeldet. Er schuldete es ihr daher, sowohl wie dem Andenken seines Vaters, die Unterlassung gut zu machen, und gerades Weges aus dem Kaffeehause in sein Quartier zurückkehrend, schrieb er der Herzogin, daß sein Vater gestorben, daß er selber in Paris sei und daß er sie um die Erlaubniß bitte, sich ihr vorstellen zu dürfen.

Noch an dem nämlichen Abende fand er, von einem Gange wiederkehrend, eine Antwort der Herzogin vor.

„Sie sind in Paris, lieber René," schrieb sie ihm, „und nicht in meinem Hause? — Wie ist das möglich? — Ein Sohn,

der einen Vater wie den Freiherrn verloren hat, ist immer beklagenswerth und hat des Trostes nöthig, welches auch seine Aussichten im Leben sein mögen. Wenn Sie mich nicht wissen lassen, daß es mit Ihren Verhältnissen und Wünschen unvereinbar ist, mein Gast zu sein, so wird morgen Mittag mein Wagen vor Ihrer Thüre stehen, um Ihre Uebersiedlung in mein Haus zu bewerkstelligen. Kommen Sie, wenn es Ihre Dienstpflichten nicht unmöglich machen, mein junger Freund! Bereiten Sie mir die Genugthuung, mit Ihnen von Ihrem Vater, meinem unvergeßlichen Freunde, zu reden und Ihnen einen geringen Theil der großen Dankesschuld zu entrichten, die nur seine Freundschaft mir leicht zu tragen machen konnte. Auch ich habe einen theuren Todten zu beklagen; aber Sie sind jung, das Leben liegt vor Ihnen, und auch neben mir blüht ein junges Leben auf. Sie sollen von dem Trübsinne des Alters nicht bei mir zu leiden haben. Somit auf Wiedersehen, mein junger Freund!"

Es war die alte Anmuth, welche allen Briefen der Herzogin von jeher eigen gewesen war, und Renatus wurde es nicht müde, die Zeilen immer auf's Neue zu lesen. Die Schrift, das Papier, der Duft desselben hatten etwas Reizendes für ihn. Er mußte sich förmlich daran erinnern, daß es eine Greisin sei, von welcher diese Zeilen ihm gekommen waren, denn er fühlte sich von ihnen erheitert und aufgeregt. Sie hatten ihn trotz der Mahnung an seines Vaters Tod, über den nun freilich schon zwei Jahre hingegangen waren, in eine so fröhliche Spannung versetzt, als stände er an der Schwelle eines Abenteuers, als erwarte ihn irgend ein ganz unverhofftes Glück.

Er eilte zu seinem Chef, mit dem er auf dem besten Fuße stand, ihm von dem Anerbieten der Herzogin und von seinem Wunsche, es zu benutzen, Anzeige zu machen, und er fand von Seiten des Obersten, da das ganze Regiment an dem linken

Seineufer untergebracht war, keine Schwierigkeiten für seine Absicht.

Da er von seinem Chef es zufällig erfuhr, daß eben an diesem Tage ein Offizier des Stabes auf Urlaub in die Heimath gehe, nahm Renatus die Gelegenheit wahr, seiner Braut die Anzeige seines Wohnungswechsels zu machen. Er legte, um sich einen Theil des Briefschreibens zu ersparen, das Billet der Herzogin für Hildegard bei. Er dachte, es könne nebenher nicht schaden, wenn diese sehe, daß eine Greisin noch solcher bezaubernden Anmuth fähig sei, und wenn sie selbst sich daran ein Beispiel für sich und ihre eigenen Briefe nähme, deren schwärmerischer Ernst, ja, selbst deren feste, große Handschrift ihn eigentlich je länger desto unschöner bedünkten.

Hildegard wird allerdings verdrießlich darüber sein! sagte er sich. Aber mochte sie es auch einmal empfinden, wie es thue, von einem Briefe aus der Ferne keine Freude zu empfangen. Er hielt es für die höchste Zeit, an Hildegards Erziehung zu gehen, eben da nun ein dauernder Friede vor der Thüre stand und er an seine Heimkehr und an seine Heirath denken durfte.

Aus dem Geräusche der volksbelebten Straßen, aus der Gluth der Mittagshitze brachte am nächsten Tage der Wagen der Herzogin den jungen Freiherrn in das alte Hotel der Herzoge von Duras. Hohe Mauern schlossen es nach Landessitte von der Straße ab; ein weiter Garten dehnte sich hinter dem im edelsten Style des siebenzehnten Jahrhunderts errichteten Gebäude aus. Durch das geöffnete Portal des Hauses zeigten sich frische Rasenplätze, von großen Bäumen überschattet.

Die Frau Herzogin lassen den Herrn Baron ersuchen, sich in seinen Zimmern einzurichten, sagte der Haushofmeister; sie erwarten ihn danach im Gartensaale.

Renatus war in den Gewohnheiten des Reichthums in einer würdigen Heimath aufgewachsen; aber die letzten Eindrücke,

welche er empfangen hatte, als er mit seinem Regimente vor dem russischen Feldzuge zum letzten Male in Richten gewesen war, hatten eine traurige Erinnerung in ihm zurückgelassen, und seit vollen drei Jahren war er im Felde, in den wechselnden und oft widerwärtigsten Umgebungen gewesen. Das erhöhte das Wohlgefallen, welches er bei dem Anblicke dieses Palastes, dieser edeln Räume, ja, selbst bei den Hülfsleistungen genoß, deren er von seinem Kammerdiener gewohnt gewesen war und mit denen jetzt die Dienerschaft der Herzogin sich sorgfältig um ihn bemühte.

Man hatte ihn auf einer der Seitentreppen nach dem linken Flügel des Hauses geführt, in dessen erstem Stocke man ihm seine Wohnung eingerichtet hatte. Nachdem er sich umgekleidet, geleitete der Kammerdiener der Herzogin ihn die breite, marmorne Prachttreppe hinab nach dem Saale, in welchem er die Herzogin wiedersehen sollte.

Es war ein großer, hoher Raum, dessen Thüren nach dem Garten zu geöffnet waren. Dunkelrothe Vorhänge brachen das Licht der Sonne an den Fenstern; die Thüren waren von außen mit Marquisen verschattet. Nahe an dem einen Fenster lag in einem Lehnstuhle, die Füße mit einem weichen Polster unterstützt, die Herzogin; an dem Schreibtische, der nicht fern von ihr stand, saß eine jugendliche Frauengestalt.

Als Renatus eintrat, richtete die Herzogin sich mit lebhafter Bewegung in die Höhe, und ihm die Hand entgegenreichend, die heute noch, wie vor jenen Jahren, mit dem zierlichen Handschuh von schwarzer Seide halb bedeckt war, rief sie: Willkommen in Frankreich, mein junger, lieber Freund, und doppelt willkommen in meinem Hause, mein lieber René! Ich danke es Ihnen, daß Sie gekommen sind, eine alte Freundin Ihres Vaters aufzusuchen. Der arme Baron, daß er so zeitig von uns gehen mußte! Aber das Leben ist nur ein Darlehen des launenhaften Schicksals und nichts mehr. Sie wissen es, auch mein theurer

Bruder ist schon längst gestorben, jung gestorben, und wir betrauern ihn noch heute, ich und seine Tochter!

Indeß von dieser Trauer war weder in den feinen Zügen der Greisin, noch in dem strahlenden Antlitze ihrer Nichte eine Spur zu finden, als diese auf ein Wort ihrer Tante sich zu ihnen wendete, um die Vorstellung des Freiherrn von Arten-Richten zu empfangen.

Renatus konnte während dessen mit sich nicht darüber einig werden, ob er gar kein Bild von der Herzogin in seinem Gedächtnisse bewahrt gehabt, oder ob sie sich wirklich so wenig verändert hatte, daß nichts an ihr ihm störend oder fremd, sondern Alles vertraut und angenehm erschien. Ihre weiße Morgenkleidung, das Spitzentuch, welches sie über die zierliche Haube gebunden trug, die zahlreichen schneeweißen Löckchen, die ihre Stirn und ihre Wangen umgaben, machten ein so feines, in sich abgeschlossenes Bild, daß man meinte, es müsse eben so, es könne niemals anders gewesen sein, und daß man eben deshalb auch bereitwillig an die frische Farbe des Gesichtes glaubte, besonders da die allerdings tief eingesunkenen Augen der Greisin ihren einschmeichelnden Blick und ihr beredter Mund, trotz der schmal gewordenen Lippen, sein feines Lächeln noch nicht verloren hatten.

Renatus war noch nicht lange bei der Herzogin, als verschiedene Besuche angemeldet wurden. Es waren jüngere und ältere Männer, zwei Geistliche unter ihnen. Alle aber trugen sie große Namen, alle waren sie unter einander bekannt und im Besitze jener leichten und doch feststehenden Umgangsformen, deren in solcher Vollendung nicht Herr zu sein, Renatus sich heute zum ersten Male bewußt ward.

Wohin er bis dahin auch gekommen war, überall hatten sein Name, sein gutes Aeußeres und später selbst seine Uniform ihm eine Beachtung zugesichert. Hier trugen alle Männer das

bürgerliche Kleid, und die Nennung seines Familiennamens glitt an den Anwesenden spurlos vorüber. Erst als die Herzogin erwähnte, daß sie in den Tagen der Verbannung eine sehr liebenswürdige Aufnahme bei dem Vater des jungen Barons gefunden habe, wurden ihre Freunde auf Renatus aufmerksam; aber es war, als ob die Zeit der Auswanderung seit langen, langen Jahren hinter ihnen läge. Sie schienen es fast vergessen zu haben, daß sie Frankreich jemals verlassen hatten. Paris, der Hof, die Verhältnisse, in welche sie zurückgekehrt, waren für sie so ausschließlich die Welt, daß alles, was nicht in diese Welt hinein gehörte, kaum für sie vorhanden war.

Freilich erboten sich die jüngeren Männer, den jungen Freiherrn mit dem Pariser Leben bekannt zu machen, man besprach auch seine Vorstellung bei Hofe; Renatus konnte es sich indessen nicht verbergen, daß er unter diesen Marquis, Grafen und Prinzen eine sehr untergeordnete Rolle zu spielen haben werde, und während ihn dieses verdroß, fühlte er sich doch von der ihn umgebenden Gesellschaft wie nie zuvor angezogen und gefesselt.

Alle diese Männer waren an den meisten Höfen von Europa heimisch. Man redete von den fürstlichen Familien von England, von Sardinien, von Rußland und von Holland, und von den Beherrschern der deutschen Länder mit einer Art von Vertraulichkeit, welche für Renatus etwas Ueberraschendes hatte. Nur wenn sich das Gespräch auf den Hof und die königliche Familie von Frankreich wendete, änderte und steigerte sich der Ton bis zu einer fanatischen Ergebenheit, und die Herzogin, die immer noch Meisterin darin war, die Unterhaltung auf die Gegenstände zu lenken, von denen sie gesprochen haben wollte, wußte an dem Ohre ihres jungen Gastes auf diese Weise eine Reihe von Thatsachen vorüber zu führen, die ihn beschäftigten, ohne sich zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden zu lassen, und die ihm unablässig und immer wieder das unbehag-

liche Gefühl aufnöthigten, daß er nur ein zufälliges und nur ein unbedeutendes Mitglied in diesem Kreise sei.

Will sich die Herzogin an mir für die Dienste rächen, welche mein Vater ihr und ihrem Bruder geleistet hat? fragte Renatus sich einmal unwillkürlich. Aber sein guter Sinn stieß diesen Gedanken mit einem Tadel gegen sich selber als eine Unwürdigkeit von sich, und doch lag diese Voraussetzung der Wahrheit näher, als er es zu glauben vermochte.

Renatus wußte es noch nicht, daß man edeln Herzens und liebevollen Gemüthes sein muß, um die Dankbarkeit nicht als eine schwere Last zu empfinden: indeß der stolze Sinn der Herzogin hatte die Stunde nie vergessen, in welcher sie sich genöthigt gefunden hatte, von dem Freiherrn für sich und ihren Bruder unter Hinweis auf eine kaum bestehende Verwandtschaft eine Zuflucht und Hülfe zu begehren. In wie großmüthiger Weise der Freiherr sie auch empfangen und unterhalten hatte, das Brod der Fremde, das Gnadenbrod, wie sie es oft mit herbem Ausdrucke in ihrem Innern genannt, hatte nie aufgehört, ihr hart und bitter zu bedünken. Sie mochte sich der Zeiten nicht gern erinnern, in denen sie in Richten gelebt hatte, sie dachte auch an den Freiherrn weder oft noch gern, und doch hatte sie eine lebhafte Freude empfunden, als sie den Brief seines Sohnes empfangen, eine Freude, wie sie der mehr als siebenzigjährigen Frau nicht mehr oft zu Theil ward: sie konnte abbezahlen, was ihr geleistet worden war, sie konnte sich dem jungen Freiherrn in dem Glanze und in dem Ansehen ihrer wiedergewonnenen Würden und Ehren zeigen und es ihn fühlen lehren, daß es eine Ehre für seinen Vater gewesen sei, die Herzogin von Duras, die Freundin und Vertraute der königlichen Familie von Frankreich, seinen Gast zu nennen. Sie konnte den jungen Freiherrn einsehen lassen, daß, was man auch für sie und für ihren Bruder gethan haben mochte, sie immerdar die Gunsterzeigende gewesen sei.

Ihre Güte, ihre Freundlichkeit für Renatus trugen in jedem Worte den Stempel jener freiwilligen Herablassung, die, so schmeichelhaft sie sich im Augenblicke demjenigen, dem sie zu Theil wird, auch erweisen mag, ihn doch herunterdrückt und ihn seiner Freiheit mehr oder weniger verlustig macht. Renatus empfand es, daß er sich nicht geben konnte, geben durfte, wie er war; aber die völlige Zusammengehörigkeit der Personen, welchen er an diesem ersten Morgen in dem Saale der Herzogin begegnete, die Uebereinstimmung zwischen ihnen und allem, was sie hier umgab, hinderten ihn, zu erkennen, worin jener ihn befangende Zauber bestehe, oder wer es sei, der denselben über ihn ausübe.

Mitunter, wenn sein Auge eine Weile mit entzücktem Erstaunen auf der Nichte der Herzogin haften geblieben war, meinte er, daß es ihre Schönheit sei, welche ihn so seltsam beherrsche, ihn so wunderbar sich selbst entfremde, und die junge Gräfin war ganz dazu gemacht, einem Manne die Empfindung anbetenden Staunens aufzudringen. Renatus gestand sich, niemals eine so vollkommene Schönheit gesehen zu haben; denn Eleonorens auffallend große und üppige Gestalt, die siegesgewisse Ruhe auf ihrer weißen Stirn, von welcher das goldig schimmernde Haar sich wie bei den antiken Statuen in welliger Fülle weit zurückbog, um sich in dickem Knoten an ihrem Hinterkopfe zu vereinen, gaben ihr trotz ihrer großen Jugend etwas Gebietendes und Mächtiges.

Ihr Vater, der Marquis von Lauzun, welcher der Herzogin gleich gefolgt war, nachdem diese in Turin in die Dienste der königlichen Familie getreten war, hatte durch seine Wohlgestalt und durch die geschickte Vermittlung seiner vorsorglichen Schwester die Hand einer der reichsten englischen Erbinnen gewonnen, welche sich eben damals unter dem Schutze ihrer mütterlichen Verwandten am sardinischen Hofe aufgehalten hatte. Eleonore Haughton

war, wie der englische Sprachgebrauch es bezeichnet, eine Erbin durch ihr eigenes Recht gewesen. Die großen Besitzungen, der Name und die Pairie ihres Hauses waren nach dem Tode ihrer Eltern und ihres Bruders auf sie übergegangen, aber sie hatte sich dieser Vorzüge nur kurze Zeit erfreuen können. Die Geburt ihres ersten Kindes hatte ihr das Leben gekostet, und mit dem Tauf- und Familiennamen ihrer Mutter waren der Tochter des Marquis die Adelstitel, die Pairswürde und der Reichthum der Grafen von Haughton von der Stunde ihrer Geburt an, als ausschließliches Erbe zugefallen.

Nach der ausdrücklichen letztwilligen Verordnung ihrer Mutter war eine Freundin derselben zur Erzieherin des verwaisten Kindes von ihr bestimmt worden. Bei dem Einflusse, welchen die Herzogin aber von jeher über ihren Bruder ausgeübt, hatte sie es durchzusetzen gewußt, daß ihr die Oberaufsicht über dessen Tochter zugewiesen worden, als der Marquis ebenfalls frühzeitig vom Leben geschieden war, und Fräulein Arabella Warwell hatte also mit ihrer Pflegebefohlenen unter dem Schutze und in dem Hause der Herzogin gelebt, bis diese die Erziehung der jungen Gräfin für vollendet erklärt, und Fräulein Arabella von ihrem Zöglinge entfernt hatte. Die besten Lehrer hatten Eleonore vielseitig unterrichtet, und wie man ihr in der Taufe, zur Erinnerung an das Meisterwerk einer großen Dichterin, neben dem Namen ihrer Mutter den Namen Corinna beigelegt hatte, war ihre Bildung auch darauf hingeleitet worden, sie diesem bedeutungsvollen Namen anzupassen.

Eleonore war mit ihren siebenzehn Jahren der Sprachen ihrer beiden Eltern wie des Italienischen völlig mächtig. Sie drückte sich in ihnen mit einer Sicherheit und Entschiedenheit aus, die ihr einen frauenhaften Anstrich gaben und sie älter erscheinen ließen, als sie war. Wer sie in diesem Kreise von Männern sich unter den Augen der Herzogin bewegen sah, sie

ihre kurzen Fragen stellen, jede Anrede schnell erwidern, jedem ihrer Gedanken lebhaft und rückhaltlos Aeußerung geben hörte, der mußte sich eingestehen, daß er hier ein ungewöhnliches Wesen vor sich habe, wenn es ihm auch zweifelhaft bleiben mochte, ob man dieses Mädchen lieben könne oder nicht. Was aber dem flüchtigsten Beobachter nicht entgehen konnte, war die Vorsicht, mit welcher die Herzogin ihre Nichte behandelte, und die geflissentliche Weise, mit welcher diese ihre stolze Unabhängigkeit zur Schau trug. Sie trat fortwährend wie ein strahlendes Licht, wie ein mächtiger Ton aus der gleichmäßigen Stimmung dieser in feinen Formen abgeschliffenen Gesellschaft hervor, und Renatus fragte sich schon in der ersten halben Stunde: Wie kommt sie hierher, wie konnte sie in dieser Welt sich so entfalten, wie konnte sie ihre stolze Naturwüchsigkeit in dieser Luft bewahren?

Man hatte eine geraume Zeit hindurch die Vorkommnisse des Hoflebens bis in ihre kleinsten Einzelheiten abgehandelt und alle Anwesenden hatten sich in den Ausdrücken ihrer Verehrung und Ergebenheit für das zum zweiten Male wiedergekehrte bourbonische Königshaus überboten, als Eleonore, sich zu Renatus wendend, plötzlich ausrief: Und Sie, Herr Baron, Sie schweigen? Sie sagen nichts zum Lobe der heimgekehrten Dynastie, für die Sie doch bei Ligny und bei Waterloo mit Ihren und meinen Landsleuten gefochten haben, während diese Herren friedlich in der Nähe ihres Königs weilten?

Eleonore, rief tadelnd die Herzogin, was soll hier diese Frage?

Mich aufklären, liebe Tante, weiter nichts! entgegnete die Gräfin, ohne sich durch die Mißbilligung der Herzogin im geringsten beirren zu lassen.

Man war es gewohnt, der Gräfin viel nachzusehen, und man hatte auch keine andere Wahl, wenn man das Haus der Herzogin, das man zum Theil um Eleonoren's willen suchte,

nicht eben ihretwegen meiden wollte; indeß der ernste Ton, mit welchem sie die dreiste Frage gethan hatte, ließ diesmal eine scherzhafte Deutung nicht wohl zu.

Es war daher Allen sehr erwünscht, als der alte und vertraute Freund der Herzogin, der Prinz von Chimay, dessen grauem Haare die gemessene Ruhe seiner Sprache und Bewegungen sehr wohl anstand, sich in das Mittel legte und, den Kampf auf das Gebiet seiner schönen Gegnerin hinüberspielend, die Bemerkung machte: Sie sprechen von unserem Königshause, Gräfin, und von Ihren Landsleuten, als ob Sie nicht Französin, als ob Sie nicht unsere Landsmännin wären! Bedenken Sie, daß wir auf eine solche Landsmannschaft in keinem Falle verzichten wollen! So lange ein Fremder Sie uns nicht entführt, sind Sie die Unsere, und wir werden Alles thun, Sie in der Heimath und in Ihrem Vaterlande festzuhalten!

Vaterland und Heimath! wiederholte die Gräfin, Sie nennen das zusammen, mein Fürst, als ob es nicht verschiedene Dinge wären! Frankreich ist allerdings meines Vaters Geburtsland, ist mein Vaterland, aber meine Heimath ist es nicht. Meine Heimath ist jenseit des Kanals in Haughton Castle, wo ich so glücklich war, Sie bereits zu sehen, und wo ich Sie wieder zu begrüßen hoffe, wenn ich erst ganz dort leben werde, fügte sie mit einer Verneigung hinzu, die verbindlich, die versöhnend wirken sollte, während die stolze Siegesgewißheit abermals über ihre Mienen glitt. Und als wolle sie diese Unterhaltung nicht fortgesetzt sehen, wendete sie sich zu Renatus, um auch ihn für die Zukunft nach ihrem Schlosse einzuladen. Sie werde stolz und glücklich sein, sagte sie ihm, wenn er ihr Gast zu sein verspreche, nachdem ihr Vater durch so viele Jahre seines Hauses Gast gewesen sei. Dabei reichte sie ihm, nach Art ihrer englischen Landsleute, die Rechte hin, daß er einschlagen und ihr sein Versprechen geben solle, und ihm die Hand mit festem Drucke schüttelnd,

während sie ihm frei und aufrecht in das Auge sah, rief sie: Wir wollen gute Freunde werden, nicht wahr, recht gute Freunde, Herr von Arten!

Renatus wußte sich nicht zu erklären, welcher Stimmung des schönen Mädchens er diese unerwartete und auffallende Gunstbezeigung zu verdanken habe, welche ihm sehr leicht die Abneigung der andern jungen Edelleute zuziehen konnte; aber er fühlte sich deshalb nicht weniger von Eleonoren's sonnigem Auge erwärmt, er vermochte ihrer kräftigen und frischen Stimme den Zugang zu seinem Herzen nicht zu verschließen, und im Innersten seines Wesens geschmeichelt, sprach er: Sie eröffnen mir eine Aussicht, gnädige Gräfin, die mich hoch erhebt, und zeigen mir ein Ziel, nach dem zu streben mir um so mehr ein Glück sein wird, da ich die Freundschaft, die Sie mich hoffen lassen, zunächst doch nur meinem Vater zu verdanken habe.

Wie er seinem Vater ähnlich sieht! rief die Herzogin, sich an den alten Fürsten wendend, nicht wahr, mein Fürst? Sie waren in Vaudricourt, als der Freiherr von Arten mich zum ersten Male besuchte, und Sie erinnern Sich des Freiherrn noch!

Aber der Fürst versicherte, daß er den Freiherrn nie gesehen habe, und die Herzogin wußte das eben so genau, als daß Renatus seinem Vater ganz und gar nicht glich. Sie hatte nur der Unterhaltung eine andere Richtung geben, nur Eleonoren's Launen in den Weg treten, einer unangenehmen Scene ein Ende machen wollen, und von allen Seiten war man sofort bereit, über die kleine Störung leicht hinweg zu gehen, um der Herzogin, über deren Absicht Niemand in Zweifel war, geschickten Beistand zu gewähren.

Der Fürst rühmte die Reize von Haughton Castle, während die Herzogin das Klima des hoch gelegenen Ortes tadelte; man sprach von der Jagd, die dort ergiebig sei, von dem Besuche, welchen der Prinz-Regent im vorigen Jahre, als die Herzogin

es während der Sommermonate mit ihrer Nichte bewohnte, in dem Schlosse gemacht hatte, und Eleonore hörte der ganzen Unterhaltung schweigend zu. Als habe sie sich jetzt genug gethan, ließ sie ihre dunkeln Augen langsam von Einem zu dem Andern gleiten, und nur wenn ihr Blick auf den Fürsten oder auf die Herzogin fiel, meinte Renatus zu bemerken, daß ein spöttisches Lächeln um den Mund der jungen Schönen spiele und daß ein Gefühl des Triumphes ihre kräftigen Nasenflügel schwelle.

Niemand machte ihn empfinden, daß er, wenn auch ohne sein Verschulden, den Anlaß zu der Kränkung geboten hatte, welche die Gräfin den Gästen und Freunden ihrer Tante zugefügt hatte. Renatus ließ es sich also doppelt angelegen sein, sich durch anspruchslose Freundlichkeit mit dem Menschenkreise, in den er eingetreten war, in ein günstiges Verhältniß zu setzen, und es gelang ihm dieses auch nach Wunsch; denn als die Besucher sich empfahlen, weil die Stunde gekommen war, in welcher die Herzogin ihre tägliche Ausfahrt in das Gehölz von Boulogne zu machen pflegte, schied man in einer so heiteren Weise, als ob gar nichts Störendes vorgefallen wäre oder als ob überhaupt niemals etwas Störendes zwischen die Glieder dieses Kreises treten könnte.

# Fünftes Capitel.

Der Gartensaal der Herzogin lag, wie bei all den Schlössern, welche dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken, an einer mächtigen Terrasse. Am Abende des Tages, an welchem sie Renatus bei sich aufgenommen hatte, waren die Thüren des Gartensaales weit geöffnet. Das helle Licht der Kerzen mischte sich mit dem sanften Glanze des Mondes und ließ innen wie außen alle Gegenstände klar erkennen.

Mitten im Saale saß die Herzogin mit ihrem Freunde, dem Prinzen, und noch zwei andern Personen beim Kartenspiele; draußen ging Renatus an der Gräfin Seite auf und nieder, während ein Mann von reifem Alter und ein junger, schlanker Geistlicher, die am andern Ende des Zimmers Platz genommen hatten, in eifriger Unterhaltung begriffen zu sein schienen, obschon keiner von beiden die auf der Terrasse Lustwandelnden aus dem Auge verlor.

Von Zeit zu Zeit warf auch die Gräfin ihre Blicke in den Saal, dann aber wendete sie sich gleich wieder dem Freiherrn zu, und obschon ihre Unterhaltung sich ausschließlich in jenen Fragen und Mittheilungen bewegte, mit denen man sich der äußerlichen Verhältnisse eines neuen Bekannten zu bemächtigen und ihn in der fremden Umgebung heimisch zu machen versucht, fühlte Renatus sich doch von einer Unruhe ergriffen, für welche er sich keine Ursache anzugeben wußte.

Ohne es zu wollen, mußte er den Blicken Eleonorens folgen,

ohne zu wissen, weßhalb, betrachtete er die Gesellschaft, die er in dem Zimmer vor sich sah, mit einer mißtrauischen Besorgniß. Er hörte achtsam auf alles, was Eleonore zu ihm sprach, und er fühlte sich trotzdem überzeugt, daß sie an etwas Anderes denke; ja, es kam ihm endlich vor, als sei sie mit ihm unzufrieden, als werde sie ungeduldig; aber er konnte es sich nicht erklären, wie er ihr Anlaß zu irgend einer Unzufriedenheit gegeben haben könne. Nie zuvor war ihm so sonderbar zu Sinne gewesen. Die Empfindung, daß die Gräfin ihn geflissentlich auf die Terrasse hinausgeführt habe, daß jetzt etwas geschehen, etwas gethan werden müsse, wurde immer lebhafter und unabweislicher in ihm. Das Herz klopfte ihm in der Brust, er hatte eine Art von Furcht vor seiner schönen Gefährtin, und wie das dämmernde Mondlicht sie mit seinem webenden Schimmer hell und heller umgoß, kam sie ihm zwar wie eine Armide verführerisch und schön, aber so oft der strenge Blick ihres großen Auges ihn berührte, auch wie eine solche unheimlich und dämonisch vor.

Sie hatte seit einer Weile zu sprechen aufgehört; das konnte er nicht ertragen, und um sich aus der Befangenheit und Verwirrung, deren er sich schämte, herauszureißen, sagte er plötzlich: Sie haben mir heute, gnädige Gräfin, im Andenken an Ihren und meinen Vater, Ihre Freundschaft angeboten, und ich glaube, daß es Ihnen Ernst damit gewesen ist. Darf ich diese Freundschaft heute schon zu einem Dienste für mich in Anspruch nehmen?

Eleonore blieb stehen; Renatus hörte, daß sie tief aufathmete, als werde eine Spannung von ihr genommen, und ohne sich zu besinnen, entgegnete sie ihm: Unbedenklich, wenn Sie mir vorher gestattet haben werden, Ihnen zu erklären, was mich bewogen hat, Ihnen diese Freundschaft so schnell und so gewaltsam aufzudrängen.

Renatus wollte ihr entgegnen, daß sie ihn mit ihrem Ver-

trauen glücklich mache, aber sie ließ ihn dieses nicht vollenden. Keine Worte, Herr von Arten! rief sie mit ihrer stolzen, gebieterischen Weise. Sie müssen es heute schon gesehen haben, es fehlt mir nicht an Männern, die mir schmeicheln, weil sie glauben, daß auch ich nichts Höheres kenne, als mich durch die Schmeicheleien eines Mannes gefangen nehmen und der Freiheit berauben zu lassen, die man mir mißgönnt! Aber eben deßhalb bin ich in der Lage, meine Tante täglich daran zu erinnern, daß ich, Dank dem Testamente meiner Mutter, freier Herr über alle meine Entschließungen bin, und eben deßhalb bot ich Ihnen heute so unberufen meine Freundschaft an, um es meiner Tante darzuthun, daß ich's nicht liebe, wenn man selbst die heiligste aller Pflichten, die Dankbarkeit, nur zu einem Piedestal für sich, und zu einer Last für denjenigen zu machen sucht, dem man sie zu entrichten hat! Nun, die Herzogin hat ja lange Jahre in Ihres Vaters Hause gelebt — Sie werden sie also kennen, so gut wie ich!

Der Zorn, der aus jedem ihrer Worte sprach, gab ihrer tiefen Stimme nur einen höheren Reiz, und doch erschreckte ihr Wesen den jungen Freiherrn auch in diesem Augenblicke wieder, weil es völlig von allen den Vorstellungen abwich, unter denen er bisher das Bild eines jungen Mädchens zu denken gewohnt gewesen war. Selbst die rückhaltlose Härte, mit welcher Eleonore über ihre greise Tante gegen einen Fremden ihr Urtheil aussprach, beleidigte sein Schicklichkeitsgefühl, und immer geneigt, sich desjenigen anzunehmen, dem nach seiner Meinung ein Unrecht zugefügt wurde, sagte er, daß er von der Herzogin zwar ein lebhaftes Bild in seiner Erinnerung bewahrt habe, daß er aber zur Zeit ihres Aufenthaltes in Richten zu jung gewesen sei, irgend ein selbständiges Urtheil über sie zu besitzen.

Und abermals blieb Eleonore stehen, während sie, trotz des Halblichtes, in seinem Antlitze zu lesen versuchte. Sonderbar,

sprach sie; Ihnen fehlte also jener Instinkt, den das Kind doch mit dem Thiere gemein hat? Sie hatten also kein inneres Widerstreben gegen die Herzogin? Sie hatten kein Abmahnen gegen die selbstische, die tyrannische Feindseligkeit ihrer ganzen Natur?

Nein, versetzte Renatus nach einigem Besinnen. Ich glaubte nur, daß sie die Kinder nicht eben gern habe, und da meine theure Mutter ihr weniger als mein Vater nahe stand, so hatte ich damals, so viel ich mich entsinne, allerdings keine besondere Liebe für die Frau Herzogin; aber ich könnte eben so wenig sagen, daß ich sie gefürchtet hätte.

Ich habe sie gefürchtet, seit ich zu denken vermochte, fuhr Eleonore heraus, und jetzt — jetzt kenne ich sie! fügte sie mit schneidender Bitterkeit leise hinzu, als der Edelmann, welcher bis dahin mit dem Geistlichen gesprochen hatte, man nannte ihn, um ihn von seinem Vater, dem Fürsten von Chimay, zu unterscheiden, mit seinem Taufnamen den Prinzen Polydor, zu den Beiden heraustrat und der besonderen Unterhaltung des jungen Paares damit ein Ende machte.

Eleonore verließ die Terrasse, und Renatus, der dem Prinzen schon am Mittage bei der Fahrt im Gehölze vorgestellt worden war, blieb allein mit ihm zurück. Der Prinz mochte über fünfzig Jahre alt sein, aber sein hellblondes Haar, seine schlanke Gestalt und seine schöne Haltung machten ihn, bei der großen Sorgfalt, mit welcher er gekleidet war, noch vortrefflich aussehen. Renatus wußte, daß er des alten Fürsten einziger Sohn und Erbe sei und daß er mit seinem Vater während der ganzen Zeit der Verbannung am Hofe zu Petersburg gelebt habe. Bei der Herzogin stand er offenbar in großer Gunst. Sie hatte, nachdem man ihm am Morgen begegnet war, den jungen Freiherrn aufmerksam darauf gemacht, wie er in dem Prinzen Polydor das Muster eines französischen Edelmannes vor sich sehe, und dann,

gleichsam im Selbstgespräche, hinzugefügt: Und doch war seiner Mutter Blut dem seines Vaters nicht an Reinheit gleich.

Als Renatus sie darauf fragend angesehen, hatte sie sich in ihren Mittheilungen plötzlich unterbrochen und nur flüchtig die Bemerkung hingeworfen, daß es sich dabei um ein sehr romantisches Ereigniß handle, von welchem man nicht eben spreche, obschon es dem alten Fürsten eigentlich zur höchsten Ehre angerechnet werden müsse, wie der König dies denn auch durch sein Verhalten gegen den Vater und den Sohn gethan habe. Und es war danach der Einbildungskraft des jungen Freiherrn vorläufig noch überlassen geblieben, unter welcher Gestalt er sich die romantischen Erlebnisse des alten Fürsten vorstellen mochte und konnte.

Nach einigen Tagen aber kam die Herzogin, als sich am Abende ihre gewohnten Gäste bereits entfernt hatten, unter dem Vorgeben, daß sie Renatus recht bald und recht schnell unter ihren Umgangsgenossen bekannt zu machen wünsche, abermals auf den Fürsten und seinen Sohn zurück, und bei diesem Anlasse erfuhr Renatus, was die Herzogin ihm am ersten Morgen nur anzudeuten für gut befunden hatte.

Der alte Fürst von Chimay, so erzählte die Herzogin, war in seiner Jugend ohne alle Frage der schönste Mann, der vollendetste Cavalier des Hofes, und wir lebten damals noch in einer Zeit, in welcher man es einem Manne weit mehr als jetzt zum Verdienste anzurechnen verstand, wenn er der Welt in sich selbst ein vollkommenes Bild edelmännischer oder fürstlicher Würdigkeit darzubieten wußte. Er hatte in früher Jugend bedeutende Reisen gemacht, überall war ihm der ehrenvollste Empfang zu Theil geworden, der Ruf seines Geistes und seiner Liebenswürdigkeit stand über jeden Zweifel fest, die Gunst der Frauen kam ihm bereitwillig entgegen; aber der Fürst war nicht nur schön wie ein Adonis, er war auch spröde wie ein solcher, und das Ge-

rücht, das ihn unbesieglich nannte, steigerte nur das Verlangen der Frauen, ihn zu überwinden und zu fesseln.

Die Herzogin lehnte sich, in ihrer Erzählung innehaltend, in ihren Polsterstuhl zurück. Es ist die alte Eva-Natur, sagte sie lächelnd, alles, was ihnen versagt ist, was sich ihnen entzieht, das reizt die Frauen. Machen Sie sich daraus Ihren Schluß, mein junger Freund; und sich langsam mit einem der kleinen dunkelrothen Fächer, deren Renatus sich noch aus seiner Kindheit zu erinnern meinte, Kühlung zuwehend, fuhr sie nach einer kurzen Pause also in ihrer Erzählung fort: Ich lebte damals fern vom Hofe, an meines verehrten Gatten Seite, in unserem Schlosse. Wir sahen den Fürsten, der uns sehr befreundet war, immer nur für einzelne Wochen und in Zwischenräumen bei uns, da die Gesellschaft des Hofes ihn uns streitig machte. Es war oftmals von seiner Verheirathung die Rede gewesen, öfter noch von Herzensverhältnissen, in die er verstrickt sein sollte; aber alle diese Gerüchte erwiesen sich stets als unbegründet, und man gewöhnte sich bereits daran, den Fürsten als einen Weiberfeind zu betrachten, als sich ganz unerwartet und zum höchsten Erstaunen aller Welt die Nachricht verbreitete, der Fürst habe sich mit einem jungen, im Kloster erzogenen, einer geringen und armen Adelsfamilie angehörenden Mädchen verehelicht, das ihm einen Sohn geboren habe, und sei, da die junge Mutter von einem unheilbaren Brustleiden ergriffen worden, zu ihrer Erhaltung mit Frau und Sohn in's Ausland, in den Süden, ich meine, nach Sicilien, gegangen.

Die Kunde setzte den Hof, die Stadt, den ganzen Adel des Landes in Bewegung. Niemand wollte es glauben, Niemand hatte dem Fürsten eine so phantastische Leidenschaft zugetraut, Niemand es für möglich gehalten, daß eben der Fürst von Chimay es vergessen könne, was er sich selber schuldig sei. Man fragte sich: Wer ist die Zauberin, die den bisher Unbesiegten nicht

nur zu besiegen, sondern sich selber abwendig zu machen verstanden hat? Man forschte nach ihrem Namen, man war begierig, sie zu sehen, man glaubte an jedem Tage, irgend eine Lösung dieses Räthsels zu erhalten, die wo möglich noch geheimnißvoller und auffallender als das Ereigniß selber sein sollte; indeß man erfuhr nichts, gar nichts über den Gegenstand dieser unbegreiflichen Leidenschaft. Der Fürst kehrte denn auch nicht, wie man es doch erwartet hatte, mit der schönen Jahreszeit nach Frankreich und an den Hof zurück; er legte vielmehr das Amt eines Kammerherrn, das er bekleidet hatte, nieder, und alles, was man ermitteln konnte, war, daß die Trauung in der kleinen Kirche des Klosters vollzogen worden war, in welchem die Braut bis dahin gelebt hatte, und daß sie an ihrem Hochzeitstage eben so schön als krank ausgesehen habe.

Ich befand mich im Auslande, auf einer Badereise, als dieser Roman die Gesellschaft in Aufruhr setzte, und alle Briefe, welche ich erhielt, sprachen mir nur von unserem Freunde. Indeß er selber gab mir keine Kunde von sich, und nachdem man des Verwunderns von allen Seiten müde geworden war, fingen die Einen den Prinzen zu vergessen, die Andern auf ihn zu verzichten an. Man sagte sich, daß er wiederkehren und seine alte Stelle unter uns einnehmen werde, wenn er seiner romanhaften Grille genug gethan habe oder wenn die fabelhafte Prinzessin gestorben sein würde. Aber als handele es sich wirklich um ein Märchen, so geschahen auch hier jetzt Wunder, und zwar gerade diejenigen, welche man am wenigsten erwartet hatte.

Die Herzogin unterbrach sich abermals, und Renatus, den die Thatsachen dieser Erzählung eben so anzogen, als ihn die meisterhafte Weise fesselte, in welcher die Greisin sie berichtete, bemerkte, daß Eleonore das Buch, in welchem sie bis dahin gelesen hatte, zur Seite legte und, die Arme über die Brust gekreuzt, ebenfalls auf die Fortsetzung der Erzählung achten zu

wollen schien. Auch der Herzogin entging die plötzliche Aufmerksamkeit keineswegs. Sie fragte, ob Eleonore ihr Buch beendet habe.

Nein, versetzte diese; Ihre Erzählung ist mir aber weit wichtiger, als das Buch, und ich bin begierig, liebe Tante, den Ausgang derselben, über den ich sonst schon sprechen hörte, gerade aus Ihrem Munde zu vernehmen. Nicht wahr, die Fürstin bewies sich den schönen Frauen des Hofes nicht so gefällig, als sie es wünschten und erwartet hatten, die Fürstin blieb am Leben; und, was noch schlimmer war, der Fürst, weit davon entfernt, ihr dieses zu verargen, gewöhnte sich an sie und liebte sie, so daß er darüber des Hofes und seiner schönen Frauen ganz und gar vergaß?

Es schoß ein scharfer, schneidender Blick aus den eingesunkenen Augen der Herzogin zu ihrer Nichte herüber, als diese ihre Fragen im Tone der Unwiderleglichkeit spöttisch über ihre Lippen gleiten ließ, und Renatus wußte nicht, welche von den Beiden, ob die Greisin oder das junge Mädchen, ihm in diesem Augenblicke mehr mißfiel. Aber das Antlitz der Herzogin gewann gleich wieder seine Ruhe, und mit der freundlichen Gelassenheit, die sie äußerlich fast immer zu bewahren wußte, fragte sie: Und wer ist es, dem Du diese Mittheilungen dankst?

Dem Herrn Abbé von Montmerie! entgegnete die junge Gräfin mit einer so geflissentlichen Deutlichkeit und Langsamkeit, als wolle sie damit etwas Besonderes sagen oder errathen lassen. Die Herzogin ging jedoch, während ihr Gast sich von dem ihm unverständlichen Vorgange wie von der unverkennbaren Feindseligkeit, welche zwischen den beiden Frauen herrschte, unheimlich berührt fand, leicht darüber fort.

Da sehen Sie die Ungeduld und auch den Unbedacht der Jugend, mein lieber René, sagte sie. Wir alten Leute sind nicht schnell, wie sie. Wir müssen uns langsam in unsere Erinne-

rungen versenken, wir spinnen sie mühsam zu einem Ganzen zusammen, und wenn wir unser kleines Kunstwerk zu vollenden denken, fährt irgend eine unvorsichtige junge Hand dazwischen und zerreißt und verwirrt uns unsern Faden, daß wir ihn nicht wiederfinden können.

Sie legte ihren Fächer aus der Hand, zog die kleine, mit Brillanten besetzte Tabacksdose aus der Tasche, nahm mit gespitztem Finger eine Prise und schellte, damit der Diener ihr zu ihrem Zimmer leuchte.

Es war vergebens, daß Renatus sie ersuchte, ihm den Schluß der Erzählung nicht zu entziehen. Sie vertröstete ihn auf einen anderen Tag, wiederholte, daß sie nicht mehr in der Fülle ihrer geistigen Mittel lebe, daß sie Rücksicht und Schonung nöthig habe, und forderte, obgleich sie sich noch immer mit voller Freiheit bewegte, den Arm Eleonorens, sich darauf zu stützen, als sie, ihrem jungen Gaste unter ihres Hauses Dach eine angenehme Ruhe und gute Träume wünschend, den Saal verließ.

Es währte jedoch lange, ehe der Freiherr die ihm gewünschte Ruhe finden konnte. Die Menge der Eindrücke, welche er heute in seiner nächsten Umgebung erhalten hatte, hielt ihn wach. Er konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie in einem Mädchen von Eleonorens Alter, bei einer so bevorzugten Lebenslage, sich eine solche Herbigkeit habe entwickeln können und wodurch in das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Tante jene Bitterkeit gekommen sei, die Eleonore selbst vor dem fremden Manne entweder nicht verbergen wollte oder nicht zu verbergen vermochte. Aber der rechte Aufschluß bot sich ihm nicht dar, und in jener Aufregung, welche uns immer befällt, wenn wir nicht wissen, ob wir die Personen, die uns anziehen, lieben oder hassen sollen, schlief er endlich überreizt und sehr ermüdet ein, auch im Traume noch von wirren, unzusammenhängenden Vorstellungen und Gebilden hin und her geworfen.

Am folgenden Morgen sah er die Frauen des Hauses nicht, da der Dienst ihn auswärts beschäftigt hielt. Später, als er sie aufzusuchen kam, vermied die Gräfin ihn eben so absichtlich, als sie ihm Anfangs entgegengekommen war. Nicht einmal die Möglichkeit vergönnte sie ihm, sie um die Gründe ihrer veränderten Haltung zu befragen. Sie schien überhaupt wenig Gefallen an der Geselligkeit zu haben, denn sie zog sich, wenn die Empfangsstunde der Herzogin gekommen war, häufig aus dem Saale in ihre eigenen Zimmer zurück, und ihre Tante versuchte es dann auch nicht, sie neben sich und in der Gesellschaft festzuhalten.

Renatus wußte nicht, was er thun sollte. Bisweilen fühlte er das Bedürfniß, der Gräfin zu schreiben und sich zu erkundigen, womit er ihre gute Meinung verscherzt habe, dann wieder schalt er sich eitel und thöricht, daß er Eleonorens Fortbleiben überhaupt in irgend eine Verbindung mit sich zu bringen wagte. Wenn er sich schuldig glaubte, dachte er mit Bewunderung, ja, mit Entzücken an die Gräfin; wenn er die Kälte, welche sie ihm bewies, auf Rechnung ihrer launenhaften Selbstwilligkeit stellte, zürnte und grollte er ihr, aber immer blieb sein Sinn mit ihr beschäftigt, wie das neue Leben, das er führte, seit er in das Haus der Herzogin gekommen war, ihn auch gefangen nahm und von allen seinen bisherigen Erinnerungen und Wünschen abzuziehen geeignet war.

Renatus hatte noch nie an einem Hofe gelebt und noch kein weibliches Wesen gekannt, das mit der Gräfin Haughton zu vergleichen gewesen wäre. Das Erfahren und Erleben wurde für ihn fast überwältigend, und doch sagte er sich an jedem Tage, daß er jetzt erst zu leben anfange, daß ihm jetzt erst eine Jugend aufgehe, wie sein Vater sie genossen habe, wie sie eines Mannes von seinem Stande würdig und wie sie ihm durch die Ungunst der Verhältnisse viel zu lange vorenthalten worden sei.

Da er in den Stürmen der Revolutionszeit geboren und erwachsen war, hatte man ihn, mit dem Hinweise auf die Unbeständigkeit aller irdischen Macht und Güter, zu einer gewissen Selbstbeschränkung erzogen und es waren, ohne daß man es beabsichtigt oder er selbst es gemerkt hätte, doch viele der Anschauungen an ihn herangekommen, welche als ein neues Menschheits-Evangelium die Welt umzugestalten begonnen hatten. Nun befand er sich mit Einem Male auf einem Boden und inmitten einer Nation, in welchen die Lehren von der Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen tiefer als irgendwo sonst in das Volksbewußtsein eingedrungen, und von Wirkungen und Thaten so zerstörender und durchgreifender Art gefolgt gewesen waren, daß man die erneute Herrschaft der früheren Weltanschauung und die Wiederkehr der alten Staatsverhältnisse und Zustände für immer unmöglich hätte halten müssen. Trotzdem thronte der achtzehnte Ludwig wieder in den Tuilerieen, doch waren den vertriebenen und wieder heimgekehrten Adelsgeschlechtern, doch waren der katholischen Geistlichkeit ihre Titel und Würden und Besitzthümer zurückerstattet worden, und von den Beamten des Kaiserthums wie von den einstigen Republikanern drängten sich große Massen an die neue Gnadensonne heran, und gar viele von den Bekennern der Vernunft-Religion füllten jetzt wieder die Kirchen, in denen man die Dankes-Hymnen für die Niederwerfung der Revolution und für die Besiegung des Bonapartismus ertönen ließ.

Konnte es da befremden, wenn ein werdender, ein in sich noch in keiner Weise gefestigter Charakter sich der, seinen eigenen Anschauungen nahe verwandten Meinung der Gesellschaft anschloß, in der er sich bewegte? Und was hatte Renatus aus seinem eigenen Geiste oder seiner eigenen Erfahrung dagegen einzuwenden, wenn die Herzogin und ihre Freunde den Ausspruch des Kaisers Alexander auch zu dem ihrigen machten,

wenn sie die ganzen Ereignisse der letzten dreißig Jahre als einen wilden Strom betrachteten, dessen Wassern man nur die Zeit zum Verlaufen habe gönnen müssen, damit das Dauernde, das allein Würdige, die Herrschaft des Adels und der Kirche in ungetrübter Ruhe wieder zur Erscheinung und zu ihrer Geltung habe kommen können.

Der junge Freiherr hatte bisher mit Stolz daran gedacht, daß auch er, so viel an ihm gewesen sei, zum Sturze Napoleon's und der Napoleoniden, zur Wiederherstellung der alten, legitimen Herrscher beigetragen habe; aber der Ton, die Art und Weise, in welcher man in der französischen Hofgesellschaft von dem Ueberwundenen sprach, verleidete ihm allmählich seine Siegesfreude. Nicht die Niederwerfung des Eroberers war das Verdienst, das man hier schätzte, sondern die zuversichtliche Treue, mit welcher man auf den endlichen Untergang Bonaparte's und auf den Sieg des angestammten Königshauses wie auf eine Naturnothwendigkeit gerechnet und gewartet hatte. Nicht die That war es, die man hier ehrte, sondern der Glaube und das Erdulden, und für dieses Letztere sich zu entschädigen, war alles, worauf man jetzt noch dachte.

Feste folgten den Festen, die Verbindungen des jungen Freiherrn dehnten sich bei denselben immer weiter aus, und seine Bewunderung der französischen Gesellschaft, sein Geschmack an dem Hofleben wuchsen, je mehr er in demselben heimisch wurde. Weil er von frühester Kindheit an zu einer strengen Unterwürfigkeit unter den Willen der Kirche und unter den Willen seines Vaters und Erziehers angehalten worden war, hatte er sich gewöhnt, sich selbst und seinen Werth nach dem Maßstabe zu messen, der ihm von Andern, gleichsam von außen her, dargeboten wurde. Er fand sich also sehr leicht darein, ja, es dünkte ihn eigentlich nur natürlich, daß die Gesellschaft, in die er jetzt eingetreten war, einander nach der Bedeutung

schätzte, welche der König und die königliche Familie den einzelnen Personen zuerkannten, und er stand sich gar wohl bei dieser neuen Ansicht, denn man nahm ihn um seiner Beschützerin willen am königlichen Hofe günstig auf.

Er war ein schöner Mann geworden, er tanzte den Walzer, den die Fremden in Frankreich eingeführt hatten, mit Meisterschaft, seine jugendliche Genußfähigkeit, selbst seine Schüchternheit empfahlen ihn den Frauen. Dazu war er ein trefflicher Reiter, wußte die Waffen wohl zu brauchen, und weil er sich der ihn umgebenden Meinung gefügig zeigte, gewann er sich auch die Gunst der Männer. Es währte also gar nicht lange, bis man der Herzogin von vielen Seiten das Lob ihres jungen Schützlings wiederholte, und diese blieb nur sich selbst getreu, wenn sie Renatus, den sie in ganz eigensüchtiger Absicht bei sich aufgenommen hatte, werth zu halten und auszuzeichnen anfing, sobald er eine vortheilhafte Erwerbung für ihre besondere Hofhaltung zu werden versprach.

Kein Tag verstrich, an welchem sie sich nicht eine Weile in einsamem Zwiegespräche mit ihm beschäftigte. Sie machte sich eine Pflicht daraus, seine Ausdrucksweise in der fremden Sprache zu verbessern, sie wies ihn an, wie er sich gegen die verschiedenen Personen, mit welchen sie ihn in Berührung brachte, zu verhalten habe, und wenn er sich ihr dankbar und allen ihren Anordnungen gehorsam erwies, rief die Herzogin oft seufzend aus: Ach, warum hat der Himmel mir es versagt, in meiner Nichte ein so weiches Herz zu finden! Warum ist es mir auferlegt, kaltem Starrsinne zu begegnen, wo ich so viel Liebe säete und für die letzten Tage meines Lebens Liebe zu ernten hoffte!

Sie hielt ihrem neuen Schützlinge dann ihre Hände hin, sie drückte einmal sogar einen Kuß auf sein schönes, blondes

Haar, da er sich neigte, ihre Hand an seine Lippen zu ziehen, und gerade, daß er sich sagen mußte, wie hart und ungerecht er, von Eleonoren dazu verleitet, an dem ersten Tage die Herzogin zu beurtheilen geneigt gewesen war, gerade das befestigte seine Ergebenheit für die Greisin und wendete seine Empfindung von Eleonoren ab, so oft er die eisige Zurückweisung bemerkte, mit welcher die Gräfin die Freundlichkeit der Herzogin vergalt.

## Sechstes Capitel.

Tage reihten sich an Tage, Wochen wurden zu Wochen, und vieles, was Renatus in seiner neuen Umgebung im Anfange nicht verständlich gewesen war, klärte sich ihm von selber auf. Er sah, daß die Freundschaft und Huldigung, welche der alte Fürst der Gräfin Eleonore entgegenbrachte, ihren Ursprung nicht nur in seiner vieljährigen Verbindung mit ihrer Tante hatten, sondern auf Rechnung der Bewerbung zu setzen waren, mit welcher der Prinz, sein Sohn, sich um die schöne Erbin bemühte. Auch über die Absichten der beiden Geistlichen, welche zu den täglichen Gästen der Herzogin gehörten, konnte Renatus auf die Länge nicht in Zweifel bleiben.

Er fand es jedoch sehr natürlich, daß ein Mann von den Vorzügen des Prinzen sich noch die Fähigkeit zutraue, die Liebe eines jungen Weibes zu erwerben; es däuchte ihm durchaus berechtigt, daß die katholische Kirche sich die in jedem Betrachte ausgezeichnete Gräfin, die nach dem Glauben ihrer Mutter der englisch-protestantischen Kirche angehörte, anzueignen strebte; denn für Beides hatte er die Beispiele in seinem eigenen Hause vorgefunden. Allerdings waren die Ehen, welche der verstorbene Freiherr in reifem und in vorgerücktem Alter mit bedeutend jüngeren Frauen eingegangen war, nicht glücklich ausgefallen. Aber seine protestantische Mutter hatte doch Glück und Frieden im Schooße der römischen Kirche gefunden, und obschon sich bei Renatus die Gewohnheit der kirchlichen Unterordnung wie

das Bedürfniß nach religiösem Anhalte, seit er das Vaterhaus verlassen und namentlich jetzt in den Jahren des Krieges, sehr vermindert hatten, hegte er doch den Glauben, daß für ein so stolzes Herz, wie das der Gräfin, die Sorge und Pflege durch einen ihr überlegenen geistlichen Berather nur heilsam sein könne. Niemand aber mußte zu einer solchen Aufgabe geeigneter erscheinen, als der Abbé von Montmerie, als der jüngere der beiden geistlichen Herren, welche in dem Hause der Herzogin fast an keinem Tage fehlten.

Die Herzogin hatte den Abbé schon in Italien gekannt. Seine Hingebung an die Kirche und seine umfassende Gelehrsamkeit hatten ihn früh zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit für seine Vorgesetzten gemacht, seine weltmännischen Manieren empfahlen ihn der vornehmen Gesellschaft, welcher er durch seine Geburt angehörte. Von Jugend auf kannte er aus den Erzählungen seiner Anverwandten alle die geheimen Fäden, durch welche diese schöne Welt unter einander zusammenhing, und da er das scharfe Auge eines Beobachters hatte, war es ihm, als der Hof und mit ihm auch der Adel und der Abbé selber in ihre französische Heimath zurückkehrten, nicht schwer gefallen, in den Reihen dieses Hofes den Platz für sich zu finden, welchen er als den angemessensten für sich erachtete. Er hatte sich nicht, wie viele Andere, in den Beichtstuhl gedrängt, denn es hatte ihn nicht danach gelüstet, die Bekenntnisse dieses oder jenes beängstigten Herzens zu vernehmen, und hier eingreifend, dort berathend in kleinen Verhältnissen einen Einfluß zu gewinnen, der sich nur allmählich ausdehnen, nur langsam von Bedeutung werden konnte. Man hätte sagen mögen, er weise das Vertrauen zurück, das man ihm entgegenbrachte, so wenig zeigte er sich geneigt, sich um fremde Angelegenheiten zu bekümmern, und was ihn selber und seine Zukunft anging, das schien ihm vollends keine große Sorge zu erregen.

Seine gründlichen Studien in den klassischen Sprachen, die ihn zu einem der hervorragendsten Lehrer an dem Kollegium gemacht, dem er angehörte, hatten ihn auch der Beachtung des Königs empfohlen. Ließ man ihm von gewisser Seite merken, daß seine andauernde Beschäftigung mit dem heidnischen Alterthume seiner Hingebung an das Christenthum Abbruch zu thun drohe, so versicherte er, daß er ein eben so orthodoxer Christ sei, als Seine Majestät, wennschon er sich nicht rühmen dürfe, in der heidnischen Vorzeit so völlig heimisch zu sein, als sein König und Herr; und der Abbé von Montmerie wußte es sehr genau, daß eine solche Wendung alle Aussicht hatte, an rechter Stelle wiederholt und von Ludwig dem Achtzehnten mit geneigtem Ohre aufgenommen zu werden.

Seine Amtsbrüder nannten den Abbé mit schlecht verhehltem Spotte einen schönen Geist, der König hatte ihn als einen feinen Geist bezeichnet und die Frauen ihn nach dem Beispiele der Herzogin als einen liebenswürdigen Geist und als einen jener Männer anerkannt, die überall vermittelnd wirken, weil sie für sich selber nichts zu erstreben scheinen. Es gab Niemanden, der wie der Abbé ein Mißverständniß unter Freunden behutsam auszugleichen wußte, Niemanden, der sich mit größerer Freude dazu erbot, der Ueberbringer einer willkommenen Botschaft zu sein, und der wie er, eine unangenehme Eröffnung in milde Formen einzukleiden sich geschickt erwies. Wollte man ihm danken, so nannte er sich als den Verpflichteten, weil man ihm die Gelegenheit gegeben habe, seinem innersten Wesen zu genügen und im Sinne seines Amtes zu handeln; und der König war noch nicht lange in sein Reich zurückgekehrt, als man bereits mit Sicherheit behauptete, daß in den langen, besonderen Gesprächen, mit welchen Seine Majestät den jungen gelehrten Geistlichen begnadigte, auch von anderen als von jenen philologischen Gegenständen, die der König als sein besonderes

Fach ansah, die Rede sei, und daß die Verbindungen des Geistlichen eben so weit verzweigt als mächtig wären.

Die Freundschaft, deren die Herzogin sich von des Königs Seite zu erfreuen hatte, fesselte den Abbé an sie. Auch zwischen der Gräfin Haughton und ihrer Tante hatte er Anfangs seine Kunst im Vermitteln geltend zu machen versucht, aber es war ihm nicht gelungen, Eleonore den Planen der Herzogin geneigt zu machen, ja, er hatte das Mißtrauen nicht besiegen können, mit dem die Gräfin, ihrer Mutterkirche treu, jeden katholischen Geistlichen betrachtete.

Nur wenige Tage vor der Ankunft des jungen Freiherrn hatte der Abbé sich in dem Saale der Herzogin im Beisein Eleonorens mit großer Wärme und mit der schwunghaften Weise, die ihm sehr wohl anstand, über das erhebende Gefühl ausgesprochen, welches für den Einzelnen aus der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinde erwachse. Man hatte seit Jahren wieder zum ersten Male den Tag von Mariä Himmelfahrt mit einer Procession gefeiert, bei welcher die Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses selber die Kerze getragen, und die Herzogin hatte es sich trotz ihrer hohen Jahre nicht nehmen lassen, sich dem Zuge, so weit ihre Kräfte es ihr gestatteten, anzuschließen.

Die ganze alte legitimistische Gesellschaft fühlte sich wie verjüngt durch diesen Akt, weil er ihr die Tage ihrer frühesten Jugend in das Gedächtniß rief, und man gefiel sich darin, die politische Genugthuung, welche man sich und der Kirche bereitet hatte, und die Freude, die man über diesen Sieg empfand, als eine innere Beseligung und Erhebung zu bezeichnen, von welcher die Gräfin Haughton ausgeschlossen zu sehen der Abbé beklagte.

Er stand, während er ihr dieses mit seiner gewohnten edeln Weise aussprach, mit Eleonoren in der tiefen Brüstung eines Fensters ganz allein. Das Licht fiel hell auf ihn nieder, jede

Miene seines Antlitzes bestätigte die Wahrheit und den Ernst seiner Worte. Die Gräfin ließ ihr Auge nicht von ihm. Sie liebte es, ihn sprechen zu hören, ihn zu beobachten, denn er zog sie an, obschon sie ihm mißtraute; und ohne von seinen Schilderungen irgendwie ergriffen zu sein, sagte sie: Ich zweifle nicht an dem Glücke, dessen Sie alle heute theilhaftig geworden sind, und ich sehe es ja, wie völlig die große Gemeinschaft, deren Sie gedenken, den Einzelnen in sich aufnimmt und mit sich fortträgt. Aber bemühen Sie Sich nicht um mich, ich bin der Anstrengung nicht werth. Ich kann weder glauben noch lieben auf eines Anderen Geheiß, weder beten noch mich verheirathen, wo es mich selber nicht dazu drängt; und was kümmert es Sie, woran ich jenseit des Kanales glauben, oder meine Tante, an wessen Seite ich dort leben werde? Denn daß ich Frankreich und dieses Haus verlasse, sobald ich die mir zustehende Freiheit dazu erlange, daran, Herr Abbé, zweifeln Sie wohl selber nicht!

Und wer sagt Ihnen, Gräfin, fragte er sie, daß ich es ersehne, Sie als die Gattin des Prinzen Polydor zu sehen, wennschon ich Ihnen nie verhehlte, daß ich mich glücklich schätzen würde, eine so mächtige und freie Seele wie die Ihrige zu den Unsrigen zählen zu dürfen?

Die Gräfin war überrascht. Nie zuvor hatte der Abbé mit ihr über die Plane des Prinzen Polydor gesprochen; aber sie faßte sich schnell, und jene Andeutung ganz unbeachtet lassend, sagte sie: Sie nennen meine Seele mächtig und frei! Was kann die Macht und die Freiheit einer Seele ihrer Kirche nutzen, die blinden Gehorsam gegenüber ihrer unumschränkten Herrschaft fordert?

Wer herrschen will, bedarf der Menschen, die zum Herrschen fähig sind! gab er ihr zur Antwort. Zum Gehorchen sind Viele berufen, zum Herrschen werden einige Wenige erwählt.

Und Sie gehören zu diesen Letzteren, nicht so, Herr Abbé? meinte Eleonore mit gewohnter Keckheit.

Der Abbé folgte jetzt dem Beispiele, das sie selber ihm gegeben hatte. Er überhörte geflissentlich den Ton, mit welchem sie diese Frage an ihn richtete. Ich hoffe mich durch Unterordnung unter die Weisheit der Herrschenden zum Herrschen geschickt zu machen, Gräfin! gab er ihr zur Antwort.

Sie halten also Herrschaft für ein Glück?

Ich halte die Herrschaft für die höchste Befriedigung, die dem Menschen zu genießen verliehen ist, und ich erachte es als die höchste Tugend, wenn ein zum Herrschen geborener Mann durch die Schule der Selbstbeherrschung und der Unterordnung sich dazu befähigt, für gute und edle Zwecke, für die höchsten Ziele, die Herrschaft über jene ungeheure und ungeschulte Masse zu gewinnen, die, sich selber überlassen, zu jedem Irrthume, zu jeder Ausschweifung, zu jeglichem Verbrechen zu verführen ist. Oder ersehnt Ihr Herz die Vorgänge und die Zeiten wieder, welche vor unserer endlichen Rückkehr dieses arme Frankreich heimgesucht haben?

Der Abbé wußte, wem er die Reize der Herrschaft anpries. Auch hatte die Gräfin ihm mit tiefem Ernste zugehört.

Sie sprechen von Zielen, wie sie dem Manne winken. Wo ist uns Frauen die Möglichkeit zu jenem Thun eröffnet, das Sie als die höchste irdische Befriedigung bezeichnen? versetzte sie darauf.

Der Abbé schwieg, als ob er sich scheue, ihr seine Meinung auszusprechen; endlich sagte er: Ihre Kirche, gnädige Gräfin, erkennt auch der hochbegabtesten Frau, wenn sie nicht zufällig auf einem Thron geboren ist, freilich kein anderes Regiment, als das in ihrem engen Hause zu. Die katholische Kirche, in der die jungfräuliche Mutter Gottes der Gegenstand der heiligsten Verehrung ist, hat aber zu allen Zeiten die hervorragenden

Frauen auszuzeichnen, an ihren Platz zu stellen und große Gewalt in ihre Hände zu legen getrachtet und verstanden. Ich weiß es, Sie kennen die Frau Aebtissin der heiligen Schwestern zum Herzen Jesu. Glauben Sie, daß diese fürstliche Frau sich entschließen könnte, die Würde, die sie in unserer erhabenen Kirche einnimmt, die Macht, welche in ihre Hände gelegt ist, den Einfluß und die hohe Verehrung, deren sie genießt, mit irgend einem Verhältnisse, wie die weltliche Gesellschaft ihr es bieten möchte, zu vertauschen?

Selbst wenn ich Katholikin wäre, würde das Kloster mich nicht locken; würde die Macht innerhalb der höchsten Beschränkung, die Herrschaft in den Banden des Zwanges und der Abhängigkeit mir keine Genugthuung bereiten! versicherte die Gräfin. Herr zu sein über mich selbst, Herr zu sein in jeder Stunde über jede meiner Entschließungen, das allein ist es, wonach ich trachte, und . . .

Und was Sie sicher nicht erreichen werden, gnädige Gräfin, fiel der Geistliche ihr in das Wort, wenn Sie, Sich dem Willen der Frau Herzogin fügend, den Prinzen Polydor zu Ihrem Gatten wählen.

Er war mit dieser Wendung wieder auf den Ausgangspunkt ihrer Unterredung zurückgekehrt, und ihn mit fragendem Erstaunen anblickend, zögerte die Gräfin, ihm eine Antwort zu geben.

Der Abbé störte sie in ihrem Ueberlegen nicht. Er wußte, daß von der Fürstentochter bis herab zur niedrig geborenen Magd nicht leicht eine Frau der Versuchung widersteht, sich über ihre Herzensangelegenheiten und Ehestandsaussichten mit einem bedeutenden Manne zu besprechen, wenn dieser in denselben nicht betheiligt ist, und er hatte mit Sicherheit Eleonorens Frage erwartet, womit sie den Antheil verdiene, den er ihr beweise.

Aber auch er ließ sie seine Antwort jetzt erwarten, und

erst nach längerer Zeit, in der er mit sich zu Rathe gegangen zu sein schien, sagte er: Sie sind so jung, gnädige Gräfin, daß man sich immer wieder auf dem Fehler ertappt, an Sie die Maßstäbe anzulegen, nach welchen man die Mehrzahl der Frauen, die gewöhnlichen Jungfrauen in Ihrem Alter zu messen gewohnt ist. Diesen Fehler habe ich lange Zeit begangen, und Sie haben ihn mir mit einem Mißtrauen vergolten, das ich mit Beschämung als ein verdientes anerkennen muß. Wollen Sie mir diesen Fehler verzeihen, wollen Sie mir vergönnen, Ihnen ruhig auseinander zu setzen, in welcher Lage ich mich Ihnen gegenüber befinde, so werde ich Ihnen für das Erstere von Herzen danken und bin ich zu dem Letzteren bereit.

Der Abbé hatte bis dahin vor Eleonoren gestanden. Jetzt, als sei er ihrer Zustimmung gewiß, rückte er einen Lehnstuhl für sie herbei, nahm einen Sessel ihr gegenüber ein, und er sah dabei mit besonderer Genugthuung, wie die Mienen der Gräfin sich geändert hatten, wie sie mit Spannung in seinem Antlitze zu lesen strebte, was er ihr zu sagen haben könne.

Es würde mir und meinem Amte übel anstehen, hob er nach kurzem Ueberlegen an, wenn ich Ihnen aussprechen wollte, was die Gesellschaft der Sie umgebenden Männer Ihnen täglich und unabläßig wiederholt, daß Sie an Schönheit die anderen Frauen überragen, daß der Mann glücklich zu preisen sein würde, dem es gelänge, Ihre Liebe und mit dieser den Besitz Ihrer Person zu gewinnen. Aber ich trage daneben kein Bedenken, Ihnen zuzugeben, was Ihnen, ich weiß es, von Seiten Ihrer früheren Erzieherin und Ihres geistlichen Berathers ebenfalls oft genug wiederholt werden mag, daß eine junge Frau von Ihrer ungewöhnlichen Begabung, von Ihrer Selbständigkeit und von Ihrem großen und unabhängigen Vermögen der Beachtung unserer Kirche nicht entgehen konnte. Wer überzeugt ist, die Wahrheit zu kennen und zu besitzen, muß, wenn er kein Elender

ist, sie mitzutheilen und vor Allem diejenigen derselben theilhaftig zu machen wünschen, von denen er erwarten darf, daß sie starke Zeugen für die Wahrheit werden können. Wer die Herrschaft als ein ihm von Gott verliehenes Recht ansieht, muß nach den Mitteln trachten, welche ihm das Herrschen möglich machen, und ich bin viel zu sehr von dem heiligen Rechte unserer Kirche überzeugt, viel zu sehr von ihrer alleinseligmachenden Kraft durchdrungen und von der erhabenen Aufgabe beglückt, die mein Amt mir auferlegt, als daß ich anstehen sollte, Ihnen zu bekennen, wie es mein heißer Wunsch, mein heißer Wunsch gewesen ist, eine Frau von Ihrer hohen und eigenartigen Begabung, von Ihrem fürstlichen Vermögen — denn weltlicher Besitz giebt Macht — in die Reihen unserer Bekenner eintreten, und Sie wo irgend möglich früher oder später Sich zu der kleinen Schar der Auserwählten gesellen zu sehen, welche die Welt regieren, weil sie wissen, was der menschlichen Schwäche angemessen ist und wohlthut.

Er hielt inne und sagte dann mit einem leisen Seufzer, der seiner männlichen Schönheit sehr wohl anstand: Ich habe, wie ich mit Beschämung erkenne, denn eines Irrthums hat der reife Mann sich stets zu schämen, mich mit einer falschen Hoffnung getragen, ich habe Sie nicht richtig beurtheilt. Ihr Sinn ist weniger groß, als ich mir's vorgestellt hatte; er verlangt nicht nach Herrschaft, er scheut nur vor persönlicher Abhängigkeit zurück, und einer solchen würden Sie in der Ehe mit dem Prinzen nicht entgehen, denn der Prinz hat trotz seiner gewinnenden Umgangsformen die ganze Herrschsucht seiner Mutter.

Es entstand eine Pause; der Abbé war anscheinend von dem Gegenstande seiner letzten Erörterungen abgekommen, als er die Rede noch einmal auf Eleonorens Verbindung mit dem Prinzen lenkte. Aber sie beachtete das nicht. Man konnte sehen, daß ihre Gedanken mit irgend einem Gegenstande lebhaft be-

schäftigt waren, denn sie schaute schweigend vor sich hin, ohne ihre Blicke auf ihrer Umgebung haften zu lassen, und erst nach einer Weile, während welcher der Abbé sie sich selber überlassen hatte, fragte sie, als komme sie auf diesen Punkt nur zufällig zurück oder als benutze sie die Frage nur, um den eigentlichen Boden der Unterhaltung zu vermeiden: Sie haben also die Mutter des Prinzen auch gekannt?

Welche Frage, Gräfin! entgegnete der Geistliche, indem er sie mit forschendem Blicke ansah.

Eleonore besann sich. Freilich, freilich, rief sie, der Prinz ist älter, sehr viel älter, als Sie, und die Fürstin von Chimay ist noch jung gestorben!

Der frühe Tod der Frau Fürstin, meinte der Abbé bedeutsam, hinderte mich nicht, die Mutter des Prinzen Polydor zu kennen, und Sie selber, Gräfin ....

Er hielt inne; Eleonore sah ihn forschend an. — Ich verstehe Sie nicht, Herr Abbé, sagte sie, aber ich bemerke, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen denken, auf die Sie mich langsam vorzubereiten suchen, oder daß Sie Sich überzeugen möchten, ob ich von irgend welchen Verhältnissen unterrichtet bin, die Sie, vielleicht als ein Geheimniß, kennen gelernt haben. In beiden Fällen muß ich Sie bitten, Sich bestimmter auszusprechen, denn ich wiederhole es Ihnen, ich verstehe Sie nicht.

Der Abbé lächelte. Sie wollen mich glauben machen, Gräfin, sprach er, daß Ihnen, Ihnen allein die Beziehungen verborgen geblieben sein sollten, in welchen Prinz Polydor zu diesem Hause und dadurch auch zu Ihnen steht; und doch konnte nur Ihre Kenntniß dieser Umstände mir es bisher erklären, was Sie bewog, der Bewerbung des Prinzen, wenn Sie überhaupt gewillt sind, Sich zu vermählen, kein Gehör zu schenken.

Eleonore hatte die Farbe gewechselt; sie preßte die Lippen fest zusammen, wollte eine Frage thun, unterdrückte sie aber

und sagte dann: Ich befinde mich in diesem Augenblicke Ihnen gegenüber in einer Lage, die mich demüthigt und beschämt. Ich habe es Ihnen nie verborgen, Herr Abbé, daß Ihr Amt, daß die Tracht des Ordens, die Sie tragen, mir ein Vorurtheil, ein Mißtrauen gegen Sie gegeben haben, wie mir dieselben seit meiner frühesten Jugend eingeflößt worden sind. Jetzt beweisen Sie mir einen Antheil, den ich mir erklären könnte, hätte ich Ihnen nicht meine entschiedene Abneigung gegen Ihre Kirche ausgesprochen; und ohne daß diese Abneigung oder jenes Mißtrauen im geringsten nur verändert wären, bin ich genöthigt, Sie mit einer Bitte anzugehen und von Ihnen Aufschlüsse zu begehren. Wollen Sie mir, damit ich dieses thun kann, eine Frage aufrichtig beantworten?

Der Abbé erwiederte, daß sie zu befehlen habe und daß sie auf seine Wahrhaftigkeit vertrauen könne.

Nun denn, sprach sie, so sagen Sie mir unumwunden: was veranlaßt Sie, Sich um mein Schicksal zu bekümmern, da und nachdem ich Ihnen ausgesprochen habe, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen, mich zu Ihrer Kirche zu bekehren? Was liegt Ihnen daran, was aus mir wird oder wem ich mich verbinde, sofern ich nicht katholisch werde und mich Ihren Ansichten und Hoffnungen nicht füge? Was bin ich Ihnen, Herr Abbé?

Der Abbé richtete seine dunkeln Augen, deren schönen Glanz die langen Wimpern nur erhöhten, ruhig auf die ihrigen und sagte: Ihre Frage erheischt von mir eine Antwort, die ich Ihnen nicht geben dürfte, wenn ich meiner nicht so völlig sicher wäre. Was Sie mir sind? — Er schwieg und betrachtete sie unverwandt; dann sagte er: Fragen Sie jeden Mann, der sich Ihnen naht, was Sie ihm sind? — Und abermals hielt er inne. Sie wollten mich herausfordern, Gräfin, sprach er dann, indem er sich hoch und stolzer hob, und sein mitleidiges Lächeln glitt strafend über sie hinweg, Sie wollten mich herausfordern,

Gräfin! Sie wollten Sich die Genugthuung bereiten, einen Geistlichen der von Ihnen mißachteten Kirche sich und seinem Eide untreu und zu Ihrem Sclaven werden zu sehen; schade nur, daß ich Ihnen diese Genugthuung nicht zu bereiten vermag!

Eleonore zuckte zusammen, ihre Wangen erglühten in der dunkeln Röthe der Scham; sie versuchte ihre Blicke, seinem Worte trotzend, zu dem Geistlichen zu erheben, aber sie vermochte es nicht. Er ließ sie eine geraume Zeit unter dem Drucke der ersten Demüthigung, die sie erfuhr. Als er sah, wie tief sein Vorwurf und diese Erfahrung sie getroffen hatten, nahm er ihre Hand und sagte wie in erbarmendem Vertrauen: Ich habe Ihnen die Wahrheit, eine volle Wahrheit verheißen, und ich habe keinen Grund, Ihnen irgend etwas von demjenigen vorzuenthalten, was Sie zu wissen begehren. Ich wiederhole es Ihnen also ohne jegliches Bedenken, Ihre vollkommene Schönheit, Ihre stolze Unabhängigkeit haben auch auf mich ihres Eindruckes nicht verfehlt. Der Eid, der uns von allem Begehrendürfen und Verlangen abtrennt, verbietet und verhindert das Sehen, das Erstaunen, das Bewundern nicht; aber wer aus voller Ueberzeugung sich einem großen Gedanken, einem die Welt umfassenden und über das Leben hinausgehenden Zwecke hingegeben hat, der findet keinen Raum in sich für persönliches Wünschen, der erlernt es, auch das Schönste und Begehrenswertheste nur als ein Mittel für den einen großen Zweck zu betrachten, und alles, was ich meiner Phantasie verstattet, was ich meinem Herzen zugestanden habe, als ich Sie in Ihrer von Gott begnadigten Erscheinung mit Ihrem für das Große geschaffenen Sinne vor meinen Augen Sich entfalten sah, war der Wunsch, der heiße Wunsch, Sie diese großen Gaben nicht auf kleinliche und Ihrer selber unwürdige Weise verwenden und verschwenden zu sehen. Eine Eleonore Haughton ist für die Gewöhnlichkeit des Frauenlooses nicht geschaffen!

Er hatte ihre Hand nach festem, männlichem Drucke freigegeben, als habe er ihr nun alles gesagt, was ihr zu wissen nöthig sei. Er sah sich nach seinem Hute um; auch Eleonore hatte sich erhoben. Als der Abbé sich von ihr wendete, ließ sie ihr Auge über seine Gestalt hingleiten, und sie gestand sich, daß er schön, ja, daß er unter den Männern, die sie kannte, vielleicht der schönste sei. Wie ein Lichtstrahl, hell und flüchtig, zuckte der Gedanke durch ihren Geist: warum ist er nicht frei? warum trennt der Glaube ihn von mir? — Und in dieses Bedauern mischte sich zum ersten Male in ihrem Leben ein Mitleid mit sich selbst. Sie fühlte es, daß sie schon lange ihrer Erzieherin überlegen, daß sie stets sich selber überlassen gewesen sei. Sie kam sich plötzlich einsam und des Rathes sehr bedürftig vor und als der Abbé sich von ihr entfernen wollte, sagte sie sich, daß sie diesen Augenblick nicht vorübergehen, den Geistlichen nicht mit dem Glauben scheiden lassen dürfe, daß sie kleiner und geringer sei, als er sie geschätzt habe.

Herr Abbé, hob sie an, eine Unterredung wie die, welche wir eben gehabt haben, ist sicherlich keine gewöhnliche zwischen einem Geistlichen Ihres Alters und einem Mädchen von meinen Jahren, das Sie als eine Ketzerin betrachten. — Sie versuchte zu lächeln, aber sie war viel zu erschüttert, irgend etwas scheinen oder darstellen zu können, was sie nicht empfand. Dem Abbé entging das nicht, er behielt den Hut in der Hand und stützte sich auf die Lehne des Sessels, der sie von einander trennte, während er sein Haupt leise neigte, um sie mit seinem Blicke in ihren Mittheilungen nicht zu hindern.

Sie wartete auf irgend eine Entgegnung von seiner Seite; da er eine solche unterließ, sprach sie: Ich will Ihre Voraussetzungen gelten lassen, will nach Ihrem Worte von mir annehmen, was ich oft in mir gefühlt zu haben glaube, daß mein Sinn nicht unwerth wäre, sich auf ein großes Ziel zu richten.

Sind Sie überzeugt, daß mir eine große, eine wirksame Thätigkeit, daß mir Macht und Einfluß und Befriedigung in dem Bereiche des Lebens nicht geboten werden können, in welchen meine Geburt und mein Besitz mich stellen?

Das wird, wie ich Ihnen, theure Gräfin, schon vorhin bemerkte, einzig und allein von Ihrer einstigen Entscheidung über Sich selbst abhangen! entgegnete er ihr bestimmt, und wieder entstand eine Pause, die zu beenden der Abbé sich weislich hütete. Er kannte den heftigen Charakter, die leidenschaftliche Natur der Gräfin und wußte, daß Niemand von einem fremden Willen so schnell vorwärts, so über sein eigentliches Ziel hinausgetrieben wird, als von der Ungeduld des eigenen, an Warten und Ertragen nicht gewöhnten Herzens, und er hatte sich auch diesmal in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Denn mit einer Miene, in welcher ihre Selbstüberwindung und ihre feste Entschlossenheit sich verriethen, sprach sie plötzlich: Sie haben mir eine Aufrichtigkeit gegönnt, die mich stolz macht und mich Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Abbé! Ich räume Ihnen ein, daß Sie meine Natur besser erkannt haben, als die Andern alle; aber die Straße, die Sie mich führen möchten, werde ich nicht gehen! Hindert Sie das, mir die Hand zu bieten und mir beizustehen auf dem Wege, den ich mir erwähle? Ich habe der Verehrer, seit ich in die Gesellschaft eintrat, nicht entbehrt; einen Mann, der sich beschieden hätte, mir ein Freund zu sein, habe ich nicht gefunden! Können, wollen Sie mir ein Freund, ein Berather werden? Ich brauche einen solchen, und — ich vertraue Ihnen! fügte sie mit einer Miene und einem Tone hinzu, die selbst auf den Abbé, so ruhig und mit so viel Selbstbefriedigung er sie betrachtete, ihre Wirkung nicht verfehlten, weil die ganze Ueberwindung, die sie in sich vollzogen hatte, sich in ihnen kund gab.

Sie hielt ihm die Hand hin, er ergriff sie auf's Neue mit einem festen Drucke, als habe er es mit einem Manne zu thun.

Ich danke Ihnen, Gräfin! befehlen Sie über mich! — Das war alles, was er ihr zur Antwort gab. Aber Eleonore ward von seinen Worten tief erschüttert. Sie konnte sich nicht erklären, was sie so bewegte, sie mußte sich sammeln, sich zusammennehmen, und es war endlich nur das Bestreben, von sich selber loszukommen und Herr über ihre innere Aufregung zu werden, welches sie bestimmte, die Frage nach der Mutter des Prinzen zu wiederholen.

Sie setzen mich gleich auf eine schwere Probe, meine junge Freundin, sagte der Abbé, denn ich laufe Gefahr, das eben von Ihnen erlangte Zutrauen zu verlieren, wenn ich Ihnen mittheile, was ich allerdings nicht als ein Geheimniß, sondern aus der Mitwissenschaft der Zeitgenossen über jene Verhältnisse erfahren habe. Prinz Polydor steht Ihnen näher, als Sie wissen oder ahnen, meine theure Gräfin, und eben das ließ mich nach den Begriffen unserer Kirche vor dem Gedanken, daß Sie ihm verbunden werden könnten, Bedenken tragen, ja erschrecken.

Sie verhießen mir die Wahrheit und sprechen in Räthseln zu mir! beklagte sich Eleonore, wie soll ich Sie verstehen?

Der Abbé sah auf den breiträndigen, zusammengeschlagenen Hut hernieder, den er in seinen Händen hielt. Es sind traurige Ereignisse, es ist eine schwere Sünde, von denen Sie Kunde begehren, sagte er, und doch müssen Sie erfahren, was Sie nur zu nahe angeht und was außer Ihnen kaum für Jemanden ein Geheimniß ist. Es hat durch lange Jahre, noch bei Lebzeiten des Herrn Herzogs von Duras, ein Liebesverhältniß, eine heftige Leidenschaft zwischen der Herzogin und dem Fürsten von Chimay bestanden, welche eine stillschweigende Trennung der herzoglichen Ehe veranlaßt hatte, lange ehe die Frau Herzogin ihres ersten und einzigen Kindes genas. Der Herzog hatte also vollen Grund, dieses Kind nicht als das seinige anzuerkennen; der Fürst hingegen wünschte, sich den Sohn der

geliebten Frau anzueignen, und diese verlangte für ihren Sohn nach einer Stellung, wie seine Abstammung sie ihm gesichert hätte, wäre seine Geburt eine rechtmäßige gewesen. Man kam also auf das Auskunftsmittel, den Neugeborenen einer Anderen, einer Fremden unterzuschieben. Freunde der Frau Herzogin und des Fürsten fanden in der schönen, brustkranken Tochter einer herabgekommenen Familie die Person und die Willfährigkeit, deren man bedurfte. Die Herzogin gebar in einer kleinen schweizerischen Stadt den Prinzen Polydor, Fräulein von Merrieux wurde dem Fürsten von Chimay hier in der Carmeliter-Kirche angetraut, der Fürst sicherte ihren Eltern ein namhaftes Vermögen zu, das fürstliche Ehepaar begab sich nach der Schweiz, den Sohn der Herzogin persönlich in Empfang zu nehmen, und diese mochte sich darauf Rechnung gemacht haben, nach dem voraussichtlichen Tode der jungen Fürstin sich ihren Sohn als Pflegesohn aneignen zu können. — Der Abbé hatte diese Thatsachen nackt und trocken hingestellt. Jetzt machte er eine kleine Pause, und ruhig und nachdenklich hob er dann auf's Neue zu erzählen an. Des Menschen Gedanken und des Herrn Wege sind gar oft verschieden, sagte er, und auch in diesem Falle bewährte sich die allwaltende Gerechtigkeit des Herrn. Wider alles menschliche Voraussehen stellte Gott die Gesundheit der Fürstin, die sich für die Ihrigen geopfert hatte, völlig wieder her, und er wendete ihr auch die ganze Neigung ihres Gatten, die volle Liebe ihres Pflegesohnes zu. Der Fürst vergaß in den Armen seiner edeln Gemahlin, auf welche Weise er sie erwählt hatte. Ihre Frömmigkeit suchte durch Buße sein Vergehen zu sühnen, und als wenig Jahre danach der Herzog von Duras das Zeitliche verließ, fand die Frau Herzogin sich von dem Genossen ihrer Sünde, wenn nicht vergessen, so doch aufgegeben. Erst nach dem Tode der gottergebenen Frau Fürstin stellte die alte Freundschaft zwischen Ihrer Frau Tante und

dem Fürsten von Chimay sich allmählich wieder her, und Sie werden es, da Sie die Frau Herzogin ja kennen, nur begreiflich finden, wie viel ihr daran gelegen sein muß, Sie, die Sie ihre rechtmäßige und einzige Erbin sind, mit dem Prinzen Polydor, mit ihrem Sohne, zu verbinden.

Eleonore war dem Berichte des Geistlichen mit höchster Spannung, mit großer Aufregung gefolgt. Nun, da er seine Erzählung beendet hatte, leuchtete eine unheimliche Freude aus ihren Augen.

Ja, Sie sind mein Freund! rief sie triumphirend aus, Sie sind mein wahrer, mein einziger Freund, und Sie sollen es sehen, daß ich Ihres Vertrauens nicht unwerth bin, Herr Abbé! Aber mich brauchen lassen wie Fräulein von Merrieux? Mich brauchen lassen, um Ihren Fehltritt gut zu machen und Ihrem Sohne sein Erbe zuzuwenden? — nimmermehr, Frau Herzogin, nimmermehr! Dazu ist Eleonore Haughton nicht gemacht! — Noch einmal meinen Dank, mein Freund, mein edler, mein großmüthiger Freund! wiederholte sie dem Abbé, und sich dann plötzlich von ihm wendend, verließ sie das Gemach.

Der Abbé sah ihr schweigend nach. Er war mit sich zufrieden, und wie ein sieggewohnter Mann das Gelungene erwägend, dasjenige, was jetzt zu leisten war, bedenkend, ging auch er von dannen, um ruhig und in sich gefaßt, wie immer, der Frau Herzogin seine gewohnte Aufwartung zu machen.

## Siebentes Capitel.

Renatus hatte, seit er der Gast der Herzogin und am Hofe empfangen worden war, nur selten und nur flüchtige Briefe in die Heimath gesendet, und er schlug sich die Nachrichten, welche ihm von dort mit Regelmäßigkeit gegeben wurden, gern aus dem Sinne.

Hildegard kam in jedem ihrer Briefe darauf zurück, daß die Signorina, wie sie Vittoria noch immer zu nennen liebte, sich in unbegreiflicher Weise verändert habe. Sie sei heftig und herrisch geworden, könne sich nicht darein finden, nicht mehr die ausschließliche Neigung ihres Stiefsohnes zu besitzen; sie mißgönne Hildegarden die Liebe ihres Verlobten, und an den Gedanken, künftig nicht mehr die Herrin des Hauses zu sein, könne oder wolle sie sich entschieden nicht gewöhnen.

Die Schreiberin versicherte dabei, daß sowohl sie als ihre Mutter alles Mögliche thäten, das gute, alte Verhältniß zwischen ihnen und der Signorina aufrecht zu erhalten. Dies sei aber gar nicht leicht, und es gelinge eigentlich nur Cäcilien, die noch immer dasselbe harmlose Kind geblieben sei, Vittorien zu gefallen und zufrieden zu stellen.

Dazu bemerkte Hildegard, es falle ihr auf, wie die gleichen Ereignisse auf die verschiedenen Charaktere verschieden wirkten. Was sie beträfe, so habe der Ernst der Zeiten sie gereift und ihren Sinn mehr und mehr dem äußeren Scheine abgewendet. Sie preise sich deßhalb glücklich, daß sie berufen sei, künftig an

ihres geliebten Renatus Seite auf dem Lande in edler und ernster Zurückgezogenheit ihre Tage hinzubringen. Sie habe in diesem Betrachte durchaus den Sinn und die Anschauungsweise ihrer Mutter geerbt. Cäcilie hingegen trage ein Verlangen nach der Welt, in dem sie von der Signorina, welche die Welt freilich noch weniger als ihre Schwester kenne, bestärkt werde, und die Mutter sei der Meinung, daß man den Beiden keine Hindernisse in den Weg legen dürfe, sondern ihnen so bald als möglich die Gelegenheit eröffnen müsse, sich selber durch die Gehaltlosigkeit der sogenannten Zerstreuungen von dem Werthe einer ernsten Lebensführung zu überzeugen. Sie habe eben deßhalb einen Plan entworfen, den sie Renatus bei seiner Rückkehr vorzulegen denke und dessen Ausführung hoffentlich das Wohlbehagen Aller sichern werde, während er zugleich die Mittel für eine zweckmäßige Erziehung Valerio's darzubieten verspreche, der hier im Schlosse, unter der schwachen Hand und bei dem launenhaften Sinne seiner Mutter, völlig sich selber und seiner eigenen Phantastik überlassen sei.

Sie erwähnte dann noch, daß man ab und zu Besuche aus der Nachbarschaft empfange, daß sie und die Mutter sich darin um des lieben Friedens willen den beiden lebenslustigen Freundinnen gern fügten und daß neulich auch Graf Gerhard wieder für einige Tage, von Berka kommend, im Schlosse ihr Gast gewesen sei. Da Renatus keine Zuversicht zu der Sinnesänderung seines Oheims besitze und ihrem und ihrer Mutter Auge nicht vertraue, enthalte sie sich, ihrem Verlobten zu berichten, wie wohlthuend des Grafen männliche Haltung auf Vittoria eingewirkt habe und wie eine einzige geheime Unterredung, die er mit derselben gehabt habe, die Baronin zu einem Nachdenken, ja, zu einem Ernste gebracht hätte, welchen der jetzige Geistliche in Vittoria hervorzurufen leider nicht verstehe. Auch mit dem Amtmann und mit dem Justitiarius habe der Graf, der sich

in den letzten Jahren in Berka vielfach mit der Landwirthschaft beschäftigt, gelegentliche Rücksprache genommen und danach ihr und der Mutter es an das Herz gelegt, Renatus zur Ernennung eines der Gutsverwaltung und der Landwirthschaft kundigen Generalbevollmächtigten zu bestimmen, falls er nicht bald zurückkommen und die allerdings schwierige Verwaltung seiner Güter wie die eben so wenig leichte Ordnung seiner Vermögensverhältnisse selber zu übernehmen entschlossen sein sollte.

Je weniger der Inhalt dieser Briefe mit dem fröhlichen Leben zusammenstimmte, in welchem Renatus sich bewegte, um so unangenehmer wirkten sie auf ihn, und auch die Briefe, welche er, seit Herr Flies gestorben und Paul der Inhaber des Flies'schen Geschäftes geworden war, aus der Residenz erhielt, waren nicht erfreulich.

Als ihm die Anzeige von dem Ableben des Kaufmanns Flies durch das allgemeine Rundschreiben der Firma auf dem Umwege über Richten zugegangen war, hatte Renatus mit einem gewissen Erschrecken aus demselben Briefe ersehen, daß der jetzige Inhaber des Geschäftes aus dem Heere in sein Haus zurückgekehrt sei und den Angelegenheiten desselben nunmehr wieder in Person seine Thätigkeit widme.

Dem Sohne seines Vaters mittelbar, wenn es sich so fügte, einen Vortheil zuzuwenden, hatte dem jungen Freiherrn angemessen und wohlanständig gedünkt; aber er mochte sich dagegen sträuben und sich dagegen vorhalten, wie und was er wollte, dieser Bastardbruder, der ihm, als sei es das Recht seiner Erstgeburt, die Züge seines Vaters, der ihm das Antlitz und die Haltung der Herren von Arten entwendet zu haben schien, war ihm immer eine unheimliche Gestalt gewesen. Seit nun vollends Renatus es den Seinigen verschwiegen, daß es eben Paul gewesen sei, dem er die Errettung aus Todesgefahr zu danken habe, hatte das Bewußtsein, eine Undankbarkeit begangen zu

haben, seine unbestimmte Abneigung gegen seinen Halbbruder noch gesteigert; denn es liegt in der Natur der meisten Menschen, daß sie demjenigen zürnen, dem sie ein Unrecht zugefügt haben.

Er bereute es jetzt, die Verbindung mit dem alten Flies nicht gleich nach dem Tode des Freiherrn abgebrochen zu haben, er ging mit sich zu Rathe, ob und wie er diese Versäumniß jetzt unschädlich machen könne; aber die Sache hatte, besonders da er in Paris zu bleiben wünschte, ihre großen Schwierigkeiten, ja, sie dünkte ihn in den gegenwärtigen Zeitläuften und Umständen, ohne Gefahr für seine Angelegenheiten, gar nicht ausführbar. Wenn er dem neuen Geschäftsinhaber des Flies'schen Hauses ein kränkendes Mißtrauen zeigte, konnte derselbe sich leicht versucht fühlen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Flies'schen Capitalien zu kündigen, die, seit langen Jahren auf Neudorf und Rothenfeld eingetragen, jetzt ohne Frage höher zu verwerthen waren, als in jenen Hypotheken. Dazu wußte Renatus, der sich bisher in der Heimath nur unter seinen Kameraden und inmitten der seiner Familie befreundeten adeligen Gesellschaft bewegt hatte, ganz und gar nicht, wie und in wem er einen Ersatz für die alten Geschäftsfreunde seines Hauses zu suchen habe oder wen er an Stelle des alten Flies zum Curator Vittoria's und Valerio's ernennen lassen solle. Und nachdem er im Geiste lange suchend um sich her gesehen hatte, meinte er plötzlich, doch eben in Paul den Mann gefunden zu haben, dessen er bedurfte.

Der Mann, der mich mit eigener Lebensgefahr beschützte, der also meinen Untergang nicht wünschte, kann nicht im Stande sein, so sagte er sich, mich irgendwie geflissentlich zu schädigen. Und dieser auf das menschliche, natürliche Gefühl richtig gebaute Schluß fand, nachdem er ihn einmal gezogen hatte, in dem Adelsstolze des jungen Freiherrn sofort noch eine unvorhergesehene Bekräftigung; denn obschon Renatus dies nur anerkannte, wenn es ihm eben für seine Zwecke paßte, es floß doch immer Arten'sches Blut in

Tremann's Adern, und dieses konnte sich nicht in Paul verläugnen, mit solchem Blute war man keiner niederen, keiner schlechten Handlung fähig.

Er war einen Augenblick nahe daran, es Tremann unumwunden auszusprechen, wie er in der Beziehung, in welcher sie zu einander ständen, und in der Selbstaufopferung, mit welcher Paul ihm vor Möckern beigestanden habe, die beste Bürgschaft dafür zu besitzen glaube, daß er die Familien- und Geschäfts-Angelegenheiten des Hauses von Arten-Richten keiner zuverlässigeren Kontrole, als der seinigen übergeben könne. Indeß Renatus war von früh auf dazu angehalten worden, bei allem seinem Thun es reiflich zu überlegen, ob er sich und seinem Stande damit auch nichts vergebe, und dieses ewige Erwägen hatte ihm allmählich die Fähigkeit eines schnellen Entschlusses und jede Möglichkeit eines Handelns nach freien, plötzlichen Eingebungen ein für alle Mal genommen. Seine Erziehung hatte ihn, wie einen Fürsten, ängstlich und scheu, hatte ihn mißtrauisch gegen Andere und gegen seine eigenen besten Empfindungen gemacht.

Er bedachte also auch in diesem Falle wieder, daß ein solches Aussprechen seines Vertrauens ihm für spätere Zeiten unbequeme, bindende Verpflichtungen auferlegen könne; daß es den scharfsichtigen Kaufmann leicht auf ein vorhergegangenes Mißtrauen schließen lassen dürfte, und als er dann endlich die Feder in die Hand nahm, um Paul mit nöthiger Behutsamkeit seine Zugeständnisse und Vorschläge zu machen, deutete er es ihm also, ganz gegen seine erste Absicht, in keiner Weise an, daß er wisse, in welchem Verhältnisse Paul zu seinem Vater gestanden habe. Er erwähnte es auch mit keinem Worte, daß er seinen Erretter in der Schlacht erkannt. Er erklärte ihm nur ohne Weiteres, wie er ihn, als den Nachfolger des Herrn Flies, mit welchem die Familie von Arten seit langen Jahren alle ihre Geschäfte zu machen gewohnt gewesen sei, auch ferner mit denselben ganz und gar zu

betrauen wünsche. Sollte Paul jedoch aus irgend einem Grunde zu der Uebernahme dieses Auftrages nicht geneigt sein, so müsse er ihn trotzdem jedenfalls ersuchen, sich der bisherigen Mühewaltung wenigstens so lange zu unterziehen, bis Renatus in die Heimath zurückkehren und sich, sofern dies nöthig würde, nach einem andern Handlungshause für seine Zwecke umsehen könne. Er sprach danach in guter Form die Hoffnung aus, daß die alte Geschäftsverbindung keine Störung zu erleiden brauche, knüpfte daran den Wunsch, daß sie beiden Theilen ersprießlich werden oder bleiben möge, und als er den Brief dann noch einmal gelesen und gesiegelt hatte, hielt er sich überzeugt, als ein sich selbst achtender Mann, nach reiflicher Ueberlegung und mit einem Vertrauen gehandelt zu haben, das mancher Andere in ähnlicher Lage Paul nicht bewiesen haben würde und das anzuerkennen derselbe sicherlich nicht ermangeln könne. Ja, er machte sich endlich geradezu darauf gefaßt, sich von dem geschmeichelten Ehrgefühle seines Bastardbruders jetzt für alle Zeit jedes Besten versehen zu dürfen. Er rechnete sich, wie gar Mancher, seine Aufwallungen von guter Empfindung, auch wenn er es, wie eben jetzt, für recht befunden hatte, sie schnell wieder zu unterdrücken, als gute Thaten an, deren Anerkennung und Belohnung ihm von dem Leben nicht vorenthalten werden dürfe, und er gewann damit nichts als die Möglichkeit, sich über das Leben und über die Menschen zu beklagen, wenn sie ihm für das Nichtgeschehene nicht zu danken vermochten und ihn nicht schätzten, wie er selbst sich beurtheilte und hochhielt. —

Es verging eine geraume Zeit, ehe Paul von dem jungen Freiherrn die lange ausgebliebene Antwort auf die Todesanzeige des Herrn Flies erhielt. Da Renatus dieselbe nicht, wie es sich eigentlich gebührte, an die Firma, sondern im Style und Tone eines halben Vertrauens an Paul persönlich gerichtet hatte, ließ dieser den Brief sofort verzeichnen, aber er behielt ihn auf seinem

Pulte liegen, denn er war nicht mit sich einig, was er thun und wofür er sich entscheiden sollte. Ein paar Tage lang erwog er diese Angelegenheit still mit sich allein, dann trug er sie, als er sich in einer ruhigen Abendstunde mit Seba und Davidsen zusammenfand, gegen seine Gewohnheit den beiden Frauen vor.

Es begegnet mir selten, sagte er mit seinem schlichten Ernste, nachdem er ihnen das Schreiben von Renatus vorgelesen hatte, daß ich mir über meine Gedanken und Empfindungen keine rechte klare Rechenschaft zu geben vermag, und wo dieses der Fall ist, zögere ich mit meinen Entschlüssen. Ich hatte Anfangs die Absicht, das sogenannte Vertrauen des Freiherrn ohne Weiteres zurückzuweisen, weil er mit der geflissentlichen Rückhaltigkeit der Kaste, welcher er angehört, sich Dank von mir verdienen möchte, wo er mir viel Mühe und mannichfache Verantwortungen auferlegt. Ich wollte seiner halben Wahrheit mit dem ganzen Geständnisse entgegentreten, daß es mir nicht wünschenswerth sei, in das Vertrauen eben seines Hauses gezogen zu werden, weil ich selbst in dessen geheime Geschichte verwickelt bin. Damit ich dann aber auch völlig des äußeren Zusammenhanges mit der freiherrlichen Familie ledig würde, beabsichtigte ich Deine Capitalien, liebe Seba, von Rothenfeld und Neudorf zurückzuziehen und sie hier unter meinen Augen anderweit unterzubringen. Aber . . .

Hältst Du sie auf den Gütern irgendwie gefährdet? unterbrach ihn Seba.

Paul verneinte dies, da es erste Hypotheken wären und der bloße Bodenwerth der Güter sehr bedeutend sei.

So laß das Geld dort stehen, bat die Freundin. Renatus ist der Sohn meiner theuersten Freundin, meiner unvergeßlichen Angelika! Man soll nicht glauben . . .

Sie hielt inne, und da Paul sie darauf fragend ansah, sprach sie: Es lebt doch eine Anzahl von Personen, die um Deine Herkunft wissen. Ich möchte nicht, daß irgend Jemand Dir

den Vorwurf machen könnte, Du habest aus persönlichem Uebelwollen die ohnehin nicht günstige Lage der Arten'schen Familie noch verschlimmert. Und wenn Du in Dir selber ungewiß gewesen bist, wie Du handeln solltest, so bitte ich Dich, da mir obenein nach Deiner Meinung kein Nachtheil daraus erwächst, ändere nichts in den bis jetzt bestandenen Verhältnissen!

Paul gab ihr darin Recht. Ich hatte mich in Bezug auf die Hypothek, sagte er, bereits in Deinem Sinne entschieden; denn wenn es überall thöricht ist, sich unnöthig einer übeln Nachrede auszusetzen, so hat der Kaufmann doppelt Ursache, sich vor einer solchen zu bewahren. Seine Unternehmungen wie seine Erfolge sind vielfach auf das Vertrauen begründet, dessen er genießt, und es ist nicht der Nachtheil, sondern der Vortheil, den wir unseren Geschäftsverbündeten bereiten, welcher uns den eigenen, dauernden Gewinn verbürgt. Darüber also, daß Dein Capital auf Rothenfeld verbleiben soll, war ich selbst nicht mehr in Zweifel; nur ob ich wohl daran thun würde, das Amt zu übernehmen, welches Renatus Deinem Vater übertragen hatte und das er nun auf meine Schultern legen möchte, das habe ich mir noch nicht klar gemacht.

Du meinst, hob Seba an, es stehe Dir nicht zu, Dich zum Berather und Vertrauten eben der Arten'schen Familie herzugeben, weil man vermuthen könnte, Du seiest in ihren Angelegenheiten nicht völlig unparteiisch? Aber wenn Du wirklich Theil an ihnen nimmst und Renatus die Zuversicht zu Dir hat, daß Du ihm helfen könntest, so weiß ich nicht, warum Du dieser nicht entsprechen solltest? Du pflegtest doch vor dem Urtheile der Unverständigen nicht leicht Scheu zu tragen!

Paul hatte sie ruhig sprechen lassen. Als sie geendet hatte, sagte er: Ich mache, da ich Dich, Liebe, reden hörte, eine Erfahrung, die sich mir oft bestätigt hat und die sich mir jetzt eben deutlich wiederholt. Man braucht mitunter einen unrichtigen

Gedanken, den man selbst gehegt hat, nur von einem Andern aussprechen zu hören, um seine Unrichtigkeit sofort zu erkennen und auch die trübe Quelle zu entdecken, aus der er stammt. Ich habe mich, wie ich eben merke, bisher wirklich mit den Vorstellungen herumgeschlagen, deren Du gedenkst. Nun sehe ich, daß es lauter leere Schemen sind, die man nur fest in's Auge zu fassen braucht, damit sie in ihr Nichts verschwinden, und ich frage mich mit Erstaunen, wie ich mich also an falsche Begriffe verlieren konnte! Denn legte ich auf die Verwandtschaft, auf die Zusammengehörigkeit mit dem Arten'schen Hause irgend einen Werth, nun, so thäte ich vielleicht recht und klug daran, die mir gebotene Handhabe zu ergreifen! Gebe ich aber, wie dies der Fall ist, nichts auf meine Abstammung von ihnen, so ist, wie Du mit Recht behauptest, vollends kein Grund vorhanden, weßhalb ich ein an und für sich gutes Zutrauen von mir weisen sollte! Und wenn ich daneben mein inneres Widerstreben immer wieder fühle, so frage ich mich mit Fug und Recht: Was habe ich mit diesen Artens denn gemein, daß ich befürchten müßte, für oder wider sie in einem Grade eingenommen zu sein, der mein Thun und Lassen bis zu einer ungerechtfertigten Handlungsweise beeinflussen könnte?

Seba blickte ihn mit Ueberraschung an, und auch Davide hob ihre sanften, klugen Augen fragend zu ihm empor, als die Erstere die Worte aussprach: Was Du gemein mit ihnen hast? — Der Freiherr von Arten war Dein Vater!

Der Freiherr von Arten war mein Erzeuger, weiter nichts! Ein Vater hat er mir nicht sein wollen, ist er mir nicht gewesen! entgegnete Paul bestimmt. Und, fügte er hinzu, die Zeit, die Knabenzeit, in welcher ich dieses Letztere als ein Unglück für mich empfand, liegt sehr fern hinter mir! Der Baron von Arten lebte und handelte nach sehr falschen, sehr verwerflichen Begriffen, als er das verwaiste, nicht zu seiner Kaste gehörende

Mädchen je nach seiner Laune und nach seinem Bedürfen an sich kettete und von sich stieß, als er es zu dem Opfer seiner Wollust machte und es dann später seiner Ehe auch zum Opfer brachte. Aber er handelte darin nicht besser und nicht schlechter, wie unzählige Andere auch! Mein Dasein hat ihn sicherlich nur bis zu dem Augenblicke gefreut, in welchem er meine Mutter von sich zu entfernen wünschte — ich habe ihm für dasselbe also keinen besonderen Dank zu zollen, denn die höchsten Vaterrechte und die wahre Kindesliebe werden für den denkenden Menschen nicht angeboren, sondern durch die dem Kinde gespendete Liebe erworben! Der Freiherr hat meine Liebe nicht begehrt, und als ich nach der seinigen Verlangen trug, ist sie mir nicht zu Theil geworden! Den Tod meiner Mutter hat er, deß bin ich gewiß, eben so wenig gewollt, als ich die kranke Baronin zu erschrecken und zu gefährden beabsichtigte, da ich in Deines Vaters Laden vor sie hintrat! Mit seinem kalten Blicke hat er mich in die Welt hinausgetrieben, weil mein früh erwachtes und von Dir gepflegtes Selbstgefühl es nicht ertragen konnte, Wohlthaten von demjenigen anzunehmen, der uns zu verläugnen nöthig findet! Und ich bin dann in einer Anwandlung von Empfindsamkeit, der nachzugeben ich nicht wohlgethan habe, ihm vor dem Kriege einmal in Richten in einer Weise gegenüber getreten, die ihn quälte und mich nicht erfreute! Der Freiherr Franz von Arten und ich, wir waren also völlig mit einander quitt!

Seba schüttelte leise verneinend das Haupt. Wissentlich oder nicht — ich glaube, Du täuschest Dich über Dich selbst, bemerkte sie — Du grollst dem Freiherrn noch!

Nein! betheuerte er, wie könnte ich das, da ich meine Flucht aus Europa schon zeitig als ein Glück für mich erkennen lernte? Hat sie allein mich doch zu der inneren und äußeren Selbständigkeit geführt, die ich im Weißenbach'schen Hause und

in der Abhängigkeit von des Freiherrn Willen schwerlich oder doch weit später erst errungen haben würde! Muß ich Dir heute noch versichern, daß ich mit meinem Lebensgange und Lebensloose ganz und gar zufrieden bin, weil sie mir für alle meine Fähigkeiten die Möglichkeit einer vollständigen Entwicklung, für all mein Wollen und Thun eine völlige Freiheit gewähren! Was hat das Leben mir denn versagt? Was könnte ich wünschen, das ich mir nicht zu erringen vermöchte? Oder was besitzt Renatus, des Freiherrn Erbe, um das ich ihn zu beneiden hätte? — Und vollends seit Du mir gewiß bist, seit Dir, Du Geliebte, zu Gute kommen soll, was ich schaffe und bin, fügte er zärtlich hinzu, Davide in seine Arme schließend — was könnte ich noch verlangen?

Aber Seba gab sich so leichten Kaufs nicht für überwunden. Der Unterschied, den Du zwischen einem Erzeuger und einem Vater machst, widerstrebt meinem ganzen Empfinden, sagte sie. Der Mensch hängt, wie ich es fühle, unzertrennbar mit denen zusammen, denen er sein Dasein schuldet. Er kann sich nicht denken, ohne an sie zu denken — sie sind seine Voraussetzung. Und war es denn nicht ein Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit, mit welchem Du, Renatus erkennend, ihm trotz eigener Gefahr zu Hülfe eiltest?

Du irrst, Liebe! In jenem Augenblicke dachte ich gewiß an nichts und an Niemanden weniger, als an irgend eine Verwandtschaft mit dem Herrn von Arten! Ich eilte einem Angegriffenen, einem Kameraden zu Hülfe und erkannte in ihm den jungen Freiherrn! Welchem Bedrängten hätte ich, hätte jeder Andere nicht das Nämliche gethan?

Was aber kann Dich also zögern machen, den Auftrag von Renatus anzunehmen und seinem bittenden Wunsche zu entsprechen? Du würdest keinem Andern an seiner Stelle diesen Dienst verweigern, wie mich dünkt!

Nein, gewiß nicht, entgegnete ihr Paul, und das eben ist es, was mich die Tage hier innerlich belästigt hat! Ich wiederhole es mir, daß ich keinen ausreichenden Grund habe, mich dieses Dienstes zu weigern, daß ich ihn dem Freiherrn wenigstens bis zu seiner Heimkehr zu leisten nicht wohl umhin kann, ohne ihm zu Vermuthungen über mich Ursache zu geben, die jedes Anhaltes entbehren; und doch wollte ich, ich fände einen Anlaß, mich von dem Anspruche wie von der Leistung zu befreien!

Paul stand auf, ging an das Fenster und blickte eine Weile schweigend hinaus. Da trat Davide zu ihm, legte ihren Arm in den seinigen und fragte: Besorgst Du denn irgend welche Unannehmlichkeiten für Dich, wenn Du das Verlangen des Barons erfüllst?

Paul besann sich. Einen eigentlichen Nachtheil für mich befürchte ich nicht, gab er ihr zur Antwort. Aber, fügte er hinzu, und die Frauen erkannten an seinem Tone, daß der Unmuth in ihm rege wurde, aber an Unannehmlichkeiten würde es dabei für mich nicht fehlen; denn Ihr kennt meine Unlust an allem halben Thun und meine Abneigung, mich mit den Angelegenheiten einer Kaste zu befassen, welche sich schon durch ihre bloße Geburt von der Allgemeinheit abgesondert und über sie erhaben glaubt. Ihr wißt, ich habe die im Ganzen stets kleinlichen Geschäfte, welche der Vater mit dem Adel des Landes zu machen pflegte, nach und nach völlig von uns abgewiesen. Sie sagten mir nicht zu, und ich ziehe es ohnehin vor, mit meines Gleichen in Geschäftsverkehr zu stehen!

Seba schwieg noch einen Augenblick, um seiner Stimmung zum Ausklingen die Zeit lassen, dann sagte sie: Du tadelst uns, und stets mit Recht, wenn Du uns in einem Vorurtheile befangen findest. Ist Deine Abneigung gegen den Adel im Allgemeinen denn nicht auch ein Vorurtheil, wie jedes im Allgemeinen über einen ganzen Stand gefällte Urtheil?

Nein, versetzte Paul, und es überrascht mich, in Dir einen heimlichen Bundesgenossen des jungen Freiherrn, ja, eine Art von Vorliebe für den Adel zu entdecken, die ich, ich möchte sagen, in Deinem Tone mehr noch als in Deinen Worten höre. Deine bittende, entschuldigende Stimme spricht für sie, und ... Er hielt inne und sprach dann mit unverkennbarer Bitterkeit: Du weißt es, dünkt mich, es waren nicht die Herren von Arten, die zuerst den Widerwillen gegen die Adelskaste in mein Herz gedrückt haben!

Es entstand eine Pause; Seba war bleich geworden. Paul, der sich nur selten zu einer Härte hinreißen ließ, besonders wo diese einem geliebten Menschen schmerzlich werden konnte, bereute seine Uebereilung auch sofort. Und wie er eben jetzt von dem Allgemeinen zu einem Persönlichen übergegangen war, versuchte er nun, von diesem zu jenem seinen Rückweg zu finden.

Von einem wirklichen Vorurtheile, hob er an, kann, wie mich dünkt, überhaupt nur da die Rede sein, wo es sich um bloße Meinungen, um Vermuthungen, um unbestimmte Abneigungen, nicht aber, wo es sich um ganz entschiedene Thatsachen und um sehr wesentliche Vorrechte handelt, welche noch in jedem Augenblicke von einem bis jetzt vielfach bevorzugten Theile der Staatsangehörigen gegen alle übrigen Staatsbürger geltend gemacht werden können. So lange es noch Gesellschaften gibt, die sich einem Bürgerlichen blos um seines Blutes willen verschließen, Würden und Aemter, die man ihm aus gleichem Grunde vorenthält, so lange die Heirath eines Edelmannes mit der edelsten Tochter einer ehrenhaften bürgerlichen Familie, mag des Adeligen Charakter noch so elend, sein Ruf noch so zweifelhaft sein, von seines Gleichen als eine Mißheirath angesehen wird, die in gewissen Fällen der Staat als eine solche gesetzlich anzuerkennen nicht Bedenken trägt, ja, so lange selbst die Arbeit, die ich thue, der Handel, auf dem mein Wohlstand und mein

Stolz, wie der ganze große Weltverkehr beruhen, als ein dem Adeligen nicht anstehendes Thun erachtet wird, so lange fühle ich mich nicht berufen, die Hand dazu zu bieten, daß diesen alten Geschlechtern neben ihren ererbten Vorrechten auch noch ihr ererbter Besitz trotz ihres oft hochmüthigen und müßiggängerischen Leichtsinnes erhalten bleibe.

Der Stolz auf ihr Blut, vergiß das nicht, ist in ihnen völlig unabhängig von ihrem Besitze, wendete Seba ein.

Aber die Besitzlosigkeit zwingt sie, sich in Arbeit und Gewerbe aller Art zu uns zu gesellen und damit ihren Ansprüchen auf eine Ausnahmestellung so nothwendig zu entsagen, als sie genöthigt gewesen sind, aus ihren einsamen Burgen und Raubnestern in die Städte und in das flache Land hinunter zu ziehen. Ausnahmestellungen verschlechtern den, der sie inne hat, wie sie auch jenem zu nahe treten, gegen den sie sich richten.

Willst Du es geflissentlich verkennen, fragte Seba, deren hoher Sinn es sich zur Aufgabe gemacht hatte, selbst da gerecht und mild zu sein, wo sie am meisten Anlaß zur Strenge und zur Verdammung hatte, willst Du es verkennen, daß die letzten Jahrzehnde viel, sehr viel in jenen Zuständen geändert haben, deren Du gedenkst? Haben wir uns nicht lange vor den Freiheitskriegen in dem gemeinsamen Bestreben, für die Erhebung des Vaterlandes zu wirken, mit Personen aller Stände, mit den Mitgliedern des ältesten Adels in nie zu vergessender Begeisterung und Einigkeit zusammengefunden? Habt ihr nicht Mann an Mann in Reihe und Glied gestanden, der Bürger wie der Edelmann?

Ja, entgegnete Paul, und es ging ein düsterer Schatten über seine festen, ernsten Züge, ja, so lange Noth am Manne war, so lange der Mann seinen Mann zu stehen hatte und man die Landwehr brauchte, sich des Feindes zu erwehren! — Er hielt wie im Nachdenken eine kleine Weile inne. Dann sprach er mit ernstem Gewichte: Die Spanne Zeit, die seitdem ver-

flossen, ist kurz genug; aber blicke um Dich und frage heute nach, und Du wirst erfahren, was Dich nicht erfreut! Wo ist die Freundschaft der Gräfin Rhoden geblieben, die zur Zeit des Tugendbundes ohne Dich kaum leben zu können behauptete? Wo zeigt sich noch die große Verehrung, welche Hildegard für Dich hatte? Seit der Freiherr von Arten ihnen ein Asyl in seinem Schlosse angeboten hat, seit die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, ist jene Freundschaft sehr schweigsam geworden, und von Hildegard's Verehrung ist auch nichts mehr zu hören. Und vollends nun im Heere! Wir Landwehrmänner sind, wie es sich gebührt, zu unserem Herde, zu unserer Arbeit, zu einer schaffenden Thätigkeit zurückgekehrt. Die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, verlangen ihre Heilung. Die Junker aber stehen und bleiben in der Armee nach wie vor, auch im tiefsten Frieden, in Reihe und Glied beisammen, und schon jetzt wieder fühlen sie sich als die alte Kaste. Nur noch eine kleine Geduld, und sie werden es vergessen haben, daß es nicht eine, daß es sicherlich nicht ihre Kaste allein gewesen ist, welche das Joch der Fremdherrschaft von uns genommen hat, sondern daß der König seinen Thron und wir unsere Befreiung der großen, ganzen Masse des Bürgerstandes zu verdanken haben, der sich mit seiner überwiegenden Zahl und Kraft in den Kampf gestürzt und geholfen hat, ihn glorreich auszufechten.

Er stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. Da gesellte sich Davide abermals zu ihm, und ihren Arm wieder in den seinigen legend, fragte sie: Du bist also entschlossen, das Verlangen des Freiherrn nicht zu erfüllen?

Ja, denn es ist sicherlich das Klügste, was ich thun kann.

Die beiden Frauen schwiegen; aber Paul konnte bemerken, daß es ihm dieses Mal nicht gelungen war, sie zu seiner Meinung hinüberzuziehen, und er wollte eben das Gemach verlassen, um dem Freiherrn zu melden, daß er dessen Wünschen nicht entsprechen könne, als Seba ihn mit der Bitte anging, ihr zu

Liebe von seinem Vorsatze abzustehen. Sie behauptete, man dürfe im besonderen Falle, und er dürfe gerade in diesem besonderen Falle es den Einzelnen nicht entgelten lassen, was man gegen die Gesammtheit, welcher jener zufällig angehöre, einzuwenden habe. Wer sich geistiger Freiheit rühmen könne, habe vielmehr die sittliche Aufgabe, die weniger Freien so viel als möglich an sich heranzuziehen, um ihnen den Weg zu richtigeren Anschauungen zu eröffnen; und als Paul darauf den Einwand machte, daß ihre Güte sie zu falschen Schlüssen und Urtheilen verleite, erklärte sie, daß, wie sie auch irren möge, sie sich doch von dem guten Herzen und der guten Sinnesart des jungen Freiherrn völlig überzeugt halte. Schon daß Renatus sich eben an Paul wende, verbürge ihr, wie die Erfahrungen der letzten Jahre für Renatus Frucht getragen hätten. Es könne ihm ja in seiner Familie, unter seiner Bekanntschaft nicht an Personen fehlen, die ein solches Vertrauensamt zu übernehmen nicht anstehen würden. Wenn er trotzdem es eben Paul zu übertragen wünsche, dessen Abstammung von dem verstorbenen Freiherrn Franz für Renatus kein Geheimniß sei, wenn er einen Bürgerlichen, dessen auf Freiheit gegründete Gesinnungen er kenne, wenn er endlich einen Kaufmann zum Berather und Vertrauensmanne der Familie zu machen sich entschließe, von dessen weitgreifender Thätigkeit, von dessen energischer Handlungsweise er vielfach durch sie selber habe sprechen hören, so leiste dieses alles dafür Bürgschaft, daß Renatus von der gegenwärtigen Zeit und von dem, was ihm selber Noth thue, mehr, weit mehr begriffen habe, als Paul anzunehmen scheine. Sie wiederholte darauf ihre Bitte mit dem Zusatze, daß Paul nach ihrem Empfinden ein entschiedenes Unrecht thun würde, einen Rath- und Beistandsuchenden, der, Paul möge sagen, was er wolle, doch immer seines Vaters Sohn, sein Halbbruder sei, ohne alle bestimmten Gründe von sich zu stoßen; und als hätte sie in des jungen Edelmannes Seele gelesen, bemerkte sie, wie es vielleicht gerade

diese Zusammengehörigkeit, wie es wohl das Zutrauen zu dem Sohne seines Vaters sein möge, welches Renatus zu Paul hingeführt habe und ihn seine Hoffnung auf denselben setzen lasse.

Aber gerade diese letzte Muthmaßung fand vor dem Verstande Paul's nicht Gnade. Ich begehre eines solchen ererbten und auf keine vernünftigen Gründe zurückzuleitenden Vertrauens nicht, am wenigsten, wo ich's nicht theile! versetzte er kurz.

Als dann aber auch Davide in ihn drang, den Bitten der Cousine nachzugeben, als sie ihm versicherte, daß es sie glücklich machen und daß sie stolz darauf sein würde, wenn er der Arten'schen Familie mit großmüthiger Freiheit des Sinnes beistehen wolle, wenn sie ihn auch bei diesem wie bei jedem anderen Anlasse um seiner hülfreichen Selbstlosigkeit willen verehren dürfe, sagte er: Alle Eure Vorstellungen beweisen mir nur, daß auch in Euch die in Europa leider noch so verbreitete Voreingenommenheit für die alten Familien und die alten Namen tiefer wurzelt, als ich nach meinen und Euren Erfahrungen zu vermuthen Ursache hatte. Aber sei es drum; vielleicht erhaltet Ihr einen neuen Beitrag zur Menschenkenntniß und zur Kenntniß des Adels, der Euch aufklärt! Ihr sollt Euren Willen haben! Und es wird nicht an mir liegen, wenn sich Dein Begehren, liebe Seba, daß ich dem Sohne Deiner Freundin nützlich werden möchte, nicht erfüllt, wie Du es wünschest!

Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er sie. Aber noch in derselben Stunde schrieb er dem jungen Freiherrn, daß er bereit sei, sich der Oberaufsicht über seine Angelegenheiten und, wenn die gerichtlichen Schritte deshalb gethan sein würden, auch der Vormundschaft über den Knaben Valerio bis zu Renatus' Rückkehr zu unterziehen. Doch werde es ihm, im Hinblicke auf die eigenen, ihn vollauf in Anspruch nehmenden Geschäfte, sehr erwünscht sein, die Heimkehr des Freiherrn nicht in zu ferne Zeit hinausgeschoben zu sehen.

# Achtes Capitel.

Der Herbst, welcher im Norden sich nur selten und nie auf lange Zeit als ein freundlicher Vermittler zwischen dem Sommer und dem Winter zeigt, entlehnt in den glücklicheren Himmelsstrichen dem Sommer seine Wärme, dem Winter seine Klarheit, und niemals hatte er schöner und beständiger auf die Erde und auf das ohnehin so freundliche Paris hinabgeblickt, als in dem warmen, schönen Jahre von achtzehnhundert und siebzehn.

Die Blätter waren bereits lange von den Bäumen abgefallen, die Sonne ging schon früh zur Ruhe, aber die Mittage waren noch hell und warm wie in der besten Jahreszeit, und die Herzogin machte noch alltäglich ihre Fahrten in das Freie, obschon eine gewisse Veränderung mit ihr vorgegangen war. Nicht daß ihre Körperkräfte abgenommen hätten. Sie war immer noch um die gewohnten Stunden sichtbar, schrieb Briefe, empfing Besuche, fuhr zu den kleinen Zirkeln des Königs an den Hof; aber wer wie Renatus Gelegenheit hatte, sie genauer zu beobachten, dem konnte es nicht entgehen, daß sie nicht mehr die volle Herrschaft über sich besaß, daß es ihr oft schwer fiel, den Anschein der gleichmäßigen Ruhe zu behaupten, die sonst nie von ihr gewichen war, und daß irgend etwas sie innerlich aufrege und ungeduldig mache.

Trotz der schmeichlerischen Nachgiebigkeit, mit welcher sie Eleonoren begegnete, deren zurückweisende Kälte sich beständig

gleich blieb, sah Renatus es, wie unablässig die Herzogin ihre Nichte beobachtete, und so oft die Letztere mit ihm im Besonderen gesprochen hatte, mußte er sich auf irgend welche Erörterungen und Fragen gefaßt halten, die sich stets auf Eleonoren bezogen und denen zu stehen seinem Ehrgefühle allmählich so lästig ward, daß er trotz des Wohlgefallens, welches er an der Gesellschaft der Herzogin hegte, sich oftmals versucht fühlte, auf ihre Gastfreundschaft Verzicht zu leisten. So oft er es jedoch am Abende unerfreulich gefunden hatte, zwischen den beiden einander mißtrauenden Frauenzimmern zu leben, und so oft er es sich vorgenommen hatte, am andern Morgen der Herzogin zu sagen, daß sein Dienst ihn nöthige, ihr Haus zu verlassen und eine Wohnung in der Nähe seines Chefs zu suchen, so fehlte ihm, wenn er das Wort aussprechen sollte, der Muth dazu.

Volle zwei Jahre hatte er jetzt im Hause seiner Beschützerin gelebt, und es lag in den äußerlich ruhigen und glatten Lebensgewohnheiten dieses Hauses etwas Verführerisches, etwas, das ihm die Seele einspann und gefangen nahm. Er konnte sich es gar nicht mehr denken, daß er nicht morgen oder übermorgen und heute eben so wie gestern diese breite und gelinde Treppe hinabsteigen, daß er morgen die Herzogin nicht bei guter Zeit in ihrem Zimmer aufsuchen und sie in ihrer anmuthigen Weise die Vorgänge des Tages und die Ereignisse am Hofe besprechen oder sie von den Zeiten erzählen hören werde, in denen man seines Lebens anders und besser froh zu werden verstanden habe, als jetzt.

Wenn er erwachte, fragte er sich: Wie wird die Gräfin heute aussehen? Was wird sie heute vorhaben und unternehmen? Wenn er in die Gemächer der Herzogin trat, suchte sein Auge Eleonoren, und es kam ihm vor, als beginne sein eigentliches Tagewerk mit der Minute, in welcher er ihrer ansichtig ward, in welcher seine Blicke sich auf der vollendeten Schönheit ihrer

Gestalt und ihres Antlitzes ergingen. Sein militärischer Dienst ward ihm jetzt lästig. Der Umgang mit seinen männlichen Altersgenossen, alles, was ihn bei dem ersten Eintritte in Paris und in diese Gesellschaft gefesselt hatte, dünkte ihm nicht mehr wichtig, nicht mehr reizend, wenn es ihn von Hause fern hielt. Eleonore zu betrachten, zu sehen, wie die verschiedenen Gemüthsbewegungen sich in ihrem Angesichte malten, zu errathen, was sie denke, sich vorzustellen, was sie sagen werde, sich zu freuen, wenn seine Voraussicht ihn nicht betrogen hatte und er sich also rühmen durfte, daß er sich in Uebereinstimmung mit ihr befunden habe, das waren ihm Genüsse und Freuden, gegen welche alles Andere für ihn verblaßte.

Er merkte es nicht, daß wieder ein Sommer entschwunden war, daß wieder ein Herbst vorüberging und der Winter seine Herrschaft geltend machte. Er lebte wie in einer besonderen Welt, wie unter dem Einflusse eines Zaubers; und so groß war die Gewalt desselben, daß er sich über den Zustand gar nicht wunderte, in welchem er sich befand, sondern, daß er ihm als der natürliche, als der einzig mögliche erschien. Er war heiter und es war ihm wohl. Das war alles, was er fühlte, was er dachte, wenn nicht Briefe aus der Heimath ihn in seinem Frieden stören kamen.

Eleonorens Herbigkeit hörte allmählich auf, ihn zu verletzen. Er war es gewohnt worden, daß sie ihrer Tante kalt begegnete. Der Stolz, die Herbigkeit paßten so vollkommen zu ihrer eigenartigen Schönheit, und er selber hatte ja seit der Stunde ihres ersten Begegnens sich niemals über sie beklagen dürfen. Wie ihm ihre Weise, so war auch der Gräfin seine Gesellschaft mit der Zeit lieb und vertraut geworden. Sie fragte ihn um die Stunden, welche sein Dienst beanspruchte, sie ließ sich von ihm berichten, was er erlebt hatte, wenn er außer dem Hause gewesen war; er konnte darauf rechnen, daß

sie ihn immer, auch in der bewegtesten Gesellschaft, mit Vergnügen in ihre Nähe kommen sah, und wie eine Fürstin gestand sie sich das Recht zu, stets über ihn zu verfügen, sei es, daß sie ihn aufforderte, sie zu Pferde bei ihren Spazierritten zu begleiten, oder daß sie sich ihm im voraus für die Tänze zusagte, für welche sie ihn bei einem bevorstehenden Feste zu ihrem Partner zu haben wünschte. Selbst über seine Anhänglichkeit an ihre Tante rechtete sie nicht mehr mit ihm, weil seine Aufmerksamkeit für die Greisin sie mancher Verpflichtungen und jener kindlichen Dienstleistungen enthob, denen sie sich immer nur widerstrebend unterzogen hatte.

Aber nicht allein Eleonore hatte dem deutschen Edelmanne ihre Gunst zugewendet, der Abbé war ihr darin zuvorgekommen, und es hatte sich zwischen diesen drei, einander durch ihre Lebenslage so unähnlichen Personen eine Freundschaft herausgebildet, welche Niemandem entging und welche die ungeduldige Aufregung der Herzogin veranlaßte. Denn diese Freundschaft konnte ihr, darüber täuschte sie sich nicht, so gefährlich als nützlich werden, konnte ihren Planen dienen oder sie durchkreuzen, und die Fäden, durch welche diese drei Menschen zusammenhingen, waren so eigenthümlich verschlungen, berührten die Wünsche der Herzogin so mannigfach, daß sie Anstand nahm, Hand daran zu legen, während sie es für nöthig hielt, beständig ihr Auge auf dieselben gerichtet zu halten.

Seit ihre Nichte herangewachsen, war die Verbindung derselben mit dem Prinzen Polydor der vorherrschende Gedanke der Herzogin gewesen, und seit man nach Frankreich zurückgekehrt, hatte sie selber den Abbè mit der gegen diesen offen ausgesprochenen Absicht in ihr Haus gezogen, daß er die Bekehrung Eleonorens, welche ohnehin dem strenggläubigen und äußerst kirchlichen Hofe ein wohlgefälliges Ereigniß sein mußte, unternehmen möge. Sie hatte sich dabei sorgfältig gehütet, es dem

Abbé zu vertrauen, welche Hoffnungen sie auf Eleonorens Uebertritt zur katholischen Kirche baue, und der gewandte Weltmann hatte zu viel Umsicht und zu viel gute Erziehung besessen, um errathen zu lassen, daß ihm klar sei, was man ihm zu verbergen noch für angemessen fand. Nur von Eleonorens Seelenheil war zwischen ihm und der Herzogin die Rede gewesen, nur im Hinblick auf dieses hatte die Herzogin die Besorgniß ausgesprochen, daß ihr und des Abbé's Einfluß auf Eleonore sich nothwendig jetzt verringern dürfte, da Eleonore mit ihrem letzten Geburtststage ihre gesetzliche Volljährigkeit erreicht habe, nach welcher es allein von ihrem Ermessen abhing, ob sie noch in Frankreich, ob sie in dem Hause ihrer Tante bleiben, oder dasselbe verlassen wolle, um ihren Wohnsitz in ihrem englischen Stammschlosse oder wo sonst immer aufzuschlagen.

Indeß der Tag ihrer Volljährigkeit war zu Ende des Jahres achtzehnhundert und siebzehn vorübergegangen, und die Gräfin, welche diesen Tag sonst so lebhaft herbeigesehnt hatte, verweilte noch in Frankreich, verweilte noch im Palast Duras. Sie schien jetzt den Aufenthalt in demselben nicht mehr so drückend zu finden, als sonst. Aber wie sehr die Herzogin auch gewünscht hätte, vermochte sie dennoch nicht, diese Sinnesänderung auf ihre Rechnung zu schreiben oder als eine ihren Absichten günstige zu deuten. Selbst ein weniger scharfes Auge und eine Frau, die weniger herzenskundig gewesen wäre, als sie, konnte sich nicht darüber täuschen, was Eleonore in ihrem Hause festhielt, und doch konnte sie trotz der Besorgnisse, welche sie erfüllten, gar nichts thun, dieselben zu vermindern. Sie hatte sich selbst die Hände gebunden und sich mit gebundenen Händen an eine Kraft und an eine Energie überantwortet, welche die ihrige um ein Großes übertrafen.

Wenn die Herzogin ihre Nichte darauf aufmerksam zu machen versuchte, daß deren Gesinnungen in Bezug auf die

katholische Kirche und ihr Mißtrauen gegen den katholischen Klerus sich wesentlich geändert hätten, so entgegnete Eleonore ihr, daß sie mit ganzem Herzen an ihrem alten Bekenntnisse festhalte. Sie versicherte, daß zwischen ihr und dem Abbé von religiösen oder gar von kirchlichen Fragen äußerst selten die Rede sei und daß sie keinen Anlaß habe, von dem Klerus, dessen Thun und Treiben ihr verdächtig und unheilvoll erscheine, eine bessere Meinung zu fassen, weil ihr das seltene Glück zu Theil geworden sei, unter demselben einem Manne zu begegnen, dessen tiefe Bildung und Gelehrsamkeit sie fördere, und dessen weiter, freier Blick sich über die engen Schranken zu erheben wisse, in welche der Beruf, den er vielleicht zu frühzeitig und ohne genaue Kenntniß seiner eigenen Begabung und Natur erwählt habe, ihn zu bannen strebe. Rühmte man in Eleonorens Beisein, wie man es überhaupt zu thun gewohnt war, die strengen Gesinnungen und den kirchlichen Eifer des Abbé, so schien seine junge Anhängerin dies nicht zu hören, und die Herzogin, der nichts entging, hatte es bei den mannigfachsten Anlässen wahrgenommen, wie der schnelle und leuchtende Blick ihrer Nichte dann das Auge des Geistlichen suchte und von ihm mit einem verständnißvollen Lächeln begrüßt und aufgenommen wurde.

Eleonore hatte es auch durchaus kein Hehl, wie sie den Abbé hochschätze und verehre. Sie rühmte es von ihm und auch von sich, daß die völlige Verschiedenheit ihrer religiösen Ueberzeugungen, daß die Ungleichheit ihres Alters und ihrer Lebensverhältnisse sie nicht gehindert habe, Freunde zu werden, weil sie beide selbstgewisse und ein Ziel verfolgende Charaktere seien; und wenn die Herzogin ihr warnend zu überlegen gab, wie eine solche Freundschaft ihre Gefahren für beide Theile habe, so antwortete die Gräfin mit der Entschiedenheit, welche ihr angeboren und in den letzten Jahren unter der Leitung ihres neuen Freundes noch sehr gewachsen war: sie zweifle nicht, daß

eine solche Erinnerung für die meisten Fälle sehr berechtigt wäre; sie aber kenne den Abbé, und dieser kenne sie. Man möge sie gewähren lassen, wenn man sie nicht zwingen wolle, sich durch eine Uebersiedelung in ihre Heimath jeder lästigen Beeinflussung für immer zu entziehen und ihre Freunde, denn auch Herr von Arten sei ihr ein werther Freund geworden, in der ihr wünschenswerthen Unabhängigkeit und Freiheit in Haughton Castle zu empfangen.

Je länger diese Verhältnisse bestanden, um so beunruhigender wurden sie für die Herzogin. Sie mußte sich sagen, daß ihre Nichte nur deshalb noch in ihrem Hause lebe, weil sie voraussehe, daß der Abbé sich nicht leicht entschließen würde, den Hof zu verlassen und auf die Vortheile zu verzichten, welche die stets wachsende Gunst des Königs ihn und durch ihn seine Kirche hoffen ließ. Wollte die Herzogin ihre alten Plane noch zur Ausführung bringen, so mußte sie jetzt mehr als jemals darauf denken, den Abbé selber zu ihrem Werkzeuge zu machen. Dieses zu ermöglichen, gab es aber nur noch Einen Weg, und sie beschloß, ihn einzuschlagen.

# Neuntes Capitel.

Das Leben am Hofe hatte seit der Rückkehr der Bourbonen eine völlige Umwandlung erlitten. Die körperliche Unbehülflichkeit des Königs und die mannigfachen Beschwerden, welche ihn im Winter heimzusuchen pflegten, hatten ihn einer spät dauernden Geselligkeit abhold und die großen Feste in seiner persönlichen Hofhaltung allmählich seltener gemacht.

Wir sind eine Gesellschaft alt gewordener junger Leute, welche versäumte Freuden nachzuholen haben! konnte man den König, wenn er sich leidlich wohl und in guter Stimmung befand, bisweilen gegen seine Zeitgenossen und Günstlinge äußern hören; aber es schienen vorzüglich die Freuden der Tafel zu sein, welche der König damit meinte, und wer Gelegenheit hatte, ihn bei denselben zu beobachten, konnte sich versucht fühlen, seine Behauptung wahr zu finden, obschon es fast lauter Greise und Matronen waren, welche die Tafelrunde des alten Königs bildeten.

Eines Abends, als man sich im kleinen Speisesaale von der Mahlzeit erhoben und sich in das angrenzende Gemach begeben hatte, in welchem man den Kaffee einzunehmen pflegte, schien der König, der eben in der letzten Zeit viel von der Gicht zu leiden gehabt hatte, sich schmerzensfrei zu fühlen und deßhalb besonders gut gestimmt zu sein. Die Lakaien, welche ihn in seinem Rollsessel aus dem Speisesaale an den Kamin des Nebenzimmers gefahren hatten, waren zurückgetreten und die dienst-

thuenden Kammerherren hielten sich in seiner Nähe, um diejenigen Personen, denen der König die Gnade seiner Unterhaltung angedeihen lassen wollte, sofort herbeizurufen.

Schon hatte der König Diesen und Jenen zu sich entboten, und noch immer stand die Herzogin, der Anstrengung solches Dienstes von frühe her gewohnt, fest und aufrecht da, als ob die Last der Jahre sie nicht beugen, als ob keine körperliche Schwäche sie anfechten könne, wenn die Gnadensonne der Majestät sie anstrahle und erwärme. Sie kannte die Weise des Königs, sich zuerst diejenigen Personen vorführen zu lassen, welche er mit wenig Worten abzufertigen gedachte, um sich dann in behaglichem Geplauder mit den bevorzugteren Gästen und mit seinen Günstlingen zu ergehen. Einen nach dem Andern sah die Herzogin vortreten und entlassen, ohne daß ihr feines Lächeln von ihren schmalen Lippen wich, ohne daß ihre welke Hand den Fächer auch nur in einem Augenblicke lebhafter bewegte, als die schöne Form es erheischte, oder ihre Haltung ermüdeter geworden wäre.

Endlich ertheilte der König selber mit einer auffordernden Frage ihr die Erlaubniß, sich ihm zu nahen, und auf ein leises Zeichen schob der dienstthuende Edelmann ihr das Tabouret herbei, das am Hofe der Bourbonen zu allen Zeiten der Ehrgeiz und das Vorrecht der Herzoginnen gewesen war.

Würdevoll, wie es ihrem Range, wie es ihrem Alter ziemte, und doch mit einer Leichtigkeit, welche es kund gab, daß es hier nicht auf ein langes Verweilen abgesehen sei, hatte die Herzogin das ihr zustehende Tabouret eingenommen. Der König fragte gnädig nach ihrem Ergehen, aber noch ehe sie ihm darauf die Antwort geben können, nannte er jene Frage selber eine müßige.

Man braucht Sie nur zu sehen, sagte er, um sich zu überzeugen, wie sehr Sie Sich getreu geblieben sind. Immer noch unwiderstehlich in Ihrer Liebenswürdigkeit, wissen Sie der Zeit zu widerstehen, wie Sie einst den Huldigungen der Männer

widerstanden haben. Die Unwiderstehlichkeit ist erblich unter den Frauen Ihres Hauses, das thut uns Ihre schöne Nichte dar.

Die Herzogin nahm die Gnade des Königs, wie es sich gebührte, auf, und sie war selbst zu sehr eine Künstlerin in der Unterhaltung, um nicht wirklich eine Freude an der epigrammatischen Form zu haben, in welcher der König sich ausgedrückt hatte. Aber während sie sich in warmen Dankesbezeigungen erging, vergaß sie es nicht, seufzend hinzuzufügen, daß es Familien-Eigenthümlichkeiten gebe, die man nicht wünschen dürfe, fortgeerbt zu sehen.

Ich hoffe, daß Sie zu diesen Gaben nicht die Schönheit, nicht die ewig jugendliche Anmuth des Geistes zählen, warnte sie der König. Bedenken Sie, daß es nicht süßer ist, die Schönheit zu besiegen, als sich von ihrer Macht besiegt zu fühlen!

Wie schön! rief die Herzogin, indem sie beistimmend ihr Haupt neigte. Man muß, wie Eure Majestät, die klassische Bildung mit französischem Geiste einen, um diese Wendungen zu finden! Aber, fügte sie seufzend hinzu, wenn Schönheit ohne Gnade ist, so hört sie auf, ein Gegenstand der Liebe, der Verehrung zu sein, und sie wird furchtbar!

Oh, rief der König, den diese Weise der Unterhaltung, wie sie in den Tagen seiner Jugend Mode gewesen war, immer noch erheiterte, weil er sich in ihr jung erschien und sich seiner mannigfachen geselligen Vorzüge angenehm bewußt ward, eine solche Schönheit ohne Gnade würde auch vor unseren Augen keine Gnade finden! Aber ich fürchte, es ist mehr als ein allgemeiner Satz, den Sie hier ausgesprochen haben, und ich errathe, wer die schöne Unerbittliche ist, an die Sie dabei dachten.

Niemand als der König konnte die Antwort der Herzogin vernehmen, Niemand hörte, was er ihr entgegnete; aber Aller Augen waren auf sie gerichtet, denn die Unterredung währte

noch eine Weile fort, und keinem von allen seinen Gästen hatte der König ein so langes Zwiegespräch gegönnt.

Wovon konnten sie sprechen? Weßhalb lächelte der König so anmuthig? Woher glänzten die Augen der Herzogin in einem Feuer, das ihrer Jahre spottete, als sie sich endlich von ihrem Sitze erhob und dem Könige mit tiefer Verbeugung, welche kunstreich zu machen Niemand besser als sie verstand, ihren heißen Dank aussprach? —

Der König ließ sich langsam durch den Saal fahren, um jedem der Anwesenden, die jetzt, wie es sich gebührte, wieder im Kreise umherstanden, ein Wort zu sagen. Als die Reihe an die Herzogin kam, lächelte er wieder eben so freundlich, als vorhin, und so laut, daß es Keinem entgehen konnte, sprach er: Verlassen Sie Sich auf mich! Ich mache Ihre Sache zu der meinigen; verlassen Sie Sich auf mich!

Dann trat der Ober-Ceremonien-Meister vor, der König winkte den Anwesenden mit einer Neigung des Hauptes und der Hand seinen Abschiedsgruß zu, und langsam den Rollsessel fortbewegend, fuhren die Kammerdiener den Monarchen durch die lange Reihe der Gemächer nach seinen Wohnzimmern, während die besondere Gnade, deren die Herzogin genoß, und die geheimnißvollen Worte, welche er ihr zugerufen hatte und die auf ein völliges Einverständniß schließen ließen, die Hofleute sammt und sonders in Aufregung und Verwirrung setzten.

Die wundersamsten Vermuthungen wurden ausgesprochen und fanden Glauben. Daß die Herzogin durch die Gnade des Königs, ohne all ihr Zuthun, wieder in den Besitz von Vaudricourt gekommen war, und daß der König ihr zugesagt hatte, sobald er im Stande sein werde, die Reise durch die Provinzen anzutreten, in Vaudricourt bei ihr zu rasten, das hatte schon lange festgestanden; aber man hatte kein sonderliches Gewicht darauf gelegt, da man wußte, daß der König zwar von Reisen

sprach, daß er aber ihre Unbequemlichkeit scheute. Was also hatte er ihr verheißen? Was hatte sie begehren können? Was konnte ihr so sehr am Herzen liegen, daß sie Seine Majestät damit zu behelligen wagte?

Persönlicher Ehrgeiz konnte die hochbetagte Frau nicht antreiben, dem Könige beschwerlich zu fallen; wo jedoch Viele sich zu gleichem Zwecke vereinen, braucht man an dem Erfolge nicht zu verzweifeln, und noch hatten die letzten Gäste des Königs das Schloß der Tuilerieen nicht verlassen, als der dienstthuende Kammerherr sich erinnerte, wie Seine Majestät zu Anfang jener Unterredung von einer unbesieglichen Schönheit gesprochen habe; und man kannte den unternehmenden Geist der Herzogin genugsam, um ihr ein Wagniß zuzutrauen, wenn sie nur durch ein solches an ihr Ziel gelangen konnte. Von Mund zu Mund sprach sich die Ueberzeugung aus, daß der König es der Herzogin zugesagt habe, den Freiwerber des Prinzen Polydor bei der Gräfin Haughton zu machen, und als an einem der folgenden Tage der König einen jener Tagbälle ansagen ließ, welche unter seiner Herrschaft am Hofe bisweilen abgehalten wurden, brachte man denselben mit dem Ereignisse in Verbindung, das den ganzen Hof beschäftigte und von dem man selbst in den stillen Sälen des erzbischöflichen Palastes reden hören konnte.

Es war gegen den Abend hin, als der Abbé im Vorsaale des Erzbischofs auf den Augenblick wartete, in welchem er den Zutritt zu demselben erhalten konnte. Ein eigenes Handbillet des Kirchenfürsten hatte ihn aufgefordert, sich bei ihm einzustellen, und ruhig, wie seine ganze Haltung es immer war, saß der Abbé an einem der hohen Fenster und las bei dem letzten Scheine des Tages in seinem Brevier.

Eine Viertelstunde mochte so hingegangen sein, als ein Ordensgeistlicher das Empfangszimmer Seiner Eminenz verließ

und der Kammerdiener dem Abbé die Kunde brachte, daß er jetzt erwartet werde.

Es ist lange her, Herr Abbé, redete der Erzbischof ihn an, daß ich Sie nicht bei mir gesehen habe, und ich hatte Ihren Besuch seit einiger Zeit erwartet, weil ich eine Nachricht von Ihnen zu erhalten hoffte, an welcher man nicht allein von unserer Seite Theil nimmt. Sie haben, ich weiß es, gestern wieder die Gnade genossen, von Seiner Majestät im Besonderen empfangen zu werden. Wovon hat Seine Majestät zu Ihnen gesprochen?

Der Erzbischof war schon ein Mann bei Jahren. Das Licht einer von der Decke herabhängenden doppelarmigen Lampe beleuchtete seine hohe Stirn und ließ jeden seiner feinen und scharfen Züge erkennen, wie er in seinem hochlehnigen Sessel fest und aufrecht da saß, während seine Hand, an welcher der Fischerring erglänzte, auf der breiten Seitenlehne ruhte. Auf dem Tische vor ihm lagen Briefschaften, Papiere, Akten, Druckschriften und Bücher aller Art, theils in Päcken sorgfältig gesondert, theils zur Unterzeichnung vorgelegt und ausgebreitet. Es war ein edler Raum, einfach und doch fürstlich ausgestattet. Der Abbé war in demselben wohl zu Hause.

Als sein Auge über den Schreibtisch des Erzbischofs hinglitt, entdeckte sein sicherer Blick trotz dieser Schnelle auf einem der Briefe, die zur Rechten des Erzbischofs lagen, eine schöne, freie weibliche Handschrift, die ihm sehr genau bekannt war und die hier zu sehen ihn, wie gut er sich auch zu beherrschen gelernt hatte, doch erschreckte.

Da Eurer Eminenz nicht daran gelegen sein kann, hob er, sich schnell fassend, an, von mir Auskunft über die philologischen Fragen zu erhalten, mit denen Seine Majestät sich zu beschäftigen geruhten, so darf ich wohl ohne Weiteres berichten, daß Seine Majestät sich über dieselbe Angelegenheit geäußert haben, die mir,

wie ich vermuthe, die Ehre zugewendet hat, heute von Eurer Eminenz hierher beschieden und empfangen zu werden.

Sie haben das Richtige gefunden, Herr Abbé, sprach der Erzbischof mit einer kaum merklichen Neigung seines Hauptes. Dann wies er den Abbé an, sich zu setzen, und sagte: Es sind jetzt drei Jahre her, daß die Frau Herzogin von Duras gegen mich das natürliche und fromme Verlangen äußerte, ihre Nichte, die einzige ihr lebende Blutsverwandte, zu unserer Kirche zurückgeführt zu sehen; und wenn ihr auch der Vorwurf nicht zu ersparen war, daß sie ihrer Zeit sehr übel daran gethan hatte, die Verbindung ihres verstorbenen Bruders mit einer Nichtkatholikin zu betreiben, so war ich es doch wohl zufrieden, als sie das fromme Werk in Ihre Hand gelegt zu wissen begehrte, zu dem wir selber uns des Besten versehen zu können meinten. Woran liegt es, daß die Gräfin Haughton sich noch immer den ihr zugedachten Segnungen entzieht?

Der Abbé schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Die Frage, welche Eure Eminenz mir vorlegen, und die Art, in welcher Sie mir dieselbe vorlegen, beweist mir, daß Sie nicht an meinem Eifer zweifeln, und macht es mir möglich, mich einfach zu erklären. Wie die Frau Herzogin durch ihre Neigung, Ehen zu stiften, einst den Marquis von Lauzun zu der Ehe mit einer Protestantin hintrieb, so hindert ihr Verlangen, die Gräfin Haughton mit dem Prinzen von Chimay zu vermählen, den Uebertritt derselben. Hätte die Frau Herzogin die Klugheit und die Mäßigung besessen, ihrer Nichte die Plane, welche sie hegte, zu verbergen, so würde sicherlich schon lange geschehen sein, was wir wünschen und für das Seelenheil der Gräfin hoffen müssen.

Der Erzbischof ließ die Antwort gelten.

Sie wissen, daß Seine Majestät sich für die gedachte Heirath ausgesprochen hat? sagte er.

Seine Majestät haben, wie ich vorhin die Ehre hatte Eurer

Eminenz zu sagen, die Gnade gehabt, sich auch gegen mich dahin zu äußern.

Was haben Sie darauf geantwortet?

Der Abbé richtete sich hoch auf, und mit einem Tone, dessen Festigkeit sehr gegen die Unterordnung abstach, die er bis dahin gegen seinen Vorgesetzten kund gegeben hatte, sprach er: Ich habe geantwortet, was meine Pflicht und mein Gewissen mir geboten. Ich habe geantwortet, daß ich die Bekehrung der hochbegabten jungen Gräfin als eine mir von Gott zugewiesene heilige Aufgabe betrachte, daß ich mit allen meinen Kräften danach strebe, ihrem Auge das Licht der Wahrheit, ihrer Seele die Gnade zuzuführen, aber daß ich meine Hand nicht dazu bieten könne, die Gräfin in ein Eheband zu verstricken, das durch die Nähe ihrer Blutsverwandtschaft mit dem Prinzen ein verbotenes, das in den Augen unserer Kirche ein Incest ist.

Es entstand eine Pause; der Erzbischof befand sich in einer unangenehmen Verlegenheit, und er wußte, daß sein Untergebener klug und umsichtig genug war, die schwierige Lage vollauf ermessen zu haben, in welche er ihn mit dieser Wendung der Angelegenheit versetzt hatte.

Als Fürst und Diener der Kirche hatte der Erzbischof es zu loben, wenn ein Diener der Kirche das Gebot derselben über den Willen des Staatsoberhauptes stellte. Er sah es auch nicht ungern, wenn der König dieser Glaubenstreue oder diesem hierarchischen Gehorsam in seiner Nähe begegnete, und doch hatte man zugleich allen Grund, die besonderen Wünsche und Meinungen des Königs zu schonen und sie zu fördern, weil er seinerseits sich der Kirche in jedem Punkte großmüthig und ergeben zeigte.

Wer nöthigte Sie, zu wissen, was man der Welt geflissentlich verborgen hat? fragte endlich der Erzbischof, die mildeste Form erwählend, in welcher er seine Ansicht von der

Sache und zugleich seine Unzufriedenheit mit der Handlungsweise des Abbé's zu äußern vermochte.

Ich kannte diese Verhältnisse von Jugend auf, und mein Gewissen ließ mein Gedächtniß nicht zum Schweigen bringen, entgegnete der Abbé.

Der Erzbischof hatte sich erhoben, der Abbé war seinem Beispiele gefolgt. Sie standen einander gegenüber, beide hoch aufgerichtet, beide voll festen Willens, voll verschwiegener Entschlossenheit sich gegenseitig beobachtend, und beide mit dem Bewußtsein, wie sie, bei der wundervoll berechneten Gliederung und Einrichtung der hierarchischen Herrschaft, Einer in des Andern Schicksal einzugreifen, Einer des Andern Zukunft zu fördern oder zu beeinträchtigen vermochten.

Genießen Sie das Vertrauen der Gräfin? erkundigte sich der Greis.

Im ausgedehntesten Maße, gab der Abbé zur Antwort, und sein Ton und seine Haltung nahmen wieder die frühere Unterwürfigkeit an.

Hoffen Sie, die Gräfin von ihrem Irrglauben überzeugen zu können?

Mit Gottes Hülfe zuversichtlich.

Welchen Weg denken Sie dabei einzuschlagen?

Der Abbé schien nachzudenken, dann sagte er: Es steht bei Eurer Eminenz, mich von der Aufgabe abzuberufen, zu der Sie mich auf den ausdrücklichen Wunsch der Frau Herzogin erwählten. Sprechen Sie das Wort aus, und ich werde ohne Murren gehen, und ohne mich zu beklagen einen Anderen ernten sehen, was ich mit Vorsicht säete, mit Ausdauer zeitigte. Fehlt mir die Gewißheit, daß das Vertrauen Eurer Eminenz mit meinem Werke ist, so geht mir auch die Kraft verloren, welche der Einzelne aus dem Gedanken an die große, heilige Gemeinschaft zieht, der er angehört und der er dient. Mein Thun wird fortan ohne

Segen sein und ich werde Eure Eminenz dann nur um die Vergünstigung zu bitten haben, mich mit einer anderen Aufgabe, fern von hier, betrauen zu wollen.

Der Erzbischof blickte den jüngeren Geistlichen mit festem Auge an. Er wußte, daß der Abbé Paris nicht zu verlassen wünschen konnte. Eben deßhalb aber fragte er sich, was denselben bewegen könne, ein so gewagtes Spiel zu spielen; und die gleiche Taktik befolgend, sagte er: Die junge Gräfin Haughton ist schön und Sie sind jung, Herr Abbé! Sind Sie Ihrer selbst gewiß? Sind Sie sicher, daß sich in Ihnen keine Abneigung irgend welcher Art gegen eine Verheirathung der Gräfin regt?

Ich war um ein paar Jahre jünger und die Schönheit der Gräfin stand schon in ihrer vollen Blüthe, als Eminenz keiner solchen Frage, keiner solchen Warnung mir gegenüber nöthig zu haben glaubten. Ich bin gezwungen, Sie um Aufschluß darüber zu bitten, wer oder was mich einem solchen Verdachte unterwerfen könnte, erwiderte der Abbé, während der ganze Stolz des Priesters und des Edelmannes in seinem Antlitze sichtbar ward.

Der Erzbischof ließ sein Auge unverwandt auf dem vor ihm Stehenden haften. Die Frau Herzogin, sagte er nachdrücklich, lebt des Glaubens, daß die — die Freundschaft, welche die Gräfin Ihnen entgegenbringt, sie hindere, den Bewerbungen des Prinzen ihr Gehör zu leihen, und daß es diese Freundschaft sei, die Sie, Herr Abbé, gegen die Verbindung eingenommen habe, welcher nicht nur die Frau Herzogin, sondern Seine Majestät der König selber günstig ist.

Zum ersten Male rötheten sich des jüngeren Priesters Stirn und Wangen, aber es wäre nicht leicht gewesen, zu sagen, welche Bewegung sein Blut in Wallung brachte, und sich schnell bemeisternd, sprach er: Des Menschen Schlüsse stammen und bemessen sich aus seinem eigenen Charakter und seinen eigenen

Erfahrungen; ich habe mich also über die Frau Herzogin nicht zu beschweren, wennschon ich sie beklage. Aber wäre und empfände ich, wie sie voraussetzt, so könnte ich nichts Besseres verlangen, als die Gräfin eine Ehe schließen zu machen, in der sie, weil sie die Jüngere und an Kraft wie an Begabung in jedem Betrachte dem Prinzen überlegen ist, bald Herr und Meister sein und bleiben würde, eine Ehe, bei der ich nicht zu fürchten hätte, auf — er zögerte bei dem Worte gerade so geflissentlich, wie der Erzbischof es vorhin gethan hatte — auf die Freundschaft verzichten zu müssen, deren der trübe Sinn der Herzogin mich zeiht. Und, fügte er hinzu, ist der Prinz denn der Mann, der, wenn die religiösen Bedenken der Gräfin überwunden sind, die religiösen Ueberzeugungen in ihr zu würdigen und zu erhalten verstehen würde? Eine Natur wie die der Gräfin Haughton wird durch einen Mann wie Prinz Polydor nicht überwunden, nicht von ihrem stolzen Selbstgefühle geheilt. Sie wird, so weit ich sie beurtheilen kann, überhaupt nicht leicht zur Liebe hingerissen und durch die Liebe auch nicht gewandelt werden. Sie muß in ihrer jetzigen Wesenheit vernichtet werden, wenn sie neugeboren werden soll.

Er hatte diese letzten Worte kalt und unerbittlich wie ein Verdammungsurtheil ausgesprochen, aber sie beschwichtigten das Mißtrauen des Erzbischofs keineswegs; sie halfen ihm auch nicht aus der Verlegenheit heraus, in welcher er sich befand. Indeß der Abbé war jetzt gewarnt. Der Erzbischof hatte ihn daran erinnert, daß das wachsame Auge seiner Vorgesetzten, daß ihre gewaltige Hand über ihm sei, und mit der weisen Umsicht der weltklugen katholischen Kirche, welche es versteht, die nutzbaren Kräfte zusammenzuhalten und sich dieselben dienstbar zu machen, beschloß er, den kühnen und eigenwilligen jungen Geistlichen vorläufig gewähren und ihn selber den Weg und die Weise suchen zu lassen, auf denen er die Zwecke der Kirche, die Wünsche

des Königs und seine eigenen Absichten gleichzeitig zu fördern für möglich erachten würde. Er wendete sich von ihm und trat an seinen Schreibtisch zurück, von dem er, als komme es ihm zufällig in die Hand, ein Blatt Papier aufnahm, das er zuerst mit den Augen überflog und dann sorgfältig zu lesen schien.

Der Abbé stand ruhig wartend da, bis der Erzbischof das Papier zusammengefaltet und an seine alte Stelle gelegt hatte. Dann verneigte er sich kaum merklich und fragte, ob Eminenz ihm noch weitere Befehle zu geben habe.

Dem Erzbischof war diese Frage willkommen, und weil er dies erwartet, hatte der Abbé sie gethan. Auch war der Ausdruck des Erzbischofs plötzlich ein veränderter.

Sie haben Sich auf das Vertrauen berufen, sagte er, das man Ihnen vor vielen Anderen und schon in jungen Jahren angedeihen lassen, weil man Ihnen die Gelegenheit bereiten wollte, die Menschen kennen und Ihre eigenen Kräfte ermessen zu lernen. Sie glauben offenbar auch jetzt noch, der Aufgabe, der Sie Sich unterzogen haben, gewachsen zu sein, und Sie scheinen nach einem vorbedachten Plane zu Werke zu gehen.

Der Abbé wollte eine Erklärung, eine Bemerkung machen; der Erzbischof ließ es nicht dazu kommen. Ich verlange von Ihnen vorläufig keine Auskunft über den Weg, welchen Sie zur Bekehrung der Gräfin Haughton bis jetzt genommen haben und weiterhin zu nehmen denken. Der Erfolg oder das Mißlingen soll Ihnen, Ihnen allein, Herr Abbé, zugeschrieben werden, merken Sie es wohl, Ihnen ganz allein! Doch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß man dem milden und uns geneigten Sinne Seiner Majestät des Königs, sofern es mit dem Seelenheile der Gräfin zu vereinen ist, nicht entgegentreten darf, und Seine Majestät haben es, wie ich erfahren, der Frau Herzogin zugesagt, bei der Gräfin Eleonore des Prinzen Freiwerber zu sein.

Das war auch mir bekannt, bestätigte der Abbé, und ich

war Willens, die Gräfin noch heute darauf vorzubereiten, als Eurer Eminenz Befehl mich hierher rief.

Der Erzbischof wollte offenbar eine Bemerkung machen; er unterdrückte sie jedoch, und nach einigen auf die allgemeinen Ereignisse innerhalb der Kirche bezüglichen Worten war die Unterredung beendet. Als der Abbé sich bereits entfernen wollte, fragte der Erzbischof plötzlich: Und der junge deutsche Edelmann, der Freiherr von Arten, welcher seit dem Einzuge der Fremden in dem Hotel der Frau Herzogin verweilt und den die Gräfin ebenfalls ihrer Freundschaft würdigt — sollte er es vielleicht sein, der den Ansprüchen des Prinzen entgegensteht?

Der Freiherr von Arten ist seit Jahren heimlich verlobt, antwortete der Abbé.

Heimlich verlobt? wiederholte der Erzbischof. Davon besitzt die Frau Herzogin keine Kunde. Ist die Gräfin davon unterrichtet?

Der Abbé verneinte es. Der Erzbischof fragte, wie Jener die Kenntniß dieses Umstandes gewonnen habe, ob er der Beichtiger des Freiherrn sei.

Nein, Eminenz, ich habe es abgelehnt, ihn Beichte zu hören, als er mir sein Vertrauen zuzuwenden wünschte. Ich wollte mir die Freiheit des Handelns nicht beschränken, mir nicht eine Mitwissenschaft und damit zugleich die Pflicht aufdrängen lassen, es nöthigenfalls zu verschweigen, was der Freiherr seinen Freunden bis jetzt vorenthalten hat, daß er noch bei dem Leben seines Vaters einer ihm ebenbürtigen Dame ein Eheversprechen geleistet hat.

Und welche Gründe können ihn bewegen, das Verhältniß auch jetzt, auch nach dem Tode seines Vaters, noch nicht zu einem bindenden zu machen?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß die Neigung des Herrn von Arten für die Entfernte erkaltet und

daß sein tägliches Beisammensein mit der Gräfin auf diese Aenderung seines Sinnes nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Woher haben Sie die Auskunft über das Verlöbniß des jungen Edelmannes?

Von dem Pfarrer der Kirche, die des Freiherrn Vater auf seinem Stammgute gegründet hat. Die Verlobte des Barons lebt mit ihrer Schwester und mit ihrer Mutter in dem freiherrlichen Schlosse.

Als der Erzbischof den Abbé so wohl unterrichtet fand, erkundigte er sich, wo die Erzieherin der Gräfin geblieben sei, welche er früher mit ihr bei der Herzogin gesehen habe.

Die Gräfin ist es müde geworden, die täglichen Vorstellungen ihrer Erzieherin zu hören, sich täglich gegen das Vertrauen warnen zu lassen, mit dem sie mich beehrt. Miß Arabella ist in ihre Heimath zurückgekehrt.

Nach Haughton Castle? fragte der Erzbischof.

Nein; die Damen haben sich nicht als Freundinnen getrennt, jede Verbindung zwischen ihnen hat aufgehört, berichtete der Abbé.

Man konnte an den Mienen des Erzbischofs sehen, daß er mit dieser Kunde wohl zufrieden war. Freundlicher, als er sich ihm bis dahin gezeigt hatte, reichte er dem Abbé die Hand, der sich neigte und sie küßte. Der Erzbischof segnete ihn mit leichter Berührung seines Hauptes.

Leben Sie wohl, mein lieber Abbé, sprach er, und ermüden Sie nicht in Ihrem Werke, nicht in der Strenge gegen Sich selbst! Es sind der Wege viele, auf denen der Herr die Verirrten zu sich zurückzuführen weiß, und den Irrenden auf den rechten Pfad zu weisen, ist eines der guten Werke, denen der Gläubige sich zu unterziehen hat. Leben Sie wohl! Sie werden mir in einigen Tagen die Kunde bringen, welche Wendung diese Angelegenheit genommen hat.

# Zehntes Capitel.

Der Mond stand schon hell am Himmel, als der Abbé, von dem erzbischöflichen Palaste kommend, über die Brücke ging und sich dem schönen Uferwege zuwendete, an welchem das Palais der Herzogin gelegen war. Er hatte zu jeder Stunde des Tages Zutritt zu demselben, und auch jetzt befand er sich bereits vor dem großen Portale, aber als er die Schelle ziehen wollte, hielt er die Hand zurück. Er mochte Eleonore jetzt nicht sehen, er mochte Niemanden sehen; er mußte mit sich allein sein.

Er schlug den langen, schwarzen Mantel fest um sich und entfernte sich von dem Palaste. Bald langsam, bald in heftiger Bewegung ging er an der Seite des Flusses auf und nieder. Wie goldene Knospen schienen die funkelnden Sterne an den dichten und kahlen Aesten der Bäume zu hängen, die sich in vielfachen Reihen an dem Ufer hinziehen. Der Mond goß sein volles Licht über die prächtigen Gebäude aus, deren Fenster zum Theile hell erglänzten. Es war die Stunde, in welcher die vornehme Gesellschaft ihre Tafel hielt. Vor den einzelnen Häusern fuhren die Wagen vor, hier und dort öffneten sich gastlich die Flügel der Einfahrtsthüren. Die Stadt erschien, so weit man sie deutlich übersehen konnte, heiter und glänzend, und fern ab zeichneten sich die Spitzen der Kirchen unbestimmt und schattenhaft an dem nächtlich klaren Himmel ab.

Aber was jedem Anderen an dieser Stelle das Auge erfreut und den Sinn erheitert haben würde, was auch ihn sonst

mit Wohlgefallen erfüllt hatte, heute sah der Abbé es nicht. Ein gewaltiger Kampf durchwühlte seine Seele; in raschestem Wechsel zogen abenteuerliche Plane, wilde Vorsätze und Entschlüsse durch sein Gehirn, und aus der glühenden Leidenschaft, die in ihm brannte, loderten in einzelnen Augenblicken zuckend die Flammen der Verzweiflung in ihm empor. Und doch war es ihm nichts Neues, was er in sich wahrnahm. Er hatte auch nichts Unerwartetes erlebt. Warum traf es ihn denn so furchtbar, was er lange hatte kommen sehen? Warum zerriß sie ihm denn das Herz, die Entscheidung, die er längst getroffen hatte?

Seit er Eleonore gesehen, war er nie über die Empfindung im Zweifel oder im Unklaren gewesen, die sie in ihm wachgerufen hatte. Von früh auf zur strengsten Selbstprüfung gewöhnt, hatte er sich nicht darüber täuschen können, daß er sie mit glühendem Verlangen begehrte, daß er sie leidenschaftlich liebte, aber sein stolzer Sinn hatte sich nicht entschließen mögen, die Gefahr zu meiden; er hatte seinen geistigen Ruhm darein gesetzt, sich zu besiegen, und wie er bis dahin auf der Welt nichts Höheres gekannt hatte, als seine Kirche und ihre Macht, so hatte er sich gelobt, seine Aufgabe in ihrem Dienste zu lösen und ihr mit Verleugnung und Ueberwindung seiner selbst die starke Seele und das reiche Erbe Eleonorens zuzuführen und zu gewinnen.

Tage und Nächte hatte er mit sich gerungen in wildem Schmerze, in brünstigem Gebete. Er wußte, was Eleonore sich nie deutlich gemacht hatte, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um sie ihm anzueignen ganz und gar, und heute zum ersten Male fühlte er sich nicht sicher, daß er dieses Wort nicht sprechen, daß sein Blick ihr nicht verrathen würde, was in seiner Seele vorging.

Er sah sie, als er so umherwandelte, mit seines Geistes Augen deutlich vor sich, wie sie auf das Geständniß seiner Liebe

in seine Arme sinken, er kannte sie darauf, daß sie nicht zurückschrecken würde, mit ihm zu fliehen, um in irgend einem fernen Winkel der Erde sein Weib zu werden, das Weib des geweihten Priesters, des Meineidigen Weib. — Aber wer hinderte ihn, sich mit Offenheit von diesem Eide loszusagen? Wer hinderte ihn, einem Glauben zu entsagen, der seinem Menschenrechte, seiner Manneskraft und Würde unnatürliche Schranken setzte, unwürdige Gewalt anthat? Wer hinderte ihn, zu thun, was vor zweihundert Jahren, in den Zeiten der großen kirchlichen Umwälzung, Tausende von Priestern vor ihm gethan hatten? Was hielt Eleonoren ab, einem durch sie bekehrten Manne ihre Hand zu geben? Sie war unabhängig und reich genug, in Haughton Castle, in ihrem freien Vaterlande, von dem Gesetze unangefochten und die öffentliche Meinung stolz verachtend, glücklich mit ihm zu sein.

Die Stirn brannte ihm wie im Fieber, alle seine Pulse klopften. Trotz der winterlichen Kälte riß er den Mantel auf, entblößte er sein Haupt. Er fühlte seine ganze, ungebrochene Kraft in seinen Adern, er sah jetzt auch mit Einem Male die glänzende Anmuth der Stadt und der Gegend, er empfand die Schönheit dieser milden Winternacht. Unwillkürlich breitete er seine Arme aus, als wolle er sich mit der Natur vereinen, und ein Seufzer, der wie ein unterdrückter Aufschrei klang, riß sich aus seinem Busen los.

Es war vorüber! — Müde, wie einer, der aus einem ihn erschöpfenden Traume erwacht, ließ er sich auf eine der Bänke fallen, die unter den Bäumen stehen. Er stützte den Kopf in die Hand, sein Haupt sank schwer hernieder, schwer und still fielen ein paar glühende Tropfen aus seinen Augen auf die Wangen herab.

Nicht zum ersten Male hatte er den Kampf gekämpft, aus dem er jetzt wieder als Ueberwinder hervorging; nicht zum ersten

Male hatte sein Gewissen seine Phantasie bemeistert, aber noch nie zuvor hatte er so lebhaft wie heute den Wunsch gehegt, sich nicht gebunden zu haben oder jene ungebrochene Willenskraft, jene muthige Rücksichtslosigkeit der Menschen zu besitzen, die sich selbst als den Mittelpunkt der Schöpfung, ihr Wohlbefinden als den letzten Zweck derselben ansehen. Er? — Er konnte nicht vergessen, daß er von früher Jugend an gelernt hatte, sich als einen mitwirkenden Theil der großen Gemeinschaft anzusehen, welche sich das Recht der Herrschaft über die Geister zuerkennt, welche die Anwartschaft zu diesem Rechte aus Gottes Hand empfangen zu haben behauptet, aus der Hand des Gottes, dessen Anerkennung und Verehrung zu predigen die Aufgabe der katholischen Kirche ist. Wohin hatten sein Geist, seine Phantasie sich verirrt, daß er wachend in Träume verfallen konnte, die ein Verbrechen für ihn waren? Und was konnte andererseits die Kirche ihm denn bieten und gewähren, ihn schadlos zu halten für die furchtbare Entsagung, die er über sich genommen hatte?

Er schauderte zusammen, als er sich mit seinen Gedanken wieder auf demselben Wege, wieder auf denselben Bildern fand, von denen er sich gewaltsam abzuwenden beschlossen hatte. Er stand an dem Abgrunde, an welchem Mächtige gestanden hatten und zu Grunde gegangen waren, er erlebte und erlitt, was er selber über sich heraufbeschworen, als er sich die Kraft, die Festigkeit und den Glauben zugetraut hatte, die ihm alle jetzt versagten.

Immer wieder hatte er sich in diesen letzten Jahren wiederholt, daß er nicht zu der großen Masse jener entsagenden, demüthigen Seelen gehöre, die in frommem Glauben, in nicht wankender Hingebung an ein stilles Thun, ihres Geistes Befriedigung, ihres Herzens Beseligung genießen. Von früher Jugend auf hatten seine Lehrer und Meister ihm in der Schule und in

in den Seminarien ein weites, ein hohes Ziel gesteckt. Er hatte Herrschaft gewonnen, wo immer er mit Anderen in Gemeinschaft gewesen war, Herrschaft hatte ihm das höchste Glück, Herrschaft im Dienste der Kirche, die ihn trug, so lange er sie stützen half, das höchste, erstrebenswertheste Ziel gedünkt, und Herrschaft, Herrschaft über die Anderen, das hatte er immer gefühlt, war das Einzige, das Ersatz zu bieten vermochte für Selbstbefriedigung, für Liebe und für Glück.

Er kannte die Kirche und den Clerus, denen er angehörte. Er wußte, was der Abtrünnige von der Kirche zu erwarten hat. Er selber hatte in verschiedenen Fällen dazu mitgewirkt, dem Verirrten wie einem gehetzten Wilde die Wege zu verstellen, bis er müde und verblutend an dem Altare niedergesunken war, von dem er sich hatte entfernen wollen. Er fühlte sich nicht dazu geschaffen, solcher Verfolgung Stand zu halten, er konnte sich nicht vor sich selbst erniedrigen durch den nicht endenden Kampf, in welchen er sich unrettbar verstrickte, wenn er sich nicht überwand. Für ihn gab es nur Freiheit innerhalb des Bannes und des Eides, die er freiwillig und mit stolzem Ehrgeize über sich genommen hatte; und der bloße Gedanke, daß er als ein Büßender, als ein unwirksam Befundener, als ein Ausgestoßener vor denen stehen solle, die in ihm eine Kraft geehrt, in ihm einen künftigen Pfeiler der Kirche gesehen hatten und über die er sich einst zu erheben gehofft, ward endlich sein Erretter aus dem Zwiespalte, in dem er sich in dieser Stunde bewegt und ermattet hatte.

Aber der starke und gesunde Mensch reißt die schönste und gewaltigste seiner Kräfte, die Liebe, nicht aus seinem Herzen, ohne Schaden an seiner Seele zu leiden, und heute mehr als je zuvor hatte der Abbé es erkannt, daß er auf die Liebe nicht verzichten könne, ohne sich mit Wollust an die Herrschsucht hinzugeben, und daß es ihm nicht erspart sei, die Qualen der

Eifersucht zu leiden, auch wenn er darauf verzichte, für sich selber einen Anspruch an Glück zu erheben.

Oftmals schon hatte er es durchgekostet, wie nahe der Haß und die zum Entsagen gezwungene Liebe in ihm an einander grenzten, oftmals hatte er es mit dem kühlen Blicke eines Beobachters in sich wahrgenommen, wie die Grausamkeit sich der Seele bemächtigt, die keine milde Hoffnung für sich selber hegen darf. Warum sollte er das Weib nicht hassen, vor dem alle glückversprechenden Möglichkeiten offen ausgebreitet lagen, während er sich mit unlöslichem Eide von allen Freuden des Daseins geschieden hatte, ehe er vorausgesehen, das eine Eleonore Haughton leben und daß sie ihm der Güter höchstes, des Glückes begehrenswertheftes erscheinen würde?

Wenn kein Gebet, wenn kein noch so festes Wollen ihm Ruhe zu schaffen vermocht, dann hatte er mit grausamer Wonne daran gedacht, daß Eleonore einst die gleichen Qualen leiden werde; wenn er sich unglücklich gefühlt bis in das Innerste seines Herzens, so hatte der Gedanke ihm gelächelt, daß auch sie sich elend fühlen werde, die ihn also leiden machte, daß auch sie unglücklich sein werde, die ihn herunterzustoßen drohte von der Höhe, auf die er sich gestellt hatte und von der er in den Abgrund sinken mußte, wenn er nicht hoch über seinen jetzigen Standpunkt emporstieg.

Er hatte die Stunde der Entscheidung oft vorausgesehen, die jetzt an ihn herangetreten war. Er oder sie! — Denn sie glücklich zu sehen und zu entsagen, sie glücklich und frei zu denken, während er sich seinem Vorgesetzten als müßiger Knecht mit gebundenen Händen zu überliefern und in dumpfer Unterordnung enge, vorgeschriebene Wege zu gehen hatte, das überstieg seine Kräfte. Er oder sie! — Es gab kein Drittes! —

Er war schon lange wieder an dem Ufer umhergegangen. Die Nacht begann kalt zu werden, der Wind, welcher vom

Wasser aufstieg, strich ihm mit eisigem Hauche über die Schläfen hin. Er zog die Uhr heraus, es war später, als er es vermuthet hatte. Jetzt, er wußte es, jetzt befand sich Eleonore schon in dem Empfangszimmer ihrer Tante, jetzt erwartete sie ihn sicherlich. Er lächelte, als er sich ihr Bild vergegenwärtigte, aber wer dieses Lächeln hätte sehen können, hätte sich seines Ausdruckes nicht erfreut.

An der Ecke der Seitenstraße lag ein bescheidenes Speisehaus. Er hatte sonst nicht die Gewohnheit, ähnliche Orte zu besuchen, indeß die Aufregung machte ihn, da er die Mahlzeit versäumt hatte, nach Speise und Trank verlangen. Er ließ sich zu Essen geben, trank etwas Wein, ordnete mit rascher Hand sein reiches Haar, das durch die schnelle Bewegung seines langen Ganges in Unordnung gerathen war, und gefaßt und wieder seiner selber Meister, kehrte er auf der Straße, von der er gekommen war, nach dem Palaste der Herzogin zurück.

Es waren heute noch mehr Besucher als gewöhnlich in ihrem schönen Saale erschienen. Die auffallende Gunst, mit welcher der König sie bei der letzten Mittagsgesellschaft beehrt, hatte ihre Freunde eifriger als je gemacht, und jeder derselben schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Inhalt jener langen und geheimen Unterhaltung zu erfahren und sich darüber zu vergewissern, was von dem Gerüchte über die Freiwerbung Sr. Majestät zu halten sei. Die Gräfin allein schien nicht zu wissen, was die Uebrigen beschäftigte. Sie saß weit zurückgelehnt, so daß die schöne Länge ihres Leibes ersichtlich war, auf einem niedrigen Sopha, nahe an einem der beiden Kamine. Das Licht der Kerzen und das Licht des Feuers vereinten sich, sie magisch zu überstrahlen. Ihr Haar glänzte wie von einer Aureole umleuchtet, und nie meinte der Abbé sie schöner gesehen zu haben, als eben jetzt, da sie bei seinem Eintritte mit schneller Bewegung die Augen zu ihm wendete.

Eine Gruppe von Männern umgab sie, der Prinz und der junge deutsche Freiherr saßen ihr zur Seite. Die Unterhaltung war heiter und lebhaft gewesen, wie sie es immer wird, wo die Männer zu gefallen wünschen und die Frau mit dem sicheren Bewußtsein ihrer Schönheit jede ihr dargebrachte Huldigung nur als einen schuldigen Tribut, ohne Dank und ohne besonderen Anreiz aufnimmt. Der Prinz hatte sich im Gefühle eines nahen Sieges freier gehen lassen, ohne daß die Haltung der Gräfin ihm dazu das Recht gegeben hätte, und kaum hatte der Abbé sich der Herzogin vorgestellt, so klagte Eleonore, daß die Gluth des Feuers sie beläſtige, und erhob sich.

Mitten in dem Saale traf sie mit dem Abbé zusammen. Ich habe Sie heute am Morgen und heute am Mittage vergebens erwartet, und Sie kommen spät! sagte sie im Tone des Vorwurfes. Es ist Ihr Wort, das ich Ihnen zurückgebe, Herr Abbé! Man soll uns nicht zur Gewohnheit werden lassen, was man nicht sicher oder nicht geneigt ist, uns dauernd zu gewähren!

Wie sie so neben einander standen, beide hoch und majestätisch gewachsen, daß Auge in Auge traf, beide mit herrischer Miene, war es kaum möglich, sich ein Menschenpaar zu denken, das mehr für einander geschaffen, mehr auf einander angewiesen zu sein schien, sei es, daß sie in Liebe oder in Abneigung zusammentrafen. Es war neben Eleonorens vollkommener Schönheit stets ihr Stolz gewesen, der den Abbé angezogen und ihn gereizt hatte, ihr seine Herrschaft aufzudringen, und man hätte sagen können, daß sie sich im Streite nahe getreten waren, daß sie im Widerstreben gegen einander ihre Herzen und ihren Geist verstrickt hatten, daß Sieg und Niederlage zwischen ihnen stets gewechselt hatten und beides ihnen zum Genuß geworden war.

Auch jetzt empfand der Abbé den alten Zauber wieder mächtig auf sich wirkend, aber er hatte Grund, sich demselben nicht mehr wie sonst zu überlassen, und auf ihre Anrede ein-

gehend, versetzte er: Schlimm genug für mich, daß ich aus meiner eigenen Erfahrung keinen Nutzen zog, daß ich sie nicht zu beherzigen verstand!

Was soll das heißen? fragte sie voll banger Ahnung, weil ihr in seinem Wesen etwas Fremdes entgegentrat.

Wir müssen scheiden, Eleonore! sprach er tonlos.

Er hatte sie niemals bei diesem Namen genannt, er hatte es stets vermieden, sie und sich als Einheit zu bezeichnen, und nun, da ihr Name, von seinen Lippen ausgesprochen, ihr mit unsäglicher Wonne das eigene Herz berührte, nun das beglückende „Wir" ihr von seinem Munde entgegenklang, nun sollte sie sich von ihm trennen — nun?

Scheiden? wiederholte sie. Und weßhalb das? — weßhalb?

Er blickte mit schnellem Auge um sich her; als er sah, daß Niemand nahe genug stand, seine Worte zu vernehmen, sagte er: Ich komme von Seiner Eminenz dem Erzbischof. Auf seinem Tische sah ich einen Brief von Ihrer Hand. Es war offenbar das kleine Billet, das Sie mir neulich gesendet und das ich nicht erhalten hatte. Ein Brief der Frau Herzogin lag daneben.

Eleonore erbleichte, aber ihre Fassung und ihr Selbstgefühl verließen sie nicht. Ich habe nie ein Wort geschrieben, sprach sie, das eines Anderen Blick zu scheuen hätte, und von Seiten meiner Tante überrascht mich nichts, wennschon....

Auch nicht, fiel der Abbé ihr leise in die Rede, daß sie gewagt hat, Ihnen, Ihnen, Eleonore, eine Leidenschaft anzudichten, deren Mitschuldiger ich sein sollte und die ein Verbrechen für mich wäre?

Er war selbst blaß geworden und die Stimme hatte ihm versagt, da er diese Worte aussprach. Sie trafen das Herz des unglücklichen Mädchens wie ein tödtender Blitz. Sie sah, sie entdeckte in sich, was sie sich bisher mit stolzer Scham ver-

borgen hatte. Sie fühlte die Flamme einer verzehrenden Leidenschaft in sich auflodern, und der Mann, der sie in ihr angefacht und genährt hatte, stand ihr kalt gegenüber, sprach zu ihr in einer Weise, als wäre es undenkbar, daß er jemals etwas für sie empfunden habe, etwas für sie fühlen könne.

Ihre Füße wankten, sie faßte krampfhaft die Lehne eines Sessels, der in ihrer Nähe stand, sie fürchtete, sich nicht aufrecht halten zu können; aber mehr noch als Alles peinigte sie der Gedanke, dem ungerührten Manne zu verrathen, was in ihrer Seele vorging, ihn ahnen zu lassen, was sie in diesem Augenblicke um ihn litt. Und die bleichen Lippen zu einem Lächeln zwingend, das ihr das Herz zerriß, fragte sie ihn: Deßhalb also will man Sie entfernen?

Der Abbé bejahte es. Die Thränen traten der Gräfin vor diesem kalten, nackten Ja in's Auge.

Freilich! das Scheiden von einer Freundin — das Scheiden von Eleonore Haughton — was ist das für Sie! sagte sie mit Bitterkeit.

Der Abbé ließ den vollen Strahl seines Auges in die ihrigen fallen, aber er schwieg.

So standen sie sich einige Sekunden gegenüber, und es dünkte Eleonore, als durchlebe sie eine lange Leidenszeit, denn großer Schmerz und große Freude rauben uns den wahren Maßstab für den Verlauf der Zeit. Es kam ihr vor, als sei der Augenblick lange her, in welchem sie das Wort, das niederschmetternde Wort von dem Munde des Geliebten vernommen hatte, als sei es lange her, daß sie sich allein gefunden, allein mit der verzehrenden Leidenschaft in ihrer Brust. Allein!

Nur das konnte sie nicht ertragen! Allein, ohne ihn konnte sie nicht leben. Und wie ein Versinkender verzagend und hoffend zugleich nach Rettung ausschaut, fragte sie: Und gibt es kein Mittel, keines, das Sie — mir erhält?

Es war geschehen, sie hatte es ihm gesagt; aber besorgt, daß eben dieses Wort ihn bestimmen könne, sich von ihr zu trennen, fügte sie hinzu, als wolle sie ihn vergessen machen, ihn über dasjenige täuschen, was sie ihm eben verrathen und gestanden hatte: Ich weiß es, Sie verlassen Paris, den Hof nicht gern, Sie haben Hoffnungen an Ihren hiesigen Aufenthalt geknüpft. Gibt es kein Mittel, Ihre beabsichtigte Entfernung zu vermeiden? — Und wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen sprach sie: Ich will Paris verlassen, ich will in meine Heimath gehen! Sie sollen bleiben. Ich will gehen!

Das jedoch war es nicht, was der Abbé begehrte. Er schüttelte verneinend das Haupt. Fassen Sie sich, Gräfin, man beobachtet Sie und mich! sagte er leise. Ihre Entfernung von Paris würde nichts in meiner Lage ändern, nichts! Aber einen Ausweg gibt es, Einen! — Er zögerte, als falle es ihm schwer, ihr denselben zu nennen. Endlich, da sie auf seine Antwort bange harrte, sagte er: Nehmen Sie die Hand des Prinzen an, für den der König selber morgen um Sie werben wird!

Unmöglich, unmöglich! rief die Gräfin so laut, daß die Anwesenden alle es vernahmen.

Aber sie und der Abbé schlugen wie auf eine Verabredung ein Lachen auf, und mit lachender Miene fügte Eleonore leise hinzu: Soll ich der Herzogin den Triumph bereiten? Soll ich mich der Herrschsucht wider mein Empfinden in die Arme werfen, vor der Sie selbst mich warnten?

So treffen Sie schnell eine andere Wahl, Sie sind Herr darüber! warf der Abbé ihr ein.

Aber wen — wen? fragte die Gräfin, der in der Angst ihres Herzens und in der Verwirrung dieses Augenblickes jedes Mittel erwünscht kam, welches sie vor der Trennung von dem Abbé bewahren und ihm beweisen konnte, daß für ihn kein Opfer ihr zu schwer sei.

Der Abbé wendete das Haupt in das Zimmer und zu der Gruppe zurück, welche die Gräfin vorhin verlassen hatte. Eine Frau wie Sie, sagte er, wird schwerlich einen Mann finden, der sie verdient; aber es müßte mich Alles täuschen, oder der Freiherr von Arten weiß es, was Sie werth sind, und seine liebende Verehrung wird mir den Antheil an Ihrer Freundschaft nicht mißgönnen. Er ist ein Mann von Ehre und er liebt Sie, Gräfin, dessen bin ich sicher!

Sie konnte ihm nichts erwiedern. Der Ausdruck der Verzweiflung und der Liebe, mit dem sie zu ihm emporsah, drohte, ihn seiner Fassung zu berauben, und sich vor ihr verneigend, sagte er so laut, daß die Anderen ihn vernehmen konnten: Denken Sie daran, Gräfin, wir sprechen mehr davon!

Dann wendete er sich zu den Uebrigen, und auch Eleonore kehrte, wie hart ihr das auch ankam, zu ihrer früheren Unterhaltung zurück.

# Eilftes Capitel.

Man trennte sich an dem Abende zeitig, weil einige der Gäste noch anderweitige Einladungen hatten. Im Vorzimmer trafen der Abbé und Renatus zusammen. Der Abbé machte die Bemerkung, daß das Wetter köstlich und daß es eigentlich eine Sünde sei, eine Winternacht von so ungewöhnlicher Milde und Schönheit ungenossen zu lassen, und da er Renatus ohne weiteres Vorhaben fand, schlug er ihm vor, ihn zu begleiten und gemeinsam eine Strecke Weges zu machen.

Der Freiherr verlangte es nicht besser. Er hatte die lange Unterredung zwischen dem Geistlichen und der Gräfin mit Unruhe betrachtet, denn er war von den obwaltenden Verhältnissen zu genau unterrichtet, um nicht zu vermuthen, was die unverkennbare Aufregung Eleonorens zu bedeuten und welchen Inhalt dieses Gespräch der Beiden gehabt haben müsse. Auch stand er ihnen nahe genug, um, sobald er sich mit dem Geistlichen allein auf der Straße befand, ohne Umschweife die Frage zu thun, ob er sich irre, wenn er glaube, daß der Abbé mit ihrer gemeinsamen Freundin von dem Heirathsplane gesprochen, den der König zu dem seinigen gemacht habe und dessen nahes Zustandekommen jetzt die große Angelegenheit des Hofes sei.

Es ist eine traurige Angelegenheit, sagte der Abbé, und nie mehr als in diesem Falle habe ich daran gedacht, wie verschieden die Wege der Prüfung sind, auf welche der Herr uns führt. Er schritt eine Weile schweigend fort, dann sprach er:

Wenn man das Leben dieses ungewöhnlichen Mädchens sieht, seine gottbegnadigte äußere Erscheinung, seine großen geistigen Mittel, den fürstlichen Besitz, der ihm von Kindheit an zu eigen war, so fühlt man sich zu dem Gedanken hingeführt, daß es dem Himmel gefallen habe, hier einmal ein Menschenwesen mit allen Gütern des Lebens und des Glückes auszustatten, um ihm den vollen, edlen Genuß des Daseins zu ermöglichen.

Da er wieder in seiner Rede abbrach, meinte Renatus, daß die Gräfin doch auch zu einer hohen und seltenen Reife und Entwicklung gelangt sei und wie ihr zu ihrem Glücke ja auch nichts fehle, als daß sie eben dem Manne begegnete, dem sie ihre Zukunft in liebendem Herzen anvertrauen könne.

Wir sind nicht im Salon, mein theurer Freund! rief der Abbé mit einer Kälte, welche den Andern in Erstaunen setzte. Er fragte, was dieser unerwartete Ausruf bedeuten solle. Der Abbé, der sonst in seinem ganzen Betragen sich immer äußerst zurückhaltend bezeigte und sich eben so wenig eine Vertraulichkeit gegen Andere herausnahm, als er sie ihnen gestattete, legte seinen Arm in den des jungen Offiziers und sagte mit einer ihm sonst ebenfalls sehr fremden Lässigkeit: Es gibt gesellschaftliche halbe und ganze Unwahrheiten, gegen die man wohlthut, sich nicht zu wehren, und an die zu rühren auch nicht weise ist, weil sie in der Regel aus einem vernünftigen Grunde hervorgehen, sogar wenn die Gesellschaft sich desselben nicht immer klar bewußt ist. Eine solche conventionelle Unwahrheit ist der Glaube an die sogenannten großen Eigenschaften der Gräfin Haughton.

Herr Abbé, rief der Freiherr, als traue er seinen Ohren nicht, das sagen Sie, Sie, der Freund, der vertraute Freund Eleonorens?

Eben deßhalb sage ich es, kann ich es sagen! berichtete ihn der Geistliche, und vielleicht werden Sie mir Glauben schenken,

wenn ich Ihnen bekenne, daß die Gräfin auch mich eine geraume Zeit geblendet hat, daß ich in ihr Eigenschaften zu sehen wähnte, die sie der Bewunderung würdig machten — und in der That, sie hat auch solche Eigenschaften! Wer wollte und wer könnte dieses läugnen? Sie ist von schnellem Geiste, von einem kühnen Fluge der Gedanken, sie hat, ich zweifle nicht daran, eine männliche Entschlossenheit, wo es ihre eigenen, persönlichen Zwecke gilt; aber ich habe Niemanden gekannt, auf den das Wort der Bibel von dem tönenden Erz und der klingenden Schelle so anwendbar gewesen wäre, als auf sie. „Sie hat der Liebe nicht!“ — Selbstsüchtiger und herzenskälter habe ich nie ein Weib gekannt.

Der Freiherr war nicht gleich einer Entgegnung fähig. Er erlebte nach seinen Begriffen einen vollkommenen Verrath, und der Mann, der ihn beging, war ihm bis auf diese Stunde ein Gegenstand der Hochachtung gewesen. Seine Ehrenhaftigkeit schreckte vor einem solchen Verhalten zurück. Er zog unwillkürlich seinen Arm aus dem seines Gefährten. Kennt oder ahnt die Gräfin die Ansicht, welche Sie von ihr hegen? fragte er.

Es gibt Wunden, entgegnete der Abbé, die man nicht sondiren darf, ohne sie tödtlich zu machen. Ich konnte der Gräfin nicht sagen: „Sie haben kein Herz!“ da mein ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, diese Seite ihres Wesens zu erwecken oder zu beleben. Denn was könnte mich, dessen Ziele weit ab liegen von dem Boden dieser leichtlebigen und sich an der Oberfläche der Dinge haltenden Gesellschaft, was könnte mich bewegen, der tägliche Gast der Frau Herzogin zu sein, hätte ich es der würdigen Frau nicht zugesagt, mich der Bekehrung ihrer Nichte zu unterziehen, hätten meine Vorgesetzten mich nicht selber ermuthigt, an dieses Werk zu gehen?

Mehrere Wagen, die rasselnd an ihnen vorüberfuhren und die sie bei dem Uebergehen nach einer andern Straße für einige

Minuten trennten, unterbrachen die Mittheilung des Geistlichen und ließen dem Freiherrn zu einem Umschwunge seiner Ansicht Zeit. Als sie sich wieder zusammenfanden, hob der Abbé auf's Neue zu sprechen an. Es ist ein großes Vertrauen, Herr von Arten, das ich Ihnen mit diesem offenen Bekenntnisse gewähre. Indeß Ihrer Gesinnung bin ich sicher. Sie ist ein schönes Erbe Ihres alten Hauses, und Sie selber sind, ich weiß es, unserer Kirche aufrichtig ergeben. Sie haben in Ihrem Elternhause den Segen und die Alles ausgleichende und versöhnende Kraft des Glaubens, wie ich aus Ihren eigenen Mittheilungen und aus manchen Andeutungen der trefflichen Frau Herzogin erfahren, kennen lernen. Sie gehören nicht zu der Anzahl jener sogenannten Aufgeklärten, die es in ihrer selbstgenügsamen Kurzsichtigkeit dem Gläubigen zum Vorwurfe machen, wenn es ihn drängt, die Segnungen, deren er sich theilhaftig fühlt, die erhebende Erkenntniß, die ihm durch die Gnade Gottes zugänglich geworden ist, nicht als ein todtes Pfund zu vergraben, sondern sie auszubreiten und leuchten zu machen, so weit die menschliche Gemeinschaft reicht.

Der Abbé hatte etwas Mächtiges, wenn er sich dem freien Zuge seiner Beredsamkeit überließ, und Renatus waren solche Ansichten und Ansprüche von früher Kindheit an vertraut gewesen. Sein unvergessener, geliebter Lehrer, der Caplan, hatte ja selber durch Jahre und Jahre in fremden Zonen als ein Bekenner und Verbreiter der allein seligmachenden Kirche gearbeitet und bis an sein Lebensende mit Erhebung an jene Wirksamkeit zurückgedacht. Läugnen konnte Renatus es auch nicht, daß ihm das herrische Wesen der Gräfin bisweilen unheimlich und bedenklich erschienen war, aber er hatte sie nicht tadeln, nicht verurtheilen können; sie hatte ihm neben der Bewunderung, die er für sie hegte, ein Bedauern eingeflößt, und eben jetzt empfand er dieses lebhafter und stärker, als je zuvor.

Sie ist ohne Vater, ohne Mutter aufgewachsen, sagte er entschuldigend, und mich dünkt, die Herzogin war nicht dazu gemacht, eine so eigenartige Natur zu erwärmen und zu bilden. Wer mag denn sagen, ob die Herzogin selber einer wahren Liebe fähig ist?

Die Herzogin keiner Liebe fähig? rief der Abbé im Tone des höchsten Erstaunens. Aber haben Sie denn vergessen, mein theurer Baron, mit welcher Treue die Herzogin in den Zeiten der Verbannung und der Noth an ihrem Bruder festhielt? Haben Sie vergessen, mit welcher Hingebung die Mittellose auf die edle, sie völlig sicherstellende Gastfreiheit Ihres Herrn Vaters verzichtete, als es galt, der königlichen Familie ihre alte Treue zu beweisen? Glauben Sie, daß es sie kein Opfer gekostet hat, den einzigen Bruder an eine Frau zu verlieren, die nicht zu unserer Kirche gehörte? Und wann hat die Herzogin ihre Nichte es fühlen lassen, daß sie, die ruhebedürftige Matrone, ihr ganzes Behagen der Lebenslust Eleonorens zum Opfer brachte? Oder kennen Sie etwas, das rührender, das ehrwürdiger wäre, als die schöne Freundschaft, welche durch ein langes Leben die Herzogin und ihren Jugendgenossen, den greisen Fürsten von Chimay, unzertrennlich verbunden hat? In der That, mein Freund, von Ihnen weniger als von jedem Andern war ich mir eines Urtheils gewärtig, das die Herzogin in so ungerechter Weise anficht, denn mich dünkt, Sie selber hätten mannigfach Gelegenheit gehabt, die theure Frau von ihren schönsten Seiten würdigen zu lernen! — Beide gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

Renatus fühlte sich beschämt. Er hatte die Undankbarkeit immer als das Zeichen einer niedrigen Gesinnung angesehen, nun zieh man ihn einer solchen, und er konnte es nicht läugnen, man that es nicht ganz mit Unrecht. Je länger er darüber nachsann, um so unsicherer wurde er in seinem Urtheile. Er konnte dem Abbé nicht völlig widersprechen. Er hatte, als er

in das Haus der Herzogin gekommen war, ja auch für dieselbe und wider die Gräfin Partei genommen, und erst allmählich hatten Eleonorens bestechende und blendende Eigenschaften ihn anderen Sinnes werden machen. Er wünschte guten Herzens, kein Unrecht gegen die Greisin zu begehen; aber Eleonore, wie der Abbé es that, so schonungslos zu verdammen und aufzugeben, konnte er sich nicht entschließen, und mit der bewußten Absicht, einen vermittelnden Ausweg zu wählen, sprach er: Jede der beiden Frauen hätte wohl eine weichere und mildere Natur an ihrer Seite haben müssen, um glücklicher zu werden; denn wie die Herzogin mir einst gestanden hat, daß sie, früh zur Witwe geworden, nie die geringste Neigung empfunden habe, sich wieder zu vermählen, so hat mir noch neuerdings die Gräfin gesagt, daß sie nach der Ehe kein Verlangen trage, ja, daß ihr bis jetzt niemals eine Sehnsucht nach jenem Glücke des Familienlebens gekommen sei, welches doch den meisten Menschen für ihre Befriedigung nothwendig erscheint. Diese beiden Frauen sind sich eben selbst genug.

Das ist ein trauriger Vorzug, rief der Abbé, und Sie werden mir gestehen, daß ich darüber ein vollgültiger Richter bin! Der Mensch kann, wo es einer großen Ueberzeugung gilt, sich selbst verläugnen, und auf die Liebe, auf die Ehe, auf das Glück verzichten, sich in seinen Kindern fortleben zu sehen; aber es ist das eine harte Entsagung, und das Herz auch des Stärksten hört nicht auf, unter derselben zu leiden und zu bluten! Es muß süß sein, in früher Jugend sich einem geliebten Mädchen zu verbinden, in jedem Augenblicke zu wissen, daß seine Gedanken, seine Gebete uns begleiten, sich vorzustellen, wenn man von ihm fern ist, wie die Liebe der Erwählten uns ersehnt, und sie nach einer Trennung mit der alten, nur gesteigerten und bewährten Treue in die Arme zu schließen.

Er brach ab, schwieg eine Weile und sagte danach: Es

sind das Bilder, die auszudenken man sich hüten muß, wenn man gelobt hat, nie nach ihrer Verwirklichung zu streben. Aber so oft ich in meinem Amte in ein Haus getreten bin, wo die demüthige Liebe einer wahrhaft weiblichen Seele dem Manne das Leben verschönte, habe ich empfunden, wo das wahre Glück zu finden sei, und die höchsten Vorzüge eines Mädchens wie die Gräfin haben mich nie von dieser Erkenntniß abweichen machen. Für eine Eleonore Haughton kann ein Jüngling sich begeistern, ein Mann eine sehr lebhafte Freundschaft empfinden. Sie würde, hätte ihr Schicksal sie für einen Thron bestimmt, vielleicht ihrem Ideale, ihrer Königin Elisabeth, in herber, stolzer Selbstüberhebung ähnlich werden können; für einen Mann, der in seinem Weibe ein liebendes Herz zu finden begehrt und der Herr in seinem Hause bleiben will, sind diese Art von Frauen nicht geschaffen. Man macht aus einer Juno, einer Minerva niemals das rührende Geschöpf, als dessen erhabenster Ausdruck uns die Madonna, die jungfräuliche Mutter erscheint, der sich das Knie des gewaltigsten Mannes in liebender Verehrung beugt. Ein Mannweib zu lieben, muß man selbst kein Mann sein! Wo ich einen Mann sich ein recht demüthiges Weib erwählen sehe, weiß ich immer, was er selber werth ist.

Sie waren während dessen bis zu dem Collegium gekommen, in welchem der Abbé seine Wohnung hatte. Er nöthigte den Freiherrn leichthin, mit ihm hinauf zu steigen; aber Renatus nahm es nicht an, und Jener hatte es auch darauf nicht abgesehen, ihn bei sich zu haben. Er wünschte allein zu sein. So schieden sie von einander.

Oben angelangt, ging der Abbé eine geraume Zeit mit schwerem Schritte in dem großen, saalartigen Raume auf und nieder, den er in dem Hause inne hatte. Ein paar werthvolle Bilder, einige Abgüsse nach berühmten antiken Büsten schmückten nach seiner Wahl die Wände. Er sah sie nicht an, so gern

sein Auge sonst auf ihnen weilte. Er blickte auch nicht zu dem Crucifix empor, das in dem anstoßenden Gemache, schön geschnitzt, zu Häupten seines Lagers hing. Er hatte manchmal Trost und Beruhigung gefunden, wenn er in schwerem Seelenkampfe zu dem Bilde des Mannes empor geschaut, in welchem die Menschheit sich die höchste Reinheit, die höchste Menschenliebe und die vollendetste Selbstverläugnung verkörpert hat, um sich an ihm aufzuerbauen und zu erheben; aber nichts Aeußerliches vermochte den Abbé heute von sich selber abzuziehen. Er hatte gethan, was seine Pflicht war, er war mit Ueberwindung ein tüchtig Stück auf dem Pfade zu seinem selbstgesteckten Ziele vorgeschritten, und er hatte nicht danach zu fragen, welche Blüthen sein Fuß dabei zertrat, sei es in der Seele eines Andern oder in dem eigenen Herzen; denn das Ziel ist Alles! — Aber das hinderte nicht, daß der Kampf dieser Stunden noch in seiner ganzen, grausamen Schwere auf ihm lastete.

Ein paar Mal blieb er stehen und faßte mit der Hand nach seiner Brust. Es versetzte ihm etwas den Athem. War es ein Schmerz, war es eine zornige Empörung? Er fragte sich nicht danach, er wollte es nicht ergründen, es gar nicht wissen. Er knöpfte mit hastiger Hand die Soutane auf. Wenigstens athmen, athmen wollte er in voller Freiheit, und frei athmen, sagte er, wie zum Troste, zu sich selber, frei athmen kann man in der Menge nicht! Frei athmen kann man nur auf einsamer Höhe, hoch über dem Gewühle der Welt!

Er dehnte unwillkürlich seine Brust. Er war mit sich zufrieden. Ein kaltes Lächeln spielte um seine Lippen, als er sich erinnerte, wie die stolze Eleonore, wie der junge Freiherr, die beide fest nach eigenen Meinungen zu handeln glaubten, gleich einem weichen Wachse sich unter seiner Hand in die Form gefügt hatten, die er ihnen aufzuzwingen gewünscht. Herrisch und meisternd hatte der Erzbischof ihm heute seine Ueberlegenheit zu

kosten gegeben. Er hoffte, die Stunde solle nicht ausbleiben, in welcher er ihm dies auf die eine oder auf die andere Weise würde vergelten können; denn auch er fühlte sich aus dem Stoffe geschaffen, aus welchem man die Kirchenfürsten macht. Und die Gegenwart hinter sich zurücklassend, von ehrgeizigen Hoffnungen über den Schmerz und den Kampf des Augenblickes flügelschnell hinweggehoben, durch den eben errungenen Erfolg ermuthigt, blickte er endlich auf die Zukunft wie auf eine Arena hinaus, in welcher der höchste Preis des Sieges ihm nicht entgehen konnte.

Er ging an seinen Schreibtisch, ließ sich in dem Sessel nieder, der vor demselben stand, und begann zu schreiben. Es war tief in der Nacht, als er sich von seiner Arbeit erhob. Die Lampe war im Erlöschen, der untergehende Mond warf sein Licht schräg in das Gemach. Mit dem gesiegelten Briefe in der Hand sah der Abbé lange sinnend in den Garten hinaus, der sich unter seinen Fenstern weithin ausdehnte. Dann fiel sein Blick prüfend auf des Briefes Aufschrift. Er meinte, etwas in derselben vergessen zu haben, aber es war Alles richtig.

Die Aufschrift lautete: „An den Pater Provincial des Jesuiten-Klosters zu Rom."

Der Abbé war in diesem Kloster erzogen worden und er hatte bisher den Hoffnungen durchaus entsprochen, welche seine Lehrer und Meister auf ihn bauten.

# Zwölftes Capitel.

Der milden Winternacht folgte ein klarer, schöner Tag. In den prachtvollen, alterthümlichen Kaminen des großen königlichen Ballsaales brannten die Feuer. Ihre rothe Gluth, ihre blauen, züngelnden Flammen erschienen bei dem hellen Sonnenlichte dunkel; auch die Kleidung und die Schönheit der Frauen hatten bei den Frühstücksbällen in den Tuilerieen eine wahre Lichtprobe zu bestehen. Aber Niemand ertrug die Prüfung durch das Tageslicht so siegreich, als die Gräfin Haughton, obschon ihrem Antlitze heute die ihm sonst so eigenthümliche Frische, ihren Augen der gewohnte Glanz gebrachen.

Die ersten Quadrillen waren vorüber. Eleonore hätte kaum sagen können, wer ihre Tänzer in denselben gewesen wären. Es war ihr zu Muthe, als sei sie verwandelt, als wohne eine fremde Seele in ihrem Leibe. Nur ihre Gestalt war noch die alte, war noch lebendig; sie selber, die Eleonore, als welche sie sich bis gestern noch empfunden hatte, war dahin.

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen, den ganzen Morgen in marternder Spannung vergebens auf den Besuch des Abbé's, auf eine Zeile, auf ein Wort von ihm gewartet, die ihr hätten zum Troste, zur Stütze werden können. Was war geschehen, daß er sie also in ihrer Herzensnoth verließ? Hatte man ihn unter irgend einem Vorwande gezwungen, Paris schon an diesem Morgen zu verlassen? Konnte er sich entfernt haben, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen? Ließ man ihn

nicht aus den Augen, und fand er keine Möglichkeit, ihr, wenn auch nur mit Einem Worte, sich zu nahen?

Und wie stand es denn jetzt zwischen ihr und ihm?

Wie ein scharfes Eisen bohrte sich der Gedanke in ihr Hirn: Ich liebe einen Mann, dem die Liebe ein Verbrechen ist! Ich, die Protestantin, liebe einen Katholiken, einen Priester! Ich habe ihm diese Liebe verrathen, und er will mich bestimmen, einem Anderen, einem ungeliebten Manne meine Hand zu reichen, um sich zu retten, um seine Plane zu verfolgen! Warum vertraute ich einem Katholiken, einem Priester?

Dann wieder, wenn der Schmerz sie zu vernichten drohte, wenn der Gedanke, sich und ihre Liebe verschmäht zu sehen, sie völlig niederwarf, raffte sie sich mit Gewalt an einer anderen Ansicht ihrer Lage empor. War es denn seine Schuld, daß sie ihn liebte? Konnte er dafür, daß ihre Seele nicht stark, nicht rein genug gewesen war, sich an der Freundschaft genügen zu lassen, die allein er ihr zu bieten hatte? Wann hatte er je einen Wunsch, einen Anspruch an sie erhoben, der über den Antheil an ihrem Seelenheile hinausgegangen war? Und wie hatte er sich selbst in seinem Eifer für dasselbe zu mäßigen, sich überall in Schranken zu halten gewußt! Mit keinem Worte hatte er ihr je gestanden, was er für sie fühle. Und er liebte sie! Sie zweifelte nicht daran: er liebte sie! Eine Liebe, wie die, welche sie für den Abbé empfand, konnte keine einseitige sein, konnte nicht unerwiedert bleiben! Es war nicht anders möglich: er liebte sie, er mußte sie lieben!

Aber durfte sie das hoffen? Durfte sie es wünschen? — Nein, nein! nur das nicht! rief sie laut, daß der Ton ihrer eigenen Stimme sie in der nächtlichen Einsamkeit erschreckte. Und ihr Gesicht in den Händen verbergend, warf sie sich nieder und weinte, daß es ihr die Brust zu sprengen drohte.

Es war genug an ihrem Elende, an ihrer Verzweiflung,

er sollte nicht unselig sein, wie sie. Er sollte den Trost besitzen, daß er rein und makellos den Lebensweg gegangen sei. Er sollte sich ruhig niederwerfen können zu den Füßen Gottes, zu den Füßen der reinen, makellosen Jungfrau, zu deren Altären er sie hinzuführen gestrebt hatte, in deren Verehrung sie eine unzerstörbare Gemeinschaft mit ihm haben konnte.

O, daß ich ihn besäße, den Glauben, der ihm Kraft verleiht! seufzte sie in ihrem Schmerze. Daß ich es gelernt hätte, wie er, in früher Jugend zu entsagen! Wenn ich es vermöchte, wie er, mich an das Kreuz zu schlagen, und Trost zu finden, wie er, in dem Gedanken, daß ich eine Wahrheit erkannt, eine Wahrheit zu verkünden habe, daß ich mir nicht selbst gehöre, sondern nur ein Diener der Menschheit bin, ein schwaches Werkzeug in des Allmächtigen, des Allweisen Hand! —

Wörtlich, wie ihr Herz sie in sich aufgenommen hatte, wiederholte sie sich die Aussprüche, die er oft vor ihr gethan hatte. Vor wenigen Augenblicken hatte sie ihm gezürnt, nun zürnte sie sich selber. Mit der Demuth der Liebe klagte sie sich an, daß sie mit ihrer Leidenschaft die schöne Ruhe seines Daseins trübe. Sie, sie allein war die Schuldige. Ihre Maßlosigkeit, ihre Ungenügsamkeit verstrickten ihn in Verwirrungen, die er nie zuvor gekannt hatte. Sie erinnerte sich, wie man ihr die hohe Sinnesart, den reinen Wandel des Abbé gepriesen hatte. Auch sie kannte ihn nur hochgesinnt und rein und allem Erhabenen mit Begeisterung zugewendet! Was mochte er jetzt von ihr denken? Was mochte er jetzt thun?

Sie sah ihn knieen vor dem Muttergottesbilde, das er von einem früh gestorbenen Freund ererbt und von dem er ihr je bisweilen wohl gesprochen hatte. Sie zweifelte nicht daran, daß er ihrer dachte, daß er für sie betete. Sie hätte es vor sich haben mögen, das Madonnenbild, vor dem er oftmals Trost gefunden hatte. Sie hatte den Trost sehr nöthig!

Wenn sie ihn sehen, ihm Alles bekennen, ihn berathen, ihm beichten könnte! — Beichten! — Vor einem Madonnenbilde knieen! — Wie hatte das alles ihrem Geiste, ihrem Empfinden, ja, ihrem Verstande sonst widerstrebt, als sie noch in stolzem Selbstgefühle sich der Unfehlbarkeit vermessen hatte! Und jetzt?

Aus der Flut der sie überströmenden Liebe tauchte mit Einem Male wieder der alte Stolz empor, und der Trotz mit ihm. Sie wollte thun, was der Abbé begehrte, sie wollte die Hand des Prinzen annehmen, um es den Abbé empfinden zu lassen, was das Herz des Menschen leiden könne. Denn sie mit Gleichmuth in des Prinzen Armen zu sehen, das konnte auch dem Abbé nicht möglich sein.

Und wieder sagte sie sich, daß sie ihn herabziehen würde von seiner Höhe und wieder wurde die Anbetungslust der Liebe in ihr mächtig, die sie hoch hinaushob über jede menschliche Schwachheit. Sie fand ganz plötzlich ein Genügen, ja, einen Trost darin, daß er nicht ahne, was sie dulde, daß er, ruhig und selbstgewiß, der Liebe wie dem Leiden nicht zugänglich sei.

Von einer Pein zur anderen fortgetrieben, ward ihr keine Rast, bis ihre Kraft erschöpft war und die müde Natur nach Ruhe verlangte. Die Hände gefaltet, saß sie in einer Art von Betäubung wachend auf ihrem Lager. Minute auf Minute, Stunde auf Stunde rannen an ihr vorüber; sie gewahrte es nicht. Kein tröstender, kein beruhigender Gedanke kühlte ihre heiße Stirn, erhob ihr gebeugtes Haupt. Sie kam sich alt, sehr alt, sie kam sich einsam vor und sehr verlassen. Was sind auch Jugend und Schönheit und Besitz und Macht in der Stunde, in der man einer großen Liebe zu entsagen hat?

Es überraschte sie, als der Morgen wie immer in die Höhe kam und das alltägliche Leben mit ihm. Es überraschte sie, als ihre Kammerjungfer sie bei ihrem Namen nannte. Sie war ja nicht mehr dieselbe, die sie gestern noch gewesen war. Sie wun-

derte sich, daß ihr Haar, da jene die haltenden Nadeln desselben löste, noch in seiner goldigen Fülle von ihrem Haupte auf ihren Leib herniederfloß. Was sollte es ihr? — Sie hätte es ruhig unter der Scheere fallen sehen. Heute hätte sie mit Freude den sie für ewig verhüllenden Schleier über ihre Schläfe und ihr Antlitz decken mögen, damit Niemand die Thränen gewahre, welche aus ihrem gebrochenen Herzen in ihre Augen emporstiegen und auf ihre Wangen niederflossen. Heute begriff sie es, daß es eine Wohlthat sein könne, fern von der Welt, ungesehen und vergessen von ihr, seinem Schmerze ganz allein zu leben.

Sie mußte ihre Dienerin entfernen, um sich noch einmal recht von Herzen auszuweinen. Und wie sie nun da saß, hoffnungslos und an sich selbst verzweifelnd, stieg jener unselige Gedanke der Opferung, der schon manches Weib in gleicher Lage von dem Pfade der Wahrheit und der Sittlichkeit hinweggelockt hat, blendend und verführerisch in ihrer Seele empor.

Was war sie sich denn noch? Was war an ihr gelegen? Er sollte sehen, daß auch sie entsagen, daß auch sie sich überwinden konnte, wenn es darauf ankam, ihm eine Genugthuung, ihm eine Rechtfertigung von dem Verdachte zu bereiten, in den ihre schlecht verhehlte Leidenschaft ihn gebracht hatte und den er nicht verdiente. Er hatte Eleonore Haughton doch nicht nach ihrem vollen Werthe geschätzt, er sollte der Fürstin von Chimay das Zugeständniß nicht versagen dürfen, daß sie der höchsten Liebe würdig gewesen wäre, weil sie die höchste Liebe ihres Herzens, weil sie sich selber dem Geliebten zum Opfer zu bringen vermochte.

In dieser Stimmung ließ sie sich zu dem Feste kleiden. Sie legte zum ersten Male den Erbschmuck ihres Hauses an. Wie man die Jungfrau, die der Welt entsagt, um sich dem himmlischen Bräutigam, dem Heilande unauflöslich hinzugeben, noch einmal in allem Glanze des irdischen Schmuckes erscheinen

läßt, ehe des Klosters Pforte sie von der Welt abtrennt, so wollte sie sich noch einmal in dem vollen Glanze ihrer Schönheit betrachten, ehe sie diese Schönheit einem ungeliebten Manne überließ, um dem Geliebten damit die ganze Größe der Hingebung zu beweisen, deren sie für ihn und seine Ehre, seine Ruhe fähig sei.

Weil sie dahin gekommen war, sich auf einen falschen und trügerischen Boden zu stellen, verschoben und verwirrten sich ihr, ohne daß sie es bemerkte, alle ihre Ansichten und Begriffe. Sie vergaß es, daß sie sich dem Prinzen zu vermählen beschlossen hatte, weil sie sich auf diese Weise das Glück zu erkaufen dachte, den Abbé wie bisher in voller Freiheit sehen und seines Umganges, seiner Freundschaft nach wie vor genießen zu können. Sie vergaß auch bald, daß eben der Abbé sie vor der Ehe mit dem Prinzen gewarnt und daß er ihr vorgeschlagen hatte, Renatus zum Gemahl zu wählen. Nur einen flüchtigen Gedanken hatte sie auf diesen hingewendet, aber sie hatte zu viel Freundschaft für den jungen Freiherrn, sie wünschte ihm zu ehrlich Glück, um sich ihm zur Gattin anzutragen; und da sie einmal auf die Vorstellung der Opferung gekommen war, dünkte sie das Opfer nicht groß genug, welches sie in einer Ehe mit Renatus, die doch für sie und für ihn kein Glück zu bringen hatte, über sich genommen haben würde. Je länger sie darüber nachsann, um so fester schlugen die Anschauungen in ihr Wurzel, von denen sie sich sonst mit Widerstreben, ja, mit Empörung abgewendet hatte, so oft der Abbé es unternommen, ihr jene Gefühlsrichtung eingänglich zu machen, welche in der Selbstverläugnung, in der Entsagung, in der Opferung eine Tugend, ja, die höchste Tugend und eine Gott wohlgefällige Handlung erblickt. Daß solche Handlung auch mitten in dem Leben und Geräusche der Welt vollzogen werden, daß man sich schweigend und ohne Aufsehen opfern und damit das gleiche Verdienst wie mit einem eingestandenen Opfer bringen könne, das hatte der Abbé oftmals

als seine Ueberzeugung aufgestellt; und eben so hatte er es oft behauptet, daß für Eleonore einmal die Stunde nicht ausbleiben werde, in welcher sich ihr urplötzlich die Erkenntniß und die Wahrheit der Lehren erschließen würden, die er vor ihr ausgesprochen hatte, daß die Stunde schlagen würde, in der sie sich mit ihm in denselben Ueberzeugungen zusammenfinden und vielleicht ohne sie äußerlich zu bekennen aus innerer Nothwendigkeit nach den Grundsätzen der Mutterkirche handeln werde.

Nun war sie da, diese Stunde! Und wie Eleonore in dem Königsschlosse, die im Glanze der Diamanten strahlende Grafenkrone in dem blonden Haare, an der Seite der Herzogin durch die Reihen der sie bewundernden Männer und Frauen hinschritt, erschien der Widerspruch zwischen ihrer Erscheinung und ihrem Empfinden ihr so groß, dünkte ihre Lage ihr so einzig, daß sie darin eine Auszeichnung des Himmels, daß sie eines jener besonderen Geschicke darin zu erblicken glaubte, wie Gott sie nur seinen Auserwählten, nur denjenigen großen Seelen sendet, die er durch besondere Prüfungen zu einer besonderen Gnade heranreifen zu lassen beschlossen hat. Der Stolz des Unglücks bemächtigte sich ihrer. Sie fand einen Genuß in dem Gedanken, um des Geliebten willen großes Leid zu tragen, so daß sie endlich mit einer Art von Wollust dem Augenblicke entgegenharrte, der ihr das Opfer für den Mann ihrer Liebe, die Entscheidung über ihre ganze Zukunft auferlegen sollte. — Und er ließ nicht auf sich warten!

Der König befand sich seit einigen Tagen ganz vortrefflich. Auf seinen Stock gestützt, ging er in der großen Pause des Balles langsam durch die Säle. Das schöne Wetter machte ihn heiter. Der Blick aus den hohen Bogenfenstern des Tanzsaales über den schönen Tuileriengarten weit hinaus bis in die elysäischen Felder that ihm wohl. Paris war doch unendlich schöner, als das enge, weitentlegene Mitau, als das melancholische Schloß

von Edinburg. Und es umgaben ihn, wohin er heute blickte, so viel Liebe, so viel Verehrung und Bewunderung! Das Schicksal war ihm eine Vergeltung schuldig gewesen, aber es gewährte sie ihm auch. Er war sehr zufrieden heute, sehr wohl aufgelegt. Alle Welt hatte sich heute des Besten von ihm zu rühmen, die Uniformenträger, wie die Männer in geistlicher Tracht, deren sich eine große Anzahl in den Reihen der Gäste vorfand. Alt und Jung ward freundlich von dem Könige beachtet, und mit huldvollster Miene trat er an die Herzogin heran, an deren Seite ihre Nichte stand.

Wissen Sie, meine schöne Gräfin, sprach er, daß ich Ihnen zürne, ernstlich zürne?

Eleonore verneigte sich tief, und ahnend, was ihr jetzt bevorstand, nahm sie sich fest zusammen und sagte lächelnd, während alles Blut aus ihren Wangen schwand, daß sie sich nicht bewußt sei, durch irgend etwas den Zorn der Majestät verschuldet zu haben.

Daß Sie es nicht wissen, ist ein Verbrechen mehr, scherzte der König, denn es leiht Ihrer Schönheit, die Ihr Verbrechen ist, nur einen höheren Reiz. Sie verderben uns den Charakter, Sie lehren uns den Neid, und es ist Zeit, daß man Sie aus unserer Nähe, daß man Sie für eine Weile von dem Hofe entfernt!

Die Umstehenden zeigten sich entzückt von so viel Gnade, von so viel anmuthvollem Scherze. Der König, für solche Anerkennung immer sehr empfänglich, wendete sich, so leicht als seine Schwerfälligkeit es ihm gestattete, zu seinem ersten Kammerherrn, dem Prinzen Polydor.

Mein Prinz, sprach er, Sie wünschten ja schon lange, Sich für einige Wochen auf Ihre Güter zurückzuziehen. Der König ergriff Eleonorens Hand. Zur Rettung unserer armen Seele nehmen Sie die Gräfin Haughton mit Sich. Unsere besten

Wünsche und der Segen der Frau Herzogin begleiten Sie. Im Frühjahre sprechen wir dann selber bei der schönen Fürstin vor!

Gnädiger, geistreicher hatte man Seine Majestät noch nie gefunden, besser hatte er sich nie gefallen. Aber in dem Momente, in welchem der König Eleonorens Hand ergriff, um sie in die des Prinzen zu legen, fiel ihr Auge auf die Herzogin, und der Ausdruck des Triumphes, den sie in ihren Mienen las, verwandelte das Herz der Gräfin. Sie konnte sich zum Opfer bringen — der Herzogin diesen Triumph zu bereiten, das vermochte sie nicht, das wollte sie nicht. Und von ihrem Hasse zu rascher Entschlossenheit getrieben, sprach sie, indem sie ihre Hand leise aus der des Königs zog: Ich vermag Eurer Majestät nicht zu gehorchen, denn ich bin nicht frei!

Des Königs Brauen zogen sich zusammen; es entstand eine Art von Erstarrung in den Mienen Aller, die vernehmen und sehen konnten, was geschah. Die Herzogin mußte sich auf den Arm der Dame stützen, die ihr die nächste war.

Sie sind nicht frei? wiederholte der König, und sein strenger Blick traf wie die Gräfin, so die Herzogin. Sie sind nicht frei?

Ich habe mich gestern dem Freiherrn von Arten zugesagt! erklärte Eleonore rasch entschlossen, wennschon mit bebender Stimme, während die Röthe der Scham ihr Antlitz übergoß, als sie diese Unwahrheit behauptete.

So gehen Sie Ihr Glück in Stille und Einsamkeit genießen; aber gehen Sie, und noch heute — die Frau Herzogin wird Sie begleiten! herrschte der König. Und sich von ihr wendend, ging er nach einer anderen Seite des Kreises hinüber.

Ein panischer Schrecken durchzuckte den Hof. Seit Könige in den Tuilerien wohnten, war ein solcher Vorgang nicht erhört worden. Nur eine Engländerin, nur ein Mädchen, das in so schrankenloser Freiheit auferzogen worden war, konnte eine solche

Unwürdigkeit begehen, sich solchen Verkennens der Allerhöchsten Gnade, solcher wahrhaften Majestätsbeleidigung schuldig machen. Man trat, soweit die Sitte dies erlaubte, nahe zusammen, es entstand eine Leere neben der Gräfin und der Herzogin, die sich in halber Ohnmacht gegen einen der Marmorpfeiler lehnte. Niemand kam ihr zu Hülfe. Hatte doch ihre Zudringlichkeit den gnädigen Monarchen in diese schlimme Angelegenheit verwickelt. Welch eine andere Frau hätte ihre Enkelin so schlecht erzogen, so schlecht bewahrt! Die Ungnade der Herzogin war vollauf verdient, man konnte, man durfte sie nicht beklagen; und wie man sie verdammte und fallen ließ, bewunderte man den Prinzen Polydor und seinen Vater, die, sobald der Dienst sie freiließ, den beiden Verbannten ihren Arm und ihre Begleitung boten, um sie durch die Vorsäle in das Vorgemach zu führen, in welchem die Diener sie erwarteten.

Vom Hofe verbannt — das hieß vernichtet für die Herzogin.

In ihren letzten und höchsten Hoffnungen betrogen, starr vor Schrecken, daß die Sprache sich ihr versagte, war die Herzogin in ihrem Palaste angelangt. Keiner von ihren Leuten wußte, was geschehen war, die Bestürzung brachte das ganze Haus in Aufruhr. Aber noch hatte man die Greisin, die in heftiger Beklemmung nach Athem rang, in ihren Zimmern der Hofkleidung nicht entledigt, als Eleonore schon den Freiherrn von Arten zu sich bescheiden ließ.

Unglücklicher Weise war er nicht zu Hause. Die gestrige Unterhaltung mit dem Abbé hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihn unzufrieden mit sich selbst zurückgelassen.

Er konnte es sich nicht wegläugnen, daß fast alles, was sein geistlicher Freund über die Gräfin und über deren Tante geäußert hatte, richtig war. Auch in dem allgemeinen Urtheile, welches der Abbé über die Frauen und über die Bedeutung und den Werth einer wahrhaft weiblichen Natur gefällt hatte, stimmte

er mit ihm zusammen. Schon während jener noch an seiner Seite ging, hatte Renatus unwillkürlich die beiden Gestalten, Eleonore und Hildegard, einander gegenüber gestellt und mit einander verglichen. Er hatte das schon oft, er hatte es fast an jedem Tage gethan, und immer war die Entscheidung zu Eleonorens Gunsten ausgefallen. Nun hatte er mit Einem Male zu bemerken geglaubt, daß er gegen seine Verlobte nicht gerecht gewesen sei, daß er ihr lange in seinem Herzen Unrecht gethan habe, und wie der Abbé ihm mit so viel Wärme von dem Glücke gesprochen hatte, das einem Manne aus der vollen, hingebenden Liebe einer demüthigen, in engem Kreise sich beschränkenden Frau erwachse, hatte Renatus sich mit einer Beschämung, die jedoch ihr Süßes hatte, eingestanden, daß ihn dieses Glück erwarte und daß es nur an ihm liege, es sich, sobald als er wolle, anzueignen.

Seit Jahr und Tag hatte er nicht mehr mit Freuden an seine Verlobte, nicht mehr mit Sehnsucht an die Heimath gedacht. Als er aber am verwichenen Abende in seine Wohnung zurückgekehrt war, hatte er seit langer Zeit zum ersten Male wieder Hildegardens Briefe aus dem kleinen Behälter hervorgenommen, in dem er sie bewahrte. Die schöne, röthlich blonde Locke, welche sie sich in der Scheidestunde abgeschnitten, fiel ihm dabei in die Hand. Er hatte sie während der ganzen Feldzüge auf der Brust getragen; erst in Paris hatte er sie von sich abgelegt.

Nun hielt er sie gegen das Licht, sie glänzte hell wie Gold. Er ließ sie durch die Finger gleiten, strich sanft mit der Hand darüber hin; das Haar war seidenweich, und zärtlich, als habe er die Geliebte selber neben sich, drückte er die Locke an die Lippen.

Er war gerührt und fühlte sich schuldig. Einen nach dem andern las er die Briefe durch, welche er im Laufe der letzten Jahre von Hildegard erhalten hatte; aber je mehr er sich in sie

vertiefte, je weniger war er mit sich zufrieden. Er konnte es nicht begreifen, wie er diese lieben Briefe so gänzlich mißverstehen können, wie er diesen armen, guten Briefen so schweres Unrecht habe thun mögen. Die Liebe hatte seine Braut seherisch gemacht, und er war blind gewesen, verblendet über sie und über sich.

Hatte denn Hildegard nicht Recht gehabt mit ihren bangen Sorgen? Hatte sie nicht Recht gehabt mit ihrer Ahnung, daß eine Andere ihr die Liebe ihres Bräutigams entziehe, daß er sich nicht mehr nach ihr sehne, daß er sie zu vergessen nahe sei? — Und was konnte sie dafür, daß die Zustände in Richten nicht erfreulich waren, daß sie ihm von den Schwierigkeiten sprechen mußte, von denen sie sich umgeben sah? — Arme, arme Hildegard! rief er aus, und er kam sich treulos und pflichtvergessen gegenüber ihrem treuen Herzen vor.

Er nannte es ein wahres Glück, daß er eben heute dem Abbé das Geleit gegeben, daß ihre Unterhaltung eben diese Wendung genommen hatte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, die Ruhe zu suchen, ohne an Hildegard geschrieben zu haben, und einmal auf den Weg der Bekenntnisse gerathen, fand er eine Lust darin, sein Gewissen zu befreien, indem er seiner Verlobten die Gefahr, in der er sich befunden hatte, wie die Versuchung, der er ausgesetzt gewesen sei, mit den warmen Farben darstellte, welche der Gedanke an Eleonorens mächtige und zauberische Reize in seiner Phantasie hervorrief.

Er nannte sich gegen seine Verlobte einen Rinaldo in Armidens Zaubergärten; er schilderte Hildegarden die Gräfin in aller ihrer Schönheit, um der Entfernten klar zu machen, daß er keiner gewöhnlichen Erscheinung gegenüber gestanden, und um ihr zu beweisen, daß nur eine so starke und treue Liebe wie die seinige einer solchen Zauberin zu widerstehen vermocht habe. Und wie er am Abende mit innerer Beschämung seinen Brief

begonnen hatte, war er sehr wohl mit sich zufrieden, als er ihn am andern Morgen durchlas und beendigte.

Die Jahre, welche er fern von der Heimath und von seiner Braut verlebt hatte, dünkten ihn unbegreiflich lange. Er warf es sich vor, daß er nicht eher an seine Heimkehr gedacht, daß er die immer wiederholten Mahnungen seiner Braut, die auf das genaueste mit den Vorstellungen Paul's zusammentrafen, bisher unbeachtet gelassen habe. Er versprach am Schlusse seines Briefes, daß er noch selbigen Tages die nöthigen Schritte thun wolle, um sich einen längeren Urlaub zu erwirken, verhieß seiner Braut, daß ihre Verbindung nun nicht weiter hinausgeschoben werden sollte und daß sie dann gemeinsam überlegen würden, ob sie mit ihm nach der Weltstadt an der Seine zurückkehren oder ob er darauf antragen solle, in eines der in der Heimath stehenden Regimenter versetzt zu werden. Es fiel ihm dabei gar nicht auf, daß er der Möglichkeit, in Richten auf seinen Besitzungen zu leben, nicht gedachte, obschon alle seine und seiner Verlobten Plane früher eben darauf berechnet gewesen waren.

Da er um Mittag zur Parade gehen mußte, nahm er den Brief an Hildegard mit sich, um nachzufragen, ob er nicht auf der Gesandtschaft eine Gelegenheit fände, ihn schneller als durch die damals noch sehr langsam gehenden Posten zu befördern, und als ihm dies gelungen war, sprach er noch in dem Collegium vor, weil er den Abbé zu sehen und ihm zu sagen wünschte, wie wohlthätig und befreiend seine gestrigen Erklärungen auf ihn gewirkt hätten. Aber als er sich nach demselben erkundigte, erhielt er den Bescheid, daß der Herr Abbé vor zwei Stunden mit einem der anderen Herren aus dem Collegium abgereist sei. Auf die Frage, wohin er gegangen wäre, ob man die Zeit seiner Wiederkehr bestimmen könne, wußte der Dienstthuende keinen Bescheid zu geben, und Renatus ließ also nur seine Karte mit einem Gruße und ein paar Dankesworten

für den Abbé zurück, welche diesem verständlich sein konnten, ohne einem Dritten irgend etwas Ungewöhnliches zu sagen.

An Hildegard denkend und dabei immer wieder auf Eleonore zurückgeführt, tadelte er sich endlich, daß er sich nicht offener und freier gegen dieselbe gestellt habe. Alles, was der Abbé von ihr behauptet, das gab Renatus auch jetzt noch zu, hatte mehr oder weniger seine Richtigkeit; aber darin schien der Abbé ihm Unrecht zu thun, daß er der Gräfin ihre eigentliche Wesenheit zum Vorwurfe machte, daß er nicht anerkannte, wie eine solche Natur sich auf ihre Weise mit der Welt und mit dem Leben abzufinden habe. Es ist sein Stand, es ist seine Ehelosigkeit, sagte sich Renatus, die unseren Abbé so streng machen, und es gefiel ihm, daß er sich eines nachsichtigeren Urtheils über die Gräfin bewußt war. Wenn eine Frau wie diese mehr für die Freundschaft als für die Liebe geschaffen schien, so hatte man, nach des jungen Freiherrn Ansicht, diese Eigenschaften, die sie besaß, zu schätzen, hatte man anzunehmen, was sie zu bieten gewillt war, ihr zu leisten, was sie begehrte, und der Abbé am wenigsten durfte sich über Eleonore, wie sie nun einmal war, beschweren.

Renatus war sich nie so ehrlich wie eben jetzt des gewaltigen Eindruckes bewußt gewesen, den Eleonore auf ihn gemacht hatte. Er gestand es sich jetzt offen ein, daß es hauptsächlich sie gewesen sei, die ihn an Paris gefesselt und ihm den Gedanken an seine Heimath und an seine Braut beängstigend gemacht habe. Nun er aber zur Besinnung und zu sich und den eigentlichen Bedingungen seines Daseins zurückgekehrt war, meinte er es eben einer Eleonore auch schuldig zu sein, ihr frei und unumwunden seine Freundschaft anzutragen. Er wollte ihr Vertrauen gewinnen, indem er ihr das seinige voll und ganz gewährte. Sie sollte wissen, wie nahe er daran gewesen war, um ihretwillen sich und seinen Pflichten, ja, seiner Ehre untreu

zu werden; und da seit gestern auf dem Boden seiner neu gefaßten guten Vorsätze das Bild seiner Braut wieder lebendig in ihm emporstieg, so daß es sich ihm in dem Schimmer der Sehnsucht und der Erinnerung immer mehr verklärte, so tauchte gleichzeitig auch das Verlangen in ihm empor, die beiden Jungfrauen, welche ihm als die Ideale ihres Geschlechtes, als die beiden weiblichen Wesen erschienen waren, denen er sich in Liebe und Freundschaft hinzugeben wünschte, einander nahe zu bringen und wo möglich durch seine Vermittlung zu verbinden.

## Dreizehntes Capitel.

Voll von den angenehmsten Vorstellungen, überzeugt, daß Eleonore und Hildegard, wenn sie Freundinnen werden könnten, die segensreichste Wirkung auf einander üben müßten, und entschlossen, gleich heute, wenn Eleonore von dem Balle heimgekehrt sein würde, eine Unterredung mit ihr zu suchen, langte Renatus in dem Palaste der Herzogin an, und das Erste, womit der Thürsteher ihn empfing, war die Botschaft, daß die Gräfin ihn zu sprechen wünsche. Das überraschte ihn, denn er hatte die Damen noch auf dem Feste vermuthet. Man sagte ihm, daß die Herzogin sich nicht wohl gefühlt und deshalb den Ball verlassen habe, und von dieser Kunde wie von dem Wunsche der Gräfin angetrieben, eilte er die Treppe hinauf und ließ sich bei derselben melden.

Er fand Eleonore allein in ihrem Zimmer. Sie hatte ein loses, weites Morgengewand angelegt, ihr Haar, von dem man die Krone und die Blumen abgenommen hatte, war noch nicht völlig wieder geordnet. Sie sah in hohem Grade erregt aus, und Renatus, der dies mit dem Erkranken der Herzogin in Verbindung brachte, fragte in lebhafter Theilnahme: Wie geht es der Herzogin, wie befindet sie sich?

Gut, gut! entgegnete Eleonore in einer Weise, die den Freiherrn erschreckte, denn es lag etwas völlig Verstörtes in der Hast und in dem Tone, in denen sie zu ihm sprach, — gut, aber davon ist nicht die Rede! — und vor Renatus hintretend, indem

sie beide Hände fest gegen ihre Brust preßte, sagte sie, während ihre Wangen glühten und ihre Augen funkelten: Herr von Arten, ich befinde mich in einer Lage, in der sich wohl nicht leicht eine Frau wie ich vor mir befunden hat! Meine Ehre, meine ganze Zukunft stehen auf dem Spiele — ich bin verloren, wenn Sie mich nicht erretten!

Renatus traute seinen Sinnen nicht. Die Angst der Gräfin erfaßte auch ihn. Er glaubte sie von Wahnsinn ergriffen, wie er sie also vor sich sah, und das Entsetzen darüber drohte auch ihn zu verwirren. Reden Sie, reden Sie! Was ist geschehen, Gräfin? rief er beklommen aus — was kann, was soll ich thun?

Sie müssen mich heirathen! stieß Eleonore hervor, und sie erbleichte, als sie das Erschrecken des Freiherrn sah.

Die Ueberzeugung, daß er eine Geisteskranke vor sich habe, stand in dem Augenblicke in Renatus fest. Er wußte nicht, was er sagen, was er denken sollte, und unwillkürlich darauf bedacht, sich der Unseligen zu bemächtigen, ergriff er ihre Hände und sprach so ruhig, als er es vermochte: Setzen Sie Sich, theure Gräfin, Sie sind sehr erschüttert — setzen Sie Sich nur, dann..

Eleonore lachte hell auf. Sie halten mich für wahnsinnig, und in der That, es ist danach angethan, mich wahnsinnig zu machen — aber noch habe ich meinen Verstand, noch bin ich ich selbst, noch habe ich den festen Glauben, daß Ihre Freundschaft mein Erretter sein wird, daß Sie mich nicht zur Lügnerin werden lassen — und auf meinen Knieen will ich's Ihnen danken!

Der Vorgang wie der Zustand der Gräfin wurden Renatus immer räthselhafter, und gemartert, wie er sie gemartert sah, rief er: Sprechen Sie, oh, sprechen Sie, damit ich nur erfahre, was geschehen ist!

Eleonore hatte ihre Hände frei gemacht und strich mit hastiger Bewegung ihr Haar zurück, das aufgegangen und ihr weit um Stirn und Leib herabgefallen war.

Sie kennen, hob sie mit gewaltsamer Selbstbeherrschung zu sprechen an, Sie kennen die Absicht meiner Tante, mich mit ihrem Sohne, dem Prinzen Polydor, zu verbinden! Sie wissen, daß ich die Herzogin und ihren herrschsüchtig-heuchlerischen Charakter verabscheue, daß ich um keinen Preis die Bande noch zu verstärken wünschen kann, die mich ihr verbinden, und Sie wissen auch, daß es mich nicht gelüstet, die Gattin des Prinzen, eines Mannes zu werden, der mein Vater sein könnte und dessen Ruf als Muster eines Edelmannes sich zum Theil auf eine Reihe von Abenteuern gründet, die ihn mir verächtlich machen!

Sie hielt inne, ihre Aufregung versetzte ihr den Athem. Ich habe die persönlichen Bewerbungen des Prinzen, die Vorstellungen meiner Tante nie beachtet, und ich war berechtigt, dies zu thun, denn ich bin volljährig und Herr meiner Person und meines Besitzes! Aber was man auf geradem Wege von mir nicht zu erringen vermochte, das hoffte man mit List mir abzugewinnen! — Und wieder hielt die Gräfin inne. Dann sagte sie: Heute, auf dem Balle, trat der König an mich heran. Man hatte ihn, ich wußte es, dazu zu überreden vermocht, dem Prinzen meine Hand zuzusagen, als ob derselbe ein Anrecht an mich besäße, oder als ob ich eine der Unterthaninnen, eine Sklavin dieses Königs wäre, die ihm blindlings zu gehorchen hat! Mit einem sehr gnädigen Scherze legte der König meine Hand in die des Prinzen, gab er dem Prinzen Urlaub, sich mit mir auf seine Güter zurückzuziehen, und . . .

Und? fragte Renatus, und was dann?

Ich war außer mir! nahm Eleonore mit wiederkehrender Heftigkeit das Wort. Aller Augen waren auf mich gerichtet! Ich sah das mir verhaßte Lächeln auf des Prinzen Lippen, ich sah die Zufriedenheit in den Augen der Herzogin! Ich sollte ihre Zufriedenheit mit dem Unglücke meines ganzen Lebens erkaufen — das ging über meine Kräfte! Ich zog meine Hand

zurück, ich sagte: ich bin nicht frei! — Ich weiß nicht, warum die Empörung mich keinen andern Ausweg finden ließ, wie das Erschrecken mich vergessen machen konnte, daß Niemand ein Recht hat, über mich zu bestimmen, als ich selbst! Und als der König dann zu wissen forderte, was mich binde, da — da — nannte ich Sie!

Sie brach plötzlich ab und schöpfte Athem, als sei es ihr leichter, nun sie das Wort gesprochen hatte.

Renatus trat von ihr zurück. Mich, fragte er, Sie nannten mich?

Seine Betroffenheit konnte ihr nicht entgehen, ihr alter Stolz entzündete sich an derselben. Mich dünkt, sagte sie, es ist keine Unehre für Sie, wenn ich vor dem Könige und dem ganzen versammelten Hofe Sie, Herr von Arten, als den Mann bezeichnete, dem ich meine Zukunft anvertrauen will und den ich mir erwählte! —

Völlig vergessend, wie sie es als ein nicht zu verzeihendes Unrecht anerkannt hatte, daß man ohne ihre Zustimmung über sie hatte entscheiden wollen, hatte sie in Bezug auf den Freiherrn das Nämliche gethan, und ihre Worte machten das Uebel ärger. Renatus war einen Augenblick ohne jede Fassung. Es war ihm, als würde er auf einem Rade wild umher getrieben, daß er nicht wußte, was er erlebte, was er dachte. Das schönste Weib, welches seine Augen je gesehen, eine Frau, um deren Gunst die ausgezeichnetsten Männer sich bis jetzt vergebens beworben hatten, trug sich ihm an. Er brauchte nur Ein Wort zu sprechen, und er nannte Eleonoren mit ihrem ganzen fürstlichen Besitze sein. Indeß sein Mannesgefühl lehnte sich gegen ihre Gewaltsamkeit auf. Er konnte es ihr nicht vergeben, daß sie ihn vor dem Könige und vor dem Hofe in eine Angelegenheit verwickelt hatte, in der er sie bloßzustellen, oder sich einer übelwilligen Beurtheilung Preis zu geben gezwungen war, und wie

unheilvoll ihre Lage, wie beklagenswerth sie ihn auch dünkte, konnte er doch nichts thun, sie aus dem Wirrsale zu befreien, in das ihre vorschnelle Entschlossenheit sie gestürzt hatte. So verging eine ganze Zeit. Immer noch stand er sprachlos vor ihr, aber jede Secunde längeren Schweigens änderte sein Empfinden und seine Gedanken. Was ihn zuerst als eine Gewaltthätigkeit bedünkt, gegen die er sich zu wahren hatte, erschien ihm bald darauf als ein Zeichen des Vertrauens, auf das er stolz sein müsse und dem von seiner Seite bisher nicht entsprochen zu haben er sich bitter vorwarf. Wie hatte die Gräfin ahnen können, daß er gebunden war? Wie anders würde diese Stunde für ihn geschlagen haben, wäre er frei gewesen, hätte er Eleonoren zu Füßen sinken und ihr danken dürfen, daß sie ihm vertraute! Eben erst hatte er ihr zürnen zu müssen geglaubt, nun sagte er sich, daß sie Grund habe, ihm zu zürnen, und wie er in ihr schönes, bleiches Antlitz sah, dessen mächtige Augen mit angstvoller Frage an ihm hingen, da hielt er sich nicht länger, und von einem Schmerze überwältigt, den er sich nicht zu erklären wagte, rief er: Eleonore, Sie und mich habe ich betrogen und elend gemacht! Aber ich bin elender, als Sie — denn ich verliere Sie, und Sie werden mich verachten!

Ihre Arme sanken schlaff herab. Sie sind vermählt? sprach sie klanglos.

Er schüttelte verneinend das Haupt. Nein, nein! rief er, aber ich habe mich seit Jahren meiner Jugendgespielin, der Gräfin Rhoden, anverlobt!

Ihr Blick blieb lange auf ihm haften, als wolle sie zu verstehen suchen, wie eben er sie habe täuschen können. Gebrochen, wie sie sich fühlte, fühlte auch Renatus sich. Sie schwiegen beide, bis Eleonore endlich fast tonlos die Frage hinwarf: Ich habe Sie seit zwei Jahren meinen Freund genannt — was bewog Sie, mir Ihre Verlobung zu verschweigen?

Es lag etwas Furchtbares in der Ruhe, mit welcher sie zu ihm redete. Er hörte es an ihrem Tone, er las es in ihren Mienen, daß sie mit ihrem ganzen Schicksal abgeschlossen habe, daß sie nur noch zu verstehen trachte, wie Alles eben so gekommen sei, und weil er sich ihre offenbare Verzweiflung nicht anders zu erklären wußte, drängte sich ihm der Glaube auf, Eleonore liebe ihn, um seinetwillen habe sie die Hand des Prinzen ausgeschlagen, und sein Geständniß sei es, das sie also beuge. Das überwältigte ihn, und als zerrisse ein Schleier vor seinen Augen, als sähe er sich zum ersten Male im vollen Lichte der Wahrheit, so daß es ihn zwinge, auch völlig wahr gegen sich und Andere zu sein, flehte er: Hören Sie mich, Eleonore! Sie sollen Alles wissen — alles, alles, was ich mir selber nicht einzugestehen wagte. Ja, ich bin verlobt — aber diese Verlobung war eine Uebereilung, war ein Irrthum, den ich oft bereute! Ich war kaum aus dem Vaterhause, kaum aus der Aufsicht meines Erziehers gekommen, ich kannte die Welt, mich selbst noch nicht! Je älter ich wurde, je länger ich von meiner Braut entfernt war, je mehr erblaßte ihr Bild in meiner Erinnerung, und seit ich Sie sah, Eleonore, seit ich Sie kennen lernte . . . . Er brach plötzlich ab, überwand sich aber und sagte nach kurzem Schweigen: Meine Braut ahnte, fühlte, daß ich für sie erkaltet war, ihre Briefe peinigten mich, ich suchte sie zu vergessen, um nicht in dem Glücke gestört zu werden, das ich in Ihrer Nähe fand und das, wie ich meinte, nicht lange dauern konnte. Ihnen, der Selbstgewissen, hätte ich es am wenigsten gestehen mögen, daß ich leichtsinnig über mein Leben entschieden hatte! Ich schämte mich vor Ihnen meiner Unbesonnenheit, so oft ich Ihnen davon sprechen wollte, ja selbst wenn je zuweilen der Gedanke in mir rege wurde, jenes Band zu lösen und an Ihr Urtheil mich zu wenden, ob ich es lösen dürfe, sagte ich mir, daß Sie den Mann nicht achten könnten, der erst von Ihnen

sich sagen lassen müsse, ob er verpflichtet sei, das Wort zu halten, mit welchem er eines edlen Mädchens Leben an sich gekettet, mit dem er ihm seine Zukunft verpfändet habe!

Eleonore setzte sich nieder und stützte ihre Stirn gegen die zusammengeballte Hand. Renatus stand vor ihr und sah mit unbeschreiblichem Schmerze auf sie nieder. Da sie sich nicht regte, fing er noch einmal zu sprechen an. Er schilderte ihr, wie eine zufällige Unterhaltung, die er gestern mit dem Abbé gehabt und in welcher dieser das Glück der Ehe und der Häuslichkeit gepriesen, ihm das Herz erweicht, wie er seit langer Zeit zum ersten Male wirklich wieder mit Neigung an seine Braut gedacht, wie er ihr dies heute geschrieben, ihr die Empfindung eingestanden habe, die er für Eleonore gehegt, wie er seiner Verlobten eben heute zugesagt, seine Heimkehr nicht länger zu verzögern, seine Verheirathung mit ihr nicht weiter hinauszuschieben.

Mit Einem Male fiel Eleonore ihm in das Wort: Und der Abbé? fragte sie in höchster Spannung — und der Abbé, wußte er, daß Sie gebunden sind?

Es wußte hier Niemand darum, und auch in meiner Heimath ist meine Verlobung nicht öffentlich ausgesprochen, denn ich war sie, ehe ich in's Feld zog, ohne daß mein Vater darum wußte, eingegangen!

Eleonore hatte nur die ersten Worte seiner Entgegnung beobachtet. Es war das Einzige, was sie wissen mußte, was für sie noch wichtig war. Als sie das vernommen hatte, versank sie wieder in ihr früheres Brüten. Die Stille konnte Renatus nicht ertragen.

Er trat an sie heran, ergriff ihre herabhängende Rechte und, vor ihr niederknieend, bat er: Sprechen Sie zu mir, Eleonore! Sagen Sie mir, was soll ich thun?

Müssen Sie mich das erst fragen? entgegnete sie ihm.

Er hatte keine andere Antwort von ihr erwartet; aber es

gibt Lebenslagen, in denen man es leichter findet, sein Urtheil von einem Andern, als von dem eigenen Bewußtsein sprechen zu lassen, und die seinige war eine solche. Es war vergebens, daß er sich sagte, wie ein getheiltes Herz, wie die Hand eines Mannes, die er einem Weibe widerstrebend reiche, dieses nicht glücklich machen könnten! Er hatte sein Wort verpfändet, er war ein Edelmann und hatte dieses Wort zu halten, was auch daraus für ihn selber werden und entstehen konnte! Es hatte kein Arten je sein Wort gebrochen!

Er erhob sich und trat an das Fenster. Den Kopf gegen die kalten Scheiben gepreßt, ließ er seinen schmerzlichen Gedanken freien Lauf. Er grollte sich, er grollte Hildegard, er grollte der Welt und dem Leben. So blieb er eine Weile stehen, bis Eleonore ihn beim Namen rief. Er blickte um sich, sie stand an seiner Seite, der Schein der untergehenden Sonne umfloß sie mit seinem matten Lichte. Sie sah sehr ermüdet, sehr verändert aus.

Wir haben eine schwere Stunde mit einander durchlebt, sagte sie, und deshalb werden wir einander nicht vergessen! Ich habe Sie um Vergebung zu bitten für mein Thun, ich hatte kein Recht, keinen Anspruch an Sie, es war ein Wahnsinn, der mich erfaßt hatte, als ich über Sie verfügte — und ich allein werde die übeln Folgen davon tragen! Wohl Ihnen, daß Sie gebunden sind, daß Sie Sich nicht verpflichtet glauben können, meine Vermessenheit mit dem Schilde Ihres Namens, Ihrer Ehre zu bedecken!

Eleonore, um Gottes willen schweigen Sie, demüthigen Sie mich nicht! flehte er und die Thränen traten ihm in die Augen.

Nein, entgegnete sie, Sie sind, wenn auch erst in der letzten Stunde, wahr gegen mich gewesen — ich schulde Ihnen das Gleiche! Ich liebe Sie nicht, habe Sie nie geliebt und würde Sie nur geheirathet haben, um . . . .

Sie stand auf dem Punkte, ihm die volle Wahrheit zu bekennen, aber da sie dieselbe aussprechen wollte, hielten die Scham des Herzens und die Besorgniß, daß sie gegen die Absichten des Geliebten handeln, daß sie ihn benachtheiligen könne, wenn sie ihr Geheimniß dem Freiherrn verriethe, sie davon zurück. — Ich hätte Sie nur geheirathet, sagte sie mit dem Anscheine der vollen Wahrheit, um einer mir verhaßten Ehe zu entgehen! Das wäre kein Glück für Sie gewesen, sicherlich kein Glück!

Renatus biß die Lippen zusammen, die Qual schien kein Ende nehmen zu sollen.

Und was haben Sie zu thun beschlossen? fragte er endlich, da die Sonne herabsank und der frühe Abend anbrach.

Ich verlasse Paris noch diese Nacht — ich bin durch des Königs Wort dazu genöthigt! Es lüstet mich auch nicht, vor dem Hofe als — als eine Lügnerin da zu stehen!

Ihre Züge zuckten bei den Worten wie in einem Krampfe, sie hatte Noth, sich zu behaupten, sie konnte nicht gleich weiter sprechen.

Kann ich denn nichts, gar nichts für Sie sein, nichts für Sie thun? fragte Renatus.

Ja, gehen Sie zu dem Abbé, sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche, gleich jetzt zu sprechen wünsche!

Der Abbé ist verreist! wendete Renatus ein.

Nein, nein, unmöglich! rief Eleonore.

Renatus sagte, daß er selber in dem Collegium gewesen sei, selber dort den Bescheid von der Abwesenheit ihres gemeinsamen Freundes erhalten habe.

Eleonore schellte mit leidenschaftlicher Erregung. Ist kein Brief für mich gekommen? fragte sie den eintretenden Diener.

Eben jetzt hat man diesen hier gebracht, erhielt sie zur Antwort. Sie nahm das Schreiben von dem silbernen Teller,

auf dem man es ihr überreichte, und eilte damit an das Fenster. Es war noch hell genug, die wenigen Zeilen lesen zu können.

„Eine Weisung meiner Vorgesetzten," lauteten sie, „zwingt mich, für einige Wochen die Hauptstadt zu verlassen. Sie kann mich möglicher Weise zu einer längeren Entfernung nöthigen. Welche Entscheidung Sie auch treffen, theure Gräfin, denken Sie, daß meine sorglichsten Wünsche, meine Gebete für Ihre Erleuchtung und für Ihren Frieden Sie immer und überall begleiten."

Und er sagt mir nicht, wohin er geht! rief sie, während die lange zurückgehaltenen Thränen ihr über die Wangen rollten. Er sagt mir nicht, wohin er geht! wiederholte sie im Tone des bittersten Schmerzes, und ohne auf Renatus noch zu achten, verließ sie mit raschem Schritte das Gemach.

## Vierzehntes Capitel.

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Unterredung waren die großen äußeren Thüren des herzoglichen Palastes, die gastlich offen standen, wenn die Herrschaft anwesend war, geschlossen. Die Dienerschaft zog an den Fenstern, welche nach dem vorderen Hofe gelegen und zum Theil in den oberen Stockwerken von der Straße aus sichtbar waren, die Gardinen zu und ließ die hölzernen Vorhänge herunter. In dem stillen, nach dem Garten hinaussehenden Schlafzimmer der Herzogin wachte man an dem Lager der Greisin, deren feste Natur diesem Stoße sich doch nicht gewachsen gezeigt hatte. Der Arzt, den man herbeigerufen, als die Herzogin vom Hofe gekommen war, hatte ihren Anfall für einen Herzkrampf, ihren Zustand bei ihren hohen Jahren für sehr bedenklich erklärt. Es konnte von ihrer Abreise die Rede nicht sein, obschon sie darauf bestand, dem Könige auch in dem Befehle, den er ihr im Zorne gegeben hatte, pünktlich zu gehorsamen. Man mußte also auf ihre Anordnung dem Palais wenigstens das Ansehen geben, als habe sie es verlassen, und selbst ihrem alten Freunde und dem Prinzen, die gekommen waren, nach ihr zu fragen, verweigerte man auf ihren ausdrücklichen Befehl den Zutritt zu ihr. Sie mochte sich in der Ungnade, die sie getroffen hatte, von Niemandem sehen, von Niemandem beklagen lassen. Sie versagte Anfangs sogar, Arzenei und Speise zu nehmen; man war übel mit ihr daran.

Eleonore war mit Tagesanbruch abgereist. Sie hatte noch

an dem verwichenen Abende einen Paß für sich und ihre Bedienung gefordert, und da der englische Gesandte, ein Freund ihrer verstorbenen Mutter, von dem Vorgange im Schlosse Zeuge gewesen war, hatte er sich selbst noch zu ihr begeben und ihr seine Dienste angeboten, falls sie irgend eines Rathes oder Schutzes bedürftig sei. Er hatte sich bei der Gelegenheit die Frage erlaubt, ob ihr Verlobter ihr bald nach England folgen werde, ob sie ihn später nach Deutschland zu begleiten gedenke, und gleich unfähig, sich der Unwahrheit anzuklagen, wie eine Aeußerung zu thun, die ein falsches Licht auf Renatus werfen konnte, hatte sie dem Gesandten ohne alle Erläuterung erklärt, daß von einer Verbindung zwischen ihr und dem Freiherrn nicht mehr die Rede sei. Das hatte ihre Lage noch verschlimmert, und nicht nur in den Sälen des Faubourg Saint Germain, sondern auch in den Kreisen, die dem Hofe nahe standen, boten die Ungnade, in welche die Herzogin von Duras gefallen war, und die Verweisung der bis dahin so gefeierten Gräfin Haughton in den nächsten Tagen und Wochen den Gegenstand der Unterhaltung, den Stoff für die abenteuerlichsten Vermuthungen dar.

Renatus spielte in denselben bald diese, bald jene Rolle. Die Einen behaupteten, die Gräfin habe in Bezug auf ihn Entdeckungen gemacht, die ihm zur Unehre gereicht und sie bewogen hätten, ihre Verlobung mit ihm zu lösen; Andere wollten wissen, daß der Freiherr hinter einen Liebeshandel der Gräfin gekommen sei, dem er habe zum Deckmantel dienen sollen, und die Zahl derjenigen, welche diese Meinung aufrecht erhielten, wuchs mit jedem Tage. Man sprach davon, daß sie seit ihrer Kindheit einen Sohn ihrer Amme, dem man eine gewisse Erziehung gegeben hatte, zu ihrem Diener gehabt habe. Man erinnerte sich, daß derselbe ein schöner Mensch gewesen sei, daß die Gräfin ihn immer mit Auszeichnung behandelt und ihn auch jetzt wieder mit sich genommen habe, obschon eben in diesem

Augenblicke ein älterer Diener eine passendere Begleitung für sie gewesen sein würde. Wenn gegen solche Gerüchte sich auch die Stimme der Personen, die Eleonoren nahe gestanden hatten, mit Entschiedenheit und mit Entrüstung auflehnte, so gingen doch manche üble Andeutungen über sie durch die Presse in die Oeffentlichkeit über, und es waren, sonderbar genug, gerade die frömmsten Matronen, die vornehmen Frauen, welche denselben geistlichen Berather mit der Herzogin hatten, von denen jene böswilligen Gerüchte ihren Ausgang hatten und ihre Bestätigung erhielten.

Der Abbé von Montmerie ward bei diesem Anlasse nur in so fern genannt, als man sich wunderte, wie ein Mann von seiner Menschenkenntniß sich über den wahren Werth und über die Bedeutung eines jungen Frauenzimmers wie die Gräfin so völlig habe täuschen können. Als man des Ereignisses einmal zufällig selbst vor dem Erzbischof erwähnte, meinte derselbe, daß gerade der hohe und nur auf das Große gerichtete Sinn des Abbé's das Geringe am leichtesten habe übersehen können und daß eine so erhabene Seele wie die seinige am wenigsten dazu geneigt gewesen sei, das Unedle in Anderen vorauszusetzen. Er beklagte den Abbé wegen dieser üblen Erfahrung, freute sich, daß derselbe eben jetzt zufällig von Paris entfernt sei und daß es ihm also erspart werde, ein ohnmächtiger Zuschauer bei so schmerzlichen Ereignissen in dem ihm eng befreundeten Hause zu werden, und als die Anwesenden dem Herrn Erzbischof in dem günstigen Urtheile über den Abbé von Herzen beistimmten, als die Frauen sich sammt und sonders mit tugendhafter Entrüstung gegen Eleonore erhoben, forderte das milde Herz des Kirchenfürsten Nachsicht auch für die Verirrte. Er gab es zu bedenken, daß die Gräfin in einem unruhigen Reiseleben erzogen sei und daß ihr die Stütze gefehlt habe, welche jeder Mensch nur in dem Anlehnen an die Kirche und ihre ihn überwachende Ge-

walt mit Sicherheit zu finden vermöge. Das räumte man ihm willig ein. Einem Mädchen, das unter der Aufsicht frommer Nonnen im Kloster erzogen worden, einem Mädchen, dem der Rath und die Aufsicht eines gewissenhaften Beichtigers zur Seite gestanden, hätten solche Abenteuer nicht begegnen können. Man entschuldigte endlich Eleonore mit einem niederdrückenden Mitleid und man begann gleichzeitig, die Herzogin zu tadeln, die, nur auf weltliche Vortheile für sich und ihre Freunde bedacht, es verabsäumt hatte, ihre Nichte auf den Weg des Heils und in die Arme der Kirche zu führen.

Renatus hatte von all diesen Gerüchten einen empfindlichen Rückschlag zu erleiden. Er sah sich von seinen Bekannten und Umgangsgenossen mit einer mehr oder weniger verhehlten Neugier betrachtet, die Näherstehenden wagten vorsichtige Fragen, um, wie sie behaupteten, den an sie von allen Ecken und Enden gestellten Erkundigungen entsprechen zu können, und die Verwirrung seines Gemüthes machte ihm die Nadelstiche, die ihm fortwährend zu Theil werdenden kleinen Verletzungen und Kränkungen nur empfindlicher, ihn nur ungeduldiger in ihrer Abwehr. Alles, was sich bis dahin ganz von selbst für ihn zurecht gelegt, ihn ganz natürlich gedünkt hatte, wurde ihm nun plötzlich zu einem Gegenstande, der reifliche Erwägung forderte. Es war zu bedenken, ob er in dem Palais der Herzogin bleiben könne, bleiben solle, zu bedenken, ob es gerathener sei, Paris zu verlassen, die Gesellschaft zu meiden und dem Uebelwollen das Feld zu räumen, oder sich zu behaupten und zu versuchen, in wie weit es möglich sei, auch Eleonoren dabei nützlich zu werden. Und bei dem allem lag ihm die Besorgniß, daß man seine Ehre antaste, ohne daß er das Geringste thun könne, dies zu hindern, schwer auf der Seele.

Hier und da stieß er auf Fragen, auf Andeutungen, die sein Blut zum Sieden brachten; mehrmals stand er auf dem

Punkte, die vorsichtig Zudringlichen, wie es sich nach seinen edelmännischen und militärischen Begriffen gebührte, zu blutiger Rechenschaft zu ziehen, aber die Besonnenen unter seinen Genossen und Kameraden wußten die Zerwürfnisse beizulegen und ihn zu beschwichtigen, indem man ihn daran mahnte, daß der Ruf der Gräfin durch jedes neue Aufsehen neuen Gefahren ausgesetzt sei, und daß in dem Verhältnisse, in welchem die preußischen Truppen sich in Paris befänden, für den Chef derselben nichts ungelegener kommen könne, als ein Duell unter seinen Offizieren, oder gar das Duell eines seiner Offiziere mit einem zum Hofe gehörenden Franzosen.

Trotz ihrer Krankheit verlangte die Herzogin es auch ganz ausdrücklich, daß ihr junger Gast unter ihrem Dache bleiben solle. Sie ließ es ihn durch den Arzt wissen, daß es ihr beruhigend sei, einen ihr befreundeten Menschen in ihrer Nähe zu haben, für den die Ungunst ihres Königs kein Grund sein könne, sich von ihr zurückzuziehen, und dem sie keinen Nachtheil zuzufügen fürchten müsse, wenn er sich ihr anhänglich erweise. Mit zitternder Hand schrieb sie ihm an einem der folgenden Tage, daß sie ihn noch zu sehen hoffe, ehe sie vom Dasein scheide, und da die Freude an der schönen Form in ihr nur mit dem Leben selbst erlöschen konnte, fügte sie den zwei Zeilen am Schlusse die Wendung zu: da sein Vater ihr in Leid und Sorge seine Hand gereicht, so habe der Himmel wohl die Hand des Sohnes auserwählt, ihr die müden Augen zuzuschließen.

Renatus blieb also in ihrem Hause. Von Seiten seiner Freunde und Vorgesetzten sah man dies gern. Es ließ ihn schuldlos an dem Geschehenen erscheinen, und er selber war zu reinen Sinnes, um es der Herzogin zuzutrauen, daß sie ihn gerade deßhalb und eben nur aus Rache gegen Eleonore bei sich festzuhalten suchte.

Wenige Tage nach der Abreise der Gräfin, als Renatus

sich eines Abends zu Hause und einsam in seinem Zimmer befand, ward der Abbé ihm angemeldet.

Er sagte, daß er eben erst angekommen sei, daß er eben erst mit höchster Bestürzung das Geschehene erfahren habe. Mit mehr Lebhaftigkeit, als er seinem Ausdrucke sonst zu geben pflegte, beklagte er es, daß er nicht im Stande gewesen sei, dem Rufe der Gräfin zu folgen. Er beurtheilte sie weit weniger streng, als in seiner letzten Unterredung mit dem Freiherrn, versicherte, daß er ihr gleich heute schreiben werde, und billigte es durchaus, daß Renatus in der Nähe der Herzogin geblieben sei. Dann ließ er sich bei dieser anmelden und wurde von ihr trotz der späten Abendstunde angenommen.

Von dem Tage ab kehrte er regelmäßig am Morgen und am Abende wieder, und der Arzt that keinen Einspruch dagegen. Das Uebel der Kranken stellte sich als ein unheilbares heraus und machte raschen Fortschritt. Man gönnte ihr also jede Erquickung und Zerstreuung, deren sie begehrte. Der Abbé kam und ging. Er hatte es vor Niemandem Hehl, daß er an einer Aussöhnung der Herzogin mit ihrer Nichte arbeite; er hatte sogar verschiedene Zusammenkünfte mit dem alten Fürsten von Chimay, den er in das Interesse zu ziehen suchte. So lange man auf die Verbindung Eleonorens und des Prinzen Polydor gerechnet hatte, war es zwischen den Betheiligten als selbstverständlich angesehen worden, daß Eleonore die Erbin der Herzogin wurde und daß auf diesem Umwege der Prinz zu dem Besitze des Vermögens gelangte, welches die Herzogin ihm zuzuwenden wünschte. Jetzt wollte sie ihrer Nichte natürlich diese Vortheile entziehen, und der Fürst seinerseits wünschte sie zur Abfassung eines Testamentes zu Gunsten seines Sohnes zu veranlassen; aber wider sein Erwarten stieß er auf ein Widerstreben bei der Herzogin.

Ihr Beichtvater, welcher auf den Wunsch ihres alten Freundes mit ihr zuerst von dieser Angelegenheit gesprochen,

hatte eben dadurch ihr Mißtrauen erregt, und es hatte kaum einer Mühe für den Abbé bedurft, um die Herzogin zur Mittheilung ihrer Sorgen und Bedenken zu veranlassen. Sie nannte es eine unbegreifliche Härte, daß man von ihr mit der Erbeinsetzung des Prinzen Polydor ein Zugeständniß fordere, welches sie zu machen durch ihr ganzes Leben vorsichtig vermieden habe.

Da mir das Loos gefallen ist, mit meines Königs Ungnade belastet von der Welt zu scheiden, sagte sie, wäre es ein Verbrechen gegen mich selbst, wenn ich meine Hand in meinen letzten Stunden noch selbstmörderisch an meinen Ruf und an meine Ehre legen sollte! — Und der Abbé bestärkte sie in dieser Ansicht.

Er behauptete gegen den alten Fürsten wie gegen den Prinzen Polydor, in deren engstes Vertrauen er sich auf diese Weise plötzlich gezogen fand, daß man die Empfindungen der Sterbenden zu ehren und zu schonen habe, und als des Hin- und Herredens und des Verhandelns kein Ende werden wollte, that er endlich einen Vorschlag, auf den Niemand zuvor verfallen war.

Er schilderte dem Prinzen die üble Lage, in welche die Gräfin sich versetzt hatte, spielte darauf an, daß in dem Wappen der Fürsten von Chimay sich ein gefesseltes Weib befinde, weil der erste Chimay seinen Adel durch eine an einer Jungfrau geübte großmüthige That errungen habe, und er rieth dem Prinzen, dem Beispiele seines Ahnherrn Folge zu leisten.

Glück und Unglück haben verschiedene Maßstäbe, erzeugen verschiedene Ansichten, sagte er. Was man in der Fülle des Glückes, in voller, freier Sicherheit zurückweist, das ersehnt man in der Stunde der Gefahr. Er behauptete zu wissen, daß nicht wirkliche Abneigung gegen den Prinzen, sondern nur die eigensinnige Auflehnung der Gräfin gegen das, was sie als eine List der Herzogin bezeichnete, den ganzen beklagenswerthen Vorfall

veranlaßt habe. Er sprach den Glauben aus, daß es eben jetzt in der Macht des Prinzen stehe, von der Dankbarkeit und Achtung der Gräfin zu erlangen, was seine Liebe bisher vergebens von ihr erbeten hatte. Er schlug dem Prinzen vor, sich schriftlich gegen die Herzogin zu Eleonorens Gunsten auszusprechen, ihr zu erklären, wie er an dem Charakteradel und der hohen Sinnesreinheit Eleonorens keinen Zweifel hege, und wie er es beklage, wenn seine liebende Ungeduld vielleicht mit dazu beigetragen haben sollte, die unheilvolle Vermittlung Seiner Majestät heraufzubeschwören. Schließlich aber gab der Abbé den beiden Fürsten zu bedenken, daß es eine große, eine schöne Handlung sei, wenn ein Mann mit dem Schilde seiner unbefleckten Ehre sich eines Mädchens wie die Gräfin annehme, und wie es völlig unmöglich sei, daß ein solches Mädchen der Großmuth des sie beschützenden Mannes dauernd widerstehen könne. Er kam immer darauf zurück, daß für den Prinzen Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren sei, und daß derselbe der Herzogin seine Anhänglichkeit besser nicht beweisen könne, als indem er, gleichviel, ob auf geradem Wege oder auf einem Umwege, ihr zur Verwirklichung ihrer Absichten und Wünsche behülflich werde.

Darüber verlief eine Reihe von Tagen, und Renatus hatte gerade sein Urlaubspatent erhalten, als man ihn in der Nacht weckte, weil die Herzogin zu sterben glaube und ihr Testament zu machen vorhabe, bei dem sie der Zeugen nicht entbehren könne.

Es war eine große Aufregung im Hause; man hatte in den Corridoren und auf der Treppe die Lampen in Eile angezündet, das Portal war offen. Fast gleichzeitig fuhren die beiden Wagen der Herzogin in dasselbe ein. Sie hatte die Prinzen von Chimay, Vater und Sohn, und ihren Beichtiger zu sehen verlangt, und man hatte sich beeilt, sie herbeizuholen. Der Notar und der Arzt waren schon vor ihnen angelangt; Renatus fand sie alle um die Sterbende versammelt.

Die Herzogin saß, von ihren Frauen unterstützt, trotz ihrer Schwäche hochaufgerichtet auf ihrem Lager. Obschon das Haupt ihr müde herabsank, sahen doch ihre scharfen Augen noch fest umher, und sie hatte für Jeden ein Wort, ein Zeichen des Bemerkens, wie in ihren guten Tagen.

Als sie alle diejenigen beisammen fand, die sie hatte rufen lassen, ersuchte sie den Notar, den Anwesenden das Testament vorzulesen, wie er es nach ihren Anordnungen niedergeschrieben hatte. Sie hörte, weil die Brust ihr sehr gepreßt war, nur wenig danach hin, während er das Formular vorlas, aber sie richtete mit Anstrengung ihr Haupt in die Höhe, und ihr Auge ging von dem greisen Fürsten zu dem Prinzen und von diesem zu dessen Vater zurück, als der Notar die Worte aussprach:

„Auf den Wunsch und die Fürbitte meiner beiden werthen Freunde, des Fürsten August Philipp von Chimay und seines Sohnes, des Prinzen Philipp Polydor von Chimay, vermache ich meinen ganzen Besitz, er mag Namen haben, welchen er wolle, an meine Nichte, Eleonore Corinna Marquise von Lauzun, Gräfin von Haughton, unter der Voraussicht, daß sie sich meinem Wunsche und dem Befehle Seiner Majestät des Königs in Gehorsam fügen und den Prinzen Polydor, nachdem sie ihren Irrglauben abgeschworen und sich dem alleinseligmachenden Glauben überantwortet hat, in Anerkennung seines verzeihenden Herzens und seiner großmüthigen und edelmännischen Gesinnung, zu ihrem Gatten wählen werde. Sollte sie sich dessen weigern, sollte sie mir die Genugthuung versagen, die ich von ihr zu erwarten berechtigt bin und welche die letzte ist, die ich noch hienieden erhoffen kann, so will ich, allem Irdischen mich abwendend, nur auf das Heil meiner unsterblichen Seele bedacht sein. Von dem Tage ab, an welchem man die Wappen des Hauses Lauzun-Duras auf meiner Ruhestätte in der Kirche zu Vaudricourt, an der Seite meines vielgeliebten Gatten, des ver-

storbenen Herrn Herzogs Moriz Alibert Chlodwig von Duras, befestigen wird, sollen, sofern die Gräfin Haughton die Hand des Fürsten Polydor nicht annimmt, die frommen Väter des Jesuiten-Klosters zu Malanche die alleinigen Erben meines ganzen Vermögens und Besitzes werden, damit mein Andenken in Liebe und Verehrung auf der Erde erhalten bleibe und meiner armen Seele die Gebete und die erlösenden Fürbitten nicht fehlen mögen, auf welche ich in dem Falle von meiner Nichte, der Gräfin Haughton, nicht zu rechnen haben würde."

Der Notar hielt inne. Er las danach den Schluß des Formulars, man reichte der Herzogin die Feder hin, hielt einen Leuchter so in die Höhe, daß sie sehen und schreiben konnte, ohne von dem Lichte geblendet zu werden, und erwartete, daß sie jetzt unterzeichnen würde. Aber sie zögerte, es zu thun.

Langsam und prüfend blickte sie den Prinzen, blickte sie den Fürsten noch einmal an. Keiner von beiden, man konnte es in ihren Mienen lesen, hatte diesen Schluß des Testaments erwartet. Auch der Beichtvater der Herzogin zeigte sich überrascht; auf eine Wendung des Testamentes, die Alles von der Entscheidung der Gräfin abhängig werden ließ, hatte er nicht gerechnet.

Es war todtenstill im Zimmer. Renatus, der auf der linken Seite des Lagers der Herzogin zunächst stand, meinte in ihren erstarrenden Zügen plötzlich noch einmal jenes überlegene sarkastische Lächeln zu gewahren, vor dem er als Knabe Scheu getragen hatte und das ihm immer unheimlich geblieben war.

Die Herzogin athmete immer schwerer. Wie betrübt sie sind! sagte sie kaum hörbar. Wie betrübt sie Alle sind! Mein Tod macht Niemanden froh, und sie werden Alle, Alle lange an mich denken! — Die Feder, die Feder! — Licht, schnell das Licht! rief sie mit letzter, plötzlicher Kraftanstrengung, und die Hand mit Gewalt fest auf das Papier auflegend, daß sich

ihre Schwäche nicht verrieth, unterzeichnete sie mit klaren Buchstaben ihren vollen Namen. Dann ließ sie die Feder fallen, ihr Haupt sank ihr zurück, und ehe noch die Zeugen ihre Namen unter das Testament geschrieben hatten, war die Herzogin gestorben.

Jeder von ihnen hatte seine besonderen Rückerinnerungen bei dem Tode dieser Frau. Eine halbe Stunde später war das Zimmer verlassen. Der Notar traf die nöthigen gerichtlichen Maßregeln, die herrenlose Dienerschaft ging ihrem Belieben nach.

Am Hofe vernahm man die Kunde von dem Tode der Herzogin ohne besondere Theilnahme und ohne irgend ein Erstaunen. Man fand es natürlich, daß des Königs Ungnade ihr das Herz gebrochen hatte. Als aber der Monarch, im Angedenken alter Freundschaft, den Befehl gab, daß sein Wagen den Leichenzug der Herzogin eröffnen solle, folgten der Hof und die zu ihm gehörende Gesellschaft dieser Anweisung, und die Herzogin wurde mit allen Ehren ihres Standes zur Ruhe bestattet.

# Fünfzehntes Capitel.

Niedergeschlagen wie Einer, den ein schweres Unglück betroffen hat, saß Renatus in dem Reisewagen, der ihn von Paris entfernte. Als er vor vier Jahren inmitten eines begeisterten Heeres, von Gefecht zu Gefecht, von Schlacht zu Schlacht siegreich fortschreitend, durch diese Gegenden zog, war ihm anders zu Sinne gewesen. Aus der Fremde nach der Heimath gehend, kam er sich wie ein Verbannter, wie ein Flüchtling vor. Er war ohne jede bestimmte Hoffnung und völlig unentschlossen, wie er seine Zukunft zu gestalten habe. Er war unzufrieden mit sich, unzufrieden mit seinen Verhältnissen, unsicher in seinen Ueberzeugungen, und sein Gewissen war beschwert.

Wenn er sich vorhielt, daß er nach Hause zurückkehre, um sein Wort gegen Hildegard zu lösen, schien es ihm unnatürlich, daß er zu dieser ging, die seiner nicht bedurfte, statt Eleonoren nachzueilen, die ihn, oder doch in jedem Falle den Beistand eines Freundes nöthig haben mußte. Wenn er sich sagte, daß es Zeit sei, sich an die Ordnung seiner Vermögensverhältnisse zu machen, wozu Paul ihn immer dringender ermahnte, überkam ihn die drückende Einsicht, wie er von diesen Dingen nichts verstehe, und die Abneigung gegen den persönlichen Verkehr mit Paul verminderte dieses Unbehagen nicht. Wohin er seine Gedanken richtete, überall stieß er auf Dinge, die ihn beunruhigten.

Der Aufenthalt in Paris war ihm verleidet und peinlich

geworden, in Berlin erwarteten ihn lästige Erörterungen und Geschäfte, denen er sich nicht gewachsen wußte, während ihm die Möglichkeit vorschwebte, daß die Gerüchte, welche auf seine Kosten in Paris in Umlauf gewesen waren, ebenso nach Berlin gelangt sein konnten; und die Mißverständnisse und Zerwürfnisse zwischen seiner Braut und seiner Stiefmutter, mit deren Schilderung man ihn aus der Ferne schon behelligt hatte, versprachen auch nicht, ihm den Aufenthalt in Richten zu erleichtern oder zu verschönern. Wenn er sich das alles aber bis zur Ermüdung vorgehalten hatte, dann bemächtigte sich seiner immer wieder die Erinnerung an Eleonore, um ihn vollends unglücklich zu machen.

In dieser Verfassung langte er an einem der letzten Tage des Februar in der Hauptstadt seines Vaterlandes an. Es war gegen den Abend hin und noch sehr kalt. Bis man seinen Wagen abpackte, seine Koffer öffnete, verging eine geraume Zeit, und als er eine Mahlzeit eingenommen und sich umgekleidet hatte, war es vollends spät geworden.

Nahezu sechs Jahre waren vergangen, seit er Berlin verlassen hatte. Damals war die Stadt voll von Franzosen gewesen, und er selber war, ihren Fahnen folgend, für Napoleon in den Kampf gezogen, für denselben Kaiser, der jetzt, ein zum zweiten Male Niedergeworfener, auf dem einsamen Felsen-Eilande inmitten des Weltmeeres in harter Gefangenschaft seine Tage hinschwinden sah. Jetzt herrschten Ruhe und Friede in dem Lande, das Geschlecht der Hohenzollern saß wieder in voller Sicherheit auf seinem Throne, und doch wollte es Renatus, als er, von seinem Gasthofe kommend, durch die Straßen ging, bedünken, als sei es sonst belebter und lustiger in denselben gewesen.

Berlin erschien ihm traurig, kleinstädtisch und leer. Das schnell fluthende Leben des glänzenden Paris hatte den Maßstab verändert, nach welchem der Freiherr die Dinge maß, und mehr

noch, als der Ort, kam er selber sich verwandelt vor. Wo waren all die Wünsche und Hoffnungen, wo war die schöne, schmerzliche Sehnsucht, wo war die ganze innere Zuversicht geblieben, mit welcher er an jenem hellen, kalten Mittage an seines Onkels Haus vorüber in den russischen Krieg gezogen war?

Als er, von seinem Gasthofe ausgehend, an das Schauspielhaus kam, sah er aus alter Gewohnheit nach den Fenstern eines Eckhauses hinauf. Einer seiner liebsten Kameraden hatte dort gewohnt. Der fröhliche Gesell war in einem der ersten Gefechte des Freiheitskrieges gefallen; auch sein Vetter, der Renatus diesen Todesfall gemeldet hatte, war ein Opfer des Krieges geworden. Der Bruder lebte noch und stand bei einem der in Berlin garnisonirenden Regimenter; aber er hatte sich verheirathet und Renatus es versäumt, sich um seine Wohnung zu erkundigen. Er dachte an diesen und jenen von seinen früheren Bekannten, ohne zu wissen, ob sie in der Stadt und wo sie anzutreffen wären. Das ließ ihn nur noch deutlicher merken, wie lange er entfernt gewesen sei, wie fremd er in Berlin geworden war, und diese Einsicht, verbunden mit jener Scheu, welche man, wenn man mit sich selbst nicht einig ist, vor jeder Erörterung über sich und seine Zustände empfindet, machte ihn vor dem Zusammentreffen mit den Personen zurückschrecken, die zu sehen er eigentlich gekommen war. Wäre er seiner Stimmung gefolgt, hätte er einen Zauberstab besessen, er wäre in demselben Augenblicke davongegangen. Aber wohin? Es blühten ihm an keinem Orte Freuden.

Unbehaglich, ohne eine bestimmte Absicht, ging er in den Straßen vorwärts. Endlich fing er an, sich seines Zustandes zu schämen, und wie einer, der lange zaudernd vor dem kalten Wasser steht, bis er sich mit gewaltsamem Entschlusse kopfüber hineinstürzt, so schlug Renatus mit Einem Male seinen Weg

nach dem Hause ein, welches einst das Wappen seines Geschlechtes über dem Portale getragen hatte.

Als er in die Straße kam, in welcher es gelegen war, und in die Nähe des Hauses selbst, fand er Alles sehr verändert. Der gartenartige Hof, der das Haus nach der Straße und zu beiden Seiten umgeben hatte, war verschwunden, das Eisengitter gegen die Straße hin war abgerissen, rechts und links waren ein paar stattliche Wohnhäuser entstanden, und Renatus sah an den Wagen, die vor dem ehemaligen Arten'schen Hause hielten, an dem Diener, der den ankommenden Gästen die Thüre des Hauses mit Beflissenheit öffnete, wie an der Reihe der hellerleuchteten Fenster im ersten Stockwerke, daß man irgend ein Festgelage in demselben begehen müsse. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte hinauf. Ein paar Leute aus dem Volke, ein paar arme Kinder standen ebenfalls still und betrachteten die Aussteigenden. Er hatte eine äußerst unangenehme Empfindung, als er sich also einsam, in solcher Gesellschaft vor dem Hause seiner Väter umhergehend fand, und obschon er sich einen Vorwurf daraus machte, konnte er sich nicht überwinden, eben jetzt seine Karte bei dem Hauswart abzugeben und sagen zu lassen, daß er morgen in den Vormittagsstunden vorsprechen werde.

Unentschlossen, wohin er sich wenden solle, kehrte er nach den Linden zurück, und weil ihm die Aussicht, den Abend einsam in der Stube seines Gasthofes zuzubringen, unerträglich fiel, beschloß er, seinen Oheim aufzusuchen, obschon dieser im Grunde der Letzte war, den wiederzusehen er Verlangen trug. Aber Renatus war in einer Verfassung, in welcher jede Unterhaltung, jede Gesellschaft ihm willkommener war, als des Alleinsein mit den eigenen Gedanken, und er war endlich wirklich froh, er kam sich wie geborgen vor, als er auf seine Anfrage den Bescheid erhielt, daß der Graf zu Hause sei, sich freilich nicht ganz wohl befinde, aber sehr erfreut sein werde, den Herrn Baron zu empfangen.

Es war noch die Wohnung, noch die etwas prunkende Einrichtung, die der Graf zur Zeit des russischen Feldzuges gehabt hatte; indeß es war mit beiden doch eine Veränderung vorgenommen worden, und am meisten hatte der Graf selbst sich verändert. Wie er sich einst geflissentlich aus einem preußischen Offizier in einen Napoleonisten verwandelt, so hatte er sich jetzt wieder in das Deutsche zurück übersetzt, und er gefiel Renatus in dieser Gestalt gleich bei dem ersten Anblicke besser, obschon er in dem Zeitraume, in welchem sie einander nicht gesehen, verhältnißmäßig sehr gealtert hatte. Sein Haar, das er vor Jahren in der dicken französischen Locke bis tief auf die Stirn herabhängen lassen, war am Vorderhaupte und an den Schläfen weit zurückgewichen und dünn geworden. Man konnte noch nicht sagen, daß er kahl sei, aber die Stirn war bedenklich hoch, und wenn sein von Natur feines Antlitz dadurch auch noch nicht entstellt ward, so veränderte es seinen Ausdruck doch. Dazu war er magerer geworden, erschien also noch größer, und die weißen Hände, die aus dem weiten seidenen Schlafrocke auf das sorgfältigste gepflegt hervorsahen, hatten nicht mehr den eisenfesten Druck, der sonst den Ankommenden zu begrüßen pflegte.

Die Bilder der französischen Kaiserfamilie, welche einst an den Wänden des Wohnzimmers hingen, waren entfernt, sie hatten ein paar guten Bildern von des Grafen Eltern Platz machen müssen. An der Stelle des antik gehaltenen französischen Canapee's stand ein großes, weiches Sopha, und einige Lehn- und Ruhestühle zeigten, daß der Besitzer dieses Raumes es sich behaglich zu machen liebe und verstehe.

Als Renatus eintrat, streckte der Graf ihm die Hände entgegen und sagte: Es ist, auf Ehre, um einen Menschen abergläubisch zu machen. Ein Glück kommt nie allein! Heute Morgen habe ich da die Anzeige erhalten, daß Seine Majestät der König mir eine große Gnade, daß er mir — der Graf hob

ein mit großem Siegel versehenes Blatt empor — daß er mir den Orden verliehen, den unser Vater auch getragen hat, und jetzt kommt der leinzige Sohn unserer Angelika, kommst Du, alter Junge, uns in die Heimath zurück! Nun, willkommen zu Hause, herzlich willkommen! — Einen Sessel für den Herrn Baron — Du siehst vortrefflich aus — aber ganz vortrefflich! Nimm Platz, Renatus, nimm Platz! Wie wird die gute Hildegard sich freuen!

Er hatte das alles rasch hinter einander gesprochen, ohne seinem Neffen Zeit zu einer Unterbrechung zu lassen. Dann warf er sich auf das Sopha, hüstelte leise, wickelte sich wieder fest in seinen Schlafrock ein, zog die Beine auf das Lager und sagte, während der alte Diener ihm eine Decke über die Füße legte: Verzeihe, mein Bester, aber wenn man die erste Jugend hinter sich, und sie, wie es sich gebührt, genossen hat, muß man zum Dank für treu geleistete Dienste mit seiner Gesundheit, seinem Körper rücksichtsvoll und freundlich umgehen, um sich die zweite Jugend möglichst lange zu erhalten. Ich dorlottire mich ein wenig, wie Du siehst, aber ich befinde mich wohl dabei. Wie findest Du mich aussehen?

Renatus versicherte ihm, daß er sich sehr gut erhalten habe; der Graf nahm das mit Wohlgefallen auf.

Du wirst auch, wenn Du nach Berka kommst, den Onkel Felix sehr munter finden. Die Feldzüge haben ihm entschieden gutgethan. Er hat das ganze Haus voll Kinder, schöne Kinder! Ich war zu Weihnachten mit den Rhoden's dort, denn — Hildegard wird Dir das ja wohl geschrieben haben — es war Deine Schwiegermutter, der ich den gegenwärtigen engen Zusammenhang mit den Meinigen verdanke. Ich hatte früher wenig Familiensinn, aber ich habe das selbst nicht geglaubt, der Familiensinn findet sich wirklich mit den Jahren.

Er war ganz ausschließlich mit sich und seinen Angelegen-

heiten beschäftigt. Er erzählte, wie er während der Freiheitskriege durch die Gräfin Rhoden, die er jetzt immer nur die Cousine nannte, mit der Prinzessin in nähere Beziehung gekommen sei, wie diese ihn dem Könige empfohlen und ihm dann auch neuerdings die Verleihung jenes Ordens erwirkt hätte, der, in ferner Zeit, als Lohn für besondere Tugend und Selbstverläugnung gestiftet, jetzt zu einer Auszeichnung für den Adel geworden war.

Es ist eine schöne Decoration, sagte er, auf das Kästchen weisend, in welchem der Orden vor ihm lag, und man mußte doch endlich auch etwas für mich thun! In das Militär zurückzutreten, fühlte ich keine Neigung mehr, und eine Anerkennung war man mir für die mannigfachen und oft recht peinlichen und drückenden Vermittlungen, die ich während der Franzosenherrschaft über mich genommen hatte, allerdings wohl schuldig. Du glaubst nicht, wie viel Uebles ich verhütet, wie oft ich durch meine Kenntniß der Personen und der Verhältnisse recht arge und bedenkliche Zusammenstöße verhindert habe, und ich hätte vielleicht sehr recht daran gethan, wie die Prinzessin mir es vorschlug, eines der zu vergebenden großen Consulate anzunehmen, um mir auf diesem Wege den Uebergang in die diplomatische Laufbahn zu bereiten. — Aber was willst Du? Ich bin bequem geworden. Ich hänge an meiner Wohnung, an meinen Gewohnheiten, meinen Freunden — ich bin ohne Ehrgeiz! Tout bonnement ein alter Junggeselle, der sich von seinen Freunden verbrauchen läßt. Und ich versichere Dich, sie machen sich das zu Nutze! Alle, alle sammt und sonders, selbst Deine Hildegard, die ein Juwel von einem Mädchen ist! So klug, so umsichtig, ein wahrer Schatz! Wir sind große Freunde, nun, sie hat Dir's ja geschrieben!

Er unterbrach sich endlich selbst, da die Verwunderung des Freiherrn diesen lange nicht zum Sprechen kommen ließ; denn

Renatus traute seinen Ohren nicht. Wie mußten die Zeiten und die Zustände sich hier geändert haben, wenn man den Grafen für Handlungen belohnen konnte, die ihm einst den gerechten Zorn seiner ganzen Familie und die Mißachtung aller rechtschaffenen Vaterlandsfreunde zugezogen hatten! Wie sicher mußte der Graf sich fühlen, daß er auf gar keine mögliche Einwendung von Seiten seines Neffen mehr Bedacht zu nehmen nöthig fand. Und was war es mit dem Ordenswesen überhaupt, wenn ein Gerhard von Berka den Orden erhalten und zu tragen sich unterfangen konnte, der als ein Zeichen besonderer Sinnesreinheit nur dem Adel verliehen werden durfte? Alles, was er hörte und vernahm, war dazu angethan, den Heimgekehrten zu überraschen, denn weit mehr noch als alle diese Thatsachen setzten die Zustände ihn in Verwunderung, aus denen heraus sie einzig möglich geworden sein konnten.

Dazu berührte die Weise, in welcher der Graf bei jedem Anlasse Hildegardens Lob aussprach, den Freiherrn nicht angenehm. Er meinte überall herauszufühlen, daß der Onkel das Vertrauen seiner Braut mehr, als es nöthig sei, besitze. Es klang ihm im weiteren Verlaufe der Unterhaltung, als müsse Hildegard sich sogar über ihn, über sein langes Ausbleiben, ja, über seine Beziehungen zu der Herzogin und zu Eleonoren gegen den Onkel klagend ausgesprochen haben, denn der Eifer, mit welchem Graf Gerhard das Deutschthum auf Kosten des Franzosenthums, und die edeln Eigenschaften einer deutschen Jungfrau über alle Reize der Ausländerinnen erhob, klangen in seinem Munde so unberechtigt, daß er, bei seinem Scharfsinn und bei seiner Klugheit, nothwendig eine bestimmte Absicht haben mußte, um eine solche Ungeschicktheit zu begehen.

Weil Renatus endlich von der Bewunderung seiner Verlobten, zu der er nicht geneigt war, abzukommen wünschte und weil er der in jedem Augenblicke drohenden direkten Frage nach

seinem Erleben und wohl gar nach Eleonoren ausweichen wollte, brachte er die Rede auf seine Geschäfte. Er sagte, daß er eben nur so lange in Berlin zu bleiben vorhabe, als dieselben es erheischen würden, erwähnte, daß er schon heute zu Tremann habe gehen wollen, daß die Auffahrt einer Gesellschaft ihn aber davon zurückgehalten und daß er morgen gleich in der Frühe sich zu ihm zu begeben denke.

Der Graf ließ sich das ruhig erzählen, schenkte sich und seinem Neffen sorgfältig den Thee ein, welchen der Diener inzwischen aufgetragen hatte, wählte mit Kennerblick für seinen Gast die besten Stücke der kalten Küche aus und zeigte überhaupt alle jene kleinen Aufmerksamkeiten für ihn, durch welche eine achtsame Hausfrau ihrem Besucher die Freude über seine Anwesenheit auszudrücken liebt.

Renatus rühmte dies dankbar, der Graf nannte es scherzend seine Hagestolzenkünste, und das brachte Jenen auf die Frage, ob der Onkel seine frühere Haushälterin, die Kriegsräthin, noch bei sich habe.

Der Graf verneinte es. Ich habe sie schon vor drei Jahren fortgeschickt, sagte er. Sie war eine vortreffliche Köchin, überhaupt eine brauchbare Person, aber Eine Kunst ging ihr völlig ab: sie verstand nicht, alt zu werden. Sie wurde eine lächerliche Figur, und eine solche in meinem Vorzimmer zu haben, konnte mir nicht passen.

Sie kamen dann wieder auf Tremann zu sprechen, und Graf Gerhard meinte, es sei ihm unbegreiflich gewesen, wie Renatus eben ihn zu seinem Bevollmächtigten habe wählen mögen. Auf die Frage, ob der Graf denn Gründe habe, Tremann zu mißtrauen, versetzte er: Und welche Gründe hast Du, ihm zu vertrauen?

Es entstand eine kleine Pause, ehe der Graf mit dem Ausspruche wieder das Wort nahm, daß er für sein Theil überhaupt keinem Kaufmanne vertraue, und dem thätigen, dem

unternehmenden am wenigsten. Der Besitz, sagte er mit einer jener hochtönenden Phrasen, welche der müßige Uebermuth so leicht erlernt, der Besitz ist für diese Art von Leuten nicht das zu schonende Feld, der zu pflegende Baum, von dessen Frucht und Ernte sie leben wollen, ruhig leben wollen. Nicht der Besitz erfreut sie, sondern der Erwerb. Das Jagen nach demselben, die rastlose Arbeit ist ihr eigentlicher Genuß. Sie schmieden sich an das ewig rollende Rad des wechselnden Glückes; und jene widerwärtige Spannung zwischen Gewinn und Verlust, die einem gebildeten Geiste wie die Marter eines Ixion bedünken würde, ist die Wollust solcher niedrig geborenen Naturen. Nimm Dich mit ihm in Acht!

Auf unfertige Menschen macht jeder allgemein ausgesprochene Satz, vor Allem, wenn er auf irgend etwas anwendbar ist, das mit ihren besonderen Verhältnissen zusammenhängt, Anfangs immer einen bannenden Eindruck, und trotz seiner achtundzwanzig Jahre und seines in der letzten Zeit so mannigfach bewegten Lebens war Renatus in sich nicht freier, nicht von der leichten Bestimmbarkeit geheilt worden, welche, als eine Folge seiner Erziehung, ihn immer unsicher über sich selbst und zum Sklaven jeder fremden Meinung machte, die ihm mit Sicherheit entgegentrat. Er hatte sich bisher etwas damit gewußt, daß er Paul zu seinem Vertreter und Vertrauensmanne erwählt hatte. Es war auch alles, was derselbe bis jetzt für ihn gethan, soweit Renatus es aus der Ferne hatte übersehen und beurtheilen können, durchaus zufriedenstellend gewesen, so daß er in seinem Inneren beständig auf den psychologischen Scharfblick stolz gewesen war, den er bewiesen hatte. Jetzt aber kam plötzlich bei des Grafen Worten der böse Genius aller schwachen Seelen, das Mißtrauen gegen sich und Andere, über den jungen Freiherrn, und sichtlich beunruhigt erkundigte er sich, wem die beiden Häuser gehörten und wer sie errichtet hätte, die neben dem alten von Arten'schen Hause emporgestiegen waren.

Wer anders soll sie erbaut haben, als Tremann! entgegnete der Graf. Es war eine Spekulation, die ihm, glaube ich, gut eingeschlagen ist, und es gibt kein großes Unternehmen irgend einer Art, in dem er nicht die Hände hätte. Wo er die Capitalien dazu hernimmt, ist freilich nicht zu sagen.

Ich denke, Flies war reich, wendete Renatus ein.

Reich genug! Aber der Alte kannte seine Leute, lächelte der Graf. Nicht ein Pfennig des Flies'schen Capitals ist in dem Geschäfte geblieben. Tremann muß andere Quellen haben, und Du selbst hast ihm vielleicht mehr, als wir übersehen können, damit genutzt, als Du ihm Deine Angelegenheiten überantwortet hast! Es war das ein unbegreiflicher Einfall von Dir, und ich bekenne Dir, mein Lieber, ich wußte nicht, was ich von Dir denken sollte! Mein Bruder Felix stand freilich eben so wie Du im Felde. Aber war ich denn nicht da? Ich hatte in meiner unfreiwilligen Muße mir ein gut Theil Geschäftskenntniß erworben, und abgesehen davon, Bester, so wären, dünkt mich, Eure immerhin ein wenig delikaten Familien-Angelegenheiten in Deines Onkels, in eines Edelmanns Händen besser, als in denen dieses — dieses Tremann aufgehoben gewesen!

Es ging Renatus, wie es ihm mit dem Grafen stets gegangen war. Er hatte eine Abneigung, eine Scheu, ja, ein entschiedenes Mißtrauen gegen ihn und fühlte sich doch von ihm beherrscht. Sich dieser Herrschaft zu entziehen, oder doch mindestens sich von dem Vorwurfe eines unbesonnenen Handelns zu befreien, den der Graf ihm machte, überwand er sich so weit, demselben von seinem Abenteuer in der Schlacht von Möckern und von der heldenmüthigen Aufopferung zu sprechen, mit welcher Tremann für ihn eingetreten war und ihm das Leben gerettet hatte.

Der Graf ließ ihn ruhig erzählen und berichten.

Als er aber geendet hatte, schien der Graf ein spöttisches Lächeln länger nicht verbergen zu können. Wie der Vater, sagte

er — genau wie dein Vater! Verzeihe mir, daß ich lachen muß! Ich glaube, es muß Eure Religion sein, die Euch so gläubig für Zeichen und für Wunder macht! Es fehlt nur noch, daß Ihr, wie Schiller's Wallenstein, Euch einen Astrologen haltet und pathetisch Euer: „Und dieses Pferdes Schnelligkeit entriß mich Bannier's verfolgenden Dragonern!" deklamirt! Ich habe das Stück erst gestern mit angesehen — schade, daß Du nicht dabei warst! Es hätte Dir eine Lehre von der Unfehlbarkeit der Zeichen und der Wunder geben können. — Er hielt inne und sagte dann ernsthaft und mit achselzuckender Geringschätzung: Du thust wahrhaftig, lieber Junge, als ob solch ein Dazwischenspringen im Gefechte etwas auf sich hätte! Bedenke doch nur, daß dieser Tremann allen Grund hat, Dich und Dein Geschlecht zu hassen! Glaubst Du, daß er nicht gern ein Herr von Arten-Richten wäre? Glaubst Du, daß diese Flies, die ihn erzogen hat, sich seiner ohne ganz bestimmte Plane angenommen hätte? Schon vor Jahren habe ich es Dir gesagt, sie hassen Dich und mich — und ich verdenke ihnen das nicht im geringsten! Vielleicht machte ich es an ihrer Stelle eben so. Aber daran halte fest, der Wahlspruch aller dieser Leute, aller sammt und sonders, ist: „Stehe auf, damit ich mich setze!" — und wenn man sie nicht niederwirft, sie nicht in ihre alten Schranken mit Entschiedenheit zurückdrängt, so werden wir diese sogenannten Freiheitskriege einst noch gründlich zu verwünschen haben!

Er war aufgestanden, hatte die Serviette von sich geworfen und ging während des Sprechens lebhaft in dem großen Zimmer auf und nieder. Renatus war sehr nachdenklich geworden. Alles, was er hier vernahm, bedrängte ihn, und mit der schweren Besorgniß, daß er einen großen Fehler begangen, dessen Folgen er zu tragen haben werde, verließ er endlich den Grafen, der ihn aufgefordert hatte, seinen Rath zu benutzen, wo und wie er es für nöthig finden würde.

## Sechszehntes Capitel.

In Paul's Arbeitszimmer brannten in der Frühe des folgenden Morgens noch die Lichter, denn es war nebelig draußen, und Paul war zeitig aufgestanden, um einige Entwürfe und Rechnungen durchzusehen, die ihm von Dritten zur Prüfung vorgelegt worden waren. Im Comptoir daneben war noch Alles still, auch von den Seinigen wachte noch Niemand. Das Fest hatte lange gedauert; Seba bedurfte jetzt bisweilen doch schon der Ruhe, Davide aber, die es sich sonst nicht nehmen ließ, ihrem Gatten das Frühstück zu bereiten und eine ruhige halbe Stunde mit ihm zu haben, ehe die Geschäfte ihn beanspruchten, war durch den Knaben, den sie selbst nährte, mehr als gewöhnlich wach erhalten worden und hatte sich von ihrem Manne bereden lassen, sich dafür durch ein paar Stunden Schlaf am Morgen zu entschädigen.

Als es acht Uhr schlug und Paul eben die Lichter auslöschte, weil die Sonne die Nebel zu durchdringen und durch die Aeste der prächtig bereiften Bäume freundlich in sein Zimmer zu scheinen begann, meldete der Diener ihm, daß die Dame, die schon gestern dagewesen und die er auf heute beschieden habe, wiedergekommen sei. Paul befahl, sie einzulassen, und sich mit übertriebener Demuth tief verneigend, trat eine große, noch rüstige Frau in Trauerkleidern in das Zimmer.

Mit einer Handbewegung wies der Herr des Hauses ihr einen Stuhl in der Nähe seines Schreibtisches an und fragte dann nach ihrem Begehren.

Ich komme, sagte sie, Ihnen für all das Gute zu danken, das Sie, lieber Herr Tremann, meinem geliebten seligen Manne bis an sein Lebensende erwiesen haben. Daß er so sanft seine alten Tage beschließen konnte, das dankte er ja Ihnen ganz allein und noch auf seinem Todtenbette hat er ....

Lassen Sie das, ich bitte, lassen Sie das! unterbrach sie Paul. Es hat mich gefreut, den alten Mann ohne Sorgen zu wissen. Hat das Geld zu seiner Beerdigung ausgereicht, das ich Ihnen gegeben habe?

Beinahe, beinahe ganz, entgegnete die Trauernde; aber ich wollte nur sagen, noch auf seinem Todtenbette hat der gute Weißenbach den Tag und die Stunde gesegnet, in welcher der Herr Caplan Sie in unser Haus gebracht hat; und er hat auch mich dafür gesegnet und mir es tausend Mal gedankt, daß ich ihn damals überredete, Sie aufzunehmen, denn er hat es nicht gewollt — er hat es nicht gewollt!

Paul hatte sie dieses Mal zu Ende sprechen lassen; nun er schwieg, befand sie sich offenbar in einer Verlegenheit, und er beeilte sich nicht, sie aus derselben zu befreien. Die Kriegsräthin war ihm stets ein Gegenstand der Abneigung gewesen, und ihr jetziges Auftreten war nicht dazu geeignet, diese Abneigung zu vermindern. Der Graf hatte mit seinem Worte Recht gehabt: die schöne Laura verstand es nicht, mit Anstand alt zu werden. Die dicken, falschen Locken, die falschen Zähne, welche in herausfordernder Weiße aus dem stets lächelnden Munde hervorsahen, die geschminkten Wangen und der schäbige und doch auffallende Ausputz ihrer Trauerkleider machten sie lächerlich, während ihre schlecht erheuchelte Betrübniß sie Paul noch widerwärtiger erscheinen ließ.

Wünschen Sie noch etwas? fragte er; sonst bitte ich Sie, mir zu sagen, wie viel Sie für das Begräbniß aus Ihrer

Tasche hergegeben haben, damit ich es Ihnen wiedererstatte, denn ich bin beschäftigt.

Sie zog ein Taschenbuch aus dem großen, schwarzen Sammet-Pompadour, blätterte darin herum, nahm einen Bleistift zu Hülfe, rechnete eine Weile, versicherte danach, daß sie im entferntesten nicht darauf gehofft hätte, daß Herr Tremann ihr auch damit noch zu Hülfe kommen wolle, wie sie sich aber in einer Lage befinde, in welcher sie benutzen müsse, was die Großmuth ihrer gütigen Gönner für sie zu thun geneigt sei, und sie schloß endlich mit der Antwort, daß sie fünf Thaler und zwölf Groschen zu der Beerdigung zugeschossen habe.

Paul nahm einen Zehnthalerschein aus seiner Kasse. Als die Kriegsräthin ihre Börse hervorholte und Miene machte, nach dem Gelde zu suchen, welches sie herauszugeben hatte, sagte er ihr, sie möge sich nicht bemühen, sondern den Ueberschuß für etwaige noch nachträgliche Ausgaben behalten. Damit hoffte er, indem er ihr ein Lebewohl bot, ihrer nun auch ledig zu sein. Indeß sie erhob sich zwar von ihrem Sitze, aber sie blieb nahe bei dem Pulte stehen, sah sich im Zimmer mehrmals um, schien gehen und dann doch wieder nicht gehen zu wollen, so daß Paul, obschon er das Erkünstelte in ihrem Betragen klar durchschaute, sich doch veranlaßt fand, sie zu fragen, was sie suche oder was sie sonst noch etwa wolle und begehre.

Was hätte ich hier zu suchen, rief sie mit einem Seufzer, oder was könnte ich Anderes begehren, als Ihnen, mein verehrter Herr Tremann, meine Dankbarkeit für alle Ihre Wohlthaten an meinem lieben, seligen Weißenbach zu beweisen! Und ich glaube, ich kann das, ich kann das wirklich, so wie ja die Maus auch dem Löwen helfen konnte! — Sie sah sich nochmals in dem Zimmer um, trat dann an das Pult heran und sprach: Ich weiß nicht, Herr Tremann, in wie weit Sie von der Liebschaft unterrichtet sind, welche die Cousine und Pflege-

mutter Ihrer Frau Gemahlin mit dem Grafen Gerhard von Berka seiner Zeit gehabt hat; aber ....

Sie hielt inne, da Paul's finstere Miene ihr Scheu einflößte. Er ließ sie schweigend stehen, denn er war peinlicher berührt, als er es ihr zu zeigen für nöthig fand, und er ging mit sich zu Rathe, ob er sie sprechen lassen oder sie von sich weisen solle. Aber obgleich jedes ihrer Worte ihm durch den Ton und die plötzliche Vertraulichkeit dieser Frau zu einer doppelten Kränkung wurde, entschloß er sich endlich doch, sie anzuhören.

Was bringt Sie dazu, mir die Frage vorzulegen, welche Sie an mich gerichtet haben? fragte er sie.

Meine Dankbarkeit, Herr Tremann, nur meine Dankbarkeit, und, setzte sie hinzu, auch die alte Freundschaft für das Flies'sche Haus. Freilich hat Seba es jetzt ganz vergessen, daß ich's gewesen bin, die sie zuerst unter die Menschen und in die Gesellschaft gebracht hat, und daß ich ihre Manieren und ihre Haltung formirte. Ich habe auch, was an mir gewesen ist ....

Ich bin sehr beschäftigt, unterbrach sie Paul, dem die Weise der Kriegsräthin immer unleidlicher werden mußte, und der zu merken anfing, worauf es abgesehen war. Ich bin sehr beschäftigt, haben Sie also die Güte, Sich an das Wesentliche zu halten, Frau Kriegsräthin!

Wie Sie wünschen, wie Sie wünschen! versicherte sie. Aber, Herr Tremann, erlauben Sie mir nur zu meiner Rechtfertigung noch ein paar Worte. Sie sind ein erfahrener Mann, Herr Tremann, und Sie haben gewiß die Frauen kennen gelernt. Sie wissen, wie die Mädchen sind. Seba ließ sich nicht abhalten, an den Herrn Grafen zu schreiben, Brief auf Brief und Jahr und Tag. Das war sehr unrecht, und ich sagte ihr immer ....

Und diese Briefe? fragte Paul, der seine Ungeduld nur mühsam unterdrückte.

Die Kriegsräthin schlug die Augen nieder. Diese Briefe besitze ich, sagte sie.

Sie besitzen diese Briefe — Sie? Wie kommen Sie dazu? fuhr Paul auf, dem das Blut in die Wangen stieg, obschon er seiner Empörung und seinem Zorne Gewalt anthat. Wie kommen Sie, Frau Kriegsräthin, zu diesen Briefen?

Sie machte eine Bewegung mit beiden Händen, als wolle sie andeuten, sie könne sich dessen kaum erinnern. Ich fand mich, Sie wissen es ja, Herr Tremann, als mein armer, guter Weißenbach seiner Versuchung unterlegen war, genöthigt, mir mein Brod zu suchen. Da nahm Graf Berka mich als Haushälterin, und ich kann sagen, als eine Freundin in sein Haus, und ....

Und er, Graf Berka, also ist's, der Ihnen diese Briefe übergeben hat? fragte Paul bestimmt.

Die Kriegsräthin schlug voll Demuth ihre Blicke nieder. Der Herr Graf hatte keine Geheimnisse vor mir, sagte sie. Er wußte, daß man mir vertrauen könne, und, fügte sie hinzu, dächte ich nicht, daß ich nicht mehr jung bin, daß der Herr mich abberufen und diese Briefe dann einmal in unbedachte Hände fallen könnten, so hätte ich gegen Sie, Herr Tremann, und gegen Niemanden dieser Angelegenheit erwähnt. Aber Mademoiselle Flies hat mich nicht vorgelassen; hat, als ich ihr geschrieben, meinen Brief zurückgeschickt — was sollte ich da machen?

Paul's Verachtung gegen die Kriegsräthin, seine Verachtung gegen den Grafen, der solche Briefe aufbewahren und sie, wenn man das wenigst Schlimme von ihm denken wollte, so schlecht aufbewahren konnte, daß sie einer Person wie dieser in die Hände fallen mochten, schwellten die Adern auf seiner Stirn.

Wo sind die Briefe? fragte er kurz und kalt.

Die Kriegsräthin brachte aus ihrem Pompadour ein an-

sehnliches Packet Papiere hervor, das mit einer Schnur über Kreuz zusammengebunden war.

Hier, sagte sie; aber sie reichte sie Paul nicht hin, sondern hielt sie fest, als fürchte sie, daß sie ihr entrissen werden könnten.

Sind das die Briefe alle, welche Graf Berka von Mademoiselle Flies erhalten hat?

Alle, so viel ich weiß.

Paul ging mit sich zu Rathe; die Kriegsräthin verwandte kein Auge von ihm.

Was verlangen Sie für diese Briefe? fragte er darauf.

Die Kriegsräthin ließ einen Ausruf der Entrüstung hören. Sie betheuerte, daß es ihr nur darauf angekommen sei, dem Wohlthäter ihres Gatten ihre gute und anhängliche Gesinnung zu bezeigen, um wo möglich seine Geneigtheit und das Zutrauen, das er doch einst zu ihr gehabt habe, wieder zu erlangen. Sie brachte es endlich bis zu der unter Thränen gethanen Erklärung, daß sie, die Kinderlose, sich immer der Hoffnung hingegeben habe, sich in ihrem Pfleglinge einen Sohn zu erziehen; aber Seba habe sie durch ihr Dazwischentreten auch um dieses Glück gebracht, und sie würde in ihren Herzensergüssen kein Ende gefunden haben, hätte Paul sie nicht noch einmal mit der nackten Frage unterbrochen, was sie für die Briefe fordere.

Ihren Beistand — weiter nichts! rief die Kriegsräthin, sich die Augen trocknend.

Paul schüttelte verneinend das Haupt. Ich bin nicht gewohnt, solche Wechsel in Blanco auszustellen. Nennen Sie die Summe.

Sie haben für meinen Mann so viel gethan ....

Täuschen Sie Sich nicht, Frau Kriegsräthin, ich bin nicht im entferntesten gesonnen, auch nur irgendwie ein Aehnliches für Sie zu thun! bedeutete er ihr.

Aber, hob sie noch einmal an, wenn ich diese Briefe ....

Da hielt sich Paul nicht länger. Wenn Sie die Unwürdigkeit begehen sollten, von diesen Briefen irgend einen Gebrauch zu machen, der Mademoiselle Flies verletzen könnte, so würde ich zunächst den Grafen Gerhard fragen, auf welche Weise Sie in den Besitz derselben gelangt sind! sagte er.

So wahr Gott lebt, ich habe sie von ihm selbst! rief die Kriegsräthin erschrocken aus.

Dann behalten Sie sie; aber ich mache von dieser Stunde ab den Grafen verantwortlich für jeden Mißbrauch, den Sie mit denselben treiben! Und nun, Adieu, Frau Kriegsräthin! — Er drehte ihr den Rücken und wollte das Zimmer verlassen.

Darauf jedoch hatte sie es nicht abgesehen. Sie trat rasch hinzu, legte die Briefe auf sein Pult und sagte: Sie mißtrauen mir, Herr Tremann; aber wie unrecht Sie mir auch thun, ich will es Ihnen nicht vergelten. Da sind die Briefe! Seba soll sehen, ob ich ihre Freundin war und bin. Da sind die Briefe — alle! Thun Sie nun, was Ihnen von Ihrem Herzen und von Ihrer Generosität geboten wird.

Sie blieb stehen. Paul nahm eine Feder in die Hand. Was denken Sie jetzt zu unternehmen, da Ihr Mann gestorben ist?

Der Herr Graf hat mir schon längst dazu verhelfen wollen, daß ich eine Concession erhielte, möblirte Zimmer zu vermiethen; aber um das anzufangen, um die Möbel anzuschaffen ....

Brauchen Sie Geld, natürlich! Wie groß ist die Summe, deren Sie zu bedürfen glauben?

Ich habe mir das oftmals ausgerechnet; dreihundertfünfzig Thaler wären doch das Wenigste — das Allerwenigste! meinte sie.

Paul fand diese Summe viel zu hoch. Nach einigen kurzen Erklärungen wurden sie jedoch des Handels einig. Er ließ sich von ihr einen Schein unterschreiben, daß sie ihm gegen die von ihm empfangene Summe sämmtliche in ihrem Besitze gewesenen Briefe Seba's an den Grafen Berka ausgehändigt habe, so daß,

falls noch jemals derartige Briefe zum Vorschein kommen sollten, sie als Fälschung anzusehen wären. Und nachdem die Kriegsräthin sich noch verpflichtet hatte, sich niemals mehr, weder schriftlich noch mündlich, an Seba zu wenden, zahlte er selbst ihr die bedungene Summe aus und entließ sie, froh, sich ihrer endlich entledigen zu können.

Als er allein war, sah er die von der Kriegsräthin nach ihrem Datum geordneten Briefe noch einmal flüchtig an. Die vergilbten Blätter rührten ihn. Er dachte all der trügerischen Hoffnungen, all der verzweifelnden Leidenschaft, mit denen sie geschrieben worden waren, aber er hätte ein Heiligthum zu entweihen geglaubt, hätte er gelesen, was nicht für ihn bestimmt gewesen war. Er nahm das ganze Päckchen, trat an das Feuer des Kamines, warf die Blätter hinein und blieb bei ihnen stehen, bis das letzte derselben in Asche zerfiel und zerstob.

Die Begegnung mit der Kriegsräthin, die ganze Angelegenheit hatte ihn verstimmt; indeß er war mit derselben noch nicht am Ende, denn er hatte seine Abrechnung noch mit dem Grafen selbst zu halten, um Seba wo möglich ein für alle Mal vor den Verletzungen, die ihr von dieser Seite kommen konnten, sicher zu stellen, und er beschloß nach kurzem Ueberlegen, dies sofort zu thun.

„Hochgeborener Herr!“ schrieb er. „Ich habe so eben von Ihrer ehemaligen Haushälterin, der verwittweten Kriegsräthin Weißenbach, eine Reihe von Briefen erhalten, die eine edle und von mir hochverehrte Frau in dem Vertrauen jugendlicher Liebe und in dem Glauben an die Ehrenhaftigkeit des von ihr damals geliebten Mannes geschrieben hat. Beides, ihre Liebe wie ihr Vertrauen, waren ein Irrthum, und ich wünsche sie vor jeder unangenehmen Erinnerung an dieselben, wie sie ihr durch die Weißenbach leicht bereitet werden könnte, fortan zu bewahren. Indem ich es unerörtert lassen will, auf welche Weise jene

Briefe in die Hände und den Besitz der Kriegsräthin, die sie mir gegenüber als einen Handelsartikel zu betrachten für angemessen hielt, gelangt sind, erlaube ich mir, bei Ew. Hochgeboren anzufragen, ob sich vielleicht noch andere Briefe jener Dame in Ihrem Gewahrsam befinden. Sollte das der Fall sein, so bin ich nach der heute gemachten Erfahrung gezwungen, Ew. Hochgeboren an die Herausgabe dieser Briefe als an die Erfüllung einer sittlichen Pflicht zu erinnern, wogegen ich Ihnen auf mein Wort versichern kann, daß in dem Besitze der betreffenden Dame nichts, gar nichts mehr vorhanden ist, was an Sie erinnern könnte. Ich habe es wohl nicht nöthig, Ew. Hochgeboren noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß die Schreiberin jener Briefe von dem Mißbrauche, der mit denselben getrieben worden ist, nicht Kenntniß hat und nicht Kenntniß erhalten wird. Diese Beleidigung und Kränkung sind von ihr durch mich glücklicher Weise abgehalten worden. Die Angelegenheit ist also zwischen Ew. Hochgeboren und mir zu ordnen, und ich habe dabei nur noch zu bemerken, daß ich der Kriegsräthin gegenüber meine Maßregeln in der Art genommen habe, daß neue Ansprüche und Erpressungen auf Anlaß ähnlicher Papiere von ihrer Seite künftig nicht mehr zu befürchten sind. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend

Paul Tremann."

Er hatte diesen Brief eben erst einem Boten zur Besorgung gegeben und wollte sich in das Comptoir verfügen, in welchem inzwischen seine Gehülfen angekommen und an ihre Arbeit gegangen waren, als man ihm den Freiherrn von Arten-Richten meldete.

Es war seit lange von der Rückkehr desselben die Rede gewesen, aber sie kam Paul doch jetzt völlig unerwartet, und weil er voraussah, daß die Besprechung, welche er mit Renatus haben mußte, eine längere Zeit erheischen würde, begab er sich erst zu

seinen Leuten, um mit ihnen das Nöthige zu bereden und ihnen seine Befehle zu ertheilen, während er den Freiherrn ersuchen ließ, ihn in dem Privatzimmer, in welchem Paul sich bis dahin aufgehalten hatte, zu erwarten.

Renatus war der Gang zu diesem Besuche schwer geworden, und die Bemerkungen des Grafen Gerhard hatten nicht dazu beigetragen, ihm denselben zu erleichtern.

Er war beunruhigt durch den Gedanken, wie Paul im Grunde über ihn und über jene seine Maßnahme urtheilen möge, nach welcher er ihm vor Jahren seine Angelegenheiten anvertraute. Er für sein Theil war jetzt sehr geneigt, diesen Schritt für eine romantische und großmüthige Unbesonnenheit zu halten, um derentwillen er von sich nicht schlechter dachte, die er aber doch bereute. Der Graf hatte ihm mit seiner Schilderung der rastlosen Habgier, die jedem Kaufmanne inne wohnen sollte, ein widerwärtiges Bild in die Seele gedrückt; indeß weder das Haus, in das er getreten war, noch der Raum, in welchen man ihn jetzt gewiesen hatte, stimmten mit des Grafen Voraussetzung zusammen.

Der wohlanständige Hauswart, der ernsthafte Diener in schwarzer, bürgerlicher Kleidung, die mit Teppichen nach englischer Weise belegten Fluren und Korridors, auf denen der Tritt nicht hörbar war, konnten eben so wohl in dem Hause einer Herzogin ihren Platz finden, und dieses Zimmer, in welchem Renatus den Kaufmann zu erwarten hatte, trug vollends ein beruhigendes Gepräge. Die dunklen Tapeten, die zurückgezogenen dunklen Fenstervorhänge, der große Schreibtisch und die wenigen schweren Armstühle, die in dem Zimmer standen, sahen sehr würdig aus. Die großen Special-Landkarten an den Wänden, die nicht unbedeutende Bibliothek, welche die eine Seite des Gemaches einnahm, und eine Reihe von Modellen zu Maschinen, die auf einem der Tische aufgestellt waren, hätten auch in das

Zimmer eines Gelehrten gehören können. Renatus, der viel Freude an allem Zusammenstimmenden besaß und durch den Anblick desselben, wie durch eine angenehme Luft, sehr leicht besänftigt wurde, hätte sich wahrscheinlich auch jetzt diesem wohlthuenden Eindrucke bereitwillig hingegeben, hätte ihm nicht die ihm bevorstehende Unterredung mit ihren unerläßlichen Erörterungen gar zu schwer auf dem Herzen gelegen und hätte er es verschmerzen können, daß er hier als ein Fremder auf den Herrn eben dieses Hauses warten mußte, das einst seiner Familie angehört hatte.

Er hatte auf die Einladung des Dieners in einem der alterthümlichen Lehnstühle Platz genommen, die vor dem Kamine standen, und wie er von dem knisternden Feuer zu den Ausschmückungen des Simses hinaufblickte, leuchtete ihm das Arten'sche Wappen mit seinem fortis in adversis, hell von den Flammen angestrahlt, vertraut und doch schmerzlich entgegen. Er zweifelte nicht, daß auch diese hochlehnigen Eichensessel, daß der schwere, schön geschnitzte Tisch, der jetzt den Modellen und Maschinen zum Träger diente, daß diese große, altmodische Uhr einst Arten'scher Besitz gewesen waren, welcher bei der Versteigerung des Hausrathes an die neuen Eigenthümer direkt oder indirekt übergegangen war; und ungeduldig den großen, langsam fortrückenden Zeiger der Uhr verfolgend, wollte er sich eben erheben, als die Thüre, welche nach dem Comptoir ging, sich lautlos öffnete und, eben so lautlos hereintretend, der Herr dieses Hauses vor ihm stand.

Willkommen in Deutschland! sagte er; und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie warten ließ! Ich war dazu genöthigt, um jetzt völlig zu Ihrer Verfügung zu sein. Seit wann sind Sie zurück?

Renatus antwortete, daß er schon gestern gekommen sei; aber er konnte sich in den geschäftsmäßigen, wennschon sehr

verbindlichen Ton des Andern nicht gleich finden, er konnte überhaupt sich noch nicht Rechenschaft von demjenigen geben, was in ihm vorging. Das Arten'sche Gesicht, Paul's mit jedem Lebensjahre wachsende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Freiherrn verfehlten ihre Wirkung auch jetzt wieder nicht auf dessen Sohn. Aber dieser Mann in der dunkeln, bürgerlichen Tracht, auf dessen hoher Stirn die Sorge ihre Spur in leichten Furchen zurückgelassen hatte und in dessen braunem Gelocke hier und da bereits ein weißer Silberfaden schimmerte, war das noch derselbe Offizier, der feurige Krieger, der einst wie ein Sanct Georg mit seinem flammenden Schwerte zwischen Renatus und den Tod getreten war? Auch jenem Jünglinge, mit dem der junge Freiherr einst in Seba's Zimmer so feindselig an einander gerathen war, glich Paul jetzt nicht mehr. Die frische Farbe seines Antlitzes war bleicher geworden, alle seine Züge hatten sich gefestet. Der Mund, der Blick der Augen waren ernster, die Stimme selbst dünkte Renatus tiefer geworden zu sein, und wie ihm damals der Schwung und das Feuer des jungen Fremden eine unruhige Eifersucht eingeflößt hatten, so setzte ihn jetzt etwas Mächtiges, etwas Gebieterisches in dem Wesen dieses Mannes in Verwunderung, obschon er selbst sich ihm gegenüber, in der glänzenden Uniform, in der straffen, regelrechten Haltung, mit dem Degen an der Seite, entschieden als der Vornehmere, als das Mitglied einer höheren Kaste bedünkte. Auch war es ein Ton nachlässiger Vornehmheit, mit welchem er Tremann aufforderte, sich gar nicht zu geniren, er könne warten, denn er habe Zeit.

So besitzen Sie, antwortete Tremann ihm in der früheren, freien Weise, was mir in der Regel fehlt, und ich denke, wir machen uns eben deßhalb gleich an unsere Geschäfte. Wollen Sie ablegen? Ich bitte!

Renatus, der bis dahin nicht ohne Absicht noch immer

seinen Säbel an der Seite und seinen Czako in der Hand behalten hatte, hakte den Säbel los, stellte ihn in die Fensterbrüstung, stülpte den Czako darüber, zog die Handschuhe aus, fuhr sich, in den Spiegel blickend, der über dem Kamine hing, einige Male mit der feinen Hand durch sein wohlgepflegtes, blondes Haar und setzte sich dann mit einem unterdrückten Seufzer, wie Einer, der an eine schwere Arbeit geht, an dem Tische nieder, an welchem Tremann bereits vor ihm Platz genommen und auf dem er verschiedene Aktenstücke und Papiere ausgebreitet hatte.

Sie waren eigenthümlich anzusehen, der schöne, kräftige Geschäftsmann, der mit selbstgewisser Sicherheit sich zu seiner Arbeit anschickte, und der jüngere, eben so schöne und kräftige Offizier, dem sich das Unbehagen an dem Ungewohnten, das er über sich zu nehmen hatte, in jedem Zuge ausprägte. Mit jener kurzen Uebersichtlichkeit, zu welcher es nur ein sehr klarer Kopf bei völliger Beherrschung seines Stoffes bringt, setzte Tremann dem Freiherrn den Zustand aus einander, in welchem dessen Vermögensverhältnisse sich befänden. Er wiederholte ihm und erklärte ihm ausführlicher, als es in seinen Briefen geschehen war, daß die allmählich aufgehäufte Schuldenlast und die daraus erfolgenden Zinszahlungen es jetzt völlig unmöglich machten, die Angelegenheiten in der gewohnten Weise fortzuführen, und er kam darauf zurück, daß es großer, durchgreifender Entschlüsse bedürfe, wenn man zufriedenstellende Erfolge erzielen wolle. Er trug die Summen zusammen, welche allmählich auf Rothenfeld und Neudorf aufgenommen worden waren, erinnerte Renatus daran, daß man sein mütterliches Capital, welches der verstorbene Freiherr zur ersten Stelle auf Richten eintragen lassen, noch vor dem Ausbruche des Krieges mit der Zustimmung von Renatus auf eine zweite Hypothek gestellt habe, weil es nothwendig gewesen sei, neue namhafte Capitalien her-

beizuschaffen, die man gegen dritte Hypotheken nicht habe erhalten können, und schließlich hielt er dann den gegenwärtigen Werth der Güter jener Schuldenlast gegenüber, welcher dieselbe freilich noch immer überstieg, aber doch nicht mehr in solcher Weise überstieg, daß es für Renatus möglich gewesen wäre, sich noch als einen reichen Mann zu betrachten.

Die unwiderlegliche Gewalt der Zahlen übte auf Renatus in diesem Falle eine erschreckende Wirkung. Indeß er war von Jugend auf gewohnt, mit sicheren Hoffnungen, mit dem Glauben an das Fortbestehen seiner ausgezeichneten Verhältnisse in die Zukunft zu sehen, und sich von dem unangenehmen Eindrucke rasch emporraffend, sagte er mit der vornehmen Leichtigkeit, die er ebensowohl als der verstorbene Freiherr, wenn es ihm paßte, anzunehmen wußte: Das klingt allerdings bedenklich und würde auch bedenklich sein, wenn man genöthigt wäre, in diesen immer noch ungünstigen Zeiten zu dem Verkaufe eines solchen Besitzes zu schreiten; glücklicher Weise ist das nicht der Fall!

Tremann, der mit großem Bedachte und reiflichem Ernste seine Auseinandersetzungen gemacht und sich dabei so schonend als möglich geäußert hatte, weil er gerecht genug war, den jungen Freiherrn nicht für die ungünstige Lage verantwortlich zu machen, in welche seine Güter durch die Schuld seines Vaters gebracht worden waren, fühlte sich durch das ganze Betragen und durch die Leichtfertigkeit des Freiherrn doch bewogen, diese Schonung nicht weiter zu üben, und trocken und ohne allen Umschweif sagte er: Wie die Weltlage und unsere industriellen und gewerblichen Verhältnisse sich mir darstellen, ist ein rasches Steigen der Güterpreise nicht vorauszusehen, und wenn Sie Sich jetzt nicht entschließen, Neudorf und Rothenfeld so bald als möglich zu verkaufen, werden Sie nach drei Jahren nicht mehr im Stande sein, auch nur Richten zu behaupten.

Renatus wurde plötzlich blaß. Er konnte die frühere leichte

Weise solchem Ausspruche gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten, und Tremann schien es auch gar nicht auf eine Gegenäußerung von ihm abgesehen zu haben. — Ich mußte mich, fuhr er fort, als ich mich, Ihrem Wunsche gemäß, dem Amte unterzog, das mein verstorbener Compagnon nach Ihres Herrn Vaters Tode von Ihnen übernommen hatte, erst selber genauer über eine Menge von landwirthschaftlichen Fragen und namentlich über die Zustände in Ihren Provinzen unterrichten, da man ohne eine vollständige Einsicht in diese Dinge nur ein schlechter Berather sein würde, und der ehemalige Amtmann Ihres Herrn Vaters, der Gutsbesitzer Steinert, ist mir dabei mit seiner Einsicht und, ich darf sagen, mit seinem guten Willen, Ihnen behülflich zu sein, sehr nützlich gewesen. Nach seinen Mittheilungen ist seit fast dreißig Jahren, seit dem Tode Ihres Großvaters, wie Steinert es nannte, so gut wie gar nichts in die Güter hineingesteckt, wohl aber alles aus ihnen herausgezogen worden, was sie irgend herzugeben vermochten. Der Krieg und die untüchtige Verwaltung des jetzigen Amtmanns, mit dem man aus Vorschnelle und Bequemlichkeit, ohne ihn zu kennen, auf lange Jahre hinaus einen Vertrag gemacht hatte, der ihn halbwegs wie einen Pächter hinstellt, der aber keine Caution irgend einer Art geleistet hat, sind unheilvoll dazugekommen. Die Güter befinden sich in dem völligsten Verfalle. Sie haben allerdings in Richten ein großes Schloß, in Neudorf eine Kirche und ein Pfarrhaus, in Rothenfeld die neue katholische Kirche und daneben sogar noch jene Art von Seminar. Das sind Baulichkeiten genug, aber es sind unfruchtbare, geldkostende Gebäude, und es fehlt an allem Nöthigen — es fehlt an Scheunen und an Ställen, es fehlen Wohnungen für eine größere Anzahl Leute, die herbeigezogen werden müßten, wenn man die Verbesserung des Bodens ernstlich betreiben wollte. Man müßte vierzig, fünfzig Tausend Thaler in die Hand nehmen können,

um auf den drei Gütern nur die nothwendigsten Gebäude herzustellen. Man müßte eine eben so große Summe anwenden, um ein Vieh-Inventar herbeizuschaffen, wie es einem solchen ausgesogenen Güter-Complexe nothwendig wäre, und müßte die Mittel haben, durch die ersten Jahre nicht nur diesen Viehstand, sondern auch die Leute völlig durchzuhalten, bis die Güter selber den Aufwand wieder tragen könnten. Wo wollen Sie diese Capitalien, diese Mittel finden? Wie wollen Sie es machen, diese neuen Capitalien besten Falles aus dem gegenwärtigen Ertrage der Güter, neben den ohnehin laufenden alten Zinsen zu verzinsen?

Er nahm, da Renatus keine Antwort darauf zu geben vermochte, die Papiere zur Hand, welche den letzten Jahresabschluß des Amtmanns enthielten, und jene andern Berichte, die er sich vierteljährlich von ihm hatte senden lassen. Der gegenwärtige Reinertrag der Wirthschaft hatte, da Renatus sich allmählich in der französischen Hofgesellschaft auch an einen größeren Aufwand gewöhnt hatte, kaum die Höhe der Summe erreicht, welche er sich in den beiden letzten Jahren als Zuschuß nach Paris hatte nachsenden lassen, und um den Haushalt und die Bedürfnisse der Baronin und ihrer Gäste zu bestreiten, hatte man gelegentlich von den Kaufleuten in den kleinen, den Gütern nahe gelegenen Städten einzelne Beträge in verschiedener Höhe entnommen, die sie, weil alle diese kleinen Kaufleute die Vermögenslage des Freiherrn kannten, nur unter den ungünstigsten Bedingungen hergegeben hatten. Sie waren, da auch hier sich Zins zu Zins gefügt, zu einer Summe angewachsen, die Renatus in Erschrecken versetzte, und zum ersten Male seiner selber nicht mehr Meister, rief er, sich gegen die Stirn schlagend: Furchtbar, furchtbar! Da ist ja gar kein Ausweg möglich!

Er war aufgestanden und hatte mit hastiger Hand die Haken und Knöpfe seiner Uniform geöffnet, es wurde ihm angst

und bange. Wie verkörpert stiegen die Berechnungen gewaltig vor ihm in die Höhe und drängten auf ihn ein. Alle, alle, alle gegen den Einen, gegen ihn! Hier war für ihn kein Durchhauen möglich — und hier zu unterliegen war nicht, wie in einer guten Sache auf dem Schlachtfelde, eine Ehre — hier zu unterliegen war ein Schimpf

Tremann, der ihn seit dem Beginne ihrer Unterredung genau beobachtet hatte, errieth und sah, was in dem jungen Freiherrn vorging, und, wie bei allen tüchtigen Menschen, waren seine Theilnahme und sein Mitleid leicht erregbar, wo er an die Möglichkeit einer nachhaltigen Hülfe glauben konnte.

Nur Muth, Herr von Arten! rief er; die Sache steht allerdings nicht sonderlich, doch ist sie keineswegs verloren, noch ist sie zu halten, Sie müssen nur den Muth nicht sinken lassen!

Aber der natürliche und wohlgemeinte Zuspruch brachte auf das jetzt doppelt verletzbare Gemüth des Freiherrn nicht die beabsichtigte Wirkung hervor; denn die feinen Augenbrauen zusammenziehend, sagte er: An Muth hat es noch keinem Arten je gefehlt, und wenigstens diese Eigenschaft unseres Hauses geht mir sicherlich nicht ab.

Tremann ließ diese unberechtigte Gereiztheit völlig unbeachtet. Mit einer beruhigenden Milde, die seinem ernsten Antlitze eine Schönheit verlieh, gegen welche Renatus selbst in diesem Momente sein Auge nicht verschließen konnte, sprach er: Es konnte mir nicht einfallen, Herr von Arten, an Ihrem Muthe, an dem sogenannten Heldenmuthe in Ihnen zu zweifeln, der im entscheidenden Augenblicke mit Selbstvergessenheit sein Leben daran zu geben weiß. Mich dünkt, in dieser Art von Muth haben wir beide Gelegenheit gehabt, unsere Proben abzulegen. Er hielt inne, als wolle er dem Andern die Zeit vergönnen, sich auszusprechen; da Renatus aber schwieg und sein Antlitz sich nicht erhellte, sagte Tremann nachdrücklich, wennschon mit

derselben unerschütterlichen Gelassenheit: Es gibt aber einen Muth, der weniger leicht zu behaupten ist, als jener von der fortreißenden Macht einer begeisterten Masse, oder von der Erregung eines gewaltigen Augenblickes erzeugte Heldenmuth; ich meine den moralischen Muth, jenen guten, stillen Muth des Mannes, der seine Ehre darein setzt, sich mit aller seiner Kraft in verschuldetem oder nicht verschuldetem Mißgeschicke zu behaupten, der entschlossen ist, mit jahrelang währender Arbeit, mit Sorgen und Mühen, die Niemand sieht und die in vielen Fällen Niemand sehen und kennen darf, seinen Verpflichtungen zu genügen, und der herstellen und schaffen will, was für ihn und für Andere das Geforderte und Gebotene ist. Fühlen Sie von diesem schweigenden, beharrlichen, recht eigentlich bürgerlichen Muthe etwas in Sich, Herr von Arten — nun, so brauchen Sie über Ihre Lage noch keineswegs zu erschrecken, denn ich wiederhole es Ihnen: noch ist Hülfe möglich!

Renatus konnte sich gegen die Würdigkeit dieses Mannes nicht verschließen, zugleich aber fühlte er jenen hochmüthigen Arten'schen Aberglauben noch einmal in sich rege werden, der erst gestern dem Grafen Gerhard Anlaß gegeben hatte, ihn zu verspotten. Zum zweiten Male stellte dieser Tremann sich zwischen ihn und eine ihm drohende Gefahr. Er hatte ihm im Kampfe der offenen Feldschlacht einst durch seinen Muth das Leben erhalten; weßhalb sollte er von dem Schicksal nicht auch bestimmt sein, ihn eben so vor dem andern Untergange zu bewahren, der ihm jetzt zu drohen schien? Und von der Bewegung, in welche dieser Gedanke ihn versetzte, über seine sonstige enge Schranke des Empfindens fortgerissen, rief er plötzlich: Soll ich Ihnen — er wollte hinzusetzen: eben Ihnen denn Alles zu verdanken haben?.— Aber er unterdrückte diesen Zusatz, und obschon Paul das wohl bemerkte, focht es ihn nicht an. Im Gegentheil, dasjenige, was Renatus aufregte, dünkte ihn nur ein ganz Natürliches

zu sein. Er hatte dem jungen Manne, der an sich völlig schuldlos an allem demjenigen war, was in Paul's Schicksal mit den Schicksalen der Herren von Arten zusammenhing, mit Gefahr des eigenen Lebens das Leben gerettet; es erschien ihm also, da er sich einmal bereitwillig hatte finden lassen, die Arten'schen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, eben deßhalb jetzt nur folgerecht, daß er, so viel an ihm war, auch dazu that, den Freiherrn auf den Weg zu weisen, auf welchem er sein Leben ehrenhaft und würdig weiter fortzuführen vermochte.

Ich war, hob Paul nach kurzer Unterbrechung also wieder an, da ich nach fast vierjähriger Abwesenheit aus dem Felde kam, Ihnen will ich es zu Ihrer Ermuthigung bekennen, ziemlich in der gleichen Lage, in der Sie gegenwärtig sind. Mein Vorgänger hatte mit den Anforderungen der Zeit nicht Schritt zu halten vermocht, wir waren durch seine Schuld in die bedenklichsten Geschäfte und Unternehmungen verwickelt, es waren bereits große Verluste vorgekommen, und da ich ohnehin nach dem Willen des verstorbenen Herrn Flies die Capitalien seiner Tochter gänzlich aus dem Geschäfte herauszuziehen hatte, fand ich mich nach meiner Heimkehr eines Tages auf dem Punkte, an dem ich, um den augenblicklich auf mich eindringenden Forderungen gerecht zu werden und mit meinem guten Namen auch meine bürgerliche Ehre und meinen kaufmännischen Credit zu erhalten, wie ich es Ihnen eben jetzt gerathen habe, Alles an Alles setzen mußte.

Was heißt das in Ihrem Falle? fragte Renatus mit wachsender Spannung.

Das heißt, daß ich alles, was ich an Fonds, an Papieren, selbst an Immobilien besaß, unter den ungünstigsten Verhältnissen verkaufen mußte, um die auf unsere Firma laufenden Wechsel einlösen und dem Mißtrauen begegnen zu können, das sich durch die in meiner Abwesenheit gemachten unglücklichen Geschäfte und Unternehmungen gegen unser Haus erhoben hatte.

Es kam ein Abend, sprach er langsam und nachdrücklich, es kam ein Abend, an welchem ich, nach Wochen und Monaten voll der schwersten Sorgen, voll schlafloser Nächte, mir sagen mußte, daß ich jetzt fast so pfenniglos da stände, als an dem Tage, an welchem ich in die Welt hinausgegangen war, und mir fehlten jetzt die feurige Hoffnung der ersten Jugend und die zwanzig Jahre voll rüstiger Kraft, in denen ich mir meinen Weg geschaffen und mein Vermögen erworben hatte. Ich besaß an jenem Abende, setzte er nach einem tiefen Athemzuge mit schwerem, gewichtigem Tone hinzu, nicht viel mehr, als das Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, nicht viel mehr, als das unbedingte Vertrauen derjenigen, mit denen ich meine Geschäfte gemacht hatte, und die Ueberzeugung, daß ich mich auf mich selbst und auf meine Arbeitskraft verlassen könne. Das aber ist ein Großes! — Und wieder entstand eine neue Pause.

Trotz seines starken Herzens hatten die Erinnerungen, welche er eben nicht häufig in sich zu erwecken gewohnt war, den ernsten Mann erschüttert, während in Renatus die widersprechendsten Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen auf und nieder wogten. Bald fühlte er sich geneigt, sich Tremann mit Bewunderung in brüderlicher Verehrung in die Arme zu werfen; dann wieder bedünkte es ihn, als dürfe er demselben, ohne sich etwas zu vergeben, nicht eine Genugthuung bereiten, deren er jetzt ohnehin schon vollauf genießen mußte; denn daß ein Mann das Rechte um des Rechten willen thun, daß er fördern und Hülfe leisten könne, ohne dabei an sich selbst und an die Wirkung zu gedenken, welche diese Hülfsleistung auf das Gefühl des Geförderten hervorbringt, das einzusehen, dazu war die Seele des jungen Freiherrn nicht gemacht. Und doch fühlte er, daß er nicht schweigen dürfe, daß er Tremann mindestens ein Zeichen seiner dankenden Anerkenntniß schuldig sei.

Ich bewundere Ihre Entschlossenheit, sagte er endlich, und

ich wünschte, ich befände mich in so einfachen Verhältnissen, wie Sie, daß ich das Gleiche möglich machen und mich doch behaupten könnte. Unser Standpunkt ist nur wieder sehr verschieden.

Tremann sah ihn prüfend an. Er hörte aus den Worten des Freiherrn, was in dessen Seele vorging, aber er gab nichts auf die hochmüthige und vorurtheilsvolle Ueberhebung, mit welcher jener seine Zustände als ganz besondere von denen des bürgerlichen Kaufmanns abzutrennen suchte; und wie der Arzt die Ungebühr des Kranken nur als ein Krankheitszeichen ansieht, das ihn nicht beirren darf, sagte Tremann: Das ist vielleicht nicht so schwer, als es Sie dünkt, und ich bin bereit, Ihnen meine Ansicht und meine Plane für Sie mitzutheilen, wenn Sie mir vorher ein paar Fragen beantworten wollen. Haben Sie Liebe für das Landleben? Denken Sie, Sich auf Ihren Gütern aufzuhalten?

Ich bin auf dem Lande geboren, und die Herren von Arten haben stets auf ihren Besitzungen gelebt, es ist ein Herkommen unter uns, gab er abermals ausweichend zur Antwort.

Das fing Paul endlich doch zu verdrießen an. Wir haben es hier nicht mit Ihren Familien-Traditionen, Herr von Arten, sondern mit Ihren Möglichkeiten zu thun, sagte er schärfer, als er bis dahin zu dem Freiherrn gesprochen hatte, und zu der Uhr emporsehend, fügte er hinzu, daß ihm in einer halben Stunde eine Geschäftsbesprechung bevorstehe, daß er also genöthigt sei, dem Freiherrn in großen Umrissen die Möglichkeiten und Maßnahmen vorzuzeichnen, mittels deren er es für thunlich halte, die Arten'schen Verhältnisse zu ordnen und durch Rettung eines Theiles des Vermögens die Mittel zu einer allmählichen Wiederherstellung desselben zu gewinnen.

Er rieth, Neudorf und Rothenfeld sofort zu verkaufen. Für Neudorf finde sich in dem Baurath Herbert, der einst die

Rothenfelder Kirche aufgeführt und bei der Gelegenheit den Werth der Neudorfer Steinbrüche habe kennen lernen, ein Käufer, da der Baurath mit Andern in Gemeinschaft eine regelmäßige Ausbeutung der Brüche unternehmen möchte. Auch auf Rothenfeld sei ein den Zeitumständen nach recht günstiges Gebot gethan. Nach dem Verkaufe dieser Güter werde Renatus die Möglichkeit besitzen, seine Wechselschulden zu tilgen, die hoch verzinsten Hypotheken von Richten theilweise abzulösen und dann Geld von der Landschaft zu geringern Zinsen auf Richten zu erhalten. Sei dies geschehen, so frage er sich, ob der Freiherr es nicht vorziehe, im militärischen Dienste zu verbleiben, in welchem er sich eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet und den Weg zu weiterem Vorwärtskommen gebahnt habe. Man mache an einen Privatmann, welchem Stande er auch angehöre, in einer großen Stadt nicht die Ansprüche, die man gewohnt sei, an die Herren von Arten auf ihrem Schlosse zu erheben. Der Hauptmann von Arten könne in der Stadt sehr standesgemäß mit dem achten Theile der Summe leben, welche der Freiherr von Arten einst in Richten alljährlich ausgegeben habe. Ueberantworte man Richten einem rechtschaffenen und vermöglichen Pächter, nachdem man die Bauten hergestellt, das Inventarium vervollständigt und somit die Mittel vorbereitet habe, welche zur Verbesserung des Gutes unerläßlich wären, so werde man sich in der Lage befinden, jährlich einen Theil der auf Richten dann noch haftenden Schulden zu tilgen. Noch im rüstigsten Mannesalter aber könne Renatus dann wieder Herr eines Besitzes sein, der bei den Fortschritten, welche die Bodenkultur nach den neuen Forschungen und Erfahrungen der Engländer und Franzosen nothwendig auch in Deutschland machen müsse, immer noch ausreichend groß genug sein werde, ihm, wenn er dann den Abschied nehmen und, nach seinem Familien-Herkommen, sich auf seinem Gute niederlassen wolle, auch auf dem Lande ein reichliches Leben möglich zu

machen und den Seinen ein schönes Erbe zu werden. Wolle Renatus aber jetzt gleich den Dienst aufgeben, um sich auf sein Stammgut zurückzuziehen, nun, so bleibe ihm nichts übrig, als den Degen ehrlich mit dem Pfluge zu vertauschen, die Landwirthschaft gründlich als einen Beruf zu erlernen, die Bewirthschaftung seines Gutes selbst zu übernehmen und zu sehen, in wie weit es ihm gelinge, mit tüchtigen Gehülfen das Gut zu heben und seine Bedürfnisse mit seinen Einnahmen in das Gleiche zu setzen, wobei denn freilich auch auf die unüberlegten Ausgaben der Baronin Vittoria Rücksicht genommen, und die Erziehung des jungen Freiherrn Valerio in eine andere Richtung als bisher geleitet werden müßte.

Renatus hatte ihm schweigend zugehört. Als Tremann dann geendet hatte, dankte Jener ihm für diese gewiß sehr richtigen und höchst wohlgemeinten Auseinandersetzungen und für seine Rathschläge; aber, sagte er, ich sehe und fühle, wo der Punkt liegt, den Sie bei Ihren Planen für meine Unternehmungen nicht in's Auge fassen und den ich unberücksichtigt zu lassen nicht im Stande bin, ja, den ich, selbst wenn ich es über mein Gefühl vermöchte, nicht unberücksichtigt lassen darf. Mein Onkel, Graf Berka, bemerkte mir gestern mit Recht: dem Kaufmanne, dem bürgerlichen Gewerbetreibenden, Ihnen zum Beispiel, habe alles, was Sie erwerben, nur seinen wirklichen Werth. Alles, was Sie besitzen, ist Ihnen Geld, ist Ihnen Mittel zum Zwecke. Sie geben selbst den erworbenen, liegenden Besitz mit voller Freiheit und ohne jegliches Bedenken auf, sobald es Ihnen paßt, und es ändert sich in Ihrem Sein damit nicht das Geringste, wenn Sie ein Haus, ein Gut kaufen oder es verkaufen und wieder zurückkaufen, wie der Anlaß sich eben dazu bietet. Wir aber, wir befinden uns in einer solchen Lage nicht. Unsere Verhältnisse sind völlig anders. Wir, sagte er mit besonderer Betonung, wir sind durch langjährigen Besitz Eins geworden

mit unserem Grunde und Boden, mit unserem Lande und unseren Schlössern. Wir tragen ihren Namen, sie sind unser Unterscheidungszeichen. Ein junger Baum — setzen Sie ihn von seinem heimathlichen Boden fern, wohin Sie wollen — er kann auch in der fremden Erde wachsen und gedeihen. Ein Stamm, der, weithin schattend, durch Jahrhunderte seine mächtigen Wurzeln durch dasselbe Erdreich forterstreckte . . .

Geht aus, fiel Paul ihm in die Rede, wenn er den Boden ausgesogen hat, aus dem er seine Nahrung schöpfte.

Das ist wohl möglich, entgegnete Renatus mit einem Ausdrucke von Schwermuth in seiner Stimme, die der Andere an ihm noch nicht wahrgenommen hatte, das ist möglich; aber es ist sicher, wenn Sie es unternehmen, ihn zu entwurzeln und ihn zu verpflanzen. Und tief aufathmend, setzte er hinzu: Sie sprechen zu mir mit einem Antheile, den ich dankbar anerkennen muß. Indeß Sie haben nur die eine Seite meiner Verhältnisse im Auge, und Sie vermögen die andern in ihrer ganzen Bedeutung wohl nicht zu ermessen. Sie sagen mir: verkaufen Sie Neudorf. Aber Neudorf war der erste Besitz unseres Hauses. Der Hochmeister Winrich von Knipprode belehnte im vierzehnten Jahrhundert meinen Ahnherrn, nach der Schlacht von Rudau, mit der Feldmark Neudorf. Neudorf ist seit nahezu vierhundert Jahren unser Eigenthum. Es wäre mir, wenn ich Neudorf fortgäbe, als zöge ich mir den Boden unter den eigenen Füßen fort, um mich darauf zu verlassen, daß ich im Nothfalle fliegen lernen werde. Das vermag ich nicht. Sie sagen mir: verkaufen Sie Rothenfeld, und Sie bedenken nicht, daß in der Rothenfelder Kirche, die meine Eltern aufgerichtet haben, jetzt die Gebeine meiner Eltern, meiner Ahnen ruhen, daß ich von ihnen die fromme Pflicht ererbte, in Rothenfeld eben jenes Stift für katholische Knaben zu erhalten.

Es wird Ihnen das in keinem Falle lange mehr möglich

sein, warf Paul abermals dazwischen, auch wenn Sie Sich nicht zu der gedachten durchgreifenden Aenderung vermögen.

Und nun vollends Richten verpachten, das Haus veröden lassen, sagte Renatus wie zu sich selber, das seit mehr als hundertfünfzig Jahren uns von Geschlecht zu Geschlecht geboren werden und sterben sah? Unmöglich, ganz unmöglich — es muß einen anderen Ausweg geben!

Tremann erhob sich; seine Geduld war erschöpft, seine freie Zeit zu Ende. Ich begreife Ihre schmerzlichen Empfindungen, sagte er, und ich hatte nicht erwartet, daß Sie Sich leichten Herzens zu den schweren Schritten entschließen würden. Aber täuschen Sie Sich darüber nicht, Herr von Arten, Sie haben keine Zeit, Sich Ihren Empfindungen zu überlassen. Ich sehe, und es gibt sicherlich für Sie keinen anderen Ausweg, als den, welchen ich Ihnen angedeutet habe. Sie müssen Neudorf und Rothenfeld verkaufen, Sie müssen Richten verpachten, wenn Sie Sich nicht zu persönlicher Arbeit bequemen mögen, die, wie ich fürchte, auch gegen Ihre bisherigen Gewohnheiten und wahrscheinlich ebenfalls gegen die Ueberlieferungen Ihres Hauses verstößt. Ich habe das Amt, mit dem Sie mich betrauten, nur bis zu Ihrer Rückkunft übernommen. Wollen Sie Sorge dafür tragen, daß Ihrer Frau Stiefmutter jetzt ein anderer Curator, Ihrem Bruder baldigst ein anderer Vormund gegeben werde, und wollen Sie es mir ermöglichen, daß ich in Bälde die Papiere, die ich in meiner Obhut habe, einem Anderen, vielleicht weniger Beschäftigten überliefern kann, so wird das meinen eigenen Arbeiten zu Gute kommen und ich werde es Ihnen danken.

Renatus hatte sich jetzt auch erhoben. Er schnallte den Säbel wieder um, nahm den Czako zur Hand, und so auf's Neue in voller Uniform, entschuldigte er sich gegen Tremann, daß er ihn also lange aufgehalten, ohne von seinen guten Ab-

sichten und Meinungen den von Jenem erwarteten Nutzen gezogen zu haben. Er versprach, sobald es ihm irgend thunlich werde, Paul's gänzliche Entlastung zu bewirken, verhieß, die Arten'schen Akten und die Vormundschafts-Papiere seines Bruders in kürzester Zeit an sich zu nehmen, und sie trennten sich darauf höflich, aber kalt.

Der Freiherr sprach allerdings dem Kaufmanne seinen Dank und seine Anerkennung zu wiederholten Malen aus; Paul nahm dieselben auch mit seiner gewohnten guten Weise hin, indeß sie waren sich durch diese Begegnung um keinen Schritt näher getreten, sie hatten sich nur weiter und entschiedener als je von einander getrennt empfunden.

Als Paul dann auf der Wendeltreppe, die er sich aus seinem Arbeitszimmer nach Davidden's Wohnstube hatte legen lassen, hinaufstieg, fand er die beiden Frauen seiner bereits wartend. Er umarmte die junge Mutter, reichte Seba die Hand, und als sie ihn mit ihren immer noch schönen Augen ruhig und heiter anblickte, umarmte er auch sie. Er fühlte eine große Zärtlichkeit für sie, weil es ihm gelungen war, von ihrem Herzen eben heute eine Kränkung abzuwenden.

Trotz seiner Freundlichkeit merkte Davide, deren Liebe sie hellsehend machte, dennoch, daß ihm etwas nicht ganz recht sein oder daß er eine Unannehmlichkeit zu überwinden gehabt haben müsse, und sie fragte, um ihm Anlaß zur Mittheilung zu geben, weßhalb er sie also lange habe auf sich warten lassen.

Ich habe verschiedene Besprechungen gehabt, und zuletzt war Herr von Arten, der gestern von Paris gekommen ist, sehr lange bei mir, gab er ihr zur Antwort.

Und wie hast Du ihn gefunden? rief Seba, in welcher die Theilnahme für den Sohn ihrer Angelika sich augenblicklich wieder regte.

Er ist ein schöner Mann geworden, breitschulterig und

kräftig, ein sehr schöner Mann, gab er zur Antwort, während er sich zum Imbiß niedersetzte.

Und wie ist er sonst geworden? fragte Jene noch einmal.

Nicht anders, als er gewesen ist. Es geht ihm wie dem Herrscherstamme der Bourbonen, von deren Hofe er nach Hause kommt. Er hat nichts gelernt und hat nichts vergessen.

Was will das in seinem Falle besagen? erkundigte Davide sich, der die Mißstimmung ihres Gatten jetzt erklärlich wurde.

Was das sagen will, mein Kind? Nun, er möchte sein Leben genießen, wie sein Vater und seine Ahnen es genossen haben; möchte wie sie die Herrschaften besitzen und geachtet leben und sterben wie sie. Er hat auch recht viel schöne Empfindungen — nur zur Arbeit hat er keine Lust.

Die Frauen schwiegen. Sie mochten sich erinnern, daß sie es gewesen waren, die Paul gegen seine Absicht überredet hatten, sich mit den Arten'schen Angelegenheiten zu befassen, und da er dieses wohl errieth, sagte er, gleich darauf bedacht, ihnen jede Reue zu ersparen: Macht Euch um meinetwillen darüber keine Sorge, meine Lieben! Ich erleide durch Renatus keine Enttäuschung, habe obenein in dieser Verwaltung mancherlei erfahren und gelernt, das mir gelegentlich von Nutzen sein wird; und auf eine Handvoll Arbeit mehr kommt es mir glücklicher Weise nicht an.

Und Du glaubst, daß er sich nicht rathen lassen, sich nicht ändern werde? erkundigte sich Seba noch einmal.

Nein; denn wie sollten Menschen, die sich für eine besondere Abart halten, sich verständig in die der großen Gesammtheit gemeinsamen Bedingungen der Gegenwart zu schicken wissen? — Er schüttelte das Haupt und sprach danach sehr ernsthaft: Täuscht Euch nicht darin: Alles und Jedes hat nur einen zeitweisen Bestand, eine zeitweise Möglichkeit des Bestehens. So gewiß als die fortschreitende Cultur die gemeinschädlichen Thiere in die

Einöden zurückdrängen und endlich völlig ausrotten muß und wird, so gewiß muß und wird die fortschreitende Bildung, die in dem Leisten und Schaffen den höchsten Beruf des Menschen, und in der Freiheit und Genuß bereitenden Arbeit ihre höchste Ehre erkennt, über alle die Geschlechter hinweggehen, die ohne Nutzen für die Gesammtheit leben und, sich von ihr ausschließend, sich hinter Vorrechten und Vorurtheilen verschanzen und halten zu können glauben. Was werthlos für das Allgemeine ist, muß untergehen; und kein Adelsbrief und keine Großthat irgend eines Ahnen kann dagegen schützen, kann die Allgemeinheit schadlos halten für unberechtigte Ansprüche und für hochmüthige Arbeitsscheu. Mögen sie zu Grunde gehen!

Er hatte dieses Verdammungsurtheil, dessen letzte Worte in seinem Munde und in seinem ernsten Tone etwas Gewichtiges und Furchtbares gewannen, noch nicht beendet, als die Wärterin ihm seinen Knaben in das Zimmer brachte. Der derbe Bursche streckte dem Vater die kleinen Arme entgegen, und kaum hatte dieser ihn auf seinen Knieen, als der Knabe sich mit allen seinen Kräften aufzurichten strebte, um das Stück Brod zu erlangen, das in einiger Entfernung vor dem Vater auf dem Tische lag. Die Frauen lachten über die lebhaften, wenn auch noch ungeschickten Bewegungen des kleinen Menschen, und ihm emporhelfend, rief der Vater mit sichtlichem Vergnügen: So recht, so recht, mein Sohn, hilf Du Dir selber zu Deinem Brode — ich hab's eben so gemacht — und ich denke, das soll uns wohl bekommen! Geh' nur gerade darauf los!

Und in bester Laune kehrte er nach kurzer Unterbrechung in sein Comptoir und zu seiner täglichen Arbeit zurück.

# Siebzehntes Capitel.

Renatus ward den ganzen Morgen durch seine Dienstgeschäfte und seine geselligen Verpflichtungen in Anspruch genommen. Er hatte sich bei seinen Vorgesetzten vorzustellen, alte Bekannte und Freunde aufzusuchen, und überall fand er einen Empfang, der ihn die unangenehmen Erörterungen der ersten Morgenstunde bei seinem wenig tiefen Sinne leicht vergessen machte. Allerdings wurde auch von seinen Vorgesetzten wie von seinen Freunden die Frage, ob er im Dienste bleiben oder sich auf seine Güter begeben werde, mehrfach angeregt, aber es geschah in einer Weise, welche deutlich kund gab, wie man bei einer solchen Entschließung an die vollste Freiheit von seiner Seite glaube und höchstens den Wunsch seiner künftigen Gattin, denn man deutete ihm überall an, daß man um sein Verlöbniß mit der Gräfin Rhoden wisse, als einen ihn bestimmenden Einfluß in Betracht bringe.

Wohin er kam, begegnete er einer großen Zufriedenheit und den besten Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes, in welche denn selbstverständlich die besten Aussichten für den Einzelnen immer mit eingeschlossen waren. Man rühmte sich nicht, wie Renatus das in Frankreich erlebt hatte, eines gewaltsamen Rückschrittes in die Zustände der Vergangenheit, aber man sprach es in den militärischen und adeligen Kreisen doch unzweideutig aus, wie man froh sei, daß jene Tage einer unnatürlichen Aufregung nun überstanden und überwunden wären, in denen die Masse des Volkes über ihre eigentlichen Grenzen

hinausgetrieben und, freilich durch die Nothwendigkeit, ihrem häuslichen Leben wie ihrem Berufe und Gewerbe abwendig geworden war. Man erkannte mit Zufriedenheit, wie der Strom der Bewegung jetzt auf's Neue richtig eingedämmt, in sein altes Bett zurückgeleitet werde, und wie die natürliche Gliederung der Stände sich gleichsam von selber wieder herstelle, seit man in den höchsten Kreisen die schönen, würdigen Formen der Etiquette wieder strenger aufrecht halte. Besonders jedoch versprach man sich von der Verbindung der Königstochter mit dem russischen Thronfolger, dessen Gesinnungen und Charakter man höchlich pries, wie von dem engen Anschlusse an das conservative Oesterreich, daß man nun auch in Preußen schnell den phantastischen, demagogischen Freiheitsgelüsten, die einer ruhigen Entwicklung des Staatslebens im Wege ständen, das Ende machen werde. Und da man von oben herab einzelnen hartbedrängten adeligen Grundbesitzern mit großen Darlehen zu Hülfe gekommen war, sah man, wenn in Preußen auch nicht die Milliarde von Franken in Aussicht stand, mit welcher man die Ausgewanderten in Frankreich entschädigt hatte, doch für den Adel des Landes sehr beruhigt und hoffnungsreich in die Zukunft hinaus.

Als Renatus dann am Abende, wie er es versprochen hatte, seinen Oheim besuchte und ihm von seinem Tagewerke Rechenschaft geben sollte, gestand er diesem, daß er dieses Tagewerk, wie er es nannte, mit einer Uebereilung, ja, recht eigentlich mit einer Dummheit angefangen habe.

Der Graf begehrte natürlich zu wissen, was das heißen solle, und sein Neffe entgegnete: Ich habe gegen die ersten Grundsätze der Kriegführung gesündigt und dafür eine Schlappe davongetragen. Ich habe mir unnöthig eine Blöße gegeben, die ich mir hätte sparen können, hätte ich, wie sich's gebührte, erst den Grund und Boden und die Gegend genau untersucht, in die ich jetzt fast als ein Fremder zurückgekommen bin.

Er erzählte darauf, wie er, statt sich erst zu seinen Freunden zu begeben, gleich am Morgen zu Tremann gegangen sei, wie dieser ihm eine Besorgniß erregende Rechenschaft über seine Angelegenheiten abgestattet, wie er selber sie im trübsten Lichte angesehen und wirklich an nichts als an den Untergang gedacht habe. Um sich aber wegen dessen, was er jetzt als seinen thörichten Kleinmuth bezeichnete, zu entschuldigen, gab er dem Oheim zu bedenken, daß er die Eindrücke seiner Kindheit, in welcher er den hohen Adel Frankreichs flüchtig durch die Welt habe ziehen sehen, niemals los geworden sei, und daß er sich, von seinem Stammbesitze abgetrennt, so elend wie ein Verstümmelter, ja, wie ein Mensch ohne seinen natürlichen Schatten erscheinen würde. Er berichtete, von dem Drange nach Mittheilung dazu verleitet, alles, was er von Tremann erfahren hatte, ließ es nicht unerwähnt, daß Herbert, der dem Grafen dem Namen nach aus den früheren Zeiten wohl bekannt war, auf Neudorf Absichten hege, daß auch von einem Käufer für Rothenfeld die Rede gewesen sei, und der Graf hörte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, geduldig zu.

Dann, als jener geendet hatte, sprach er: Ja, sie regen sich gewaltig, diese Herren vom Geldsacke und von der Hacke, und man könnte wirklich mitunter meinen, das goldene und das eiserne Zeitalter rückten gleichzeitig, und zwar zu unserem Verderben, auf uns heran. Glücklicher Weise aber hat es keine Noth mit ihnen. Ihre Interessen sind tausendfältig, kreuzen und widerstreben einander, und die unseren sind eines — eines und dasselbe durch die ganze Welt! Ihre Habgier trennt sie von einander, unser berechtigtes Verlangen, das Unserige, seien es Rechte oder Besitzthümer, zu erhalten, zwingt uns zur Einigkeit. Wir gipfeln in dem Throne, den wir stützen, sie suchen nach einer Gestaltung, die Alle auf gleiche Höhe stellt, und sie verflachen und vernichten sich auf diese Weise, während wir uns

durch unsere Gliederung und Unterordnung zugleich vertiefen und erheben. Es hat keine Noth mit ihnen und mit uns! Ich habe sie unter den Franzosen studirt und kennen lernen, diese republikanischen Grafen von vorgestern und Prinzen von gestern! — Er lachte. — Du hast ja selber Proben von ihnen hier bei mir gesehen. Schmutziges, habgieriges Gesindel, das Jeden für käuflich hielt, weil es selber käuflich war!

Renatus hörte dem Grafen nicht ohne Wohlgefallen zu, aber er wurde an seinen eigenen Erinnerungen und Erlebnissen irre. Indeß wie alles in sich Vollendete, hat auch die vollendete Heuchelei für denjenigen, der einer solchen nicht fähig ist, etwas, das ihn wenigstens für Augenblicke und oft für lange Zeit beherrschen und blenden kann, besonders wenn ihre Aeußerungen den persönlichen Ansichten und Wünschen dessen begegnen, an den sie gerichtet sind; und alles, was Renatus von seinem Oheim vernahm, war dazu geeignet, ihn zu beruhigen. Freilich entsann er sich gar wohl der Vorschläge und Anträge, welche der Graf ihm eben hier in diesem Zimmer zur Zeit der französischen Herrschaft gethan hatte; er erinnerte sich auch aller der Gerüchte, die über seinen Oheim in Umlauf gewesen waren, und des Tadels und der Unzufriedenheit, ja, des schweren Kummers, zu welchen derselbe seiner eigenen Familie Anlaß gegeben hatte. Aber der Freiherr hatte in Paris eine große Anzahl von Männern kennen lernen, von deren stürmisch durchlebter Jugend, von deren auffallenden Sinnesänderungen man sich ebenfalls das Abenteuerlichste zu erzählen wußte, und es hatte das nicht gehindert, daß man ihnen Ehre und Achtung zollte, wenn sie endlich zu einer würdigen Abklärung ihres Lebens, zu Ueberzeugungen durchgedrungen schienen, mit denen man sich einverstanden zu erklären vermochte. Wie durfte der Neffe auch an der ehrlichen Wandlung und sittlich-patriotischen Erhebung seines Oheims zweifeln, wenn der König, in dessen unbedingter Verehrung der

junge Freiherr auferzogen und den er gewöhnt worden war, als die irdische Verkörperung der höchsten Gerechtigkeit zu betrachten, den Grafen zu Gnaden angenommen und ihn mit einem seiner höchsten Orden ausgezeichnet hatte? Der Autoritätenglaube, welchen er zu den Pflichten seines Standes zählte, zwang den Freiherrn, das eigene Urtheil der Ansicht seines Königs unterzuordnen, und anzuerkennen, gelten zu lassen und zu verehren, was dem Landesherrn, dessen menschliche Beschränktheit doch natürlich stets auf fremdes Urtheil, auf fremde Angaben zurückzugehen sich genöthigt sah, von Dritten als ein Ehrenwerthes und als der Anerkennung würdig geschildert worden war.

Sein Vertrauen in des Oheims Einsicht steigerte sich beständig, und die mannigfache Kenntniß, welche derselbe von allen praktischen Dingen zu haben schien, überraschte den Neffen. Auch über Tremann's Angelegenheiten zeigte der Graf sich völlig unterrichtet. Er erzählte, wie Tremann von der Flies das von Arten'sche Grundstück in der Hauptstadt an sich gebracht, wie er es parzellirt, wie er die Bewilligung erhalten habe, hinten im Garten dem Wasser entlang eine Straße anzulegen, und wie er sich dadurch nicht nur aus einer bedenklichen Verlegenheit gerettet, sondern auch ein namhaftes Capital gewonnen und seinen großen Credit aufrecht erhalten habe.

Sie haben sich, sagte der Graf, zusammengethan, wie ich neulich hörte, als ich einmal ausnahmsweise, denn ich liebe meine eigene Küche, mit einem Bekannten im Hôtel zu Mittag aß; sie haben sich zusammengethan, Euer Steinert, dieser Tremann und der Baurath Herbert. Sie sind es, die ihre Absichten auf Neudorf und auf Rothenfeld gerichtet haben. Sie wollen bei Euch in der Provinz, wo der Boden und der Arbeitslohn noch billiger sind als hier, Fabriken anlegen, Oel- und Zuckersiedereien, und, was weiß ich, was sonst noch Alles. Steinert, der Marienfelde schon besitzt, soll so viel als möglich

von dem Rohprodukte auf eigenem, den Fabriken gehörendem Boden erzielen. Herbert übernimmt die Bauten. Steinert's Sohn haben sie ein Jahr hindurch in England gehabt und nun nach Amerika hinübergeschickt, damit er sich in dem Fabrikwesen umsehen solle, und Tremann, der jetzt hier bereits wieder zu den großen Firmen zählt, findet für jede seiner Unternehmungen Theilnehmer und Capital, wobei denn, wie sich das nach Meinung dieser Leute wohl gebührt, dem Erfinder der Löwenantheil anheimfällt. Die Continentalsperre hat sie alle klug gemacht, und was wir Bonaparte auch nachzutragen haben, die Industrie des Festlandes hat er mit einem Federzuge um Jahrhunderte gefördert.

Der Graf erwähnte darauf noch in derselben abfertigenden Weise verschiedener anderer Gewerbtreibenden, die in kurzer Zeit große Vermögen erworben hatten; aber Renatus hörte es nicht mehr. Es war ihm unheimlich, zu denken, wie Andere sich bereits Rechnung auf Gewinn von dem Ertrage seiner Güter machten; und wie sich in solcher Lage die Vorstellungen dem Menschen leicht zum Bilde verkörpern, kam er sich wie ein von Jägern vorsichtig umstelltes Wild vor, dem zwar die freie Bewegung innerhalb des Reviers, aber kein Entrinnen mehr vergönnt ist. Er sah sich im Geiste schon auf Richten eingebannt, von Neudorf und Rothenfeld qualmte der Rauch aus den Schloten der Oelmühlen und Zuckersiedereien, er meinte den Donner der Minen zu hören, mit denen man in den Steinbrüchen hinter Neudorf die Felsen sprengte, und von seinem Mißempfinden fortgerissen, rief er: Wenn ich mir denke, daß diese Compagnie sich bei uns einzunisten denkt ....

Wo denken sie sich denn nicht einzudrängen? erwiederte mit lachendem Achselzucken der Graf. Und vor Allen dieser Monsieur Tremann! Da — er stand auf, ging an seinen Schreibschrank, schob einige Papiere, die auf demselben lagen,

mit rascher Hand zur Seite, und seinem Neffen ein Blatt hinhaltend, fügte er hinzu: Da, lies einmal, welch eine Epistel ich heute von dem Patron erhalten habe.

Renatus that, wie Jener begehrte; indeß die Wirkung des Schreibens war eine andere, als der Graf erwartet haben mochte, denn mit sichtlicher Mißbilligung fragte sein Neffe: Aber wie konnte das auch geschehen? wie konnte die Person zu diesen Briefen kommen? Da Sie ihr dieselben nicht gegeben haben können, so muß sie sie entwendet haben. Was werden Sie denn thun?

Was ich thun werde? lachte der Graf, Nichts! Ich werde dem Herrn Tremann die Zeit vergönnen, den Landwehr-Major zu vergessen, der ihm noch im Kopfe spukt, und sein Arten'sches Blut, an das er sicherlich auch mit Vergnügen denkt, allmählich zu beruhigen. Wenn man als verständiger und gewiegter Mann sich noch um solche Jugendsünden kümmern sollte, da hätte man viel zu thun, vorausgesetzt, daß man ein Paar rothe Backen besessen und gesunde Glieder in der Uniform gehabt hat. — Aber den Scherz bei Seite! Du denkst doch hoffentlich jetzt nicht daran, Deine Angelegenheiten diesem Tremann noch länger zur Ausbeutung zu überlassen?

Renatus sagte, wie Tremann selbst gefordert habe, daß er ihn davon entbinden möge.

So thue es, je eher, desto lieber! sprach der Graf. Du bist jetzt hier, gehst jetzt nach Hause. Sieh' Dir an, wie die Verhältnisse dort sind, und da ja zwischen heute und morgen nichts entschieden zu werden braucht, so kann man überlegen, was zu machen ist. Bringe mir die Berichte einmal her, vielleicht vermag ich etwas für Dich zu thun. Ich komme im Frühjahre in unsere Provinz. Der Regierungs-Präsident, der Direktor der Landschaft sind alte Freunde von mir. Man muß die Dinge nur anzufassen, höchsten Ortes richtig darzustellen wissen! Es

geht Unsereinem nicht gleich an Hals und Kragen, und wenn man sich bei Anlaß Deiner Hochzeit an die rechte Stelle wendet, so kommt man Dir, da Hildegard und die Mutter sehr geschätzt sind, wohl zu Hülfe. Sind wir denn Hans und Kunz, daß wir uns nur mit so brutalen Mitteln wie Krethi und Plethi aus der Affaire ziehen könnten?

Der Graf war bei diesen Auseinandersetzungen äußerst heiter geworden. Das wirkte auf Renatus vortheilhaft zurück. Nach kurzer Berathung kamen der Oheim und der Neffe dahin überein, daß der junge Freiherr gleich jetzt an Tremann schreiben und die sofortige Aushändigung der Geschäftsakten und Dokumente begehren solle, weil Renatus sie mit sich zu nehmen wünsche. Das brachte die Unterhaltung denn auch auf die Abreise des Freiherrn, und der Graf rieth ihm mit einer gewissen Dringlichkeit, dieselbe zu beschleunigen und auch seine Hochzeit so bald als möglich zu begehen. Da dies seinem Neffen beides auffiel, sagte Jener unumwunden, Renatus möge nicht vergessen, daß er gegenwärtig der letzte Arten sei und daß er seinem Hause schulde, endlich für die Erhaltung dieses alten Geschlechtes Sorge zu tragen. Nebenher sei Hildegard durch den langen Brautstand muthlos und an sich selber irre geworden, habe ein Mißtrauen in Renatus' Zuneigung zu ihr, und es sei auch für Renatus selber nöthig, daß er sich von dem Gerede frei mache, das über ihn im Gange sei.

Der junge Freiherr fuhr auf. Er begehrte zu wissen, was das sagen wolle; sein Oheim suchte ihn zu beschwichtigen, und da Jener in ihn drang, meinte der Graf, er selber habe nicht recht dahinter kommen können, um was es sich dabei handle. Graf Stammburg, der Attaché der preußischen Gesandtschaft, welcher dieser Tage mit Privat-Depeschen von London angekommen sei, habe das Gerücht von einem Liebeshandel, einem Bekehrungsplane, einer Verführungs- oder Entführungsgeschichte

hierhergebracht, in welcher der Name eines katholischen Geistlichen mit Renatus' Namen und dem Namen der bekannten Schönheit, der Gräfin Haughton, wunderlich verschlungen zu gleicher Zeit genannt worden wären. So viel stehe fest, daß die englische Gesellschaft die Gräfin zurückgewiesen, daß sie sich auf ihre Güter begeben habe und in das Ausland zu gehen beabsichtige. Käme sie bei ihrer Reise etwa nach Berlin, so sei es, was auch immer zwischen ihr und dem Freiherrn vorgegangen wäre, gewiß das Beste, wenn derselbe bei ihrer Ankunft nicht in der Hauptstadt und wo möglich schon vermählt sei, um sich damit gegen seine eigenen Erinnerungen wie gegen die möglichen Ansprüche der Gräfin eine Schutzwehr zu bereiten.

Renatus war sehr betroffen. Er konnte es nicht ertragen, von sich und von Eleonoren in solcher Weise sprechen zu hören oder einen Verdacht gegen seine Ehre auf sich sitzen zu lassen. Um sich zu rechtfertigen, erzählte er dem Oheim seine Erlebnisse bis in ihre kleinsten Einzelheiten, und es war lange nach Mitternacht, als die Beiden noch bei einer Flasche Wein beisammen saßen.

Der Graf war ein vortrefflicher Zuhörer. Er verstand zu fragen, sprechen zu lassen und zu schweigen. Als Renatus aber alle seine Mittheilungen geendet und dem Grafen selbst sein erkaltetes Empfinden für seine Braut nicht verborgen hatte, rieth dieser ihm nur noch entschiedener, gleich an einem der nächsten Tage nach seiner Heimath aufzubrechen. Er pries Hildegard in gewohnter Weise auf das wärmste, meinte, jedes Feuer erlösche, wenn man es zu lange ohne Nahrung lasse. Auch Renatus brauche nur in der Nähe seiner Braut zu sein, um die alten Flammen wieder auflodern zu fühlen. Dazu gab er ihm des Königs bekannten Widerwillen gegen alles, was irgend nach einem romantischen Abenteuer aussähe, zu bedenken. Es sei nicht rathsam, meinte er, wenn der König jetzt zum ersten Male von

Renatus, gerade auf Anlaß eines so vieldeutigen Gerüchtes, sprechen höre, ohne daß man durch den Hinweis auf seine nahe Vermählung mit einer ihm von Jugend auf verlobten Braut jene Verdächtigungen entkräften könne. Für die Herstellung von Renatus' Vermögen und Besitz sei des Königs Gunst die erste und die einzige Bedingung, und die Gräfin Rhoden, die Mutter wie die Töchter, besäßen diese Gunst.

Der Graf kam allmählich auch auf die Baronin Vittoria zu reden, erwähnte mit Bedauern, daß sie seinen verstorbenen Schwager wohl manche unangenehme Erfahrung habe machen lassen, und meinte, da heute einmal zwischen ihnen Alles, wie es sich zwischen so nahen Blutsverwandten und zwischen Männern zieme, welche die Welt und das Leben kennen gelernt hätten, durchgesprochen würde, so wolle er Renatus denn auch vertrauen, daß er in Bezug auf dessen Stiefmutter ein sehr wichtiges Dokument besitze. Es sei ein Brief, der Brief eines im Felde gebliebenen italienischen Offiziers an die Baronin. Er, der Graf, sei sonst, wie Renatus es heute gesehen habe, eben kein sorgfältiger Aufbewahrer von Papieren, indeß dieses sei ihm doch der Mühe werth erschienen, und da man nicht wissen könne, wie Alles sich einmal im Leben füge, so sei er bereit, es Renatus auszuhändigen.

Die Mittheilung kam dem Freiherrn höchlich unerwünscht. Sein Schamgefühl wie sein Ehrgefühl lehnten sich gegen diese Enthüllung des Verrathes auf, welchen Vittoria gegen seinen Vater begangen hatte; und daß ein Anderer, als eben er und sein verstorbener Vater, sich das Recht zuerkennen durfte, seine Stiefmutter zu verurtheilen, that ihm auch um ihretwillen weh. Wäre er seiner ersten Eingebung gefolgt, so würde er das Anerbieten von sich gewiesen haben, aber die flüchtigste Ueberlegung ließ ihn erkennen, daß ein Zeugniß gegen die Baronin, gegen die Frau, die seines Vaters Gattin gewesen war und seines

Hauses Namen trug, nicht in fremden Händen bleiben dürfe; und sich überwindend, sagte er so ruhig, als er es vermochte, daß er es seinem Onkel natürlich nur Dank wissen könne, wenn er ihm den Brief abtreten wolle.

Der Graf holte ihn also sofort herbei. Der Zufall spielt oft wunderbar, meinte er. Ein Italiener, der uns hier zur Zeit des russischen Feldzuges im Hause erkrankte und am Typhus starb, hatte das Blatt an Vittoria in seiner Brieftasche. Die Weißenbach, welche des Kranken gewartet und dann später sein Hab und Gut an sich genommen hat, brachte mir das Schreiben.

Es war in der That nur ein einzelnes Blatt, wie man es aus einer Schreibtafel herausreißt, los zusammengelegt, mit Bleistift geschrieben, die Buchstaben und die Zeilen unregelmäßig; man mußte annehmen, daß ein Kranker, ein Sterbender sie hingeworfen hatte. Die Aufschrift aber war von einer anderen Hand. Sie trug in festen, sichern Lettern Vittoria's Namen mit genauer Angabe ihres Wohnortes und der Stadt, in deren Nähe Schloß Richten gelegen war.

Ohne den Neffen anzusehen — und diese Rücksicht wußte Renatus sehr zu würdigen — reichte er ihm über die Schulter hin das Blatt. Wer weiß, wie Du es einmal brauchen kannst, Deine Stiefmutter im Zaume zu halten, sagte er. Ich habe, wie ich Dir bekennen will, durch die bloße Andeutung, daß ich von dem Dasein eines solchen Briefes wisse, Ruhe und Frieden in Richten geschafft, und die Gräfin und Hildegard haben mich seitdem für einen großen Psychologen, ja, für einen halben Zauberer angesehen. Du wirst viel zu schlichten und zu schaffen finden, denn auch der Junge ist ein wahrer Satan, aber vielleicht auch ein Genie, und wenn Du etwa von dem Briefe einmal Gebrauch zu machen denkst ....

Das werde ich niemals! fiel Renatus ihm in die Rede.

Hüte Dich, mein Lieber; man soll so etwas nicht sagen!

meinte der Graf. Das Leben nimmt uns oft sonderbar beim Worte!

Es entstand eine Pause; Renatus schickte sich zum Fortgehen an. Der Graf fragte ihn, wann er nach Hause zu reisen denke, und er entgegnete, daß er schon morgen aufbrechen möchte, daß er jedoch erst noch einmal zu Tremann gehen und seine Papiere an sich nehmen müsse. Der Graf hingegen meinte, daß Renatus deßhalb ja nicht noch einmal mit Tremann zusammen zu kommen brauche, sondern daß diese Sache sich auch schriftlich abthun lasse; und nach kurzem Hin- und Widerreden kamen sie überein, daß der Graf gleich jetzt zwei Zeilen an Tremann schreiben solle, um dem Neffen ein neues unwillkommenes Begegnen zu ersparen.

Der Graf, der es unter der Franzosenherrschaft wohl gelernt hatte, rasch und gewandt mit der Feder umzugehen, setzte sich sofort an seinen Schreibtisch nieder. Warte, sagte er, dabei kann ich ihm gleich auf seinen ritterlichen Brief von diesem Morgen die ihm gebührende Antwort vergönnen. Als er geendet hatte, bot er seinem Neffen das Billet zur Ansicht dar. Es lautete:

„Mein Neffe, der Freiherr Renatus von Arten-Richten, welchen der Wunsch, seine Heimath und seine Braut baldmöglichst wiederzusehen, zu beschleunigter Abreise veranlaßt, hat mich beauftragt, die sämmtlichen in Ihrem Gewahrsam befindlichen, ihm zustehenden Papiere und Dokumente von Ihnen zurückzufordern. Ich ersuche Sie also, mir dieselben gegen einen von dem Freiherrn unterzeichneten Empfangsschein zustellen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich zugleich auf Ihr Schreiben von heute früh, daß es mir gegen die Ehre und gegen die sittliche Pflicht eines jeden Mannes zu verstoßen scheint, entwendete Papiere käuflich an sich zu bringen, daß es aber fern von mir ist, Sie deßhalb zu einer Rechenschaft zu ziehen, da jene mir entwendeten Briefschaften völlig werthlos für mich sind."

Der Graf sah, daß die letzten Zeilen dieses Briefes nicht nach dem Sinne seines Neffen waren, aber er wußte dem Ausdrucke dieses Mißfallens vorzubeugen. Man muß diesen Herren doch gute Sitten lehren, sagte er spöttisch, und ihnen zeigen, wie ein Cavalier mit Ihresgleichen umzugehen hat. Sie möchten sich am liebsten auch in der Gesellschaft in Reihe und Glied mit Unsereinem stellen, weil sie einmal im Felde neben uns gestanden haben. Aber die Tage folgen einander und gleichen einander nicht! wie die Franzosen richtig sagen.

Er ersuchte Renatus darauf, ihm den Empfangsschein, dessen er für Tremann benöthigt war, zu schreiben. Sie verabredeten, daß sie am nächsten Tage noch zusammen speisen wollten, und Renatus, der von der Menge der verschiedensten Eindrücke aufgeregt war, trug jetzt selbst ein Verlangen, nach Richten zu kommen, um seine Zustände und Verhältnisse einmal durch eigene Anschauung und Erfahrung zu prüfen und wo möglich zu einem Abschlusse zu bringen, der es ihm vergönnte, sich in Ruhe auf sich selber zu besinnen.

# Fanny Lewald's
# gesammelte Werke.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Siebenter Band:

## Von Geschlecht zu Geschlecht.

## IV.

Berlin, 1871.

Verlag von Otto Janke.

# Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman in zwei Abtheilungen

von

## Fanny Lewald.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

**Vierter Band.**

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1871.
Verlag von Otto Janke.

## Zweite Abtheilung.

# Der Emporkömmling.

# Viertes Buch.

# Erstes Capitel.

„Die Tage folgen einander und gleichen einander nicht!“ wiederholte sich der Freiherr, als er in seiner Reisekalesche einsam durch die tief verschneiten Haiden gen Osten nach seiner Heimath fuhr.

Er empfand das jetzt noch lebhafter, als es sich ihm bei seiner Reise durch Deutschland dargestellt hatte. Gerade sechs Jahre waren es her, seit er mit dem preußischen Contingente, am Ausgange des Winters, denselben Weg gegangen war; aber sie waren dahin, die jugendlichen Liebes- und Ruhmesträume, welche ihm damals die Brust geschwellt hatten. Ihm winkte jetzt nicht mehr das Wiedersehen mit seinem Vater, nicht mehr die Aussicht, mit seinen fröhlichen Kameraden in seiner Väter Schloß heitere Tage zu verleben, und Vittoria und ihren Sohn in Freuden zu umarmen. Er war noch jung genug, indeß die großen Ereignisse, die ungewöhnlichen Schicksalswechsel, die er an sich hatte vorüberziehen sehen und in denen er selbst betheiligt gewesen war, die Gefahren und Nöthen, die er überstanden, die Vorgänge in seiner Familie und namentlich die Erfahrungen, die sich ihm in Paris in den letzten Wochen und Monaten aufgedrängt hatten, machten, daß er sich älter, in der That weit älter dünkte. Dazu trat die Sorge jetzt nahe und näher an ihn heran.

So lange er in Frankreich gewesen war, hatte er sie wie eine ferne, weit entlegene Gebirgsreihe nur in unbestimmten

umrissen und nur gelegentlich vor sich gesehen. Jetzt, da er sich auf der altbekannten Straße wiederfand, da jede Station ihm eine halbvergessene Erinnerung wachrief, tauchte auch die ganze Kette seiner Sorgen immer deutlicher vor ihm empor, und er konnte, wohin er den Blick auch wendete, es nicht hindern, daß sie sich hoch und höher aufzuthürmen schienen, bis er sich endlich wie von ihnen umringt und seinen ganzen Horizont von ihnen in einer Weise eingeschlossen fühlte, daß es ihm jeden freien Ausblick hemmte und ihm den Athem einzuengen drohte.

Was ging ihm nicht alles durch den Kopf! — In diesem Gasthofe war er gewesen, als er mit seinen Eltern, in Begleitung der Herzogin, nach der Stadt gefahren war. Er erinnerte sich, wie man ihn in den Wagen der Herzogin gebracht hatte, damit die Mutter Ruhe hätte, und wie heiter sein Vater an dem Tage gewesen war. Vor jenem Kruge hatte man ihm auf der Rückreise zu trinken geben lassen, und der Krüger hatte nach der Frau Baronin gefragt, die unter Seba's Obhut mit dem Caplan in der Stadt schwer krank zurückgeblieben war. Nun lebten sie alle nicht mehr: nicht sein Vater, nicht seine Mutter, nicht der Caplan und nicht die Herzogin! Und wie ihm das auch weh that, sie konnte er nicht beklagen. Das Leben dünkte ihm kein so großes Glück. Brauchten sie alle es doch nicht zu hören, was er von Tremann und von dem Grafen hatte hören müssen! Er dachte mit einer zärtlichen Genugthuung daran, daß sie mit weniger beschwertem Sinne, als er, durch ihr Dasein gegangen waren, und daß nur er allein die Erbschaft ihrer Sorgen auf sich nehmen mußte. Sie hätten denselben zu stehen nicht mehr vermocht.

Vor dem Hause, vor welchem er auf seinem eiligen Ritte nach dem väterlichen Schlosse damals, als er seinem Regimente Quartier bestellen wollte, mit Steinert zusammengetroffen war, mußte er auch jetzt wieder verweilen. Man hatte die Post-

halterei dahin verlegt, es war die letzte Station, auf der er seine Pferde wechselte. Der Posthalter, der den jungen Freiherrn trotz der sechsjährigen Entfernung augenblicklich wiedererkannte, bewillkommte ihn mit lebhaftem Zuspruche. Wie vor sechs Jahren, hatte Renatus jedoch auch jetzt keine Neigung, darauf einzugehen. Jetzt wie damals fürchtete er, irgend welche ihm unwillkommene Berichte zu vernehmen, denn Gutes war ihm von Hause schon seit langer Zeit nicht mehr gekommen. Und sich wie Einer, der geschlafen hat und weiter zu schlafen denkt, tief in die Wagenecke zurücklehnend, befahl er, sobald die Pferde vorgelegt waren, weiter zu fahren.

Es war noch früh am Morgen, als das Schloß sich vor seinen Augen erhob. Die Stattlichkeit desselben freute ihn, da er es jetzt zum ersten Male als sein Eigenthum begrüßen sollte, aber seine Besitzesfreude war nicht rein. Wehmüthige Erinnerungen und schwere Sorgen warfen ihre trüben Schatten über sie.

Man hatte am verwichenen Tage die Kalesche des Freiherrn auf Kufen gesetzt und die Räder untergebunden, denn der Schnee lag hier noch auf dem ganzen Lande fest. Er reichte vor den niedrigen Häusern der Insassen bis an die halbverstiemten kleinen Fenster hinauf. Nun steckten aus den Thüren sich hier der Kopf einer Alten, dort ein paar Kindergesichter unter ihren dicken Pelzmützen hervor, als mit dem Schalle des Posthorns zugleich das Klingeln der Schlittenschellen ertönte, und der Schlitten, von den starken Gäulen fortgezogen, eilig durch das Dorf fuhr.

Die winterliche Einsamkeit, das Anschlagen der Hunde, das sich von Hof zu Hof fortsetzte, bis es aus dem Bereiche des Schlosses an des Freiherrn Ohr klang, hatten etwas Melancholisches für ihn, dem jetzt seit Jahren das belebte Treiben der heitersten aller Städte zu einer lieben Gewohnheit geworden war. Da er sich in Berlin so plötzlich zum Aufbruche entschlossen und auch seine Abreise von Paris schneller, als er es erwartet hatte,

gekommen war, konnte man hier in Richten natürlich auf seine Ankunft noch nicht vorbereitet sein.

Das eiserne Gitter in dem Hofthore war geschlossen, kein Laden in beiden Stockwerken geöffnet. Man hätte das Schloß für unbewohnt ansehen können, wäre nicht aus den Schloten der Rauch emporgestiegen.

Der Postillon ließ auf's Neue sein Horn erklingen, um Einlaß zu erhalten. Der Freiherr betrachtete während dessen, wie der graue Rauch, von der Sonne erhellt, an dem lebhaft gefärbten Himmel in graden, sich kräuselnden Säulen in die Höhe stieg, die Gegend, das Klima, sein Schloß und sein ganzer Zustand kamen ihm plötzlich so fremd, so wenig als zu ihm gehörend vor, daß er über die Gleichgültigkeit erschrak, mit der er, hier umherschauend, auf das Oeffnen seines Hauses wartete.

Der Bursche, der das Thor aufmachte, kannte den Freiherrn nicht. Er war noch ein Knabe gewesen, als Renatus fortgegangen war. Aber der Stallknecht, der hervorkam, riß voll freudiger Bestürzung seine Mütze von dem Kopfe und rief, während er sich mit den Händen gegen die Lenden schlug, dem Schlitten nachlaufend: Der Herr! Herr Jesus, unser junger, gnädiger Herr ist da! der Herr ist da!

Der Ruf brachte im Hofe Alles schnell in Bewegung. Der Kutscher, ein Paar der andern Leute eilten nach der Rampe. Die Thüre des Schlosses ward rasch aufgemacht, es kamen ein Diener, einige Mägde zum Vorschein, man umringte Renatus, man küßte ihm die Hände, aber es waren lauter fremde Gesichter. Nicht Einer von den Leuten, die früher im Schlosse gewesen waren, fand sich unter den Begrüßenden, so daß es dem Schloßherrn endlich eine wirkliche Erquickung war, als Vittoria's italienische Kammerfrau, ihr rothseidenes Tuch wie sonst um das dicke, schwarze Haar geschlungen, aus einem der unteren Zimmer zum Vorschein kam.

Wo ist die Signorina? fragte Renatus lebhaft, und der bloße Klang dieses einen Wortes erwärmte ihm das Herz.

Hier, Signor, hier! Im Bette! Sie schläft noch, aber sie wird glücklich sein über ein solches Erwecktwerden! Kommen Sie, kommen Sie, Herr Baron! Wie glücklich wird meine Signorina sein!

Die treue Seele ließ dem Freiherrn kaum die Zeit, sich seines Pelzes und seiner Reisestiefel zu entledigen; dann ihn mit sich fortziehend, öffnete sie die Thüre von Vittoria's Gemach und meldete mit ihrer starken, lauten Stimme: Signora, liebe Herrin, unser Herr ist da! Unser junger Herr, unser Herr Baron!

Das Feuer brannte hell im Kamine, Gaetana riß die Fensterläden auf, daß die emporkommende Sonne durch die gefrorenen Scheiben blendend hell hineinschien, und von dem grellen Lichte schnell erweckt, richtete Vittoria sich auf ihrem Lager rasch empor, sah den Eintretenden mit ihren mächtigen Augen voll Erstaunen an und rief dann, ihm ihre Arme entgegenbreitend: Renatus, lieber Renatus, mein Sohn, mein Freund! Aber welche Freude, aber welch ein Glück!

Sie konnte sich nicht genug thun. Er hatte sich zu ihr niedergebeugt, sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn wieder und wieder.

Wie Du schön geworden bist, wie groß, wie stark! sagte sie Mal auf Mal, und wenn sie ihn von sich entfernt hatte, als könne sie ihn nun besser betrachten, so zog sie ihn wieder zu sich heran, um ihn auf's Neue zu umarmen. Plötzlich aber brachen ihre Thränen gewaltsam hervor, und die Augen verhüllend, sprach sie: Ich glaubte, ich sei alt, sehr alt! Aber nur ein Bißchen Hoffnung, nur ein Sonnenstrahl des Glückes, und das Leben und die Jugend sind wieder da! — O, ich bin jung wie Du, seit ich Dich wiedersehe!

Ehe er es hindern konnte, hatte sie in der Freude seines Herzens seine Hand ergriffen und an ihre Lippen gedrückt. Ihre Warmherzigkeit, die Rückhaltlosigkeit, mit welcher sie sich an ihre Empfindung hingab, bezauberten Renatus, und wie ihr in der lebhaften Bewegung das seidene Tuch vom Haupte glitt, daß die Fülle ihres schwarzen Haares sie und ihr volles, marmorfarbiges Gesicht umfloß, übte auch ihre Schönheit den alten, lieben Reiz auf ihren Stiefsohn aus.

Sie fragte nach seinem Ergehen, aber sie fragte, wie es die Weise ihres phantastischen Sinnes war, bald nach Diesem, bald nach Jenem. Er sollte erzählen, und doch war sie es, die ihm erzählte, wie traurig, wie verlassen sie hier im Schlosse lebe, wie schön Valerio geworden sei, wie sie es hier gar nicht ertragen haben würde, hätte sie Valerio und Cäcilie nicht gehabt, hätte sie sich nicht damit getröstet, daß Renatus wiederkommen und seiner armen, kleinen Mutter das Leben wieder leicht und lieblich machen werde. Nur des Freiherrn, ihres verstorbenen Gatten, erwähnte sie mit keinem Worte, und Renatus mochte ihre Freude durch keine schmerzliche Erinnerung stören. Es fiel ihr gar nicht ein, daß Jemand, der von einer Reise kommt, ein Verlangen nach Nahrung oder den Wunsch hegen könne, sich umzukleiden. Sie dachte nicht daran, daß er von der mehrtägigen Fahrt ermüdet sein müsse; selbst daß sie aufstehen und sich ankleiden lassen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Sie war froh und glücklich, sie war immer noch die alte Vittoria, die im Augenblicke ihre Welt zu finden wußte, und wie sonst riß sie Renatus mit sich fort, daß er sich fröhlich und erquickt in ihrer Nähe fühlte.

Mit einem Male jedoch erhob er sich von dem Sessel, auf welchem er vor Vittoria's Lager Platz genommen hatte, und sich selber scheltend, sprach er: Aber ich sitze hier bei Dir, Signorina, und ich muß zu meiner Braut, zu Hildegard!

Das ist wahr! so geh', so eile! Sie wird sich freuen, die

gute Hildegard! Aber sie ist immer unwohl, immer unwohl, die gute Hildegard! entgegnete Vittoria.

Auf seine Frage, was seiner Verlobten fehle, fügte die Baronin hinzu, Hildegard habe den Schnupfen, immer den Schnupfen, sie sei immer erkältet und leide, wie sie sage, an den Nerven. Sie behaupte, die Sehnsucht habe sie krank gemacht. Nun aber sei er ja da, nun also werde sie genesen.

Renatus konnte den Spott in den Worten seiner Stiefmutter nicht überhören, indeß er mochte sich nicht gleich in dieser Stunde mit den kleinen Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien befassen, deren Aeußerungen er in jedem Briefe gefunden, welchen er von Hause erhalten hatte, und schnell die Treppe und den langen Korridor hinaufgehend, folgte er dem Diener, der ihn bei der Gräfin ansagen sollte, während er selbst in seine Zimmer zu gehen und sich nach der langen Fahrt umzukleiden wünschte, ehe er vor seiner Braut erschien. Er hatte jedoch den Korridor noch nicht verlassen, als eine in Bewegung bebende Stimme die Worte ausrief: Wo ist er? Ach, wo ist er? Und da er, diese Stimme erkennend, sich umwendete, eilte Hildegard mit ausgebreiteten Armen, den Kopf wie in einer Verzückung erhoben, auf ihn zu und drückte ihn stumm und sprachlos, als wolle sie ihn nicht mehr lassen, an ihr Herz.

Die Mutter, die Schwester waren ihr auf dem Fuße gefolgt, der Diener stand dabei, das Kammermädchen, welches den Frauen einige Kleidungsstücke zuzutragen hatte, kam ebenfalls den Gang herauf, und wenn diese Begegnung in dem kalten Vorsaale, im Beisein einer ihm fremden Dienerschaft, schon nicht nach dem Wunsche des jungen Freiherrn war, so lag in dem Wesen, in dem Tone, ja, selbst in der gewaltsamen Innigkeit, mit welcher seine Braut ihn umarmte, etwas, das, statt ihn zu erwärmen, ihn erkältete, weil es ihn unwillkürlich von sich selber abzog und ihn zum Beobachten nöthigte, wo er sich einer ein-

facheren Ausdrucksweise der Empfindung arglos und willig hingegeben haben würde.

Fasse Dich, liebe Hildegard, fasse Dich! mußte er sie zu wiederholten Malen ermahnen; aber sie schüttelte stumm und immer noch sprachlos das Haupt, und Renatus war endlich genöthigt, sie mit sanfter Gewalt von seinem Herzen aufzuheben, um die Mutter, um Cäcilie begrüßen und Hildegard in das Zimmer geleiten zu können, wohin die Andern ihnen folgten.

Die Gräfin hatte sich, weil sie in dem fremden Hause so wenig als möglich an dem Bestehenden zu ändern gewünscht, als sie nach Richten gezogen war, in dem sogenannten Fremdenflügel niedergelassen, der einst von der Herzogin bewohnt worden war. Hieher hatte sie ihre Möbel bringen lassen und sich, so weit dies möglich war, ganz so eingerichtet, wie in den Räumen, die sie in der Stadt zuletzt inne gehabt hatte. Hier wie dort hingen die weißen, schlichten Vorhänge in langen, regelrechten Falten an den Fenstern hernieder. Das kleine, alte Klavier, das schlichte Sopha, die Bilder der Königin und des Prinzen Louis Ferdinand, es stand und hing hier Alles so wie dort; auch die strenge Ordnungsliebe, die glänzende Sauberkeit herrschten hier wie dort. Renatus kannte Alles wieder, Alles; selbst den Myrtenstock am Fenster in dem alterthümlichen, gemalten Topfe, und doch war es ihm so fremd, doch ängstigte es ihn — so wie Hildegard's stumme Liebe, wie ihr Blick ihn ängstigte, der sich gar nicht von ihm wendete, wie ihre langen Händedrücke ihn beängstigten.

Was war denn mit seiner Braut geschehen? Die Mutter fand er, wie er sie verlassen hatte. Sie war immer noch die edle, stattliche Frau mit den breiten Wangenflächen, mit dem sanften Lächeln und dem guten, mütterlichen Ausdrucke. Cäcilie war noch gewachsen, war voll, stark und hübsch geworden, weit hübscher noch, als ihre erste Jugend es hatte erwarten lassen;

nur Hildegard hatte sich in einer Weise verändert, daß es Renatus schwer fiel, ihr zu verbergen, wie ihn dies überrasche.

In ihrem dunkeln, engen Morgenrocke, mit der fest anliegenden, kleinen weißen Haube über dem glatt gescheitelten Haare sah sie ihm wie eine Nonne, wie eine barmherzige Schwester aus, und ihr Behaben ließ ihn vollends an ihr irre werden. Er kam nicht über die Frage hinaus: Was stellt das vor? was soll das bedeuten? Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er verurtheilt sei, in einer Komödie eine ihm aufgedrungene und nicht natürliche Rolle zu spielen. Er mißfiel sich in derselben, er fand sich lächerlich in ihr; aber Hildegard mißfiel ihm noch weit mehr. Er war froh, wenn die Mutter, wenn Cäcilie mit ihm sprachen, er konnte es endlich gradezu nicht mehr ertragen, sich von seiner Braut mit dieser schwermuthsvollen Liebe ansehen zu lassen, und von einer plötzlichen Ungeduld ergriffen, fragte er sie, ob sie krank sei.

Krank? O nein, glücklich bin ich, unaussprechlich glücklich, entgegnete sie ihm, so glücklich, daß ich's noch nicht fassen, noch nicht glauben kann!

Aber diese Antwort machte das Uebel ärger, und lachend, um seine wahre Empfindung zu verbergen, sagte er: So will ich mich umkleiden gehen, damit Du Zeit gewinnst, Dich zu beruhigen! — Und den Anderen freundlich zunickend, verließ er sie.

In seinem Zimmer angelangt, warf er seine Kleider von sich und ging mit heftigen Schritten in dem großen Raume auf und nieder. Das Herz war ihm still in der Brust, zum Erschrecken still, und seine Gedanken wirbelten mit einer Schnelle durch seinen Kopf, daß er ihnen kaum zu folgen vermochte.

Es war unmöglich, er konnte sein Wort nicht halten. Dieses Mädchen konnte er nicht heirathen. Daß er Hildegard nicht liebe, das hatte er lange, das hatte er eigentlich schon am Tage nach seiner Verlobung gewußt; dennoch hatte er es für

möglich gehalten, sich mit ihr zu verbinden, um seinem Versprechen nachzukommen, und er hatte gemeint, auch ohne die eigentliche Liebe glücklich an ihrer Seite leben zu können. Sie war immer schwärmerisch, immer überspannt, immer von einer großen Empfindsamkeit gewesen. Aber die Schwärmerei, welche ihr vor Jahren einen eigenthümlichen Reiz verliehen, die Empfindsamkeit, die ihn bei dem Abschiede mit sich fortgerissen hatte, kleideten sie jetzt nicht mehr. Sie sah so verblüht aus. Vittoria hatte Recht, man sah es, daß sie beständig kränkelte, daß sie beständig den Schnupfen haben mußte; und dazu diese Gefühlskomödie, dieses Zurschautragen der Empfindung!

Wie schön, wie frei war Vittoria, die man mitten aus dem Schlafe erweckt und die von seiner Ankunft eben so wenig eine Kenntniß gehabt hatte, in ihrer Freude gewesen! Wie herzlich hatte ihn die Mutter, mit wie fröhlicher Zärtlichkeit hatte Cäcilie ihn empfangen! Er brauchte nicht an Eleonore, an dieses herrlichste der Weiber zu denken, um sich zu sagen, daß Hildegard nicht für ihn passe, daß er zu jung, zu lebensvoll und, der flüchtigste Blick in seinen Spiegel rief es ihm zu, ein zu schöner Mann sei, um ein Mädchen wie Hildegard an den Altar und in sein Haus zu führen. Es war unmöglich!

Aber was sollte er thun? Sollte er es ihr gleich jetzt, gleich heute sagen, daß er sie nicht liebe? Sollte er warten und die Zeit walten lassen? War es denkbar, daß sie ihm bei längerem Beisammensein weniger mißfiel? Durfte er darauf rechnen, daß sie vielleicht selber einsehen lernen würde, wie wenig sie und er zusammen paßten? Sollte er ihr schreiben — mit der Mutter sprechen? Sollte er abreisen? — Damit war freilich nichts gewonnen! — Und doch hätte er es am liebsten thun mögen, hätte er nicht nach dem Seinigen sehen müssen und wäre Vittoria nicht dagewesen, die er liebte, die wiederzufinden er so glücklich gewesen war.

Der Diener hatte des Freiherrn Kleider noch nicht ausgepackt, als dieser etwas die Treppe hinaufstürmen hörte, und im nächsten Augenblicke warf sich ein Knabe mit dem Ausrufe: Mein Bruder, willkommen, mein lieber Bruder! ihm in die Arme.

Ein blühenderes, ein schöneres Geschöpf war kaum zu denken. Weit größer, als seine Jahre es erwarten ließen, das braune Gesicht von einer Fülle schwarzen Haares umlockt, die schönen Lippen vom Lachen umspielt, die großen Augen vor Freude funkelnd, und leicht und kräftig in jeder Regung und Bewegung, entzückte Valerio den jungen Freiherrn durch sein bloßes Erscheinen; und jene Liebe für die Kindheit, welche die Frauen meist als ein ihnen besonders eigenes und angeborenes Gefühl bezeichnen, während die Männer sie oft in ganz gleichem, wenn nicht in einem höheren und edleren Grade besitzen, bemächtigte sich urplötzlich seines Herzens. Er konnte nicht satt werden, den schlanken Knaben anzusehen. Er hörte es mit unsäglichem Vergnügen, wie Valerio ihn immerfort seinen Bruder, seinen geliebten Bruder nannte, wie er sich freute, daß der Bruder nun wieder da sei, wie er den Bruder bewunderte, der alle die Schlachten gefochten hatte. Nie zuvor waren die Worte „mein Bruder" zärtlicher an des Freiherrn Ohr gedrungen, es hatte Niemand mit so voller, kindlich vertrauender Liebe zu ihm emporgesehen. Und diese Zuversicht, diese vertrauende Bruderliebe des schönen Knaben, den er hatte geboren werden sehen, den er auf seinen Armen getragen hatte, sollte er Lügen strafen, sollte er jemals wieder entbehren müssen? Nimmermehr! — Vittoria war der Stern seiner Jugend gewesen, ihre Liebe und Freundschaft hatten seine bis dahin einsame und freudlose Kindheit in Glück verwandelt. Jetzt konnte er es ihr vergelten, es ihr in ihrem Sohne mit Genuß vergelten, und er gelobte sich, es zu thun.

Nur mit Widerstreben, nur, um ihn nicht in fremder

Hand zu lassen, hatte er den Brief, der gegen Vittoria Zeugniß gab, von dem Grafen Gerhard angenommen. Renatus hatte nicht daran gedacht, ihn jemals gegen sie zu brauchen oder dem Willen seines Vaters entgegen zu handeln. Nur darüber war er mit sich nicht eins gewesen, ob er ihn Vittoria übergeben solle oder nicht, ob es gerathen sei, die alte Wunde aufzureißen und sich zum ausdrücklichen Mitwisser von Valerio's unrechtmäßiger Geburt zu machen, oder ob er besser thue, dasjenige, was begraben sei, auch begraben bleiben zu lassen. Und wie er heute Vittoria wiedergesehen hatte, wie jetzt Valerio in seiner Schönheit und Liebe vor ihm stand, zweifelte er nicht mehr, was hier zu thun ihm zieme. Hätte er sich doch am liebsten selbst vor der Erinnerung an dasjenige bewahren mögen, was diese beiden ihm so theuren Wesen von ihm trennen konnte; und rasch entschlossen, nahm er seine Brieftasche zur Hand, suchte aus derselben den bewußten Brief hervor, betrachtete ihn sorgfältig, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht irre, und warf das Blatt dann in das Feuer des Kamins.

Was machst Du da? fragte Valerio, dessen Neugier alles, was der Freiherr that, beschäftigte.

Ich verbrenne einen Brief.

Weßhalb das?

Weil ich Dich liebe, mein Valerio, mein lieber, lieber Bruder! gab Renatus ihm zur Antwort, indem er ihm die Arme entgegenhielt.

Valerio sprang an ihm empor und sagte lachend: Du gibst grade solche Antworten, wie die Mutter.

Der Freiherr fragte ihn, was er damit meine.

O, versetzte der Knabe, solche Antworten, bei denen man nicht weiß, was sie will, und über die man sich freut, auch ohne daß man sie versteht! Aber da Du jetzt zu Hause bist, lieber Bruder, will ich Dir auch Alles sagen und Dich immer fragen.

Der Freiherr, der es wohl bemerkte, wie stolz es den Knaben machte, einen fertigen Mann als seinen Bruder ansprechen und behandeln zu können, forderte ihn, von Valerio's Weise mehr und mehr gefesselt, freundlich auf, mit dem Sagen und Vertrauen nur gleich zu beginnen; indeß Valerio weigerte sich dessen. Noch sei es nicht an der Zeit, noch sei es Winter; aber im Frühlinge, wenn der Schnee geschmolzen und Alles wieder grün sei, dann werde er es ihm schon sagen.

Er fing darauf, während Renatus sich säuberte und kleidete, von der Mutter, von der Gräfin und von Hildegard zu erzählen an: wie Hildegard ihn in die Stadt und in die Schule schicken wolle, wie er Hildegard nicht leiden könne, wie Cäcilie weit besser, aber weit besser sei, und wie auch die Mutter Cäcilien viel lieber habe. Renatus ließ ihn immerfort gewähren, aber er konnte sich aus dem planlosen Geplauder des Knaben doch bald überzeugen, daß derselbe durch das beständige Zusammensein mit Erwachsenen eine bedenkliche Frühreife erlangt und daß man ihm weit mehr als wünschenswerth den Zaum und Zügel habe schießen lassen.

Auf des Bruders Frage, was Valerio denn lerne, was er treibe, entgegnete dieser, der Pfarrer käme Tag um Tag, ihm Unterricht zu geben, und an den anderen Tagen lerne er mit der Mutter und mit Cäcilie Italienisch und Französisch. Hätten die keine Zeit, so zeichne er oder er spiele Klavier. Als Renatus sich erkundigte, wer ihn darin unterweise, sagte er sehr bestimmt, darin unterweise ihn Niemand, das könne er von selbst; und er hatte denn auch gleich, ohne um Erlaubniß zu fragen, aus des Freiherrn Taschenbuch den Bleistift herausgenommen und auf den Rand eines der Papiere, die zur Einwicklung von des Freiherrn Besteck gedient hatten, eine Menge von kleinen Figuren in den wunderlichsten Stellungen und Sprüngen, oft nur mit wenig Strichen, aber mit so vollkommener Sicherheit

hingeworfen, daß Renatus sich des Erstaunens und des Lachens nicht erwehren konnte. Sein Wohlgefallen an Valerio ward immer größer. Er meinte, nie eine so reine Freude genossen zu haben, als die Liebe für diesen Knaben sie ihm bereitete, und er begriff seinen Oheim nicht, der mit solcher Wärme und Anerkennung von Hildegard sprechen und dieses schönen, lebensvollen Knaben kaum Erwähnung, und zwar mit Abneigung hatte Erwähnung thun können.

## Zweites Capitel.

Renatus war während der Feldzüge viel umhergeworfen worden. Er hatte gelernt, sich in den verschiedensten Verhältnissen schnell zurechtzufinden und auf verschlungenen Wegen seines Pfades nicht zu fehlen; aber eine so absonderliche Wirthschaft, wie die in seinem Schlosse, war ihm nirgend vorgekommen, und es war ihm leichter, überall leichter gewesen, sich durch fremde Verkehrtheiten durchzuschlagen, als im eigenen Hause und in der eigenen Familie Ordnung zu schaffen, besonders für ihn, der Ruhe und Frieden herstellen sollte, während er keinen anderen Gedanken hegte, als das einzige, in der allgemeinen Uneinigkeit anscheinend fest bestehende Verhältniß, seine Verlobung mit Hildegard, so bald als möglich aufzulösen.

Er kannte das Schloß kaum wieder, er konnte in seinem Vaterhause nicht heimisch werden, und nur allmählich vermochte er es einzusehen, wie man zu einer so grillenhaften Benutzung der verschiedenen Räumlichkeiten gelangt war und weßhalb man sich in einer so unbequemen und unzweckmäßigen Weise eingerichtet hatte. Allerdings hatte Hildegard ihm davon geschrieben, aber die Ungehörigkeit dieser Lebensweise stellte sich in der Wirklichkeit noch ganz anders als auf dem Papiere dar, und der Eindruck, welchen Renatus davon empfing, war ein sehr verdrießlicher.

Vittoria hatte gleich nach dem Tode ihres greisen Gatten die Zimmerreihe verlassen, die sie mit ihm getheilt und die der

verstorbene Freiherr auch mit seiner ersten Frau bewohnt hatte. Was sie dazu bestimmt hatte, darüber sprach sie sich nicht aus, aber Renatus konnte es sich denken; und als er dann eines Tages, neben ihr am Fenster stehend, in einer der Scheiben den Namen des Mannes eingeschnitten fand, dessen Brief an Vittoria er vernichtet hatte, blieb ihm kein Zweifel über die Beweggründe, durch welche seine Stiefmutter eben zu der Wahl dieser im Erdgeschosse gelegenen Räume veranlaßt worden war. Da man diese Wohnung seit einem halben Jahrhunderte wenig benutzt und während der Feldzüge die jüngeren Offiziere in dieselben einquartiert hatte, waren die altfränkischen Möbel, die Tapeten, die Vorhänge in denselben sehr arg mitgenommen. Für dergleichen fehlte jedoch der Baronin das Auge ganz und gar. Was sie an diese Räume fesselte, war völlig unabhängig von dem Zustande, in dem sie sich befanden. Ihr genügten sie. Sie schätzte es daneben, daß sie zu ebener Erde lagen, daß sie nicht nöthig hatte, eine Treppe zu steigen, wenn sie während der schönen Jahreszeit sich im Freien aufzuhalten wünschte, und für den Winter hatte sie sich auch nach ihren eigenthümlichen Bedürfnissen eingerichtet. Das schöne, große Bett aus ihrem Schlafgemache, einige Ruhesessel, ein Polsterlager, das sie sich bald nach ihrer Verheirathung hatte machen lassen, ihr Flügel und ihre Musikalienschränke waren in das große Gemach hinuntergebracht, in welchem Tag und Nacht die Feuer in den beiden Kaminen nicht erlöschen durften, weil es Vittoria nie verließ, wenn sie nicht zu einem Besuche in die Nachbarschaft fuhr. Neben ihr wohnten ihr Sohn und ihre Kammerfrau, und obschon es der Letzteren an Sinn für Ordnung nicht gebrach, wollte es ihr jetzt, wo die Baronin, ganz sich selber überlassen, ihren Neigungen nachgeben konnte, nicht gelingen, Herr über die phantastische Unordnung zu werden, in welcher Jene sich schon um deßhalb wohlgefiel, weil sie den ent-

schiedensten Gegensatz zu den Gewohnheiten der Gräfin Rhoden bildete.

Wäre Renatus nicht zu nahe dabei betheiligt gewesen, so würde der Weiberkrieg in diesem Schlosse ihn belustigt haben. Jetzt indessen war das anders. Da Vittoria die eigentliche herrschaftliche Wohnung nie betrat, hatte die Gräfin es auch nicht für angemessen erachtet, sich ihrer zu bedienen; und weil Vittoria oft am Tage schlief und dann bis tief in die Nacht hinein am Flügel musizirte, war die Gräfin darauf bedacht gewesen, sich vor solcher Störung ihrer Ruhe zu bewahren. Vittoria wohnte also im Erdgeschoß des linken Flügels, die Rhoden'sche Familie im zweiten Stockwerk der rechten Seite. Alle übrigen Zimmer waren zugeschlossen, und man hatte zwei Treppen und die ganze Flucht der langen Gänge zu durchwandern, ehe man aus dem einen feindlichen Lager in das andere gelangte. Das hatte jedoch für die Betheiligten nur wenig auf sich, denn die Gräfin und Hildegard vermieden die Baronin so sehr, als es nur möglich war, und Cäcilie, deren blühende Gesundheit die Kälte nicht zu scheuen brauchte, focht die Unbequemlichkeit nicht an.

Schon seit Jahren aß man nicht mehr gemeinsam. Vittoria liebte es nicht, sich an eine bestimmte Stunde zu binden, die Gräfin und Hildegard verlangten auch in diesem Falle nach einer strengen Pünktlichkeit, und wie über die Zeit, so hatten die Frauen sich auch über die Wahl der Speisen nie vereinigen können. Gaetana besorgte die Küche der Baronin, die Gräfin hielt mit ihren Dienstboten nach ihrer Weise Haus. Hildegard warf es Vittoria vor, daß sie sich mit ihrer süßen, fetten Kost unförmlich stark und träge mache, die Baronin hingegen wollte sich nicht zu einer Ernährung bequemen, bei welcher man so wie Hildegard verfalle und an den Nerven leide, und die Folge davon war, daß den ganzen Tag im Schlosse des Kochens und des Bratens kein Ende war, daß der Amtmann über den ge=

waltigen Verbrauch von Brennholz klagte, daß die beiden Haushaltungen einander der unverantwortlichsten Verschwendung ziehen und daß Renatus gleich in den ersten Stunden von beiden Seiten mit Beschwerden und mit Anschuldigungen, mit Rathschlägen zu einer Aenderung und mit Forderungen und Ansprüchen behelligt wurde, die ihm, eben weil sie sammt und sonders kleinlich waren und den rechten Punkt des Uebels nicht berührten, äußerst lästig dünkten. Das waren jedoch im Grunde alles nur sehr unwesentliche Dinge gegen den Zwiespalt, den Renatus in sich trug, gegen dasjenige, was er mit sich selber und mit seiner Verlobten abzumachen hatte.

Der erste Eindruck, welchen er von Hildegard empfangen hatte, änderte sich auch im längeren Beisammenbleiben nicht. Sie war anderthalb Jahr älter als der Freiherr und nie schön gewesen. Nur die an blonden Mädchen schnell vorübergehende Frische der Jugend hatte sie diesem einst reizend gemacht. Jetzt, wo Renatus auf der Höhe seiner männlichen Kraft und Schönheit stand, näherte Hildegard sich ihrem dreißigsten Jahre, und weil sie magerer geworden war, traten die Kleinlichkeit und die Schärfe ihrer Züge unangenehm hervor. Dazu hatte, wie jedes Zeitalter den Menschen eine bestimmte Physiognomie anbildet, so daß nur wenig bevorzugte Naturen sich unabhängig von dem allgemeinen Typus zu freien und eigenartigen Persönlichkeiten ausbilden, die Stimmung, welche vor und während der Freiheitskriege in Deutschland herrschend gewesen war, auch der jungen Gräfin Rhoden ihren Charakter aufgeprägt. Die schweren Sorgen, welche jeder Einzelne zu tragen hatte, die Nothwendigkeit, für das Allgemeine bedeutende Opfer zu bringen und sich eben deßhalb in seinen eigenen Bedürfnissen zu beschränken, die Ergebung in große Unglücksfälle, zu der so Viele sich veranlaßt fanden, endlich die Selbstverläugnung, welche die deutschen Frauen und Mädchen an dem Siechbette der Verwundeten und Kranken über

sich genommen, hatten Hildegard vortrefflich erzogen, aber ihr auch ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Sie war sparsam und fleißig, anspruchslos in allen ihren Bedürfnissen, großer, ausdauernder Treue und Hingebung fähig, von einem starken Pflichtgefühle beseelt, und man hätte diese Tugenden vielleicht noch höher schätzen müssen, weil sie dieselben mit vollem Bewußtsein übte und in sich ausgebildet hatte. Grade diese Absichtlichkeit nahm ihr indessen die Natürlichkeit. Die Sanftmuth, deren sie sich befleißigte und die sie in ihrem ganzen Wesen kund zu thun strebte, wurde in ihrem Mienenspiele zu einem süßlichen Ausdrucke, ihre Hingebung ließ sie empfindsam erscheinen, und daneben machte ihre Strenge gegen sich selbst sie gegen die Anderen unduldsam. Mit jener Unerbittlichkeit und Selbstgenügsamkeit, denen man bei beschränkten Menschen, so Männern als Frauen, überall begegnet, hatte sie sich ein Tugendideal geschaffen, dem sie sich nachzubilden trachtete, und ohne den verschiedenen Naturen und Lebensbedingungen der Anderen irgend eine Rechenschaft zu tragen, verwarf sie Alles und Jeden, sofern sie ihrem Ideale nicht entsprachen.

Da sie in all ihrem Thun und Treiben berechnend geworden war, hatte sie bei dem Wiedersehen mit Renatus ihm gleich die ganze Fülle ihrer Liebe und die tiefe Innerlichkeit derselben darzuthun gestrebt. Aber sie hatte sich diese Scene so tausendfältig vorgestellt, sich dieselbe so oft und in allen ihren Einzelheiten so genau und mit so leidenschaftlichen Farben ausgemalt, daß die Wirklichkeit weit hinter der erwarteten Glückseligkeit zurückblieb. Hildegard war also trotz ihrer anscheinenden Versunkenheit völlig im Stande gewesen, nicht nur über sich selbst, sondern auch über ihren Verlobten genaue Beobachtungen anzustellen, und sie waren nicht dazu geeignet gewesen, sie über ihre Zweifel an seiner Liebe zu beruhigen. Schon daß er nicht zuerst nach ihr verlangt hatte, daß er nicht graden Weges zu

ihr gekommen war, hatte, wie sie es nannte, ihrem Herzen wehe gethan, und daß er dann so lange mit Valerio in seinem Zimmer und von ihr fern verweilen können, war für ihre Seele noch weit entmuthigender gewesen.

Alle ihre schlimmsten Ahnungen gingen in Erfüllung. Weinend sank sie ihrer Mutter, nachdem Renatus das Zimmer verlassen hatte, in die Arme; unter Thränen kleidete sie sich an; und diese Thränen trugen nicht dazu bei, sie zu verschönern. Es war vergebens, daß die Mutter ihr Muth einsprach, daß sie Renatus mit der Ermüdung entschuldigte, welche die unausbleibliche Folge einer langen Winterreise sei. Obschon auch der Gräfin das Erschrecken und die Kälte des Freiherrn sichtbar genug gewesen waren, gab sie der verzagten Tochter zu bedenken, daß in jeder langen Trennung der Keim zu gegenseitigem Mißverstehen liege. Sie erinnerte Hildegard daran, wie schnell, wie plötzlich einst ihr Verlöbniß mit Renatus geschlossen worden sei und wie das wahrhaft bräutliche Zusammengehören, wie ein Zuversicht gebendes Liebesverhältniß sich noch gar nicht zwischen ihnen habe gestalten können. Vor Allem jedoch warnte sie die Tochter, ihre Zweifel dem Wiedergekehrten zu verrathen. Sie beschwor sie, sich zu erheitern, sich zu schmücken, dem Verlobten unverhohlen die Freude kund zu geben, welche sie empfinde. Aber durch die lange Gewohnheit, sich in ihren Gefühlen mit Selbstbeobachtung und mit Selbstbewußtsein darzustellen, war Hildegard völlig unfähig geworden, sich zwanglos gehen zu lassen, und sie hatte kaum eingesehen, daß die Mutter Recht habe und daß sie wohl thun werde, wenn sie ihr folge, als sie sich auch schon in eine neue Rolle hinein versetzte, die ihr freilich noch weniger wohl anstand, als die bisher von ihr aufrecht erhaltene Kundgebung der stummen Liebe.

Sie war jetzt fest entschossen, ihren Kummer zu verbannen, sie wollte sich mit aller ihrer Energie aus der sehnsuchtsvollen

Braut in die glücklich Liebende verwandelt; indeß eine Miene, welche man durch lange Jahre festgehalten hat, läßt sich nicht leicht verwischen. Ihr lächelnder Mund wollte nicht mehr zu dem schwermüthigen Blicke, die Art, in welcher sie sich hüpfend dem Bräutigam an den Hals warf, nicht zu dem elegischen Tone ihrer Sprache passen, und wenn sie bei dem Eintritte des Geliebten nach fröhlicher Kinder Weise in die Hände klatschte, machte das einen solchen Gegensatz zu der wehmüthigen Neigung ihres Hauptes, die ihr zur anderen Natur geworden war, daß Valerio, der nicht von des Bruders Seite wich, und weder gewohnt war, seine Gedanken zu verbergen, noch den Ausdruck seiner Einfälle zurückzuhalten, eines Tages bei Hildegard's Anblick laut zu lachen anfing.

Wie kommst Du denn in ein grünes Kleid, fragte er, und obenein mit solchen langen Locken? Du siehst wie eine vergnügte Trauerweide aus!

Die Gräfin schalt den Knaben. Auch Renatus wies ihn mit strengem Wort in seine Schranken; aber Hildegard mißfiel auch ihm, seit sie zum Aufputze ihre Zuflucht nahm, mehr noch als am ersten Tage, und doch vermochte er das trennende Wort gegen sie nicht auszusprechen. Er konnte sich nicht entschließen, einem Weibe, das ihm liebend gegenüber stand, mit Härte zu begegnen. Er fühlte sich sehr unglücklich, ja, er betrachtete es als eine Erniedrigung, daß er sich genöthigt sah, sich der Zärtlichkeit eines ungeliebten Mädchens zu überlassen, welches offenbar entschlossen war, seine Kälte nicht zu beachten, seine Liebe durch ihre Geduld und Treue zu gewinnen und sich ihm nützlich und angenehm zu machen, indem es schon jetzt die Hälfte seiner Mühen und Sorgen auf sich nahm.

Ohne daß er es von ihr begehrte, sprach ihm Hildegard ihre Ansicht über seine Verhältnisse aus, von denen sie durch ihre eigenen Beobachtungen und Erkundigungen weit vollständiger

unterrichtet war, als Renatus es erwartete. Sie hatte denn auch mit reiflicher Ueberlegung jene Plane entworfen, von denen sie ihrem Bräutigam in ihren Briefen zum Oefteren gesprochen, und sie waren natürlich ganz auf jene Ausschließlichkeit des liebenden Beisammenseins berechnet, welchem Hildegard einst in der Stunde der ersten Trennung von dem Verlobten mit dem Ausrufe: Ich und Du — und Du und ich! ihren Ausdruck gegeben hatte.

Ihrem Sinne widerstanden Tremann's Rathschläge, von denen sie sich mit ihren sanften und doch eindringlich bohrenden Fragen bald durch den Freiherrn Kenntniß zu schaffen wußte, keineswegs. Denn Vereinfachung der Zustände war gerade dasjenige, worauf ihr Augenmerk gerichtet war. Sie stimmte daher der Meinung Tremann's auch völlig bei, daß man Neudorf und Rothenfeld verkaufen solle; sie hoffte mit dem Grafen Gerhard, daß der König, wenn er sähe, wie bedrängt Renatus sei und wie sehr er und seine Braut entschlossen wären, ihre Verhältnisse zu regeln, sich ihrer annehmen würde, und sie hatte bereits die genauesten Berechnungen über die Summe angestellt, welche man der Baronin aussetzen müsse, wenn diese mit ihrem Sohne erst an einem beliebigen anderen Orte ein Unterkommen gefunden haben würde. Daß die Gräfin Rhoden und Cäcilie sich mit dem kleinen, ihnen eigenen Vermögen nach der Hauptstadt zurückwenden würden, nahm Hildegard als selbstverständlich an, und sie erging sich also, so oft der Anlaß sich ihr dazu bot, in den Schilderungen des friedlichen und vollendeten Glückes, dessen sie und der Geliebte theilhaftig werden würden, wenn sie, von Sorgen und Widerwärtigkeiten nicht belastet, hier in Richten einzig auf einander angewiesen, einst nur für einander leben würden.

Es lag in dem Ernst der jungen Gräfin eine zwingende Kraft, aber sie hatte die Unart, immer wieder auf denselben

Gegenstand zurückzukommen, den Freiherrn an jedem Tage auf die Nothwendigkeit einer Entschließung hinzuweisen und dadurch ihn unablässig an die ganze Schwere seiner Sorgen zu erinnern. Er gestand es sich ein, daß sie in gewissem Sinne Recht habe, daß sie ein tüchtiger, ein ehrenwerther Charakter sei; er ließ sich sogar den Vorwurf von ihr gefallen, daß es ihm an Willensstärke fehle; indeß die Achtung, welche er ihr nicht versagen durfte, fachte die Liebe in ihm nicht wieder an. Sein Bedauern über die Unklugheit, ihr nicht aus der Ferne geschrieben zu haben, was er ihr weder verbergen konnte, noch verbergen wollte, verminderte sich dadurch nicht, und der Unfriede und die grillenhafte Lebensweise, welche in seinem Schlosse herrschten, traten ihm trotz alledem als der Uebelstand hervor, dem zunächst eine Schranke gezogen werden müsse.

Daß er diese Zustände, wie sie sich während seiner Entfernung herausgebildet hatten, daß er namentlich die Doppelwirthschaft nicht fortbestehen lassen könne, erklärte der junge Schloßherr den Frauen gleich am ersten Tage. Er ließ die Wohnung seiner Eltern öffnen, richtete sich in seines Vaters Zimmern ein, ordnete an, daß man um bestimmte Stunden und gemeinsam speisen solle, und wie diese Einrichtungen ihn des Alleinseins mit Hildegard zum Theil enthoben, so zeigten sämmtliche Frauen sich aus Eifersucht gegen einander mit Einem Male seinen Wünschen und Anweisungen fügsamer, als er es erwartet hatte.

Vittoria verließ ihr Gemach und stieg zur festgesetzten Zeit die Treppe bereitwillig hinauf, um der Gräfin und Hildegard die Rechte der Hausfrau in dem Versammlungszimmer und im Speisesaale nicht zu überlassen. Diese hinwieder hielten es für geboten, der Liebe und Zärtlichkeit entgegenzuarbeiten, welche Renatus immer noch für seine Stiefmutter hegte, und da die Einen wie die Andern das Bestreben hatten, den Heimgekehrten

festzuhalten, an sich zu fesseln und für sich einzunehmen, mäßigte ein Jeder sich in der Aeußerung und Darstellung des Unrechtes, das er erlitten zu haben glaubte, hielt Jeder sich mit den Ansprüchen und Anklagen, die er erheben zu müssen für nöthig ansah, vorläufig noch in gewissen Schranken zurück. Das gab dem Freiherrn Hoffnung und gewährte ihm eine Genugthuung; denn er besaß noch jenen guten Glauben des Unerfahrenen, welcher alles, was sich um ihn her gestaltet und vollzieht, als sein Werk, als die Folge seiner Anordnungen und Maßnahmen anzusehen liebt, ohne zu bemerken, welchen Antheil die Plane und Berechnungen der Andern daran haben, und ohne es gewahr zu werden, daß er oft nur ein Werkzeug ist, wo er sich als den Herrn und Meister fühlt.

Er zweifelte nicht daran, daß er seinen Willen durchgesetzt habe, als Vittoria plötzlich ihren Flügel und ihre Noten wieder in das Empfangszimmer hinaufbringen ließ; er ging mit Behagen in den Sälen umher, wenn die Frauen sich Abends um ihn versammelten, wenn Vittoria und Cäcilie und Hildegard bei ihren musikalischen Leistungen einen förmlichen Wetteifer verriethen, wenn die Frauen alle sich in freundlicher Zuvorkommenheit gegen ihn und gegen einander plötzlich überboten und keine von ihnen ein anderes Bestreben zu haben schien, als das, sich ihm angenehm zu machen und ihn so weit als möglich zufrieden und glücklich zu sehen.

Die Gräfin, deren Liebling ihre älteste Tochter stets gewesen war und welche jetzt noch mehr als früher wünschen mußte, das nicht mehr junge Mädchen durch die noch immer ansehnliche Heirath mit dem Freiherrn zu versorgen, that, so viel an ihr lag, einen Jeden zur Fügsamkeit in die Anordnungen des Hausherrn anzuhalten und Hildegard zu freundlicher Ergebung, zu gewinnendem Beharren, zu förderlicher Hülfsleistung zu ermuthigen. Es hätte jedoch bei einem Charakter wie dem von

Hildegard dieser Ermahnungen kaum bedurft, ja, sie waren im Grunde für sie vom Uebel, denn das Geflissentliche, welches sich in dem Wesen der jungen Gräfin ohnehin mehr, als es dem Freiherrn lieb war, überall verrieth, ward dadurch noch verstärkt. Es langweilte Renatus bald, beständig auf diese immer gleiche, ernste Ergebenheit zu stoßen, und wenn er nach seinen Unterredungen mit seiner Braut, wie Vittoria es nannte, aus dem Norden zu ihr in den Süden hinunterkam, fand er sich von seiner Stiefmutter angenehmer und heiterer unterhalten und in seinen eigenen Anschauungen über Hildegard bestärkt.

Vittoria hatte ihren Stiefsohn immer vor der gefährlichen Sanftmuth und vor der herrschsüchtigen Pflichttreue seiner Braut gewarnt. Jetzt klagte sie dieselbe unumwunden der Arglist und einer niedrigen Gesinnung an. Sie nannte es unschicklich und anmaßend, daß Hildegard, ohne dazu von ihrem Verlobten ermächtigt worden zu sein, mit seinen Beamten verkehrt und von ihnen Auskunft und Rechenschaft über seine Vermögensumstände gefordert habe. Sie bezeichnete es als einen entschiedenen Verrath, daß sie dem Grafen Berka einen Einblick in Verhältnisse eröffnet, den sie selbst sich nur durch ihre Zudringlichkeit erworben habe. Sie beschwerte sich über den herzlosen Hochmuth, den Hildegard beweise, wenn sie ihr, der Wittwe des verstorbenen Freiherrn, der Mutter ihres Verlobten, gleichsam den Thaler nachrechne, dessen sie für ihre kleinen Bedürfnisse benöthigt sei; und als Renatus, dessen offenem und großmüthigem Herzen jede Kleinlichkeit fremd und eben deßhalb auch in Anderen zuwider war, sich eines unwilligen Wortes bei dieser letzten Mittheilung nicht erwehren konnte, rief Vittoria, den Boden ihres Angriffes plötzlich wechselnd: Blick' diesem Mädchen doch nur einmal unbefangen in das verblühte, jeder Anmuth, jedes Liebreizes so beraubte Antlitz! Kannst Du an Liebesworte von den schmalen, blassen Lippen glauben, auf denen das Lächeln gleich zu Eis

gefriert? Kannst Du mit Freuden in solchen Armen ruhen? Nein, dieses Mädchen ist zur Gattin, zur Mutter nicht geschaffen! Ich müßte irre werden an Gott und an der Natur, wenn diesem selbstsüchtigen Herzen die Wonne der Mutterliebe jemals blühen könnte!

Vittoria hatte es oft erfahren, daß ihre wilde Beredtsamkeit ihre Wirkung auf den Stiefsohn nicht verfehlte. Wider ihr Erwarten aber blieb er ihr die Antwort schuldig. Das war gegen ihre Absicht, denn die Liebe, welche sie wirklich für Renatus hegte, und das Bewußtsein, daß sie mit ihrer Zukunft zum größten Theile auf seinen guten Willen angewiesen sei, machten sie in der Regel in ihren Aeußerungen vorsichtig. Sie würde sich auch nicht unterfangen haben, Hildegard mit solcher Entschiedenheit anzugreifen, ohne die Ueberzeugung, daß sie den geheimsten Gedanken des Freiherrn mit ihren Aussprüchen begegne, und sie irrte darin nicht, wenngleich er es nicht für angemessen fand, ihr dies einzuräumen.

Nur Eines hatte Vittoria übersehen, daß nämlich in Renatus seit seinem Aufenthalte in der Heimath und in seinem Schlosse sich ein neues Element entfaltete: er begann sich als Oberhaupt einer Familie zu empfinden. An die Unterordnung unter ein solches als an gute, adelige Zucht und Sitte von früh auf streng gewöhnt, gefiel er sich darin, jetzt für sich in Anspruch zu nehmen, was er früher hatte leisten müssen, und die Lage, in welcher die Frauen sich ihm gegenüber befanden, erleichterte ihm die ersten Schritte auf dem Wege zur Herrschsucht, den er, in dem besten Glauben an ihre Nothwendigkeit, betrat.

Er hatte am Tage seiner Ankunft den Bruch mit Hildegard beabsichtigt. Er dachte auch jetzt noch an denselben. Aber die Vorstellung, daß er diesen Schritt später so gut wie jetzt ausführen könne, daß es nur von ihm abhänge, in welcher Weise er sein Schicksal gestalten wolle, und vor Allem die ungewohnte

Nachgiebigkeit, der er begegnete, wohin immer er sich wendete, schmeichelten ihm mehr, als er es ahnte. Er täuschte sich darüber keinen Augenblick, daß Hildegard ihm mehr als gleichgültig sei, ja, daß sie ihm mißfalle; und doch konnte er in ihrer Nähe nie vergessen, was der Abbé ihm über die demüthige und hingebende Frauenliebe ausgesprochen hatte, doch mußte er, wie oft und verführerisch ihm Eleonorens Bild eben hier in der Zurückgezogenheit erschien, sich eingestehen, daß eine stolze gewaltsame Natur, wie sie, ihn auf die Länge nicht zu beglücken fähig gewesen sein würde. Denn es ging ihm wie allen den Männern, die in einem unklaren, aber darum nicht weniger richtigen Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche vor jeder starken Frauenseele Scheu tragen. Sie sehen die Kraft als einen Fehler in den Frauen an, weil sie ihnen selber mangelt, und eben deßhalb schweben sie beständig in der doppelten Gefahr, von der Berechnung der Frauen absichtlich durch eine zur Schau getragene sogenannte unterwürfige Weiblichkeit getäuscht, oder von der wirklichen Unbedeutendheit gefesselt und beherrscht zu werden.

Selbst die Mißhelligkeiten und kleinen Händel, auf welche Renatus fast an jedem Tage, so sehr man sie ihm zu verbergen strebte, zwischen den einander jetzt mit erhöhter Genauigkeit beobachtenden Frauen stieß, dünkten ihn bald nicht mehr so unerträglich, als in den ersten Tagen und Wochen, denn sie gaben ihm die Gelegenheit, sich täglich der Herrschaft bewußt zu werden, welche er über die Personen ausübte, die er als seine Familie hielt und ansah. Und weil es ihm wider sein Vermuthen und des Grafen Voraussetzungen leicht genug gelungen war, durch sein bloßes Dazwischentreten ein schicklicheres Leben und Beisammensein in seinem Schlosse herzustellen, war er bald überzeugt, daß seine Berather, daß Tremann und Graf Gerhard, der Eine aus Unkenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse, der Andere, weil ihm bei dem beginnenden Alter die Kraft und

Leichtlebigkeit der Jugend nicht mehr zu Gebote ständen, ihm auch von seinen Vermögensverhältnissen ein zu düster gefärbtes und eben darum kein völlig richtiges Bild entworfen hätten.

Er beschloß also, künftig nur seinen eigenen Augen zu vertrauen und sich bei der Ordnung seiner Angelegenheiten vor allen Dingen von dem Sachverhalte selbst zu überzeugen, ehe er sich auf irgend welche eingehende Besprechungen mit seinen Beamten einließ oder sich gar in Verhandlungen mit Dritten weiter vorwärts wagte.

# Drittes Capitel.

Der Winter neigte sich stark zu Ende. Die Tage wurden schon wieder hell. Am Mittage, wenn die Sonne hoch stand, war die Luft leicht und warm, der Himmel dunkelblau, und der Schnee, der den Boden noch bedeckte, wenngleich er von den Dächern und Bäumen weggeschmolzen war, funkelte so hell, daß man sich belebt fühlte, als ob man im Hochgebirge wäre. Auch die lichtfreudige Lerche wirbelte sich schon wieder in gerader Linie aus ihrer Scholle zum Firmament empor und ließ aus ihrer kleinen Kehle ihre jubelnde Frühlingsverkündigung vorzeitig über die Erde hinweg erschallen.

Um, wie er es nannte, nach dem Seinigen zu sehen, hatte Renatus sich gewöhnt, an jedem Mittage auszureiten. Hildegard, die man um ihrer zarten Gesundheit willen das Reiten stets vermeiden lassen, hatte ihn zum Fahren überreden wollen, um ihn begleiten zu können; indeß er hatte das Reiten für bequemer und seinem Zwecke entsprechender erklärt und Anfangs nur Valerio, bald aber auch Cäcilie mit sich genommen, deren lebensvoller Körper sich immer nach starker, durchgreifender Bewegung sehnte.

Eines Tages, als man um die festgesetzte Stunde auch wieder die Pferde für die Reiter auf die Rampe geführt hatte, kam der Freiherr mit Valerio und Cäcilien eben aus dem Schlosse heraus. Er hatte dem Sonnenschein zu Liebe einen Jagdrock von grünem Sammet angezogen, den er auf mancher Jagd in

Saint Germain getragen. Er sah ungemein gut in demselben aus, und Hildegard, die, in ihren großen Shawl gehüllt, ein kleines Tuch vorsichtig um das Haupt gebunden, oben in ihrem Zimmer an dem geöffneten Fenster stand, bemerkte das mit Vergnügen. Aber auch Cäcilie sah es. Denn als er diese an ihr Pferd geleitet hatte und ihr seine Hand hinhielt, damit sie aufsteigen und er sie in den Sattel schwingen könne, rief sie Hildegarden die fröhliche Frage zu, ob Renatus nicht sehr schön aussähe oder ob jemals eine Königin einen schöneren Pagen gehabt habe, als sie. Valerio, der bereits auf seinem kleinen Schimmel saß, hatte auch diese Frage kaum vernommen, als er aus voller Brust einige von den Strophen zu singen begann, die Beaumarchais in seinem „Figaro" dem Pagen in den Mund gelegt hat und welche, auf die Marlborough-Melodie übertragen, mit den französischen Heeren durch ganz Europa gewandert waren. Valerio sang mit seiner schönen Knabenstimme:

Beau page! dit la reine,
(Que mon coeur, mon coeur a de peine!)
Qui vous met à la gêne?
Qui vous fait tant pleurer?
Qui vous fait tant pleurer?
Nous faut le déclarer.
Madame et souveraine,
Que mon coeur, mon coeur a de peine!
J'avais une marraine,
Que toujours adorai!

Er wiederholte den letzten Vers zu verschiedenen Malen, warf Cäcilien, mit welcher er auf dem besten Fuße stand, einen Kuß zu und sprengte singend davon.

Inzwischen war Renatus ebenfalls aufgestiegen. Er lenkte seinen Goldfuchs nach der linken Seite der Reiterin, leitete ihr Pferd vorsichtig die etwas glatte Rampe hinunter, und während er unwillkürlich das „Que toujours adorai!" des Knaben

nachsang, grüßten er und Cäcilie noch einmal nach dem Schlosse hinauf, ehe sie Valerio folgten, der den Hof bereits verlassen hatte und lustig in das Freie hinausgeritten war.

Hildegard sah ihnen lange nach. Sie vergaß es, daß die Mutter sie gewarnt hatte, sich eben heute, da sie nicht ganz wohl war, der Luft am geöffneten Fenster auszusetzen, die ihr nachtheilig werden konnte. Das fröhliche Singen des Knaben hatte sie traurig gemacht. Wie die Phantasie des jungen Freiherrn sich an den letzten Vers geheftet, hatte ihre Seele sich der immer wiederkehrenden Worte: „Que mon coeur, mon coeur a de peine!“ bemächtigt, und sie wußte sich nicht zu sagen, was ihr eben heute so große Betrübniß, so großen Kummer verursachte.

Es zog ihr so schmerzlich am Herzen, es regte sich ein Gedanke in ihr, der ihr früher nicht gekommen war. Sonst hatte das Frühjahr sie erheitert, dieses Mal machte sein Herannahen sie wehmüthig. Was war denn geschehen? Was war denn anders geworden, seit im vorigen Jahre die Sonne den Schnee hinweggeschmolzen und die Lerchen eben so gesungen hatten?

Damals war ihre Seele verwirrt gewesen durch ihre Eifersucht auf die Gräfin Eleonore; damals hatte sie sich nach dem Bräutigam gesehnt und mit banger Zärtlichkeit die Tage und die Stunden gezählt, die bis zu seiner Heimkehr noch vergehen mußten. Jetzt war Renatus da, sie sah, sie sprach ihn täglich, sie hatte ihm das Geständniß abgenommen, daß er die Gräfin Haughton trotz ihrer verführerischen Reize nie geliebt, ja, daß er ihre Hand, die sie ihm in selbstgewissem Freimuthe angeboten, zurückgewiesen habe, und doch konnte Hildegard sich's nicht verbergen, daß sie in den Tagen jenes bangen und doch so zuversichtlichen Sehnens glücklicher als jetzt gewesen sei.

Sie beneidete Cäcilie um ihre unausgesetzte gute Laune,

um ihre gedankenlose Fröhlichkeit. Sie beneidete Renatus, der sich mit Valerio und ihrer Schwester, von dem Augenblicke ganz hingenommen, an dem bloßen Sonnenscheine erfreuen konnte. Ihr war das nicht gegeben. Der frühe Tod ihres Vaters, dessen sie sich mit allen Nebenumständen klar erinnerte, die mannigfachen Sorgen, die sie mit ihrer Mutter zeitig schon getheilt hatte, ihre heimliche Verlobung und endlich alle die Erfahrungen, welche sie während der Kriegsjahre hatte machen müssen, hatten ihr den glücklichen Leichtsinn der Jugend geraubt. Ihr Sinn war von jeher ernster als der ihres Bräutigams gewesen, und wie lieb sie ihn hatte, er kam ihr immer noch nicht fertig vor. Sie erschien, sie fühlte sich reifer als er, ihm überlegen. Als sie das einmal in einer vertraulichen Unterredung gegen den Grafen Gerhard ausgesprochen, hatte dieser ihr lächelnd erwiedert, sie könne eben nichts für ihre Berka'sche Abstammung. Den Berka lägen die Verständigkeit und die Energie so gewiß im Blute, wie den Arten der Leichtsinn und der Wankelmuth, und sie sei eben deßhalb wie ausersehen, mit ihren großen Eigenschaften den Schwächen seines Neffen zu Hülfe zu kommen. Ihr werde naturgemäß die Herrschaft im Hause und in der Ehe zufallen, und sie solle bei Zeiten darauf denken, sich des Einflusses zu bemächtigen, welchen sie auf einen Charakter wie den ihres Bräutigams, zu dessen eigenem Heile, nothwendig erlangen müsse.

Sie war sich bewußt, diesen Rathschlägen mit all ihrer Kraft gefolgt zu sein, aber sie erntete davon die Früchte nicht, die sie erhofft hatte. Renatus, wie leichtgesinnt er sich auch gab, hatte das feinste Gefühl für jede ihrer Absichten und war nichts weniger als gewillt, ihr irgend einen Einfluß auf seine Maßnahmen und Entschließungen einzuräumen. Sie hatte es nach den ersten vierzehn Tagen völlig aufgeben müssen, seiner Geschäftsverhältnisse gegen ihn zu erwähnen. Spottend und

dann wieder scherzend hatte er sie Schritt für Schritt von dem Boden zurückgewiesen, auf dem sie sich in bester Absicht heimisch gemacht hatte. Was sie ihm leisten, ihm sein konnte und wollte, das begehrte er von ihr nicht; was er in ihr zu finden wünschte, den fröhlichen, ihn stets belustigenden Sinn ihrer um mehr als sechs Jahre jüngeren Schwester, den besaß sie nicht. Sie war nicht jung genug dazu, sie war überhaupt nicht mehr jung.

Das war es, was ihr heute so weh im Herzen that, was ihr das erste Frühlingsahnen in der Luft so schmerzlich machte, und ihr die Thränen in die Augen preßte. Der Frühling war jetzt nahe am Wiederkehren, aber ihre Jugend war dahin und kehrte niemals wieder — niemals wieder!

Heute, bei dem ersten hellen Sonnenscheine, hatte sie es gesehen, hatte ihr Spiegel es ihr unwiderleglich dargethan, sie war verblüht! Die Fältchen in den Augenwinkeln, die Furchen auf der Stirn, die Züge, welche sich von ihrem Munde nach dem Kinn hinuntersenkten, wie leise, wie wenig sichtbar sie auch waren, sie hatte sie heute zum ersten Male an sich bemerkt, und sie zweifelte nicht daran, Renatus hatte sie vor ihr wahrgenommen, denn er liebte sie nicht mehr, und was das Auge der Liebe übersehen hätte, dem Blicke des gleichgültigen Beobachters war es sicher nicht entgangen.

Sie hatte das Fenster längst geschlossen, war längst an ihren Nähtisch zurückgekehrt. Was sollte ihr das helle, unverwüstliche Sonnenlicht? Es vermochte ja nur der Erde, nicht ihr, nicht ihrem Antlitze neue Jugend zu verleihen. Aber war es ihre Schuld, daß sie verblüht war, daß Renatus sich erst jetzt zu seiner vollen Kraft, zu voller Männlichkeit entfaltete, während ihre schönste Zeit vorüber war? Hatte sie es zu verantworten, daß er sie erwählt, daß er sie an sich gebunden hatte durch alle die langen Jahre? Durch alle die langen Jahre, in denen ein frisches, wechselvolles Leben im vollen Weltgetriebe

sein schönes Loos gewesen war und die sie theils in schwerer Pflichterfüllung, theils, weil er es also angeordnet, hier in der Einsamkeit vertrauert hatte?

Mit keinem Worte hatte er, seit er zu Hause war, daran gedacht, den Zeitpunkt ihrer Verbindung festzusetzen. Aus mädchenhaftem Zartgefühl, aus Ehrgefühl hatte sie nicht nach demselben fragen, nicht auf dieselbe dringen mögen; aber auch der Zustand, in dem sie gegenwärtig mit Renatus lebte, beleidigte ihr Zartgefühl, trat ihrem Ehrgefühl zu nahe, und doch wußte sie nicht, wie sie ihn ändern, wie sie sich aus demselben befreien könnte.

Es half ihr nicht, daß sie sich schmückte! Sie konnte den verlorenen Jugendreiz damit nicht ersetzen. Es half ihr nicht, daß sie sich in nicht endender Gefälligkeit um Renatus Mühe gab. Das Zufällige, das Vittoria, das Cäcilie ihm leisteten, war immer mehr nach seinem Sinne und hatte den Vorzug, ihm, weil es unerwartet kam, eine Ueberraschung zu sein. Sie hatte es allmählich aufgegeben, ihn zu suchen, weil sie bemerken mußte, wie wenig es ihn freute, sie zu finden; und selbst der Muth, ihn zu berathen, hatte sie verlassen, weil er durch ihre Rathschläge seine Selbständigkeit von ihr angetastet glaubte und oft, sie zweifelte nicht daran, gegen seine eigene Ueberzeugung handelte, um ihr darzuthun, daß er nicht gewillt sei, sich der ihrigen anzuschließen oder gar zu fügen.

Gestern hatte sie, gekränkt von der Sorglosigkeit, mit welcher er sie mehr und mehr sich selber überließ, es ihrer Mutter zum ersten Male ausgesprochen, daß sie fühle, Renatus wolle sie verlassen; er wolle mit ihr brechen und wolle, das Maß seiner selbstsüchtigen Grausamkeit zu füllen, sie dazu nöthigen, die Trennung zwischen ihnen zu vollziehen.

Die Gräfin hatte dies zu läugnen, die Thatsachen in Abrede zu stellen, ihre Tochter zu beruhigen versucht; indeß Hildegard

war jetzt nicht mehr zu täuschen. Sie litt mehr als sie es sagen konnte. Alle ihre Hoffnungen waren auf die Ehe mit Renatus begründet gewesen, ihre ganze Vergangenheit, ihre Zukunft wurden ihr mit Einem Schlage zertrümmert, wenn Renatus sich ihr entzog, und, für sie war es gewiß, er hatte sich ihr bereits entzogen.

Es verging kein Tag, an dem sie nicht Ursache hatte, ihm zu zürnen, es war schon mancher Tag gekommen, an dem sie sich gesagt hatte, daß sie ihn von einer unmännlichen Charakterschwäche finde. Wenn sie seiner dachte, und wann dachte sie nicht an ihn? war oft eine Bitterkeit in ihrem Herzen, vor der sie selbst erschrak und die nicht ihm allein galt. Sie zürnte ihrer Mutter, weil diese sich einst ihrer heimlichen Verlobung mit Renatus nicht widersetzt hatte. Sie klagte die Gräfin eines Mangels an Menschen- und an Weltkenntniß an, weil sie nach des alten Freiherrn Tode nicht gleich auf die eheliche Verbindung der Verlobten, oder auf die Lösung des Verlöbnisses gehalten hatte. Denn damals war Hildegard noch jung, noch hübsch, noch voller Lebensmuth gewesen, damals hatte Renatus sie noch geliebt und damals hätte es ihr im schlimmsten Falle an anderen Bewerbern nicht gefehlt, damals wäre sie noch fähig gewesen, sich zu trösten, zu vergessen und ihr Herz neuer Liebe hinzugeben. Aber jetzt?

Mit selbstquälerischer Grausamkeit trat sie an ihren Spiegel heran. Sie strich die Locken, die sie seit der Heimkehr ihres Verlobten wieder zu tragen angefangen, weil er sie einst geliebt hatte, mit einer heftigen Bewegung von ihrer Stirn, sie riß das Bändchen mit dem kleinen Kreuze, das ihr am Halse hing, mit heftiger Hand entzwei. Sie wollte sich nicht mehr schmücken. Es freute sie, daß die blauen Adern unter ihrer schlaffer gewordenen Haut, auf ihrer Stirn, in ihren Schläfen stärker als in jungen Tagen sichtbar waren. Es freute sie, daß die Linie,

auf der sich Hals und Nacken einen, jetzt in bräunlicher Farbe scharf hervortrat. Renatus sollte es sehen, was sie um ihn gelitten hatte. Er sollte es sehen, daß er sie verblühen machen, daß er, er allein sie um Jugend und um Glück betrogen hatte. Und er mußte ja kein Mensch, er mußte nicht Renatus, nicht ihr Renatus, nicht ihr angebeteter Geliebter sein, wenn ihr Verfall ihn nicht rühren, wenn er nicht zu ihr wiederkehren sollte, ihr Jugend und Schönheit, Hoffnung, Glauben und Glück mit einem einzigen Liebesworte, mit seiner Liebe wiederzugeben.

Sie verstummte in bittern Thränen, als sie auf weitem Wege wieder zu dem alten Ausgangspunkte gelangt war. Mitten in dem Weinen erhob sie sich aber, und noch einmal trat sie an ihren Spiegel heran. Sie erschrak vor ihrem eigenen Anblicke. So hatte sie, so zerstört hatte sie noch niemals ausgesehen. Den Schmerz konnte sie der Mutter, den Triumph konnte sie Vittoria nicht bereiten. Sie durfte, sie wollte sich nicht sinken lassen, sich nicht verloren geben. Sollte Vittoria die Genugthuung genießen, sie von dem Schlosse gehen zu sehen? Sollte sie, sie selbst mit ihren armen, weinenden Augen, den Tag erleben, an welchem die Mutter in ihren vorgerückten Jahren aus dem Schlosse, das derselben zu einer lieben Heimath geworden war, auf's Neue hinausziehen und sich in der kalten, fremden Welt eine neue Stätte bereiten solle? — Das konnte, das durfte nicht geschehen. Um ihrer Mutter willen mußte sie ausharren und bleiben, mußte sie ihr eigenes Empfinden, ihr eigenes Bedürfen opfern.

Und wenn es dann trotzdem geschah, wenn Renatus es vergessen konnte, was er ihr schuldig war, nun, so sollte sein die Schuld, sein ganz allein auch das Verbrechen sein, das er damit an ihrer armen Mutter, an der edelsten der Frauen, zu begehen sich nicht scheute.

Daß sie selber bei ihren Planen für die Zukunft immer

auf die Entfernung ihrer Mutter und ihrer Schwester gerechnet hatte, so lange diese Plane noch auf ein ausschließliches Liebesglück begründet gewesen waren, daran freilich erinnerte Hildegard sich in dieser Stunde nicht.

Noch weniger machte Renatus sich bei seinem fröhlichen Ritte eine Sorge um die Gedanken und um die Zweifel, mit welchen Cäciliens daheimgebliebene Schwester sich eben beschäftigte und quälte.

Es war ein strahlend schöner Tag. Die drei Reiter hatten ihr Entzücken an demselben. Die frische Luft, die sonnebeleuchtete Ebene, die sich nach der einen Seite weit wie der Horizont, und nur von ihm begrenzt, vor ihnen öffnete, hatten für die Phantasie etwas Verlockendes, und sie ritten schnell und schneller, wie man das immer thut, wo dem Auge kein festes Ziel gesetzt ist.

In den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Richten hatte Renatus noch mit erneutem schmerzlichem Bedauern die prächtige Allee vor dem Schlosse vermißt, deren Verschwinden ihn einst so ergriffen hatte, als er in den russischen Krieg gegangen war. Jetzt war er schon völlig daran gewöhnt, das Schloß ohne seine Baumeszierde vor sich zu sehen, und selbst den Verfall an den Häusern und an den andern Baulichkeiten fand er doch nicht so arg, als er es nach Tremann's Darstellungen befürchtet hatte. Seine Feldzüge hatten ihn mit dem Anblicke so entsetzlicher Zerstörungen vertraut werden lassen, daß es ihm keinen bedenklichen Eindruck machte, wenn die Dächer der Scheunen und Ställe, denen einst eine schöne Deckung mit Dachsteinen nicht gefehlt hatte, nur nothdürftig mit Stroh gedeckt waren, wo die Ziegel schadhaft geworden waren. Er hatte so viele Häuser ohne Thüre und ohne Fenster stehen sehen, daß eine eingesunkene Schwelle und schief hängende Thürflügel, daß Verschläge von Brettern statt der Fenster, besonders, wo es sich um die Wohnung von Leuten handelte, die im Grunde doch zufrieden waren, wenn sie

unter Dach und Fach nur warm beisammen saßen, ihm nicht als ein Unglück erschienen. Und wie man in einer elenden Baracke bei rauchendem Feuer und auf hartem Boden, selbst wenn man an Nahrungsmitteln keinen Ueberfluß hatte, doch gesund und arbeitsfähig und selbst guten Muthes bleiben könne, das hatte er in seinen Feldzügen an sich selbst mehr als einmal erfahren.

Heute nun vollends, wo die Sonne so herrlich schien und der frische Wind im Walde die Aeste der alten Bäume so lustig knarren machte, heute, wo die Lerche sang, als wisse sie, daß es mit dem Winter nun bald zu Ende sein und über der Furche sich in Kurzem wieder die grünen, weichen Halme schützend wölben würden, heute, wo die kluge Krähe so bedächtig auf dem letzten Reste des Schnee's umherging, als wolle sie mit dem Schnabel ermessen, wie hoch er denn noch liege und wie lange die Sonne wohl noch zu thun habe, bis sie mit ihm fertig werden und die schöne Jahreszeit beginnen könne, heute erschien auch dem Freiherrn seine Lage bereits wieder in ganz anderem Lichte, als an dem Morgen, an welchem er in sein Schloß zurückgekehrt war.

Er war in diesen Wochen überall selbst herumgewesen, hatte überall selbst nachgehört, und mehr noch als bei diesen Ausflügen hatte er von den Leuten erfahren und gelernt, die, weil er ihnen das gestattet hatte, zu ihm gekommen waren, ihm ihre Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Sie hatten allerdings geklagt, aber Renatus hatte schon in Friedenszeiten bei seinem Dienste, und dann vollends im Kriege, mit dem gemeinen Manne verkehren lernen. Er wußte, daß derselbe immer klage und daß er leicht zu trösten, daß er mit dem geringsten Zugeständnisse für den Augenblick zu beschwichtigen, ja, zufrieden zu stellen und zu geduldigem Warten wie zu muthigem Hoffen leicht zu bewegen sei.

Der Amtmann war wirklich ein harter Mann, der Justitiarius konnte nichts bewilligen, der verstorbene Freiherr hatte mit den Leuten, deren schwerfällig langsames Wesen ihn belästigte, deren Kleider, selbst wenn sie in ihrem besten Anzuge vor ihm erschienen, nach ihren schlecht gelüfteten Wohnungen übel rochen, nichts zu thun haben mögen. Er war ihnen, namentlich in den späteren Jahren seines Lebens, als der Bau der katholischen Kirche, die Entlassung des Neudorfer protestantischen Pfarrers, und der Todtschlag der französischen Kammerjungfer böses Blut zwischen der Herrschaft und den Leuten erzeugt hatte, nur noch eine Schreckgestalt gewesen, und sie hatten mit ihm gar nichts gemein gehabt. Erst hatte er, wie sie sich's noch jetzt erzählten, die kleine französische Herzogin und den hasenfüßigen Marquis in's Land gebracht, vor dem kein Frauenzimmer Ruhe gehabt; nachher hatte er sich die schwarze Italienerin geholt, mit der auch kein Christenmensch im Lande in seiner Muttersprache reden konnte, und wenn das auch Niemand laut zu sagen wagte, im Stillen waren die Leute sammt und sonders doch der Meinung, daß der alte Freiherr es heimlich mit den Franzosen gehalten habe und nicht dawider gewesen wäre, wenn sie heute hier noch im Lande ihr Wesen getrieben hätten. Er hatte ja im Schlosse auch meistens nur Französisch parlirt mit Frau und Kind.

Jetzt mit dem jungen Freiherrn war das, wie die Leute sagten, ganz was Anderes. Man brauchte ihn nur anzusehen: die helle Ehrlichkeit sah ihm aus seinen großen, blauen Augen. Der hatte seine Knochen und sein Leben nicht geschont. Der war mitgegangen wie der gemeine Mann, als es noth gethan hatte. Der hatte sein Blut ehrlich vergossen für Gott, für König und für's Vaterland, wie der gemeine Mann. Mit dem Wilhelm, mit des Neudorfer Schulzen Aeltestem, war er zusammen in Leipzig im Hospital gewesen, und als der Freiherr, dessen Wunde

rascher geheilt war, als des Wilhelm's Bein, dann aus dem Lazarethe abgegangen war, hatte er dem Wilhelm noch eine Flasche Alten und zwei harte Thaler zurückgelassen, daß er sich pflegen und recht zu Kräften bringen solle, ehe er wieder zum Regimente käme. Und nun hier zu Hause! Das war ein ganz anderes Wesen.

Der junge Herr hatte es im Kriege gelernt, daß ein Mensch des andern Menschen Kamerad und Bruder sei. Keinen, auch den ärmsten Einlieger nicht, behandelte er, wie der Alte es gethan hatte. Er sagte zu Niemandem Er, er nannte Jedweden Du, und wie er neulich beim Schulzen in Neudorf gewesen war, da hatte er den Wilhelm eigens rufen lassen, hatte ihn gefragt: Nun, Kriegskamerad, wie geht's Dir? Und wie er danach weggeritten war, hatte er dem Wilhelm die Hand gegeben und geschüttelt. Jeder Mensch konnte zu ihm kommen, und nicht bloß auf die eine bestimmte Stunde, wie zum Alten, sondern wann er wollte.

Dem Berning hatte der junge Herr gleich die Latten geben lassen, die er zum Verschlage hatte haben wollen, und der Backofen war auch in Stand gesetzt, mit dem die Frauen sich alle die Jahre her so hatten quälen müssen. Der Amtmann, der ließ jetzt freilich den Kopf hangen, nun der Herr über ihn gekommen war; aber das war dem hartherzigen Geizhalse recht gesund; und wenn es nun wahr wäre, daß sie den Bonaparte fest in Sicherheit gebracht hätten und daß man den Frieden behielte und der junge Herr zu Hause bleiben konnte, dann mußte Alles noch ganz anders werden. Dann schaffte der Herr den Amtmann ab, dann fing er selber zu wirthschaften an; und daß der Herr dann nicht irgend eine Ausländische in sein Schloß führen, sondern eine Frau von hier zu Lande nehmen würde, daran war gar kein Zweifel. Man brauchte ja nur zu sehen, wie der junge Herr und die junge Gräfin einander

Augen machten! Die im Schlosse behaupteten zwar, es sei die blasse Gräfin, gegen die man freilich auch nichts sagen konnte, denn gut und barmherzig und mitleidig mit den Kranken war sie auch; aber so ein schöner, junger Herr wie der Freiherr, der brauchte ja keine Krankenwärterin. Der brauchte ein frisches, junges Weib, und der jüngsten Gräfin lachte das Leben aus den Augen und platzte die Gesundheit fast aus den rothen Backen heraus.

Die Frauen und die Kinder erzählten es sich in den Dörfern, wie der Freiherr und die rothe Gräfin sich mit dem Junker am Sonntage auf der Terrasse lustig mit Schneeballen geworfen hätten, und als sie neulich einmal beim Reiten zu Dreien das Lied gesungen hatten, das der Wilhelm auch immer sang, der es aus dem Felde mitgebracht, da hatte das lustige „Juchheirassassa und die Preußen sind da!" so durch die Luft geschmettert, daß denen im Walde beim Holzfällen sich das Herz in der Brust vor Vergnügen ordentlich gehoben hatte.

Die ganze Vorliebe, welche das Volk, und mit Recht, für die Jugend, für die Schönheit, für die Gesundheit hegt, hatte sich auf Renatus und auf Cäcilie gewendet, in welchen sie dieselben verkörpert fanden, und die Leichtlebigkeit, welcher der junge Gutsherr sich halb mit Bewußtsein, halb aus Bequemlichkeit überließ, wo er es sich nicht schuldig zu sein glaubte, seine Würde besonders aufrecht zu erhalten, machte ihn vollends in den Dörfern und unter seinen Leuten beliebt. Wohin er kam, überall begegneten ihm freundliche Gesichter. Die Kinder blieben stehen und grüßten, die Alten gingen nicht ohne einen herzlichen Anruf an ihm vorüber, und sahen ihn mit Cäcilien und dem Bruder niemals kommen, ohne in die Thüren zu treten und ihm lange nachzublicken.

Mit jedem Tage längeren Verweilens wuchs diese Anhänglichkeit dem jungen Freiherrn mehr ins Herz. Er hatte

bis dahin nur den Grund und Boden geliebt, auf dem er geboren war und der ihm gehörte; jetzt begann er die Menschen zu lieben, unter denen er geboren war und die sich als zu ihm gehörend betrachteten. Er fand ein Vergnügen darin, ihre rauhen und doch so freundlichen Gesichter zu sehen, es war ihm eine Genugthuung, wenn er einen Bedrängten so weit als möglich erleichtert von sich entlassen konnte, und mit einem stolzen Selbstgefühle genoß er das Vertrauen, welches man ihm entgegenbrachte, noch ehe er es hatte verdienen können, als eines der schönsten Erbtheile, die er von seinen Vätern überkommen hatte.

Er fand es ganz begreiflich, daß Paul Tremann und daß selbst sein Onkel mit so leichtem Sinne von dem Kaufe oder von dem Verkaufe eines Gutes sprechen mochten. Sie hatten beide kein Gut ererbt, das seit Jahrhunderten von dem Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen war; sie wußten nicht, was es heißt, auf eigenem Grund und Boden leben, unter seinen Leuten heimisch sein.

Die Bäume, die konnte man niederschlagen und entwurzeln lassen, wenn die Noth es heischte, wie sein Vater es gethan hatte. Sich selbst zu entwurzeln, sich loszureißen von seiner eigentlichen Heimath, das war noch etwas Anderes, und ehe Renatus sich dazu entschloß, mußte seine Lage schlimmer sein, als er sie jetzt vor Augen hatte, mußte er die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihm gar kein anderer Ausweg bleibe. Noch aber hegte er diese Ueberzeugung nicht, und er versprach sich, nichts zu übereilen, sondern sich zu genauem Kennenlernen und Prüfen, zu reiflicher Ueberlegung die Zeit zu gönnen.

## Viertes Capitel.

Darüber kam der Frühling siegreich in das Land. An allen Ecken und Enden begann das Treiben und das Blühen. Renatus hatte seit langen Jahren die Güter nicht im Schmucke der guten Jahreszeit gesehen. Die keimenden Saaten, die knospenden Bäume, die grünenden Büsche freuten ihn ganz anders, als je zuvor, jetzt, wo er sie mit dem Auge des Besitzers ansah. Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein bekamen eine Bedeutung für ihn, und die Arbeiten wie die Hoffnungen des geringsten Mannes wurden ihm wichtig, weil sie mit seinen eigenen Nothwendigkeiten und Aussichten zusammentrafen. Es gefiel ihm immer mehr, Grundbesitzer und Hausherr zu sein, er fand auch Behagen an dem Verkehr mit dem Adel der Gegend, mit welchem er durch alte Familienbeziehungen verbunden war; und da der Mensch so glücklich oder so unglücklich geartet ist, daß die Gewohnheit ihn allmählich auch mit demjenigen versöhnt, was ihm Anfangs unertragbar erschienen ist, so war es nicht zu verwundern, wenn Renatus, dessen Natur ohnehin allem Gewaltsamen abhold war, in Bezug auf Hildegard die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen, und von der Zeit eine Entscheidung erwartete, die er zu treffen sich nicht entschließen mochte. Kam ihm dann doch bisweilen der Gedanke, daß diese Handlungsweise oder vielmehr dieses Abwarten nicht redlich, daß es nicht männlich sei, so beschwichtigte er sich mit der Vorstellung, daß es bisweilen edler sei, den Schein der Schwäche und der

Unredlichkeit über sich zu nehmen, als sich selbst mit einer Grausamkeit gegen einen Andern, und obenein gegen ein Weib, eine Genugthuung und einen Abschluß zu bereiten, und Hildegard irrte also in der Voraussetzung keineswegs, daß Renatus von ihr die Lösung ihres Verhältnisses erwarte, weil er selber den Muth zu einer solchen nicht in sich fand.

Mit der bestimmten Absicht, sich über die Gutsverwaltung zu unterrichten und aufzuklären, nahm er bei seinem Verkehr mit den benachbarten adeligen Gutsbesitzern jede Gelegenheit wahr, von der Landwirthschaft wie von den Aussichten für die Zukunft der Provinz zu sprechen, und alles, was er dabei hörte und erfuhr, stand mit den Ansichten und Maßnahmen, welche Tremann ihm als die einzige zweckmäßige Handlungsweise vorgezeichnet hatte, sehr im Widerspruche. Das hatte indessen seine guten Gründe.

Es ist ein beschwerlicher Beruf, einem Manne unangenehme Wahrheiten zu sagen, und vollends Jemanden zu entmuthigen, der für sein Wünschen und Hoffen Zuspruch von uns erwartet, ist eine unerfreuliche Sache. Die älteren Edelleute, die Lebensgenossen und Freunde seines Vaters, bei denen der junge Freiherr sich wegen seiner Angelegenheiten gesprächsweise Rath zu holen suchte, gaben ihm zu verstehen, daß die Zeiten für den grundbesitzenden Edelmann allerdings verändert und nicht zum Vortheil verändert wären, seit jeder im Schacher reich gewordene Bürger Besitzer der alten adeligen Güter werden könne. Grade darum aber sei es Pflicht, wenn irgend möglich, den adeligen Grundbesitz nicht zu zersplittern. Ehe man die Güter an Schlächter und Brauer, an Branntweinbrenner und Fabrikanten übergehen lasse, müsse man diese Gewerbe lieber auf den Gütern selbst betreiben und mit neuem Erwerbe die alten Familien aufrecht zu erhalten suchen, bis man wieder so weit gekommen sein werde, die Oberhand zu haben und die Dinge

auf den guten, alten Standpunkt zurückführen zu können. Vom Hofe aus werde dieses Verhalten ganz und gar gebilligt; man könne sich von dort her jeder Förderung getrösten, und wenn der verstorbene Freiherr Franz auch kein sonderlicher Landwirth gewesen und vielleicht, ohne streng zu rechnen, ein wenig stark ins Zeug gegangen sei, nun, so sei Renatus nicht der erste Sohn, der solche kleine väterliche Unterlassungssünden ausgleichen müsse. Der und Jener — man nannte die Namen angesehener Grundbesitzer — habe sich in ganz gleicher Lage befunden und sich mit einem tüchtigen Inspector oder Amtmann wieder ganz und gar herausgearbeitet. Es komme also hauptsächlich darauf an, ob Renatus sich auf seinen Amtmann verlassen könne, und das werde er ja wissen.

Die jüngeren Edelleute faßten die Sachlage noch anders auf. Sie hatten davon gehört, daß Angebote auf Neudorf und auf Rothenfeld geschehen wären, daß eine fabrikmäßige Ausbeutung der Steinbrüche und der Torflager in Aussicht genommen sei; indeß sie hegten, wie sie sagten, zu Renatus das feste Vertrauen, daß er nicht verkaufen werde. Sie läugneten nicht, daß die Güter nicht im besten Stande wären, aber das gäbe doch noch keinen Grund, sie loszuschlagen. Wenn Andere sie kaufen wollten, so sei das nur ein Zeichen, daß sie sich große Vortheile davon versprächen, und es sei thöricht, ihnen aus hastiger Muthlosigkeit in den Schooß zu werfen, was man mit einiger Geduld selbst ernten könne. Diejenigen, welche während des Krieges oder gleich nach demselben ihre Güter verkauft hätten, bereuten es schon jetzt wie ein Verbrechen gegen die Ihrigen, und es werde sicherlich Keinem anders damit ergehen. Wenn man zugebe, daß die Krämer und die Juden sich hier im Lande auf den Gütern einnisten dürften, so werde dem Edelmanne bald nichts mehr übrig bleiben, als das flache Land ganz und gar aufzugeben und in die Städte zu ziehen;

denn Umgang, Gesellschaft wolle der Mensch doch haben, und mit solchem Volke könne man doch nicht leben, könne man doch seine Frauen und Töchter nicht verkehren lassen.

In dem weichen Sinne des Freiherrn blieb von allen solchen Ansichten und Gesprächen dasjenige haften, was seinen persönlichen Wünschen am meisten diente, und es lag nicht im Vortheile seines Amtmannes, ihn anderen Sinnes werden zu lassen.

Paul hatte in verständiger Voraussicht der verschiedenen Möglichkeiten den neuen Contract mit dem Amtmanne der Art gemacht, daß der Freiherr nach seiner Heimkehr darüber entscheiden konnte, ob der Contract, wie bisher, immer auf drei neue Jahre oder, wie es eben jetzt geschehen war, nur auf ein Jahr verlängert werden solle, und der junge Gutsherr hatte seine Entschließung endlich bis zum letzten Tage hinausgeschoben, auf welchen man die Zulässigkeit einer solchen für ihn festgesetzt hatte.

Er war ohne alles Vertrauen in sich und seine Einsicht auf seinen Gütern angelangt; indeß eben weil ihm eine gründliche Kenntniß der Wirthschaft abging, war er leicht dahin gekommen, sein gelegentlich und schnell erworbenes Wissen von den Dingen sehr hoch zu veranschlagen und sich auf sein richtiges Auge, auf seinen natürlichen Blick, auf seinen gesunden Verstand, mit Einem Worte, auf alle jene angeborenen Fähigkeiten zu verlassen, in deren Besitz die Unkenntniß sich beruhigt fühlt und die sich immer als unzulänglich erweisen, wo ein umsichtiges Wissen und ein folgerechtes, auf genaue Einsicht und Erfahrung begründetes Handeln vonnöthen sind.

Trotzdem konnte Renatus in der Nacht, welche dem entscheidenden Morgen voranging, keine Ruhe finden. Alles, was er erlebt hatte, seit er den deutschen Boden wieder betreten, alles, was er innerlich erfahren hatte, seit er wieder in seinem Schlosse weilte, zog in seinem Geiste an ihm vorüber, und wie

er sich nun von Stunde zu Stunde mehr gedrängt fand, mit sich ins Klare zu kommen, sah er deutlich ein, daß die Maßregel, welche er jetzt unabweislich treffen mußte, ihn zu einer Erklärung gegen Hildegard nöthigen, ihn zwingen würde, auch mit ihr zu einem Abschlusse zu gelangen, und sie erleichterte ihm dieses nicht.

Wenn er die drei Güter, dieses alte Erbe seines Hauses, zusammen zu erhalten suchte, wenn er in Richten blieb, und die Wirthschaft mit Hülfe eines den Ansprüchen der neuen Zeit gewachsenen Inspektors, der freilich erst noch gefunden werden mußte und bei dessen Wahl man ebenfalls fehlgreifen konnte, selbst zu führen übernahm, so fehlte ihm jeder Grund, seine Verheirathung hinauszuschieben. Hildegard war seine Verlobte, der Adel der Umgegend erwartete mit Recht täglich die öffentliche Erklärung seiner Verlobung, die Gräfin sprach beständig von der jetzt nahe bevorstehenden Verbindung des jungen Paares, nur Renatus und Hildegard erwähnten derselben nicht, und der Verkehr der beiden war allmählich ein ganz besonderer geworden.

Hildegard hatte sich nicht vortheilhaft entwickelt, indeß der Grund ihres Wesens war ursprünglich rein und edel gewesen, und wo sie fehlte und irrte, geschah es in der Regel durch Uebertreibung eines an sich Guten und Lobenswerthen. Sie besaß in hohem Grade jenes Schamgefühl, das der verschmähten Liebe eigen ist, und jene Selbstachtung, die sich im Unglücke zu bescheiden weiß. Seit dem Tage aber, an welchem sie es sich zum ersten Male deutlich gemacht hatte, daß die Zeit ihrer Jugend vorüber sei, daß Renatus sie nicht liebe, daß er daran denken könne, sie zu verlassen, war eine jener Wandlungen mit ihr vorgegangen, die sich in religiösen Frauennaturen oft mit einer unerwarteten Plötzlichkeit vollziehen. Sie hatte es aufgegeben, ihr Schicksal selbst bestimmen und gestalten zu wollen, und mit einer aus Entmuthigung und Frömmigkeit zusammen-

gesetzten Ergebung, Alles der Fügung des höchsten Wesens anheimgestellt, dem sie sich in Demuth unterzuordnen beschloß. Was Gott zulassen, was er bestimmen würde, das sollte, so hatte sie es sich gesagt, auch ihr erwähltes Theil sein; und wie edel und richtig von ihrem religiösen Standpunkte aus diese Entsagung auch sein mochte, war ihr dieselbe doch in ihrem Verhältnisse zu Renatus nicht förderlich gewesen, sondern nur ihm allein zu Statten gekommen.

Sonst hatte sie seine Zärtlichkeit gesucht und ihm die ihrige mit unverhehlter Liebe kundgegeben; jetzt hielt sie sich zurück, obschon das Herz ihr blutete, wenn Renatus ihre Liebesbeweise nicht forderte, nicht einmal vermißte. Sie beklagte sich nicht, wenn er ihre Gesellschaft nicht verlangte, sie ließ ihn gewähren, wenn er sich oft für mehrere Tage entfernte, sie setzte Vittoria's Bemühungen um ihn kein Hinderniß in den Weg. Konnte Renatus seinen Schwüren untreu werden, obschon er's sehen mußte, daß der Kummer ihre Wange bleichte, konnte Cäciliens beständige und oft so grundlose Fröhlichkeit ihn mehr befriedigen, ihm mehr werth sein, als ihr treues Herz, nun so hatte er sie nie geliebt, so hatte Gott es zugelassen, daß sie ihre Liebe einem Unwürdigen zugewendet hatte, und sie mußte in Demuth hinnehmen und tragen, was ihr von Gott beschieden war, auch wenn sie seine Wege nicht verstehen konnte.

Das Schweigen, die Entsagung, welchen Hildegard sich überließ, täuschten den Freiherrn, denn wo die Blindheit ihnen Vortheil bringt, strengen die Wenigsten ihr Auge zum Sehen an. Er meinte, sie erkenne es jetzt bereits, daß sie nicht für einander paßten, und sie wolle es ihm erleichtern, sich von ihr loszusagen, ohne deßhalb ihr einstiges, schönes Jugendverhältniß zu verläugnen. Er wußte ihr Dank für ihre Zurückhaltung, Dank dafür, daß sie ihn seinen freien Weg und Willen haben ließ, und während er Anfangs sich davor gefürchtet hatte, ihr

von seinen Planen zu sprechen, begegnete es ihm jetzt bisweilen, daß er ihr erzählte, was er zu thun, wie er sich einzurichten denke, ohne daß bei diesen Vorsätzen irgendwie von ihr die Rede gewesen wäre. Er gewann zu ihr jene unbedingte Zuversicht, welche grausam macht, und weil ihr Ehrgefühl sie hinderte, sich zu beklagen, überließ er sich bereitwillig dem Glauben, daß sie keinen Schmerz empfinde. So begann er, sich seine Unentschlossenheit und sein feiges Zuwarten zum Verdienste und als eine Maßregel milder Klugheit anzurechnen, für welche alle Theile ihn zu loben hätten, und er bestärkte sich an seinem eigenen Verhalten in der Lehre: daß man gewaltsame Schritte überall vermeiden müsse, daß man die Dinge nur gehen zu lassen brauche, damit sie in die richtige Bahn und zu einer naturgemäßen Entwicklung hingeleitet würden.

Als er sich niedergelegt, hatte er sich an dem betreffenden Abende gefragt: Was werde ich mit Hildegard machen, wenn ich die Güter behalte? — Am Morgen, da er sich erhob, stand er noch vor derselben Frage, und als sich dann im Laufe des Vormittags zur anberaumten Stunde sein Amtmann bei ihm einfand, war Renatus auch noch nicht über seine Ungewißheit hinausgekommen. Er fand es nach wie vor eben so unwürdig, sein Wort zu brechen, als grausam gegen ein Weib zu sein; denn von seinen täglich wiederkehrenden kleinen Grausamkeiten hatte er kein Bewußtsein, und daneben sagte er sich dennoch immer wieder, daß ihm gar nichts übrig bleiben werde, als seinem Worte, seiner Ehre und seinem Gewissen zuwider zu handeln, wenn er sich nicht gegen sein eigenes Glück versündigen, wenn er nicht ein gealtertes, kränkelndes Mädchen zu seiner Gattin, zur Mutter seiner Kinder, zur Mutter eines Geschlechtes machen wolle, das mit Fug und Recht bisher auf seine schönen und kräftigen Männer und Frauen so stolz gewesen war.

Jetzt, wo die Stunde der Entscheidung da war, drohte

sein Glaube an die Weisheit des Abwartens wankend zu werden, und doch verließ ihn ein Selbstbewußtsein nicht, das ihn erhob: er stand auf seinem Grunde und Boden, in seiner Väter Schloß, er war hier der Herr. Die Vergangenheit dieses Hauses war die seinige, sich die Zukunft in demselben zu bewahren, stand in seiner Macht. Er hegte das volle Herrenbewußtsein, jene Ueberzeugung von der eigenen Bedeutung, welche rücksichtslose Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung als ihr angeborenes Recht betrachtet. Er meinte seines Vaters Geist in sich zu fühlen, und er gelobte sich, in diesem Geiste auch zu handeln. Er durfte, er wollte sich von dem Boden nicht trennen, aus dem er ihm erwuchs. Nur mit Hildegard mußte er zu einem Abschlusse, einem Ende gelangen!

Er war eben von seinem Spaziergange mit Cäcilien heimgekommen, als man ihm den Amtmann meldete. Die Jahre hatten diesen wenig angefochten. Er war jetzt allerdings auch kein junger Mann mehr, aber er sah besser aus, als in früheren Zeiten, denn er war stark geworden und blickte selbstzufrieden und behaglich lächelnd um sich her. Nur aus den kleinen, grauen Augen, deren schwere Lider sich beinahe schlossen, wenn er den Mund zur Freundlichkeit verzog, schoß hier und da ein Ausdruck achtsamer Schlauheit unheimlich hervor, der sonderbar gegen das offene Wesen abstach, dessen der Amtmann sich sonst befleißigte und rühmte.

Demüthig und doch nicht ohne Zuversicht trat er bei dem Freiherrn ein. Er sagte, daß er gekommen sei, die Befehle und die letztlichen Entschließungen des gnädigen Herrn zu vernehmen, und er hoffe, daß diese nicht zu seinem Schaden sein würden. Die Herren von Arten hätten ja treue Dienste immer zu würdigen verstanden, und so werde denn ja auch der jetzige Freiherr wohl das Gleiche an ihm thun.

Renatus hatte den Amtmann seine Anrede ruhig vollenden

lassen. Dann nöthigte er ihn, sich zu setzen, und ohne ihm irgend eine Anerkennung auszusprechen oder ihn zu einer Hoffnung zu ermuthigen, blieb er selber, den Arm auf die Lehne seines hohen Schreibtisches gestützt, vor dem Sitzenden stehen, so daß er auf ihn herniedersah. Er genoß in diesem Augenblicke das Bewußtsein seiner Herrschaft, er wollte sie den Amtmann auch empfinden lassen, und erst nach längerem Schweigen sagte er mit jener nur auf das eigene Interesse gerichteten Weise, in welcher die Fürsten gegen ihre Unterthanen, die Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden in der Regel Meister sind, und welche sie oft sogar verhindert, sich die Zeit zu nehmen, dem Angeredeten auch nur die Ehre seiner Namensnennung zu gewähren: Ich höre aus Ihren Worten, daß Sie die Ansichten kennen, welche mein Bevollmächtigter, der Kaufmann Tremann, in Bezug auf diese Güter hegt, und ich lasse es vorläufig dahingestellt sein, in wie weit er mit denselben Recht hat. Ich war bei meiner Ankunft allerdings der Meinung, daß ich hier durchgreifende Veränderungen machen müßte, indeß ich mag nichts übereilen, und da, wie Sie richtig bemerken, wir in unserem Hause es nicht lieben, unsere Beamten und Diener oft zu wechseln, so wäre ich in gewissem Sinne nicht abgeneigt, auch mit Ihnen einen neuen Versuch, einen neuen Contract zu machen, obschon ich mich während meines langen Aufenthaltes im Auslande davon überzeugte, daß Ihnen in der That, darin hat Herr Tremann Recht, die Kenntniß der Fortschritte mangelt, welche man in der rationellen Bewirthschaftung und Verwerthung großer Güter in den letzten Jahrzehenden überall gemacht hat.

Er hielt inne, nahm eine Feder zur Hand, prüfte auf dem Nagel des Daumens ihre Spitze, legte sie dann wieder fort und streifte mit dem Auge über den Amtmann hin, der, die Hände über dem Leibe gefaltet, andächtig und unbeweglich, als ob er vor der Kanzel säße, die Aussprüche des jungen Freiherrn, von

dessen landwirthschaftlichen Kenntnissen er hinwiederum auch seine besondere Meinung hegte, über sich ergehen ließ. Er fand es weder nöthig noch zweckmäßig, ihm eine Antwort zu geben, ehe eine solche unvermeidlich war, und Renatus sah sich dadurch also gezwungen, seiner ersten Rede die Bemerkung hinzuzufügen, daß große Verbesserungen auf den Gütern, wie er sich überzeugt habe, unerläßlich wären, und den Amtmann daran zu erinnern, wie derselbe es ihm für möglich erklärt habe, die Amelierationen ohne alle Hülfe von auswärts, aus den eigenen Mitteln zu bewerkstelligen. Aber auch hierauf antwortete der Amtmann nur mit einer stummen Kopfneigung, und der Freiherr mußte also auf's Neue zu sprechen beginnen.

Da Sie wußten, sagte er, daß ich heute die Entscheidung treffen muß, werden Sie Sich die Verhältnisse wohl durchdacht haben. Erklären Sie Sich also nach Ihrem besten Wissen und Gewissen darüber, ob und wie Sie es für möglich erachten, daß wir, ohne zu neuen Geldaufnahmen unsere Zuflucht zu nehmen und ohne eines der Güter abzutrennen, — er vermied das Wort verkaufen geflissentlich, — die Wirthschaft weiter führen und den Schaden ersetzen können, den die Kriege uns gethan haben. Man hat mir, ich verhehle Ihnen das nicht, nicht nur gegen Ihre Einsicht und Ihre Kenntnisse, sondern auch gegen Ihre Person Mißtrauen eingeflößt, aber ich gestehe Ihnen mit Vergnügen ein, daß ich glaube, man habe Ihnen Unrecht gethan. Ich habe nichts, gar nichts wider Sie, im Gegentheil! Die Frau Baronin hat mir Ihre gefällige Dienstfertigkeit gerühmt. Sie können also zuversichtlich sprechen und der billigsten Beurtheilung, der genauesten Erwägung des Für und Wider Sich versichert halten. Ohne eine zwingende Nothwendigkeit entferne ich Sie nicht!

Renatus war äußerst wohl mit sich und mit dieser Rede zufrieden; sie war eben so bestimmt, wie er meinte, als menschlich und gerecht gewesen, und der Amtmann hatte sie auch mit der

tiefsten Ergebenheit vernommen. Er hatte nur zu verschiedenen Malen gewichtig mit dem Kopfe genickt; dann wieder hatte er gelächelt, wie einer, dem das Gehörte nicht unerwartet kommt, und sich zur Antwort und zum Ueberlegen bedächtig Zeit lassend, sagte er endlich: Gnädiger Herr, ich habe mich nicht herangedrängt, Ihnen meine Meinung zu sagen; ich habe gedacht, Sie sollten Sich nur, wie Sie das ja auch gethan haben, hier zu Lande umsehen, denn die Verantwortung, die Unsereiner auf sich nimmt, ist gar zu groß. Nun Sie hier Bescheid wissen und, wie das in der Ordnung ist, überall selber herumgehört haben, was von mir geglaubt und gehalten wird, nun sind Sie doch wenigstens so weit in Ihrem Zutrauen zu mir gekommen, daß Sie meine Stimme zu vernehmen wünschen. Gerade heraus also, gnädiger Herr, es sind die Spekulanten, den Steinert und den Tremann an der Spitze, die ihre Augen auf die Güter hier geworfen haben, das ist das ganze Elend! Sonst hat es noch keine Noth, wenn man nur erst wieder gelassen an die Arbeit gehen kann. Verschuldet sind die Güter, schwer verschuldet, das ist wahr; wer verlangt denn aber, daß man morgen oder übermorgen die Schulden abbezahlt? Wer verlangt das anders, als die Spekulanten, die am liebsten Alles zu Geld und alles Geld in der Welt flüssig machen möchten, damit es, wie bei Tremann, alljährlich drei, vier Mal durch ihre Hände laufen und immer etwas davon kleben bleiben kann? Im Gutsbesitz, im Landbesitz ist es just das stricte Gegentheil. Da will Alles seine Zeit und seine Ruhe haben. Und wenn Sie, gnädiger Herr, mir ganz allein vertrauen und Sich auf mich allein verlassen wollten, so sollten Sie erleben, ob ich mich auf mein Fach verstehe und ob ich meines Herrn Vortheil mit meiner alten Wirthschaftsmanier nicht besser wahrzunehmen weiß, als die Anderen mit all ihren neuen Künsten.

Der Amtmann gab dem Freiherrn zu bedenken, wie leicht

es die Steinert, seine Vorgänger im Amte, während der langen Friedensjahre gehabt hätten, die dem siebenjährigen Kriege gefolgt waren, und unter wie ungünstigen Umständen er die Verwaltung übernommen habe. Er wies den unverhältnißmäßigen Geldverbrauch des Freiherrn Franz nach, er erinnerte an die furchtbaren Kriege und Kriegszüge, an den allgemeinen Nothstand, an die Aufhebung der Leibeigenschaft, um zu erklären, wie unmöglich es bisher für ihn gewesen sei, an irgend eine Verbesserung auf den Gütern, oder gar an die Erzielung von Ueberschüssen zur Schuldentilgung denken zu können. Nun, sagte er, sei noch der völlige Mißwachs des vorigen Jahres dazu gekommen, in welchem man das eigene Vieh zu schlachten versucht gewesen sei, weil man nicht gewußt habe, wie man es ernähren solle, und trotzdem habe er in diesem Jahre am ersten Quartale allen Verpflichtungen genügen können, die auf den Gütern und auf dem gnädigen Herrn persönlich gehaftet hätten.

Sehen Sie, gnädiger Herr, rief er und wies in die Landschaft hinaus, Gott der Herr hat doch endlich wieder eine Einsicht! Seit man gedenken kann, haben die Saaten nicht so gestanden, haben wir kein so frühes Jahr gehabt, haben die Bäume nicht solche Blüthenlast getragen. Wenn Gott uns weiter gnädig ist, gibt das eine Ernte, die manches Loch verstopft! Denn die Theurung ist noch immer ungeheuer und die Preise halten sich nothwendig noch bis in das nächste Jahr. Es ist nichts mit den Spekulanten und mit den Fabriken, von denen sie immer reden! Aus dem Boden muß man es herausholen mit Egge und Pflug! Langsam geht das freilich, dafür jedoch ist's sicherer, sicherer wie der Dampf, mit dem sie jetzt in England ihr Wesen zu betreiben anfangen und der auch dem Steinert im Kopfe spukt, seit er den Sohn in Amerika da drüben sitzen hat. Mit Dampf wollen sie brennen und brauen in Marienfeld, mit Dampf möchten sie Steine schleifen in Neudorf, und dazu sollen die

Torfstiche in Rothenfeld die Feuerung liefern. Aber wir können ja selber Torfstiche eröffnen, wenn wir nur erst so weit sind, die Bauten in Angriff nehmen, neue Häuser aufführen und Leute zur Arbeit hieherziehen und ernähren zu können. Auch die Wege müssen wir erst wieder so weit im Stande haben, daß man den Torf bis zum Wasser bringen kann. Machen können wir das alles, nur Geduld müssen wir haben, nur Geduld! Das Geld wird sich schon finden, wenn man uns nur Zeit läßt. Und weil sie das Alles wissen, so gut wie ich, darum drängen sie den gnädigen Herrn so gewaltig zum Verkaufen. Diese Spekulanten haben ja ihre Augen überall. Wie die Stoßvögel hangen sie in der Luft, und ehe man's gewahr wird, schießen sie herunter und haben's in den Krallen!

Der Amtmann lachte, als er von den Summen hörte, welche Tremann für die Hebung der Güter als unerläßlich bezeichnet hatte. Daran allein können der gnädige Herr ja sehen, daß es ihnen bloß darauf ankommt, den gnädigen Herrn abzuschrecken. Und das nennen diese Leute Landwirthschaft! Kaufen, Alles fertig kaufen, Alles baar bezahlen! Nichts erschaffen, nichts erziehen, das ist ihre neue Weisheit! Sie wollen die Ziegel nicht streichen zum Baue und das Thier nicht austragen lassen im Mutterleibe; Stallungen aufrichten im Handumdrehen und fremde Heerden einführen, ohne zu denken, ob sie sich hier zu Lande halten; Hunderttausende in die Güter hineinstecken und sie dann verkaufen und das Doppelte herausziehen! Und dann sieh' Du zu, was nun aus dem Grunde und Boden wird! Spekulanten und Roßtäuscher — die sind Einer wie der Andere! Elendes Gesindel, das der Landwirth sich vom Hofe und vom Leibe halten muß!

Der Amtmann hatte sich in Zorn gesprochen, denn die Sache ging ihm an das Leben. Er kannte seinen jungen Herrn wenig, indeß langjähriges Dienen hatte ihn die Edelleute der

Gegend im Allgemeinen kennen gelehrt, und er hatte bewußt und unbewußt den rechten Ton getroffen, um auf seinen Herrn zu wirken. Renatus liebte es nicht, in denjenigen, mit welchen er Geschäfte abzumachen hatte, seines Gleichen oder gar einer Ueberlegenheit zu begegnen, und Tremann's völlig freie Bildung war ihm eben so unangenehm gewesen, als die Leichtigkeit, mit der er sich in allem Geschäftlichen bewegte, und die rasche Entschiedenheit, welche er von dem Freiherrn forderte. Des Amtmanns Ansichten vom Abwarten stimmten zudem auf das genaueste mit denen seines Herrn überein, und da jede fest ausgesprochene Meinung ihre Wirkung auf den Unerfahrenen nie verfehlt, verlangte Renatus, dessen Zutrauen zu seinem Beamten sich steigerte, von demselben endlich eine genaue Auseinandersetzung über die Wege, welche dieser bei der Ausführung seiner Plane einzuschlagen denke.

Der Amtmann zuckte die Schultern. Gnädiger Herr, sagte er, ich allein kann's nicht machen und Einer allein kann's überhaupt nicht. Aber wenn der gnädige Herr selber mit dazu thun wollen, so ist's keine Hexerei und gar kein Zweifel, daß wir vorwärts und zu Stande kommen.

Renatus befahl ihm, sich deutlicher zu erklären; der Amtmann ließ sich das nicht zweimal sagen. Es war ihm, als er vor seinem Herrn erschienen war, nicht besonders wohl gewesen, jetzt aber begann er, Muth zu fassen. Er knöpfte den braunen Oberrock auf, daß die großgeblümte, wollene Weste in ihrer ganzen Farbenpracht zu sehen war, zog sein blaues Taschentuch hervor, und sich die Stirn und die feisten Wangen trocknend, während die kleinen Augen in freundlicher Zuversicht listig zwinkerten, sagte er: Was sie dem gnädigen Herrn auch von den neuen Wirthschafts-Methoden und neuen Theorieen gesprochen haben mögen, es gibt zum Vorwärtskommen, um in die Höhe zu kommen, immer nur die eine praktische Theorie:

viel einnehmen und wenig brauchen, daß man Ueberschuß erzielt. So haben sie's ja auch gemacht, die Steinert und der alte Flies, die ihr Schäfchen so vorsichtig in's Trockene gebracht haben, während sie den seligen Herrn in die Patsche führten. Warum soll's denn jetzt, da es nicht ihren, sondern des gnädigen Herrn Vortheil gilt, mit neuen Mitteln angefangen werden?

Er begann darauf, dem Freiherrn die Erträge der Güter und die zunächst nothwendigen Ausgaben vorzurechnen, wobei die Verhältnisse sich allerdings weit günstiger als nach den Annahmen von Tremann auswiesen, schilderte darauf aber die großen Mühen, welche man in den kommenden Jahren haben werde, die mancherlei Unsicherheiten, denen man immer in der Wirthschaft ausgesetzt sei, und nachdem er Renatus mit jener Menge von Einzelheiten, die für den Uneingeweihten stets etwas Beunruhigendes und Verwirrendes haben, ermüdet hatte, so daß derselbe bedenklich zu werden begann, trat der Amtmann ganz unerwartet und plötzlich mit dem Vorschlage hervor, die Güter in Pacht zu nehmen, falls der Freiherr es unter den obwaltenden Umständen etwa vorziehen sollte, im militärischen Dienste zu verbleiben, wo ihm bei seinen jungen Jahren ein schönes Vorwärtskommen nicht entgehen könne, da jetzt nach dem Kriege viele der älteren Offiziere ihren Abschied fordern oder erhalten würden.

Renatus stand noch immer an dem Schreibtische, aber seine Stirne sah nicht mehr so heiter und so klar aus. Der Vorschlag des Amtmanns beunruhigte ihn sehr; denn auch Tremann hatte ihn darauf hingewiesen, daß es gerathen für ihn sein würde, in seiner militärischen Laufbahn zu beharren und zu versuchen, in wie weit sich mit dem festen Ertrage eines Pachtzinses seine Vermögens-Umstände verbessern ließen. Wenn man aber von zwei so verschiedenen Ausgangspunkten, wie die von Tremann und von dem Amtmanne es waren, an das

gleiche Ziel gelangen konnte, so mußte dies ein richtiges sein; indeß es widerstrebte dem Freiherrn immer noch, an die Verpachtung seiner Güter zu denken.

Er hatte die Feder wieder zur Hand genommen und riß, ohne zu wissen, was er that, ihre Fahne in kleinen Stücken herunter, bis er den nackten, kahlen Kiel erblickte. Stückweise! murmelte er kaum hörbar zwischen den Zähnen hin, knickte die Feder um und warf sie mit einer heftigen Bewegung fort.

Der Amtmann beobachtete ihn genau, aber er drängte ihn mit keinem Worte zu einer entscheidenden Antwort hin. Er erklärte sich sogar aus freiem Antriebe bereit, das Belieben des gnädigen Herrn noch acht Tage zu erwarten, damit derselbe volle Zeit habe, die Sache reiflich zu erwägen. Und als man danach auf die Bürgschaft zu reden kam, welche der Amtmann als Pächter der Güter zu leisten haben würde, meinte er, bescheiden und vertrauensvoll lächelnd, er sei ja nicht nackt und bloß gewesen, als er in den Dienst der Herrschaften getreten sei. Er habe sich in all den schweren Jahren schlicht und recht und kümmerlich wie der ärmste Mann beholfen, habe also immer doch etwas zurückgelegt, und wenn der Freiherr von ihm die Bürgschaft nicht über die Gebühr hoch begehre, so hoffe er mit Gottes Hülfe und mit dem Beistande seiner Freunde wohl im Stande zu sein, sie aufzubringen.

Damit waren für's Erste diese Verhandlungen beendet, aber der Sinn des Freiherrn blieb mit ihnen immerfort beschäftigt, und wie er sich's auch vorhielt, daß es ja noch völlig in seinem Belieben und in seinem Ermessen liege, was er thun wolle, kam er sich nicht mehr so frei, so selbständig als noch vor wenigen Stunden vor, denn, mochte er sich auch gegen die Einsicht sträuben, das erkannte er deutlich, er konnte das Leben nicht in der Weise seines Vaters weiterführen; er war heruntergekommen, und Alle um ihn her, Alle, die in seinen Diensten

gearbeitet, selbst gearbeitet hatten, waren im Wohlstande fortgeschritten.

Er hatte den Neid niemals gekannt, jetzt aber regte sich in ihm eine zornige Empfindung gegen alle jene Emporkömmlinge, und obschon er sich durchaus in der Lage befand, den Werth und die Bedeutung des Geldes schätzen zu lernen, dünkte das Geld ihn an und für sich als etwas Verächtliches, weil der gemeine Mann, weil Jedweder es erwerben konnte, der eine schwielige Hand nicht scheute, der sich entschließen mochte, die Gegenwart um der Zukunft willen daran zu geben, und, wie der Amtmann es nannte, gleich einem gemeinen Manne zu arbeiten und zu leben. Es lag für des Freiherrn Empfinden auch etwas sehr Gemeines in dem beständigen Denken an Hab und Gut, an Vermehrung des Besitzes. Er hatte eine Erinnerung an die Zeiten, in welchen in seinem väterlichen Schlosse von Geld und Besitz niemals die Rede gewesen war, weil man ihr Vorhandensein als ein Selbstverständliches angenommen hatte. Damals hatte man sich selbst gelebt, man hatte Muße und Freiheit gehabt, sich seinen Neigungen, seinen Gefühlen zu überlassen; jetzt trat überall die zwingende Nothwendigkeit zwischen ihn und seine Wünsche, und sogar in dem Augenblicke, in welchem er sich enger als je zuvor mit seinem Besitze verwachsen fühlen gelernt, trachteten die Emporkömmlinge ihm von allen Seiten die Ueberzeugung aufzudrängen, daß für ihn die alten Zustände nicht mehr aufrecht zu halten seien, daß er ohne ihren Beistand nothwendig zu Grunde gehen müsse.

Er hatte es durchaus vorgehabt, auf seinen Gütern und unter seinen Leuten, die ihm lieb geworden waren, zu weilen und zu leben. Nun sollte er das menschliche Verhältniß, das sich zwischen ihnen zu bilden begonnen hatte, plötzlich wieder zerstören, indem er sie einem fremden Willen überließ; nun sollte er wieder von seiner Heimath scheiden und das Erbe seiner

Väter einzig als den Boden behandeln, von dessen Frucht er sich ernährte — es wollte ihm nicht eingehen!

Es war gegen den Mittag hin, als der Amtmann sich von dem Freiherrn verabschiedete. Renatus blieb eine Weile an seinem Schreibtische sitzen. Das Haupt auf den Arm gestützt, sah er unverwandten Auges auf die Berechnungen nieder, welche der Amtmann ihm vorgelegt hatte. Er zählte die Reihen zusammen, er verglich die verschiedenen Posten, es wurde damit nicht viel für ihn gefördert.

War das aber eine Aufgabe, die sich für ihn, für einen Edelmann geziemte? Tag für Tag nur dem Erwerbe, dem elenden Gelderwerbe leben! Heute dem Gewinne eine kleine Summe hinzufügen, morgen sie von den Schulden abstreichen; und das Jahr aus, Jahr ein, und das Alles ohne die bestimmte Aussicht auf einen sicheren Erfolg? Es dünkte ihn eine sehr untröstliche Beschäftigung. Hinter dem Pfluge herzugehen, die Furche in dem fruchtgebenden Boden aufzureißen, die goldenen Samenkörner dem warmen Schooße der Erde anzuvertrauen, die reife Frucht des Feldes einzuernten, den Kampf mit des Wetters Ungunst zu bestehen, dieses Thun und Erleiden des gemeinen Mannes däuchten ihm ein Genuß neben dem Zuwarten aus der Ferne, zu welchem der Edelmann, zu welchem er selber verdammt war, wenn er sich des persönlichen Eingreifens in seine Angelegenheit durch die Verpachtung seiner Güter mehr noch als bisher begab.

Er konnte zu keinem Entschlusse kommen, und von der inneren Ungeduld hinweggetrieben, verließ er sein Gemach. Er stieg die Treppen hinunter und ging in den Garten hinaus. Gleich an der rechten Seite, wo die große Allee sich anschloß, ging er von der Terrasse hinunter und durch den Park.

Die Bäume, die Büsche hatten schon ihr volles Laub. Der Schatten war tief und erquicklich, aber die Stille und die

Einsamkeit waren ihm heute nicht erwünscht. Er hätte gestört werden mögen in den Gedanken, die auf ihm lasteten, er hätte die Trompeten seines Regimentes einmal wieder schmettern hören mögen, um sich an ihrem muthigen Klange das Herz zu erfrischen. Und während er noch vor wenigen Stunden seinen Besitz als eine Ehrensache angesehen hätte, erschien ihm jetzt der ärmste Soldat, der in seinem Degen sein ganzes Erbe besaß und am Tage den Tag zu leben vermochte, bei Weitem als der Glücklichere. Warum war es gerade ihm denn auferlegt, einzustehen für die Ehre und das Ansehen einer Reihe von Altvordern, deren Genüsse und Befriedigungen er nicht getheilt, und an deren Irrthümern er doch so schwer zu tragen hatte?

Er war jetzt seit einer Reihe von Jahren an ein bewegtes Dasein, an Thätigkeit gewöhnt, er verstand das Waffenhandwerk, das er bisher getrieben hatte. Auch in seinem Regimente kannte man ihn, auch in seinem Regimente vertraute ihm der gemeine Mann und liebte man ihn so gut wie hier auf seinem Grunde und Boden. Auch in seinem Regimente hatte er eine Heimath, eine Bedeutung, eine Wirksamkeit, und sie waren völlig unabhängig von allem, was von seinen Ahnen als Erbe auf ihn gekommen war, sie waren mehr als alles Andere sein eigen. Weßhalb sollte er darauf verzichten? Weßhalb sollte er sich auf seine Güter zurückziehen, wenn er sich dazu verdammen mußte, auf ihnen als ein Einsiedler und in der halben Abhängigkeit von einem ihm untergebenen geringen Manne zu leben? Welche Verpflichtungen hatte er gegen den Adel der Nachbarschaft, der ihm so dringend vom Verkaufe der Güter abrieth? Sie waren ihm im Grunde sammt und sonders fremd, diese Edelleute. In seinem Regimente hatte er Freunde, hatte er die Kameraden, mit denen die Erinnerung an Noth, an Gefahr und Sieg ihn eng verband. Er sehnte sich nach seinem Regimente. Dort hatte er seiner Sorgen nicht in jedem Augenblicke denken müssen, dort

hatte er sich jung gefühlt; hier lastete das Leben schwer auf ihm und drückte ihn hernieder. Er wollte seinen Frohsinn, seine Freunde wieder haben, er wollte sich die schönen Tage der goldenen Jugend nicht verkümmern lassen. Mochte der Ernst beginnen, wenn die Jugend ihm entflohen war.

Er hatte den Park verlassen und war hinausgetreten in die Rothenfelder Feldmark. Die Kirche lag in stiller Ruhe vor ihm. Sie sah sehr mächtig aus mit ihrem hohen Thurme, mit dem schönen Eingangsthore; aber er konnte es sich nicht verbergen, es war für ihre Erbauung keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen. Seine Eltern hatten damit einem ganz persönlichen Bedürfen und Belieben nachgegeben und sie hatten, wie es ihm heute erschien, damit auch Recht gehabt. Es sollte Jeder vor allem Anderen sich selbst genug zu thun trachten. Er für seinen Theil bedurfte dieses Gotteshauses freilich nicht, denn des Amtmanns Vorschlag, daß er im Regimente bleiben solle, war im Grunde sehr verständig. Wenn er wirklich im Regimente blieb, wenn er sich künftig nicht für immer in seinem Schlosse aufhielt, brauchte man z. B. auch die Pfarre für's Erste nicht fortbestehen zu lassen. Man konnte den Fürstbischof ersuchen, den Pfarrer zurückzuberufen und anderweitig zu verwenden. Die Baronin Vittoria konnte, so oft sie es begehrte, nach einer der Städte, welche eine katholische Kirche hatten, zur Messe fahren, und die Gräber zu bewachen, war der Sakristan genug.

Je länger Renatus über die Ersparungsvorschläge, welche der Amtmann ihm im Laufe ihrer Unterredung gethan hatte, nachsann, um so mehr leuchteten ihm dieselben ein. Die Entlassung der sämmtlichen noch im Schlosse vorhandenen Dienerschaft war verständig; nur Gaetana und der alte Kammerdiener sollten bei der Baronin bleiben. Seinen Bruder Valerio, welcher der weiblichen Hand durchaus entwachsen war, wollte der junge Freiherr mit sich nehmen, um ihn in einer der militärischen Er-

ziehungsanstalten unterzubringen; und wie er in solcher Weise das Schloß zu entvölkern begann, wurde sein eigenes Verlangen, es zu verlassen, immer größer.

Vor wenigen Tagen hatte ihn die Liebe überrascht, welche er für dasselbe, für seine Besitzungen hegte, jetzt erschreckte ihn die Gleichgültigkeit beinahe, in welcher er an die theilweise Zerstörung der Verhältnisse denken konnte, mit denen er sich so unauflöslich verbunden geglaubt hatte; und wie er tiefer in sein Herz hineinsah, wie er mit dem grübelnden Sinne, der ihm von der Mutter angeboren war, sich fragte: was ist es, das mir die Aussicht in die Ferne plötzlich so erheitert? da blieb er sich die Antwort schuldig, denn er sah Hildegard den kleinen Seitenpfad von der Margarethenhöhe herunterkommen, und er mußte gehen, sie zu begrüßen.

---

# Fünftes Capitel.

Was nur heute in sie gefahren ist! sagte an dem Nachmittage der Kammerdiener verdrießlich zu Vittoria's Dienerin, mit welcher er in dem Laufe der Jahre eine Freundschaft auf Tod und Leben geschlossen hatte. Seit der junge Herr zu Hause ist, hatte doch Alles wieder eine Manier bekommen, aber heute stieben sie aus einander, als hätte der Blitz dazwischengeschlagen! Was haben sie denn vor?

Der junge Herr ist fortgeritten! bedeutete Gaetana geheimnißvoll.

Freilich, ich habe ihm ja das Pferd bestellt! versetzte darauf der Diener.

Aber wissen Sie, weßhalb er fortgeritten ist? fragte die Italienerin, und ihre dunklen Augen blitzten unter den breiten, schwarzen Brauen scharf hervor.

Ja, er war ärgerlich, weil er mit dem Amtmanne nicht zu Stande gekommen ist! sagte der Kammerdiener.

Gaetana machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Nein, Padrone, Ihr irrt, Ihr irrt Euch ganz und gar! — Und sich vorsichtig umblickend, fügte sie hinzu: Die Gräfin Cäcilie kam blaß wie eine Leiche zu meiner Signorina in das Zimmer! Sie schickten den Junker fort, sie schickten auch mich hinaus! Gleich darauf sendete die Gräfin ihre Jungfer zu uns und ließ sagen, sie und die älteste Comtesse würden auf ihrem Zimmer speisen. Die Gräfin Hildegard reist ab!

Sie konnte ihr Vergnügen bei den Worten nicht verbergen, der Kammerdiener zuckte ungläubig mit den Schultern. Sie denkt nicht daran! meinte er — die Herzogin, als wir die noch zu des seligen Herrn Zeiten bei uns hatten — ich war damals noch ein Junge, der nur hier und da zur Hand ging — die Herzogin machte es gerade so, wenn sie ihren Willen durchzusetzen dachte! Packen werden sie und Pferde bestellen auch! Aber sie werden die Pferde stehen lassen und mit dem Packen nicht zu Ende kommen, bis sie der Herr dabei betrifft, und dann ...

Nein, sie geht, sie geht! versicherte ihm Gaetana, als die Klingel aus dem Zimmer der Baronin Vittoria sie von der Unterhaltung abrief, und fast gleichzeitig der Reitknecht eines benachbarten Edelmannes in den Hof geritten kam.

Er brachte einen Zettel von dem jungen Freiherrn, der den Kammerdiener anwies, ihn heute nicht mehr zu erwarten, sondern ihm einen Mantelsack zu packen und ihm denselben durch einen Boten zu übersenden, da er mit seinem gegenwärtigen Wirthe auf einem andern Gute bei andern Freunden noch einen Besuch zu machen denke.

Nun? fragte Gaetana, da sie im Auftrage ihrer Herrin eilig durch den Flur ging.

Sie könnten Recht haben, meinte der Kammerdiener; es ist etwas passirt! Aber fortgehen? Ich glaub's nicht! Wo sollen sie denn hin? fügte er mit einem geringschätzigen Zucken des Mundes hinzu.

Er war noch zu den guten Zeiten in die Dienste des verstorbenen Freiherrn getreten, hatte noch die Baronin Angelika in aller ihrer Vornehmheit gekannt und, wie alle Diener reicher Häuser, immer eine große Verachtung gegen unbemittelte Herrschaften gehegt. Es war daher gar nicht nach seinem Sinne gewesen, als nach dem Tode des Freiherrn die Gräfin Rhoden mit ihren Töchtern in das Schloß gekommen war. Er hatte

es auch in all den Jahren und bis zu dem Tage von des jungen Freiherrn Rückkehr hartnäckig geläugnet, daß es zwischen seinem jungen Herrn und der Gräfin Hildegard jemals etwas werden könne. Jedem, der ihn darum befragt, hatte er geantwortet, daß sein Herr der Gräfin Rhoden und ihren Töchtern in den schweren Zeiten zu Hülfe gekommen sei und sie so mit durchgehalten habe, und das sei schön und recht von ihm gewesen, denn der verstorbene Herr Baron habe es ja seiner Zeit mit der Frau Herzogin gerade so gehalten; aber heirathen? Nein! Heirathen sei doch etwas Anderes, und an eine Heirath sei hier nicht zu denken! Die Herren von Arten nähmen sich keine Frauen, deren Hab und Gut man in zwei Wagen und ein paar Koffern von der Stadt nach Richten bringen könne!

Selbst als nach des jungen Freiherrn Heimkehr die äußeren Zärtlichkeitsbeweise zwischen Renatus und Hildegard ihr Verlobtsein für die Schloßinsassen außer Frage stellten, hatte der Kammerdiener immer noch den Kopf geschüttelt und war von seinem verzweifelnden „ich glaub's nicht!" nicht abgegangen; denn, hatte er zu Gaetana stets gesagt, so wie der gnädige Herr die Gräfin Hildegard anfaßt, so faßt solch ein junger Herr kein Frauenzimmer an, bei dem ihm warm wird! Mit den Beiden wird es nichts!

Ihm machte es also keinen Kummer, im Gegentheil, er sah es mit der stillen Genugthuung eines Propheten, dessen Vorausverkündigungen sich erfüllen, als man die alten Koffer der Gräfin Rhoden aus der Remise hervorbrachte, als die Kammerjungfer den Sattler vom Hofe herbeiholte, die Riemen und die Schnallen nachzusehen. Er that keine Frage, er ließ die Dinge gehen und an sich kommen.

Die Mahlzeit war vorüber. Die Baronin Vittoria und der Junker hatten mit großer Eßlust gespeist, aus den Zimmern der Gräfin waren die Speisen fast unberührt nach der Küche zu-

rückgebracht worden, und in der Stube der Dienerschaft saßen der Kammerdiener, die beiden Kammerfrauen und der alte Kutscher jetzt bei ihrem Mittagbrode, bei welchem die Köchin die Vorschneiderin machte und eine der Küchenmägde die Speisen zutrug.

Wird denn oben nicht mehr gepackt? fragte der Kammerdiener, während er sich zu dem Hammelbraten, den die Köchin ihm vorgelegt hatte, eine tüchtige Portion der Spargel geben ließ, welche für die Tafel der Gräfin bestimmt gewesen waren. Wird denn oben jetzt nicht mehr gepackt?

Wir machen nur eine kleine Pause, entgegnete die Kammerjungfer, welche ihre gute Berliner Sprache, wie sie immer sagte, hier auf dem Lande nicht verlernen wollte. Meine Comtesse hat sich ein wenig hingelegt, sie hat Migräne, und es muß doch auch geschrieben werden.

Was denn geschrieben? erkundigte sich der Kutscher, es ist ja heut' nicht Posttag!

Sie haben wohl nicht gesehen, daß der Reitknecht von Brasteck in den Hof gekommen ist? Der soll den Brief an den Herrn Baron gleich mit sich nehmen.

Der Kammerdiener fragte, wer den Brief denn schreibe? Mamsell Caroline entgegnete, die Frau Gräfin schriebe ihn.

Da soll sie sich sputen, meinte der Kutscher, indem er das große Bierglas an die Lippen setzte, denn der Reitknecht hat gefüttert und sattelt wieder.

So sagen Sie ihm, gebot die Kammerjungfer, daß er warten muß, bis meine Gräfin fertig ist! Ich will sie aber avertiren gehen.

Sie stand auf, besah sich in dem Spiegel, rückte ihre Brillocken und ihre schwarze Schürze zurecht und sagte der Köchin, sie brauche heute Abend weiter nichts.

Also Sie gehen mit, Mamsell? rief der Kutscher. Nun,

da soll mir's ein Vergnügen sein, zu fahren — besonders, wenn Sie nicht wiederkommen wollen! brummte er in seinen Bart. Aber er hatte es nicht so leise gesprochen, um von den Andern nicht verstanden zu werden, wenn schon Mamsell Caroline sich das Ansehen geben konnte, als habe sie nicht gehört, was er gesagt, und als wisse sie nicht, was das Lachen um sie her bedeute.

Oben lag Hildegard bleich und regungslos auf ihrem Lager. Die Vorhänge waren niedergelassen, der Geruch von Aether erfüllte das Gemach. Die Gräfin hatte ihren Brief an den Freiherrn eben beendet. Sie wollte ihn der Tochter zu lesen geben, aber Hildegard machte eine matte, abwehrende Bewegung. Die Mutter siegelte ihn also und wollte schellen, um ihn hinunter zu senden. Cäcilie saß müßig in einem der Lehnstühle. Weil sie jedoch wußte, wie empfindlich ihre Schwester während ihrer Anfälle von Kopfweh gegen das geringste Geräusch zu sein pflegte, wollte sie ihr das Schellen und das Kommen des Dieners bereitwillig ersparen.

Sie stand leise auf, trat an die Gräfin heran und erbot sich, den Brief selbst hinunter zu tragen. Aber wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang Hildegard, die anscheinend mit geschlossenen Augen da gelegen hatte, von ihrem Ruhebette empor, und Cäcilie mit so gewaltsamem Griffe um das Handgelenk fassend, daß sie im Schmerze zusammenzuckte, rief sie mit funkelnden Augen in wilder Leidenschaft: Du, rühre den Brief nicht an! Du nicht!

Ganz erschrocken trat Cäcilie zurück. Sie wollte antworten, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und die Hände entsetzensvoll zusammenschlagend, rief sie: Gott im Himmel, sie ist wahnsinnig! Hilda ist wahnsinnig geworden!

Hildegard lachte hell auf. Nein, nein, rief sie, noch bin ich's nicht, noch sehe ich sie ja, die heuchlerischen Thränen, die Dir über die rothen Backen niederrinnen! Aber ich werde es

werden, wahnsinnig wird es mich machen, wenn ich es sehen muß, wenn ich Dich sehen muß ... Sie war unfähig, den Satz zu vollenden; sie warf sich der Mutter mit beiden Armen um den Hals und barg ihr Gesicht an deren Brust. Es bricht mir das Herz, es nimmt mir den Verstand! wiederholte sie immer und immer wieder. Die Gräfin bemühte sich, sie zu besänftigen, Cäcilie war neben der Schwester hingekniet und küßte ihr die Hände, aber Hildegard stieß sie mit Heftigkeit von sich, und die Gräfin hieß die jüngere Tochter endlich sich entfernen.

Weinend und bleich, wie Gaetana es dem Kammerdiener geschildert hatte, war Cäcilie in dem Zimmer der Baronin angelangt. Athemlos, in der höchsten Aufregung, erzählte sie derselben, was geschehen war; aber wider ihr Erwarten machte sie auf die ältere Freundin mit ihrem Berichte nicht den gewünschten Eindruck.

Vittoria hatte sich eben erst, dem schönen Wetter zu Liebe, ihr Ruhebett bis hart an die großen Fensterthüren ihres Zimmers tragen lassen und blieb, von den aufgespannten Vorhängen mild beschattet, ruhig liegen, während sie sich langsam und ohne jede Unterbrechung fächelte. Sie zog Cäcilie neben sich auf die Polster nieder, und mit ihrem Tuche die Thränen von der jungen Gräfin Wangen trocknend, sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme: Weine nicht, weine nicht, mein Kind! Die Thränen ziehen Furchen, und aus den Furchen in eines Weibes Antlitz wächst kein Glück hervor! — Komm, sei heiter, lächle wieder. Sieh mich an!

Sie nahm den Kopf Cäciliens in ihre Hände, schaute ihr in das Auge, küßte dann ihre Augenlider und rief: Hildegard war nicht für das Glück geschaffen, nicht für das eigene, nicht für fremdes; ihr Blick ist unheilvoll! Wir werden alle, alle glücklich werden, wenn ihre unheilvollen Augen uns nicht mehr verfolgen!

Cäcilie tröstend und Hildegard anklagend, sich ereifernd und dann wieder schmeichelnd und scherzend, ließ Vittoria Cäcilie nicht zu Worte kommen, als diese ihr Erschrecken über den zwischen ihrer Schwester und dem jungen Freiherrn erfolgten Bruch und ihr Bedauern über Hildegard's Schicksal auszusprechen wünschte. Und wenn es immer nicht leicht war, sich Vittoria's Einfluß zu entziehen, wo sie es mit Absicht darauf anlegte, Jemanden für sich und ihre augenblickliche Stimmung zu gewinnen, so fand Cäcilie es heute mehr als je unmöglich.

Sie sowohl als die Mutter hatten seit Jahren von dem traurigen Verhältnisse zwischen Hildegard und Renatus viel zu leiden gehabt. Daß es ein unhaltbares geworden sei, das hatte Cäcilie gleich an dem Tage gefürchtet, an welchem sie den Jugendgespielen nach so langer Trennung zum ersten Male wiedersah. Es war ihr überhaupt mit Renatus sonderbar ergangen. Von allen den Erinnerungen ihrer ersten Jugend, von denen Hildegard und auch die Mutter zu erzählen liebten, wußte Cäcilie nichts. Sie war um mehr als fünf Jahre jünger denn der junge Freiherr, sie war fast noch ein Kind gewesen, als Renatus in den russischen Feldzug gegangen war; aber sie hatte es oft behauptet, daß dies eigentlich der Tag sei, dessen sie sich aus ihrem ganzen Leben am deutlichsten entsinne, und daß sie erst von diesem Tage ab völlig klare und zusammenhängende Vorstellungen von ihren Erlebnissen habe, die freilich einfach genug gewesen waren.

Sie hatte ihre Kindheit während und nach der Wittwentrauer ihrer Mutter auf dem Lande, in dem Schlosse der ihnen verwandten Familie verlebt, von wo aus sie nach Richten gekommen waren. Dann hatte sie in der Hauptstadt in einer der Erziehungsanstalten einzelne Unterrichtsstunden erhalten, bis man zu Anfang der Freiheitskriege wieder auf das Land und nach Schloß Richten gezogen war, das die Mutter und Hildegard

nur verlassen hatten, als sie zur Pflege der Verwundeten und Kranken sich in die Stadt begeben hatten. Cäcilie, die für eine solche Aufgabe noch zu jung gewesen, war unter Vittoria's Obhut in Richten geblieben, denn damals hatten die Gräfinnen und Vittoria noch im besten Einvernehmen mit einander gelebt. Die Zerwürfnisse zwischen Hildegard und der Baronin hatten sich erst später, erst als Hildegard, wie sie das nannte, zum Bewußtsein über sich und über ihre Pflichten, und über den Beruf des deutschen Weibes gekommen war, so schroff herausgebildet. Und läugnen konnte Cäcilie es nicht, das viele Nachdenken und die große Tugend hatten ihre Schwester nicht liebenswürdiger gemacht.

Cäcilie war Hildegardens völliges Gegentheil. Sie dachte wenig nach. Sie kannte die Welt und die Menschen eigentlich nur aus den Schilderungen ihrer Mutter und aus den wenigen Büchern, welche sie nach der Wahl der Gräfin gelesen hatte. Zwischen die Gefühlsschwärmerei ihrer Schwester und die von leidenschaftlichen Erinnerungen durchglühte Phantasie Vittoria's gestellt, hatte sich ihrer nicht etwa ein Verlangen nach ähnlichen Empfindungen, sondern nur die Neugier bemächtigt, ob sie solcher Empfindungen wohl fähig sei; und weil sie bei ihrer sehr zurückgezogenen Lebensweise nur wenig Männern begegnet war — denn fast die ganze männliche Jugend des Landes stand seit Jahren unter den Waffen — so hatte sie in alle jene Träume, ohne welche kein Mädchen sich entfaltet, das Bild des Jünglings verwebt, den sie am besten kannte, das Bild des jungen Freiherrn, des Verlobten ihrer Schwester. Schlank und schmächtig, schüchtern und ein wenig schweigsam, mit den sanften, blauen Augen freundlich lächelnd, so hatte sie sein Bild in ihrem Gedächtnisse bewahrt, und wie vor einem völlig Fremden hatte sie am Tage seiner Heimkehr vor dem stattlichen Manne gestanden, zu welchem die Jahre, die Strapazen des Krieges und das

Leben in der bewegtesten und gewähltesten Gesellschaft von Europa den jungen Freiherrn ausgebildet hatten.

Sein Haar war dunkler, seine Gestalt sehr kräftig, sein Blick, seine Sprache waren lebhaft geworden, und Cäcilie hatte in freudiger Bewunderung seiner Schönheit sich gesagt, daß ihre Schwester sehr glücklich sein müsse. Aber das Glück, das sie an dem liebenden Paare zu sehen erwartete, wollte nicht zum Vorschein kommen.

Cäcilie bemerkte mit steigender Verwunderung die schwermüthige Zärtlichkeit ihrer Schwester und die Verlegenheit, mit welcher Renatus dieselbe eher zu ertragen als zu suchen schien. Wenn sie sich an die Stelle ihrer Schwester dachte, so mußte es gewiß ganz anders sein, sagte sie sich; denn sie war doch nicht des jungen Freiherrn Braut, sie liebte er nicht und sie liebte ihn auch nicht, aber es war doch Alles Lust und Freude zwischen ihnen, wenn sie einmal beisammen sein konnten, ohne daß Hildegard's ernsthafte Betrachtungen ihnen in ihrem Frohsinne Schranken setzten. Sie begriff es endlich gar nicht mehr, wie Renatus es mit ihrer Schwester nur auszuhalten vermöge; sie selbst hatte Hildegard nie so quälerisch und so mit sich und ihren kleinen Leiden ausschließlich beschäftigt gesehen, als eben jetzt. Sie war sonst mit der Schwester immer einig gewesen, oder doch gut mit ihr fertig geworden, denn ihre Neigungen und Gewohnheiten hatten sich, eben weil sie so ganz und gar von einander unterschieden waren, nicht gekreuzt; aber seit Renatus wieder in der Heimath lebte, hatte auch das gute Verhältniß zwischen den beiden Schwestern sich mit Einem Male geändert.

Hildegard hatte sich von Anfang an über die laute Fröhlichkeit ihrer jüngeren Schwester wie über die Rastlosigkeit beschwert, mit welcher sie bald Dies, bald Jenes mit Renatus unternehmen wollte, und sich vor Allem darüber beklagt, daß sie es ihr so schwer mache, ihren Verlobten zu irgend einer Samm-

lung zu bewegen oder auch nur ernsthaft mit ihm zu verkehren. Cäcilie hingegen war empfindlich darüber geworden, daß die Schwester sie wie ein Kind behandle, mit dem oder in dessen Gegenwart man nichts Wichtiges besprechen könne. Sie hatte geklagt, daß Hildegard Alles an ihr tadle, von ihrer Art, sich zu kleiden, bis zu der Weise, in welcher sie mit dem Jugendfreunde, mit dem künftigen Schwager verkehre; und als Cäcilie allmählich aus Ungeduld die Nähe der Schwester zu meiden angefangen, hatte Renatus sich zu ihr gesellt, um Hildegard zu zeigen, daß er ihr Betragen gegen Cäcilie nicht billige.

Laß ihr doch Zeit, über ihre Sorgen nachzudenken! hatte Cäcilie übermüthig ausgerufen, wenn sie und Valerio den jungen Freiherrn zu irgend einem fröhlichen Unternehmen zu überreden getrachtet hatten; und nachgebend und von der eigenen Neigung angetrieben, hatte Renatus sich mehr und mehr an Cäcilie angeschlossen, deren blühende Frische ihm das Herz erfreute.

Es war ihm ein Vergnügen, Cäcilie laufen zu sehen, sie hatte die Anmuth eines Rehes. Es war ihm ein Vergnügen, sie reiten zu sehen, das Thier selbst schien von ihrer Lebenslust beflügelt zu werden; und sie mit ihrer hellen Stimme lachen zu hören, war für Renatus vollends ein Genuß. Cäcilie aber gehörte nicht zu denen, die sich Sorgen machen, die Mutter und die Schwester thaten's, wie sie meinte, zur Genüge; sie war immer guter Dinge.

Sie lachte mit ihrem reizendsten Lachen, wenn Renatus sich bei ihr über seine Braut beklagte. Sei nicht böse auf sie, sagte sie; sie ist ein wenig altjüngferlich geworden. Heirathe sie nur bald, dann wird sie eine junge Frau und auch wieder munter und vernünftig werden. Sie hat sich gar zu sehr nach Dir gesehnt.

Und hast Du Dich nicht nach mir gesehnt? fragte Renatus sie dann wohl.

Ich? Wie käme ich dazu? Ich war ja nicht mit Dir verlobt! Nur als Du in den Krieg gegangen bist, dachte ich, es würde mir das Herz zerbrechen, wenn Du sterben solltest! Ich konnte mich damals gar nicht von Dir trennen! Aber Du hast's nicht bemerkt, ich war ja damals auch nur noch ein dummes Kind!

Renatus sah sie betroffen an. Ganz plötzlich kam es ihm in das Gedächtniß zurück. Wie hatte er das vergessen können? — Deutlich, aber ganz deutlich, erinnerte er sich jetzt, wie die leidenschaftliche Umarmung des kaum vierzehnjährigen Mädchens ihn in jener Abschiedsstunde erschreckt hatte. So hatte Hildegard ihn nie umarmt. Er fühlte unwillkürlich ein lebhaftes Verlangen, einer solchen Umarmung noch einmal, von Cäcilien noch einmal theilhaftig zu werden. Wie bittend hielt er ihr die Hand hin, sie schlug herzhaft ein, er umarmte und küßte sie und sie gab ihm den Kuß mit ihren schwellenden Lippen fröhlich lachend wieder. Weßhalb sollte sie ihrem künftigen Schwager, weßhalb sollte sie Renatus auch einen Kuß versagen? Sie that es niemals, wenn er sie darum bat, und er küßte sie jetzt oft genug. Nur jene erbebende Leidenschaft, die er wieder einmal, nur einmal wieder noch zu genießen wünschte, jene Leidenschaft nahm er an ihr nie wieder wahr. Es war Alles an und in ihr arglose, auf den Augenblick gestellte Fröhlichkeit, und diese war es auch, was ihre Nähe für Vittoria so angenehm machte, was Valerio an sie fesselte.

Heute zum ersten Male in ihrem ganzen Leben hegte Cäcilie einen wahrhaften Zorn, und er war gegen ihre einzige Schwester gerichtet. Sie hatte es Vittoria verschweigen wollen, was oben unter der eigenen Mutter Augen zwischen Hildegard und ihr geschehen war; aber der Schwester ungerechtes Mißtrauen, ihre Härte und ihre Heftigkeit waren gar zu groß, gar zu grausam gewesen. Vittoria hatte Recht: Hildegard war nicht zum Glück geschaffen, nicht für das eigene, nicht für fremdes Glück. Wie hätte sie sonst die Schwester, die ihr in mitleidvoller Liebe zu

helfen und zu dienen bemüht gewesen war, so herzlos, so unnatürlich von sich stoßen können?

Cäcilie klagte, Vittoria hörte ihr ermuthigend zu. Als jene geendet hatte, sagte die Baronin: Und könntest Du jemals so voll Argwohn sein, wie Deine Schwester?

Nein! nein! ganz gewiß nicht! rief Cäcilie. Wie kann man auch einem Menschen ein Uebel, ein Unrecht zutrauen, wenn man . . .

Sie hielt inne, denn die Gewohnheit der Schwesterliebe — und die Familienliebe ist ja überhaupt zu einem großen Theile Gewohnheitssache — hielt sie zurück, den Gedanken auszusprechen, der ihr eben erst gekommen war; aber Vittoria ergänzte ihn sofort.

Siehst Du es, siehst Du es nun, mein Kind, daß sie voll Arglist ist? Weil sie von Jugend auf mit unermüdlicher Beharrlichkeit ihr Netz gesponnen und meinen armen Renatus, als er fast noch ein Knabe war, damit umgarnt hat, darum, darum allein hält sie Dich für fähig, das Gleiche zu thun; darum traut sie Dir es zu, Du könntest, arglistig wie sie, ihr das Herz des ersehnten Bräutigams abwendig machen wollen. Als ob sie nicht selber alles dazu gethan hätte, ihn von sich zu entfernen, als ob ein Mann, so schön, so gut, so fröhlich und so gesund wie mein Renatus, dazu geschaffen wäre, sie seufzen zu hören und unter ihren kühlen Blicken zu erfrieren! Per bacco! Vittoria brauchte, wenn sie heiteren Muthes war, wie eben jetzt, wohl einmal einen heimathlichen Schwur — per bacco, wir werden Ursache haben, diesen Tag zu segnen, und mich verlangt danach, Renatus in seiner neu gewonnenen Freiheit zu umarmen! Er wird schön aussehen, wenn er wiederkehrt und seinen Willen hat, denn er sehnte sich nach seiner Freiheit.

Sie war so aufgeregt, daß sie sich erhob, um einen Gang hinaus in den Garten zu thun, und sie forderte ihren Schützling auf, sie zu begleiten. Anfangs weigerte Cäcilie sich dessen. Die

Stunde war nahe, welche man für die Abreise der Schwester anberaumt hatte, sie wollte sie in dieser nicht verlassen, ihr dabei nicht fehlen.

Vittoria nahm sie bei der Hand. Lügst Du auch, fragte sie, oder hast auch Du kein Blut in Deinen Adern, kein Feuer in der Brust, das in zorniger Flamme emporschlägt, wenn man Dich beleidigt? Schäme Dich, Cäcilie, ich hatte besser von Dir gedacht! Und ihren Arm in den der jungen Gräfin legend, sagte sie, während sie mit ihr die Terrasse entlang und in den Garten hinunter ging: Komm, mein Herz, es wäre nicht hübsch von Dir, Dich an ihrem Schmerze zu weiden, denn leiden — leiden muß man im Verborgenen!

Cäcilie gab endlich nach. Sie war selbst aufgeregter und in sich unentschiedener, als je. Sie hätte nicht sagen können, wie ihr eigentlich zu Muthe sei. Sie hörte auch nur halb auf die Schilderung, welche Vittoria ihr von dem ganzen Zusammenhange zwischen ihrem Stiefsohne und Hildegarden machte, denn Renatus hatte es der Baronin in seinem Mißmuthe einst anvertraut, wie er sich Hildegarden, von ihr dazu angetrieben, gerade in dem Augenblicke versprochen habe, in welchem er gekommen war, sich von ihr los zu sagen. Nur das Eine entging Cäcilien nicht, und die Baronin wiederholte es auch wieder und wieder: Renatus hatte Hildegard niemals geliebt!

Also ist Renatus jetzt nicht zu beklagen! sagte Cäcilie sich mit einer Genugthuung, die sie überraschte, und gleich darauf fiel ihr die Schwester ein. Sie sah nach der Uhr. Jetzt hatte Hildegard das Schloß bereits verlassen.

Wider ihren Willen seufzte Cäcilie tief. Sie dachte daran, daß auch ihres Bleibens jetzt hier nicht mehr lange sein werde, und die Thränen traten ihr bei der Vorstellung in die sonst so fröhlichen Augen. Sie hatte das Schloß und die Baronin Vittoria und Renatus und Valerio so lieb!

# Sechstes Capitel.

Graf Gerhard hatte eine Krankheit überstanden. Mitten in einer Gesellschaft, bei einem Feste, das ein Kreis von alten Junggesellen sich gegeben hatte und bei dem es fröhlich genug hergegangen war, denn die Jugenderinnerungen waren den Herren bei dem Weine reichlich zugeflossen, hatte ein schlimmer Anfall ihn ereilt.

Wie ein Schwindel, wie ein plötzliches Vergehen der Sinne war es über ihn gekommen. Man hatte ihn mit dem Beistande eines Arztes nach seiner Wohnung gebracht; dort hatte er sich bald erholt, und die Krankheit hatte nicht lange gewährt. Jetzt war sie ganz vorüber. Nur eine Schwäche war ihm noch zurückgeblieben, und das Zittern in den Händen, das Renatus bei dem Wiedersehen seines Oheims aufgefallen war, hatte zugenommen, wenngleich der Graf es mit großer Geschicklichkeit zu verbergen wußte.

Die Fenster seines Zimmers waren geöffnet, die Wärme des Tages drang voll herein, obschon man mit den heruntergelassenen Markisen das Licht abdämpfte. In den großen Vasen auf den Ecktischen dufteten die schönsten Frühlingsblumen, Früchte, welche die Jahreszeit im Freien noch nicht darbot und die also aus Treibhäusern geliefert sein mußten, standen auf dem Tische vor dem Sopha, und in seinen seidenen Schlafrock gehüllt, genoß der Graf, von Polstern bequem gestützt, einer sehr behaglichen Ruhe. Bald sah er, wie das Sonnenlicht milde über die Bilder

an den Wänden hinglitt, dann betrachtete er die Blumen in den Vasen. Ein Schmetterling, der sich in das Zimmer verirrt hatte, flog von der einen Vase zu der anderen, wiegte sich bald auf dieser, bald auf jener Blume und flatterte dann gaukelnd auf und nieder, wo die Sonne ihm am wärmsten schien. Der Graf hätte stundenlang dem Spiele dieser bunten Flügelchen zusehen können, ohne an etwas Anderes zu denken, hätte der Brief, den er in seinen Händen hielt, ihn nicht beschäftigt.

Es war ein langer Brief. Er hatte ihn schon am verwichenen Tage erhalten und gelesen, aber er wollte ihn noch einmal lesen. Der Brief hatte ihn sehr gerührt, der Seelenzustand der Schreiberin hatte etwas Poetisches für ihn. Er klingelte, befahl dem Diener, ihm die Brille zu reichen, welche er in seinem Schlafzimmer zurückgelassen hatte, ließ sich aus der feinen Krystallflasche ein Glas Orgeade einschenken, und nachdem er getrunken und den goldenen Theelöffel mit weiblicher Genauigkeit quer über den Rand des Glases gelegt hatte, um dem Diener ohne Worte anzuzeigen, daß er das Glas nicht wieder füllen solle, zog er den Brief aus seiner Umhüllung hervor und begann ihn zum zweiten Male zu lesen. Er war aus Pyrmont datirt und von Hildegard geschrieben.

„Ich bin unfähig gewesen zu irgend einem Thun," hob der Brief an, „das mag Ihnen erklären, mein verehrter Freund, weshalb Sie erst heute von mir erfahren, daß ich in Pyrmont bin, daß ich mich vierundzwanzig Stunden in Berlin aufgehalten, ohne Sie, ohne irgend Jemanden davon zu benachrichtigen, und daß ich Richten verlassen habe. Ach, ich habe mehr verlassen, als den Ort!"

Der Brief brach an der Stelle plötzlich ab, und erst am folgenden Tage war die Fortsetzung desselben geschrieben worden.

„Es ist eine lange Zeit vergangen," hieß es in derselben, „ehe ich die Fassung gewann, mir selbst meine Zustände klar

zu machen, und gestern, als ich mich stark genug glaubte, Sie, dessen tröstliche Theilnahme mir seit manchem Jahre das Hoffen erleichterte, in meine entmuthigte Seele, in mein gebrochenes Herz blicken zu lassen — gestern übermannte mich die Verzweiflung wieder mit ihrer ganzen Stärke. Jeder meiner Gedanken war wieder nur ein Aufschrei, ein Aufschrei der Klage gegen ihn, dessen Namen zu nennen mir jetzt ein Schmerz ist.

„Ich habe des Tages nicht vergessen, an welchem ich Ihnen, als wir in Richten zum ersten Male nach dem Kriege die Margarethenhöhe hinaufstiegen, die einfache Geschichte meines Lebens, die unbewußte Weise schilderte, in welcher mein Herz sich, von früher Kindheit an, dem schönen, verwaisten Knaben zugewendet hatte. Meine Liebe ist stets eine Kraft gewesen, die ich nur genoß, wenn ich sie im Dienste für Andere, in der Hingebung an Andere verwerthen konnte. Ich war sein, so lange ich mich meiner selbst erinnern kann, und seit sieben langen Jahren hat jeder meiner Athemzüge ihm gehört. Weshalb soll ich noch leben, da mein Dasein ihn nicht mehr beglückt? —

„Schatten der Liebe, welche den Gegensatz zu ihrem Lichte bilden, haben Sie die bangen Zweifel geheißen, von denen meine Seele damals sich beunruhigt fühlte. Ach, ich wußte, daß mein ahnend Herz mich nicht betrog, daß es nicht vergebens sorgte und erbebte! Der Unglückselige hat sein Blut vergossen für des Vaterlandes Ehre, und während ich in brünstigem Gebete jedes Haar seines Hauptes der Huld des Höchsten anempfahl, ist Renatus nicht nur von mir, ist er von der wahren Ehre abgefallen, ist er sich selbst verloren gegangen, ist er abwendig geworden der Liebe und der Treue, die er mir gelobt hat.

„Als er heimkehrte! Wie soll ich sie Ihnen aussprechen, die Wonne und das Glück, die ich empfand, die Seligkeit, mit der ich ihn in meine Arme schloß! Aber in jenem ersten Auf-

zucken meines Herzens fühlte ich es — nur ich war glücklich, er war es nicht.

„Was habe ich nicht alles gethan, ihn wiederzugewinnen, was gelitten, ihn zu sich selbst zurückzuführen! Es ist Alles vergebens gewesen, und meine Kraft ist erschöpft, meine Lebenslust dahin.

„Fast fünf Monate sind in diesem stillen Kampfe entschwunden. Der Termin für die neuen Contracte mit seinen Beamten war gekommen. Ich hatte ihn am Morgen heiterer als sonst gesehen, er sprach von seinem Vorsatze, auf seinen Gütern zu leben, ich knüpfte wider meinen Willen meine Hoffnungen daran. Aber der Mittag war nahe, der Amtmann hatte sich schon lange entfernt, und Renatus ließ sich nicht sehen. Seine Sorgen waren stets die meinigen gewesen, ich kannte seine Angelegenheiten besser als er selbst, ich hatte mich darauf vorbereitet, sie leiten zu können, wenn es ihm nach unserer Verheirathung nicht gefallen hätte, sich mit ihnen zu beschäftigen, und eben deßhalb hatte ich dem Rathe beigepflichtet, daß er die beiden andern Güter verkaufen solle. Glücklich mit ihm zu sein, war in dem herrlichen Richten ja immer noch des Raumes genug.

„Den ganzen Morgen hatte ich mich gefragt: Was wird er thun, wozu wird er sich entschließen? Die Ungewißheit ließ mir endlich keine Ruhe. Ich schickte nach seinem Zimmer, er war nicht dort. Man sagte, er sei in den Park gegangen. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn sehen. Man reißt nothgedrungen sein Herz von dem geliebten Herzen eines Mannes los und verlernt es doch nicht, um den zu sorgen, der uns von sich stößt.

„Ich ging in den Park hinab, ich suchte Renatus in den Wegen, welche ihm die liebsten waren, nur seine Fußtapfen sah ich, er war nicht dort.. Er fand die Laune spazieren zu gehen, und sagte sich nicht mehr: Hildegard wird am mich denken, wird um mich sorgen!

„Bis an die Wiese folgte ich seiner Spur. Dann ging ich auf die Margarethenhöhe hinauf, und kaum dort angelangt, sah ich ihn von dem Rothenfelder Kirchpfade den Weg in die Höhe kommen. Das Herz schlug mir vor Freude, wie ich ihn in seiner Schönheit so leicht einhergehen sah. Ich wußte nicht, was ich that, als ich, der inneren Stimme folgend, so schnell ich konnte, ihm entgegeneilte.

„Sonst, wenn ich, noch ein halbes Kind, so im Laufe von der Höhe zu ihm heruntergeflogen war, hatten seine Arme sich mir entgegengebreitet und ich hatte mich an seine Brust geworfen mit dem Glücksgefühle, daß ich im Hafen sei. Jetzt, als ich athemlos vor Freude und Erregung vor ihm stand, mußte ich beschämt die Augen niederschlagen, um es nicht zu sehen, wie wenig die unerwartete Begegnung ihn erfreute.

„Wo kommst Du her? fragte er mich, ohne mir auch nur die Hand zu reichen.

„Ich habe Dich gesucht, gab ich ihm zur Antwort; ich befürchte, daß Du keine gute Verhandlung mit dem Amtmann hattest, daß es zu keinem Abschlusse gekommen ist! — Und als ich das ausgesprochen hatte, fiel mir's auf das Herz, daß zwischen mir und ihm schon seit lange immer nur von seinen Geschäften die Rede gewesen war.

„Obschon die Mittagssonne heiß herniederbrannte, wollte ich über die Wiese den Rückweg nehmen, weil es uns am schnellsten nach dem Schlosse gebracht hätte, und ich scheute mich, mit ihm allein zu sein, weil es mir dann immer am schmerzlichsten fühlbar wurde, wie er mir gar nichts mehr zu sagen hatte.

„Wider mein Erwarten äußerte er die Absicht, über die Höhe nach Hause zu gehen. Als wir hinaufstiegen, bot er mir den Arm. Ich wollte fragen, mich erkundigen; er hieß mich schweigen, meine Brust zu schonen; aber auch er sprach nicht zu mir. Die Sonne erwärmte das Laub und die Stämme,

daß uns aus den dicht verschatteten Gängen überall ein warmer Blätterduft utgegenquoll. Von Zweig zu Zweig huschten die Vögel an uns vorüber, es sang und zwitscherte rund um uns her, es blühte, wohin man sah, und dazwischen zuckte und flammte das Sonnenlicht bald hier, bald dort zwischen der dichten Blätterfülle hervor und streute seinen glühenden Wiederschein über das grasige Erdreich hin, daß man wie auf dunkelrothen Blumen ging. Mitten in der Traurigkeit, die sich während dieses schweigenden Ganges immer lähmender auf mich herniedersenkte, wirkte die Herrlichkeit des Tages doch noch auf mich ein, und um nur die Stille zu unterbrechen, um nur nicht zu merken, wie einsam ich an seiner Seite sei, sagte ich: Siehst Du denn nicht, wie schön es hier ist?

„Gewiß! entgegnete er mir, es wird mir schwer genug werden, es wieder zu entbehren.

„Ich war nicht gleich im Stande, ihm auszudrücken, wie unerwartet mir seine Antwort kam, aber er mochte mein Erstaunen in meinen Mienen lesen, und ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, sagte er: Mein Urlaub geht zu Ende, unser Regiment kommt in den nächsten Wochen über den Rhein zurück. Ich muß es zu erreichen suchen, um meine Compagnie doch selbst in die Hauptstadt einführen zu können.

„Er sprach das so einfach, so natürlich — und welche Grausamkeit wäre einem treulos gewordenen Herzen nicht natürlich? — daß er mich täuschte. Ich war es schon gewohnt worden, ihn nur an seine eigenen Wünsche denken zu sehen, und das Verlangen, mit den Tapfern, in deren Mitte er gekämpft hatte, unter unseres geliebten Königs Augen in die Hauptstadt einzuziehen, war ja ein berechtigtes. Ich selbst sehnte mich danach, ihn an der Seinen Spitze, im Siegesschmucke, im deutschen Eichenkranze zu erblicken. Indeß ich unterdrückte diesen Wunsch, und nur die Frage that ich, wann er gehen wolle.

„Sobald ich hier mit dem Amtmann abgeschlossen habe!

„Du denkst also, ihn zu behalten? erkundigte ich mich.

„Ja, als Pächter! entgegnete er kurz.

„Mein Erschrecken war groß, indeß ich hatte seit lange die Erfahrung gemacht, daß meine Bitten, meine Vorstellungen ihn nicht bestimmten. Du hast also Deine Absichten geändert, Du willst die Güter nicht selbst bewirthschaften, wie Du es noch vor wenig Tagen vorgehabt hast? erkundigte ich mich.

„Nein! sprach er sehr bestimmt.

„Ich wußte mir nicht zu erklären, was geschehen sein konnte, ich schwieg also; aber das reizte seine Ungeduld, und heftiger, als es zu verantworten war, rief er: Sprich es doch aus, was Du denkst, und hülle Deine Unzufriedenheit nicht in dieses Schweigen, das mich verdammt, weil ich endlich, endlich einmal von den Sorgen freizukommen wünsche, die mein Erbtheil gewesen sind von Jugend auf! Was habe ich denn bis jetzt von meinem Leben, von diesen Gütern anders gehabt, als Sorgen? Von unseren übeln Vermögensumständen habe ich den Caplan sprechen hören, als ich mich, ein Knabe, noch an Märchen zu ergötzen wünschte! Um unserer Vermögensverhältnisse willen schickte man mich in das Heer, in einem Alter, in welchem mein Vater in wahrhaft königlicher Freiheit mit seinem Erzieher die halbe Welt durchreiste! Als ich nach längerer Zeit ins Vaterhaus zurückkam, empfing mich die Kunde, daß unsere Lage es für meinen Vater nöthig mache, auf mein mütterliches Erbe zurückzugreifen, und ich gab es hin! Im Feldlager, am Vorabende der größten Schlacht, erreichten mich mit der Nachricht von meines Vaters Tode die Berichte über unseren sich entwerthenden Besitz! Am Beiwachtfeuer, auf dem Siechbette im Lazareth, in den Sälen von Paris, bei dem Wiedersehen des Onkels, in dem Bureau von jenem Tremann und hier in meinem Hause höre ich immer und ewig nur dasselbe alte Lied!

Und wenn einmal der Schatten meiner Bäume mich still umfängt, wenn ich endlich einmal aufathmen möchte in Gottes freier Luft, spricht Dein schon wieder sorgenvoller Blick: Schaffe Rath, schaffe Ordnung, so ist's nicht zu halten! — Nun denn — verzeihen Sie mir, mein edler, theurer Freund, daß ich den Ausdruck wiederhole, den ich mit Beschämung von seinem Munde hören mußte — nun denn, so mag zum Teufel gehen, was nicht zu halten ist! Ich verkaufe Rothenfeld und Neudorf, ich verpachte Richten, ich gehe zu meinem Regiment zurück! Ich will wissen, woran ich bin, ich will nicht länger die Last auf meinen Schultern fühlen, welche die Vergangenheit mir aufgebürdet hat. Ich will die Irrthümer meiner Voreltern und auch die meinigen nicht als eine mich ewig hemmende Kette durch das Leben schleppen! Ich will ein eigenes, neues Leben leben, ich will endlich einmal mein eigener Herr, endlich einmal frei, endlich frei sein!

„Renatus hatte sich erhoben und ging auf dem engen Raume heftig auf und nieder. Noch an dem Morgen dieses Tages hatte er, wie ich schon erwähnte, davon gesprochen, daß er die Güter selbst bewirthschaften wolle; es mußte also etwas geschehen sein, das ihn verstimmt, das ihn andern Sinnes gemacht hatte. Ich vermochte mir nicht zu denken, was es gewesen sein könne, und ich wußte mir keinen Rath. Freilich hielt ich die Maßregeln, von denen er gesprochen hatte, soweit sie den Verkauf der beiden andern Güter betrafen, für richtig; aber ein Entschluß, in solcher Verfassung vollzogen, mußte mir immer als ein unheilvoller erscheinen, und ich wagte nicht, ihn zu billigen, nicht, wider ihn zu sprechen. Dazu kam das unabweisliche Gefühl, daß Renatus sich in solcher heftigen, in solcher über das erlaubte Maß hinausgehenden Weise nicht geäußert haben würde, hätte er einen Andern, hätte er nicht eben mich zur Seite gehabt. Ich glaubte es zu sehen, daß mein Erschrecken,

meine Angst ihm eine Genugthuung bereiteten, ich hatte in diesen letzten Monaten so viel, ach, so unaussprechlich viel von ihm ertragen, und keine Sylbe und kein Laut in seiner ganzen Rede dachten meiner! Ich war nicht mehr für ihn vorhanden!

„Oft, unsäglich oft hatte ich es empfunden, daß ich zu seinem Glücke nicht mehr nöthig sei. Jetzt traf es mich aus seinen Worten wie ein Schlag, und wie ein Blitz drang die nicht mehr zurückzuweisende Erkenntniß in mein Herz. Er wollte frei sein, frei vor allen Dingen, frei von dem Worte, das ihn an mich band! Ich war es, die er fliehen wollte, wenn er zum Regimente ging! Die Liebe, die er mir geschworen hatte, war der Irrthum, von dem er loszukommen wünschte; und es kostete ihn nichts, sich von dem Erbe seiner Väter loszureißen, wenn er sich damit nur von mir zu trennen vermochte.

„Wir waren nahe bei einander. Er war stehen geblieben und sah, an einen der starken Stämme angelehnt, in den Laubgang hernieder. Dieselbe Sonne beschien uns noch, dieselben sanften Töne des lockenden Vogelsang berührten noch unser Ohr, aber es war mir, als hätte sich eine Kluft aufgethan zwischen mir und ihm, und als träte er fern und ferner von mir zurück. In jedem Augenblicke wollte ich die Frage thun. Drei, vier Mal versuchte ich es, aber immer fehlte mir dazu das Wort, und mit jeder Sekunde schien er mir fern und ferner zu treten, wuchs in mir die Angst, daß mein Ton ihn nicht mehr erreichen könne. Ich war meiner Sinne fast nicht mächtig. Nur das Einzige fühlte ich noch klar: auch ich mußte frei werden, und wenn auch durch den Wahnsinn oder durch den Tod, von dieser Stunde martervoller Pein.

„Renatus, fragte ich ihn, und meine eigene Stimme klang mir wie eine fremde, und die Frage klang mir so fremd, als hätte ich nichts mit ihr zu schaffen, Renatus, Du sprichst von Deinen Irrthümern, von deren Folgen Du frei zu sein wünschest?

Siehst Du die Liebe, die Du mir geschworen hast, auch als einen Irrthum an? Willst Du frei sein auch von den Banden, die uns an einander ketten? Sprich es aus!

„Renatus fuhr zusammen, aber er antwortete mir nicht, und, die Arme über die Brust verschränkt, den Blick zu Boden gerichtet, starrte er finster vor sich nieder.

„Was da in meiner Seele vorging! Wie könnte ich Ihnen das beschreiben? Ich hatte mir gesagt, daß er mich nicht mehr liebe, ich hatte ihm angeboten, ihm seine Freiheit wiederzugeben, und, denken Sie nicht übel von mir, weil ich es Ihnen eingestehe, ich erwartete, ihn zu meinen Füßen niedersinken zu sehen, und meine Arme waren wie meine Seele offen, ihn liebend und verzeihend zu umfangen. Indeß Renatus regte sich nicht, und wie von einem inneren Feuer schnell und hoch emporgetrieben, schoß ein Gefühl des Zornes in mir auf. Da er mich nicht mehr liebte, sollte er künftig mit Beschämung an mich denken, wollte ich den Triumph genießen, ihn zu demüthigen, und ich hatte es bis dahin nicht geahnt, welche Kräfte der Grimm und die Empörung uns verleihen können.

„Ich blieb sehr ruhig sitzen, als er vor mir stand. Sieh' nicht so finster drein, Renatus, sagte ich. Es ist eine böse Stunde über Dich gekommen, aber ich habe mich Dir ja angelobt für gute und für böse Stunden, ich will Dir helfen, über diese hier hinauszukommen. Es ist gut, daß sie mich nicht unvorbereitet trifft. — Ich mußte innehalten, denn das Klopfen meines armen Herzens versetzte mir den Athem und ich brauchte eine kleine Zeit, ehe ich wieder meiner Herr geworden war.

„Du willst frei sein, sagte ich, Du möchtest ein neues Leben leben! — Ich streifte den Ring von meinem Finger, den ich seit sieben Jahren, seit sieben langen Jahren nicht von mir gelassen hatte, und reichte ihm denselben hin. — Nimm das

Pfand zurück, das Dich an die Vergangenheit bindet, ohne Deine Liebe begehre ich Dein nicht. Ich gebe Dich frei!

„Renatus trat mit rascher Bewegung auf mich zu. Sein Auge belebte sich, aber ich sah es, ich konnte mich nicht darüber täuschen, es war kein Schmerz, es war eine aufzuckende Freude, die es erglänzen machte. — Behalte ihn, o, behalte den Ring, bat er, als ein Andenken an mich, und ich will den Deinigen heilig halten in Bewunderung Deines edlen, großen Herzens!

„Ich konnte ihm nicht antworten; ich schüttelte verneinend mein Haupt. Ich hätte es nicht vermocht, den Ring wieder an meiner Hand zu tragen. Er war mir einst ein Pfand des Glücks gewesen, er wäre mir jetzt eine mahnende Erinnerung an ein langes Leid geworden. Aber ich war es so gewohnt, ihn zu tragen, meinen Finger von dem kleinen Reif umspannt zu fühlen; es fehlte mir etwas, es wurde mir kalt, es fiel mir Alles, Alles auseinander, da ich ihn fortgegeben, da Renatus ihn zurückgenommen hatte. Es war ein Zauberring für mich gewesen, nun war der Bann gelöst und die Entzauberung brach schnell heran.

„Ich war mit meinen Gedanken, mit meiner Kraft zu Ende. Ich sah das Spielen der Blätter, ich fühlte den Sonnenschein, ich hörte die Vögel singen; es bedeutete mir nichts mehr. Ich athmete, das war Alles! Nicht einmal mein Leiden fühlte ich. Nur eine Stumpfheit, nur eine Leere empfand ich. Es war mir Alles ein Räthsel, es war mir Alles klar und doch so unverständlich. Ich hätte nicht sagen können, ob ich wache, ob ich träume.

„So saß ich eine Weile. Die Zeit kam mir sehr lang vor. Ich wunderte mich, daß die Sonne noch immer schien, daß die Vögel noch immer sangen. Es war mir, als hätte ich Ewigkeiten durchlitten und durchlebt.

„Renatus sprach zu mir. Er sagte mir, wie er seit Jahren

vor der Stunde sich gefürchtet hätte, in welcher der Irrthum unserer Herzen uns deutlich werden würde. Er habe lange gefühlt, daß er in jugendlicher Verblendung den Frevel begangen habe, mich an sich zu ketten, ehe er sich seines eigenen Wesens recht bewußt geworden sei. Er gestand mir, daß er mich nie geliebt, daß er sich vergebens bemüht habe, sich mit der Freundschaft, der Verehrung, der Bewunderung zu begnügen, die er für mich fühle, die er mir bewahren werde ....

„Ich fühlte ein Verlangen, laut aufzulachen, aber ich unterdrückte es, denn mit diesem Lachen hätte ich dem Wahnsinne Raum gegeben, der mit seinen grauen, verwirrenden Flügeln sich auf mein Haupt herniedersenken wollte.

„Ich ließ Renatus sprechen fort und fort. Es war der Anfang der Befreiung, die er sich bereitete. Mit lebhaften Worten schilderte er mir die Leiden, die Schmerzen, die er um mich getragen hatte. Er um mich! — Ich unterbrach ihn nicht; auch nicht, als er es mir ausmalte, das Glück, das er sich einst mit mir geträumt, das er ersehnte, das er von der Zukunft sich erhoffte.

„Ach, er kannte die Liebe, er kannte sie sehr wohl! Und angstvoll, von Minute zu Minute harrend, strebte ich, zu erkennen, wer ihn fühlen lehren, was er nicht für mich gefühlt. Die Liebe hatte er ertödtet in meiner Brust; wie ein böser Geist stieg aus ihrer Asche die Eifersucht, diese niedrigste der Leidenschaften, in mir empor. Ich sehnte mich danach, den Namen Eleonore von seinem Munde zu vernehmen, denn mich verlangte nach einem Gegenstande für den Haß, der in mir brannte, aber ich hatte mich betrogen. Er hatte Eleonore Haughton nicht geliebt. Nur seine Phantasie hat sie beherrscht, nur seine Eitelkeit hat sie beschäftigt. Sie war für ihn zu mächtig, wie meine Liebe für ihn zu mächtig gewesen ist — und nicht einmal der elende Trost war mir gegönnt, das Wesen hassen

zu dürfen, das er, ich erkannte es in jener unheilvollen Stunde, das er liebte und auf das sein Sinn gerichtet war.

„Ich war sehr elend, sehr unglücklich, mein theurer Freund!

„Als Renatus endlich zu sprechen aufhörte, schien er eine Antwort zu erwarten, aber was sollte ich ihm sagen? Ich erhob mich und wollte gehen. Er hielt mich bei der Hand zurück. Das dünkte mir der Gipfel seiner Herzenshärtigkeit.

„Ich zog meine Hand aus der seinigen. Du bist jetzt frei, was willst Du noch von mir? fragte ich ihn.

„Deine Vergebung! sagte er, und dem bittenden Klange seiner Stimme konnte ich nicht widerstehen. Wie eine leuchtende Flut strömten sie auf mich ein, alle die Erinnerungen jener goldenen Tage der Jugend. Die Fülle meines einstigen Glückes, die Gewalt meines Schmerzes überwältigten mich. Ich breitete meine Arme aus, ich warf mich an seine Brust, und an seinem Herzen, an seinem treulosen Herzen weinte ich um ihn — um mich!

„Matt wie eine Sterbende, riß ich mich endlich von ihm los. Ach, er hielt mich nicht! Wo willst Du hin? fragte er mich, da ich, nicht wissend, was ich that, mich nach dem Dorfe wendete. Wo willst Du hin?

„In die Verbannung! gab ich ihm zur Antwort. War die Welt mir doch öde und leer, wohin ich immer ging. Er bot mir seinen Beistand an, er wollte mich begleiten. Die kleinste Hülfsleistung von ihm wäre mir wie eine Schmach erschienen. Ich hieß ihn gehen. Er trug Bedenken, mich zu verlassen. Ich bin des Alleinseins lange schon gewohnt! versicherte ich ihm.

„Dir gegenüber habe ich nur zu gehorchen! sprach er, und mir die Hand noch einmal reichend, die zurückzuweisen ich zu stolz war, ging er, ohne sich auch nur noch einmal nach mir umzusehen, langsam die Höhe hinab.

„Trockenen Auges blickte ich ihm nach. Es war mir Alles

werthlos, Alles gleichgültig, selbst mein eigenes Unglück. Nur das Eine fühlte ich, ich konnte mein Haupt unter seinem Dache nicht mehr zur Ruhe legen, ich konnte ihn nicht wiedersehen.

„Als ich in das Schloß kam, sagte man mir, Renatus sei ausgeritten und werde erst am Abende wiederkehren. So sehr war ich an seine rücksichtslose Grausamkeit gewohnt, daß ich es ihm Dank wußte, mir Freiheit für den einen Tag geschafft zu haben. Ich konnte Vittoria, ich mochte Cäcilie nicht um mich haben. Ich bat meiner Mutter, sich mit mir zurückzuziehen; ich sagte ihr Alles, Alles! — Auch sie begriff es, daß ich nicht bleiben konnte, auch sie wünschte, sich zu entfernen; nur so schnell, wie ich es begehrte, konnte es für sie und mich und für Cäcilie nicht ausgeführt werden; und ehe ich über diesen Abend hinaus in seinem Hause geblieben wäre, hätte ich mein Haupt auf freiem Felde betten und des Himmels Sterne mir zum Zelte machen mögen.

„Meine Mutter sah meine Angst. Es fiel ihr ein Auskunftsmittel ein. Am folgenden Tage sollte, wie wir wußten, eine meiner näheren Bekannten ihr Vaterhaus verlassen, um nach dem Fräuleinstift zum heiligen Grabe aufzubrechen, in welchem der König ihr eine der freigewordenen Stellen gnädig zuertheilt hatte. Ich konnte ihren Wohnsitz noch vor der Nacht erreichen, und sie hatte, da sie nur mit ihrem Mädchen reiste, einen Platz für mich in ihrem Wagen; sie hatte es mir sogar angeboten, sie zu begleiten, falls ich die Hauptstadt und unsere Freunde wiederzusehen wünschte.

„Wie mir zu Muthe war, als ich das Schloß verließ, welches ich mich gewöhnt hatte, als meine Heimath zu betrachten — ich finde keine Worte, es Ihnen auszudrücken. Vom Leben scheiden, ist für den Gläubigen nicht schwer, die Hoffnung leiht ihm ihre tragenden Schwingen; aber sich loszureißen von all seinem Glauben, von seinem Lieben, von all seinem Hoffen

und in das Leben, in die kalte, fremde Welt hinauszugehen, das, mein theurer Freund, das ist sehr schwer, sehr bitter, und ich habe es ertragen.

„Unsere Reisetage gingen still dahin. Ferdinanden's Verlobter war auf dem Schlachtfelde gefallen, sie war vereinsamt wie ich, und doch die Glücklichere, denn ihr Schmerz war rein. Wir fuhren die ganzen Tage, wir rasteten die Nächte; sie fühlte keine Neigung und ich hatte nicht die Kraft, unsere Freunde in der Hauptstadt wiederzusehen. So langten wir im heiligen Grabe, im Stifte an, und so habe ich es nach kurzem Aufenthalte unter dem Schutze einer der Stiftsdamen wieder verlassen und mich derselben mit Bewilligung meiner Mutter für den Besuch von Pyrmont angeschlossen. Meine Gesundheit, die nie stark gewesen ist, hat sehr gelitten, der Arzt verlangte für mich den Gebrauch jener Quellen, und ich durfte mich seinem Rathe nicht widersetzen, denn ich habe eine Mutter, die von meinem Siechthume leiden, die mein Tod betrüben würde. Ich muß ein Leben zu erhalten suchen, das mir völlig werthlos ist.

„Am Beginne jedes Morgens frage ich mich mit schmerzlicher Ermüdung: was soll mir dieser Tag? Ich werde mich dies fragen bis an mein Lebensende! Die Liebe, wie ich sie fühlte, ist eine Blüthe, die, einmal entblättert, nicht wieder blüht, und wenn ich zurückblicke in die Vergangenheit und ich finde alles verwelkt, was ich in mir gepflegt um seinetwillen, der es nicht verdiente, und wenn ich mich frage: wie konnte das geschehen, wie durfte er es wagen, wie vermochte er es zu thun? so finde ich keine Antwort in mir, wie ich kein Verschulden in mir finde. Nur das Lied des Dichters fällt mir immer ein, und Tag und Nacht klingt sein trauriges Wort: „Mußt es eben leiden!“ in meiner Seele wieder.

„Wenn Gott Erbarmen mit mir hat, wenn er mein Gebet erhört und mir es nicht zu fern steckt, meines Daseins Ziel,

dann, mein verehrter, mein theurer Freund, Sie Einziger, der schon seit Jahren meinen Kummer in selbstloser Güte zu theilen nicht verschmähte und gegen den mein Herz zu erschließen mir jetzt ein trauriger Genuß ist, dann lassen Sie mir diese Worte auf den Grabstein setzen; und so lange der rohen Willkür und dem Leichtsinne eines Mannes noch Gewalt gegeben ist über eines Weibes liebend Herz, wird ihnen der Wiederhall in mancher Brust nicht fehlen.

„Leben Sie wohl, mein theurer, väterlicher Freund! Sie haben mir einst gestanden, daß ich Ihnen den Glauben an die höchsten Güter des Menschen wiederzugeben so glücklich gewesen bin, und Sie haben mir damit einen Trost gewährt, an dem ich mich jetzt oft zu halten genöthigt bin, wenn mein ganzes Dasein mir als ein verfehltes vorkommt, wenn ich mich frage: Wozu habe ich gelebt und wozu soll ich leben? —

„Ihnen, mein Freund, bin ich doch etwas werth, zu etwas gut gewesen, und ich weiß Ihnen für die Ermuthigung, welche diese Gewißheit mir gewährt, nicht besser zu danken, als indem ich Ihnen mich mit allem meinem Kummer nahe. Nehmen Sie, der, wie Sie mir selber sagten, das Leben von seinen Höhen bis zu seinen Tiefen kennt, und den diese Kenntniß nachsichtig gemacht hat, nehmen Sie mich duldsam auf und denken Sie in irgend einer guten Stunde an die arme Hildegard."

# Siebentes Capitel.

Man soll im Zorn nicht handeln, im Zorn keine Entschlüsse fassen! so lautet eine alte Regel; aber jede Regel scheint nur um ihrer Ausnahme willen da zu sein, und Jeder erfährt es wohl einmal in seinem Leben, daß sein Zorn ihn aus dem trägen Gange seiner Unentschlossenheit emporgerissen, und ihn wie mit einem heftigen Spornstoße zu einem Ansprunge und in einen neuen Weg getrieben hat, den eingeschlagen zu haben man sich später freut. Renatus wenigstens meinte, an sich eine solche Bemerkung machen zu können.

Sieben ganze Jahre hatte er sich in dem völlig unwahren Verhältnisse zu Hildegard bewegt, weil er sich es beständig vorgehalten, daß es einem Manne, einem Edelmanne, nicht anstehe, ein gegebenes Wort zu brechen. Nun es geschehen war, nun da er Hildegard, er täuschte sich darüber nicht, endlich dazu genöthigt hatte, ihn seiner Verpflichtung gegen sie zu entlassen, nun fühlte er sich so leicht, so frei, und trotz seines edelmännischen Bewußtseins so völlig in seinem Rechte, daß er dieses Wohlbehagens nicht wieder verlustig zu werden wünschte.

„Mag zum Teufel gehen, was nicht mehr zu halten ist!“ hatte er in seiner Entrüstung zu Hildegard gesagt, und je mehr er auf seinem Ritte darüber nachsann, um so mehr beschloß er, jenen in der Zorneshitze gethanen Ausspruch zu einer Wahrheit zu machen. Es war sein beeinträchtigtes Menschenrecht, das ihm jene Worte eingegeben hatte; weßhalb sollte er anstehen, es zu wahren? —

Die Zeiten, in welchem der Adel selbstherrlich auf seinen Gütern gesessen hatte, waren in seinem Vaterlande für immer dahin. Er hatte keine Unterthanen mehr, die von ihm abhingen und über die er zu Gericht saß. Er und sie waren gleichmäßig Bürger des Staates geworden, fast in allen Fällen derselben Gerichtsbarkeit unterworfen; aber Einen Weg gab es noch, auf welchem der Edelmann sich der Vorrechte seines Standes, denn solche waren freilich noch genug vorhanden, voll bewußt werden konnte: es war die militärische Laufbahn. Der Offizierstand war noch eine besondere Kaste, der Offizier hatte noch seinen besonderen Gerichtsstand, und je mehr die bürgerliche Gesellschaft seit der französischen Revolution im Staate an Bedeutung gewonnen, um so entschiedener hatten in Deutschland, und namentlich in Preußen, die Edelleute sich im Heere zusammengeschlossen.

Weßhalb sollte Renatus sich mit der Sorge für einen großen, ihm zwar Ansehen verleihenden, aber auf lange hinaus keine Vortheile versprechenden Besitz belasten, wenn Ansehen und Ehre ihm schon aus der großen Adelsverbindung im Heere erwuchsen, der er sich auch künftighin nur anzuschließen brauchte, um neben seinen angeborenen Ehren auch noch der ganz besonderen sogenannten militärischen Ehre theilhaftig zu werden und für sich eine Menge von Rechten und von Schranken aufgerichtet und benutzbar zu finden, die alle darauf berechnet waren, auf künstliche Weise dem Adel jene bevorzugte Stellung zu erhalten, die auf natürliche Weise vor dem Urtheile der gesunden Vernunft und vor dem Bewußtsein des Bürgerstandes nicht mehr zu behaupten war.

Sein Vater hatte die Güter mit Schulden belastet, hatte des Sohnes mütterliches Erbe aufgezehrt; aber er hatte ihn, wie Renatus jetzt erkannte, wahrscheinlich eben deßhalb frühzeitig in das Heer, als in die ihm angemessene Laufbahn, eingeführt.

Es war nicht des jungen Freiherrn Schuld, wenn seine Vorfahren nicht durch Stiftung eines Majorats der ungemessenen Willkür des Einzelnen Schranken gesetzt hatten, es konnte also auch nicht seine Pflicht sein, herzustellen, was er nicht zerstört, aufzurichten, was er nicht untergraben hatte. Es war genug, daß er unter der Verschwendung seines Vaters litt, daß er Fehler büßte, die er nicht begangen hatte. Und endlich, was änderte sich denn in seiner Stellung, wenn er jene Rathschläge befolgte, welche ihm von Erfahrenen gegeben worden waren? Er blieb der Freiherr von Arten-Richten, gleichviel, ob zu diesem Richten noch Neudorf und noch Rothenfeld gehörten oder nicht. Und wenn es vollends möglich war, sich durch Entäußerung der beiden andern Güter mit weniger Sorgen zu einem größeren Wohlstande als dem gegenwärtigen emporzuarbeiten, so wäre es ja gegen alle Klugheit und Vernunft gewesen, sich nicht dazu entschließen zu wollen.

Er war in heftiger Aufregung von seinem Hofe fortgeritten; aber je weiter er sich von demselben entfernte, je mehr ließ er dem Pferde Freiheit, seinen Schritt zu wählen, und während er so langsam durch den Wald hinritt, gediehen seine Meinungen und Vorsätze immer mehr zur Reife. Auf den Beistand des Königs, auf den Hildegard und sein Oheim ihn hingewiesen und den zu erbitten, beide ihm Hoffnung gemacht hatten, durfte er jetzt nicht rechnen. Er selbst war dem Könige ganz unbekannt, und sein Vater hatte seit dem Religionswechsel der Baronin Angelika die Gunst des streng protestantischen Herrschers nicht mehr besessen. War dem jungen Freiherrn daran gelegen, sie wieder zu erwerben, so bot sich ihm, bei der entschiedenen Vorliebe, welche der König für den Soldatenstand hegte, in dem Heere die beste Gelegenheit dazu; kurz, Renatus mochte die Sache ansehen, wie er wollte, er konnte nach seiner Ansicht gar nichts Angemesseneres thun, als im Heere bleiben; und in diesem Falle

war der Verkauf der Nebengüter, die Verpachtung von Richten durch die Umstände geboten und nothwendig, und das Nothwendige mußte er thun, gleichviel, wer es ihm zuerst als ein solches dargestellt hatte.

Es war am Abende, als der Reitknecht seines Freundes mit dem von Richten herbeigeholten Mantelsacke des jungen Freiherrn nach Brastnick wiederkehrte. Er brachte ihm ein kurzes Schreiben der Gräfin Rhoden mit. Renatus saß in dem Familienkreise seines Gastfreundes beim Abendessen, als der Diener ihm den Brief aushändigte. Er erkannte die Handschrift und steckte ihn in die Brusttasche.

Ein Billet-doux? scherzte der Hausherr.

Durchaus nicht! entgegnete Renatus, nur irgend eine Nachricht von meines verstorbenen Vaters alter Freundin, von der Gräfin Rhoden!

Erst später in der Nacht, als Renatus sich in seinem Zimmer allein befand, die Männer hatten lange beim Weine gesessen, öffnete er den Brief der Gräfin. Er enthielt nur die wenigen Reihen:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, wird meine Tochter Richten bereits verlassen haben. Mit welchen Empfindungen ich Ihnen dieses schreibe, sage Ihnen Ihr eigenes Herz. Ich habe mir erlaubt, meine Tochter in Ihrem Wagen nach Ramsdorf fahren zu lassen: sie wird ihre Freundin in das Stift begleiten. Für einige Tage bin ich, wegen der Ordnung meiner Angelegenheiten, noch auf Ihre Gastfreundschaft angewiesen, die mir jetzt nicht leicht zu tragen sein wird; und ist es mit Ihren Geschäften nicht unvereinbar, so wäre es vielleicht für uns Alle eine Erleichterung, wenn Sie den Besuch bei Ihrem Freunde so lange ausdehnen wollten, bis ich mit meiner jüngeren Tochter Ihr Schloß verlassen haben werde. Ich will dazu thun, diesen Zeitpunkt möglichst zu beschleunigen."

Anrede und Unterschrift waren durchaus förmlich gehalten,

aber in der Stimmung, in welcher Renatus sich befand, focht der Brief ihn wenig an. Man hatte mit ihm über seine in Aussicht stehende Heirath mit der ältesten Gräfin Rhoden gescherzt, und er hatte alle darauf hinzielenden Bemerkungen mit der Versicherung zurückgewiesen, daß davon gar nicht die Rede sei. Als man derselben nicht glauben wollen, hatte er unumwunden eingestanden, daß er vor dem Feldzuge allerdings eine Anhänglichkeit für sie gehabt habe, aber die Gräfin sei ja älter als er, sei kränklich, und daß nach seiner Heimkehr von jener blöden Jugendschwärmerei nicht mehr die Rede gewesen sei, könne man am besten daraus abnehmen, daß er sich eben noch völlig frei befinde, während ihn doch nichts abgehalten haben würde, sich zu verloben und zu verheirathen, hätte er dazu irgend einen Antrieb in sich verspürt. Er rühmte dabei die Mutter als seine älteste und theuerste Freundin, welcher Gastfreundschaft zu gewähren ihm ein Glück gewesen sei. Er sprach von den unschätzbaren Eigenschaften der ältesten Tochter, erwähnte der ihn entzückenden Fröhlichkeit der jüngeren Gräfin, sagte, daß er die beiden Schwestern wirklich als seine eigenen Schwestern liebe, und die Aufnahme, welche diese Ansprüche bei seinen Genossen fanden, ließ ihn deutlich erkennen, daß man im Allgemeinen seine Verheirathung mit Hildegard als eine unpassende betrachtet haben würde.

Man bezeichnete eine solche Zufriedenheit, sich in der Voraussetzung getäuscht zu haben, daß Renatus sich in der Ueberzeugung bestärkte, das Richtige und das Berechtigte gethan zu haben; und wie man ihm von verschiedenen Seiten zu dieser und zu jener Heirath anrieth, ihm diese und jene Tochter aus den Familien des benachbarten Adels als die für ihn schickliche Frau bezeichnete, genoß er seiner Freiheit mit wirklichem Vergnügen, obschon keines der erwähnten Mädchen den Wunsch, es zu besitzen, in ihm hervorrief.

Auch am Morgen, als er frischen Sinnes erwachte, fühlte

wa:
k keine Reue über seine Handlungsweise. Er beklagte Hildegard, als ob er gar nicht an ihrem Mißgeschicke betheiligt wäre, und als er dann den kleinen Brief der Gräfin wieder in die Hand nahm, that es ihm leid, daß diese von ihm gehen wollte. Er hatte eine Weile sogar den Gedanken, noch an demselben Tage nach Hause zu reiten, um es zu verhindern; aber das Wiedersehen nach dem eben Statt gehabten Bruche und die unvermeidlichen mündlichen Erklärungen mußten nothwendig eine erschütternde Scene herbeiführen, eine jener Scenen, vor denen Renatus eine wahre Scheu trug. Er beschloß also, schriftlich abzumachen, was er der Gräfin zu sagen wünschte, und wie sie sich kurz zusammengefaßt hatte, that er es auch.

„Meine theure Mutter!" schrieb er ihr, „denn eine Mutter sind Sie dem verwaisten Knaben ja gewesen, lange ehe er daran denken konnte, diesen Namen durch ein engeres Anschließen an Sie sich zu verdienen, gehen Sie nicht im Unmuthe von mir fort. Der Bruch, der gestern geschehen ist, wie plötzlich er Ihnen auch erschienen sein mag, war nach meinem Empfinden längst ein nothwendiger geworden, und ich zweifle nicht, daß selbst Hildegard und Sie ihn als einen solchen anerkennen müssen. Wenn mich mit Recht der Tadel trifft, daß es mir an Muth gefehlt hat, gleich, als ich den Irrthum meines Herzens einsah, und das ist lange her, ihn auch auszusprechen, so trifft Sie, theure Mutter, doch auch der Vorwurf, daß Sie, die Sie des Menschen Herz und die Welt, und meine und Hildegard's Unerfahrenheit wohl kannten, uns vor sieben Jahren nicht abgehalten haben, ein Bündniß einzugehen, das so wenig Aussicht auf eine baldige Erfüllung darbot. Aber wir leiden in diesem Augenblicke Alle gemeinsam, wir dürfen nicht mit einander rechten. Lassen Sie uns vielmehr gemeinsam danach streben, dieses nothwendige Leid so viel als möglich zu mildern und so viel als möglich dem Auge der Welt zu entziehen.

„Ich werde Richten in kurzer Zeit verlassen. Gönnen Sie mir die Gunst, Sie bis dahin in meinem Schlosse zu behalten. Wir waren Freunde, ehe wir Verwandte zu werden hofften; lassen Sie uns Freunde bleiben, da jene Hoffnung sich leider nicht erfüllt, und mein Herz wird bemüht sein, Sie und die geliebte Cäcilie, und hoffentlich einst auch Hildegard, mit mir und meiner Handlungsweise auszusöhnen. Lassen Sie mich Sie in Richten wiederfinden! Aber was Sie auch beschließen, rechnen Sie auf mich wie auf Ihren Sohn, denn ich werde nicht aufhören, mich als Ihren Sohn zu fühlen."

Er war mit dem Schreiben sehr wohl zufrieden, ein Bote war schnell bei der Hand, und ohne weiteren Aufenthalt machte man sich darauf gegen Mittag zu dem beabsichtigten Besuche auf den Weg.

Weil die ganze Familie seines Wirthes Theil an dem Ausfluge nehmen sollte, hatte man in dem viersitzigen Wagen nicht Plätze genug; man nahm also ein Gig zu Hülfe, dessen Renatus und sein Freund sich bedienten.

Der schöne Sommertag, die hübsche Hausfrau, die fröhlichen Kinder, die aus dem rasch dahin rollenden Wagen so neugierig und so ungeduldig wie flügge werdende Vögel aus ihrem Neste in die Welt hinaussahen und mit ihren Anrufen, Zeichen und Winken den Vater aus der Ferne bald auf dieses und bald auf jenes Wunder aufmerksam machten, belustigten Renatus. Es lag in der Unschuld dieser Kinder für ihn, der an die kecke Frühreife Valerio's gewohnt war und sonst mit Kindern wenig oder keinen Verkehr gehabt hatte, etwas ungemein Reizendes; und nur wenn es ihm einfiel, daß Hildegard jetzt unterwegs sei und daß die Gräfin in Richten nun seine Antwort bald erhalten werde, legte sich ein Schatten über seine Heiterkeit und es fiel ihm Etwas schwer aufs Herz, daß er aufathmen und sich unwillkürlich mit der Hand über die Stirne fahren

mußte. Indeß sein Gefährte merkte nichts von dem dunkeln Boden, über dem die Fröhlichkeit des jungen Freiherrn aufwuchs, und man war im vollen Genusse des schönen Tages, des angenehmen Weges und des erfreulichen Beisammenseins, als ein schwerbeladener Lastwagen, der von der Höhe herunterkam, den Fahrenden nöthigte, scharf zur Rechten auszubiegen. Aber der Landweg war nur schmal, der Wagen mit Fässern und Kisten in der Mitte ungewöhnlich breit beladen, und wie der neben dem Wagen gehende Fuhrmann seine Pferde auch nach der linken Seite hinüberzerrte, die Räder des Frachtwagens und des Gig geriethen in einander, die Pferde des Frachtwagens zogen auf des Fuhrmannes Anruf mit scharfem Rucke an — ein Knack, und das leichte, schwache Rad des Gig fiel in Stücken von der Achse.

Es war ein unangenehmer Vorfall. Man war ein paar Meilen von dem Orte der Ausfahrt, ein paar Meilen von dem Gute entfernt, nach dem man sich begeben wollte. Einen besonderen Kutscher hatte man für den kleinen, nur zweisitzigen Wagen nicht innegehabt, und den Diener, der auf dem Wagen der Frauen und der Kinder saß, mochte man nach der eben gemachten Erfahrung nicht mit dem Pferde nach Hause senden, um ihn für alle Fälle zur Hand zu behalten.

Man fing an, sich in der Gegend umzusehen; man war kaum eine Viertelstunde von Marienfelde entfernt, und eben als der Besitzer des zerbrochenen Gefähres darauf dachte, sich dorthin zu wenden, um seinen Wagen unterzubringen, und wo möglich irgend einen anderen zur Fortsetzung der Fahrt zu borgen, ward in der Entfernung zwischen den Feldern ein Reiter sichtbar, der, als er die beiden Wagen auf der Landstraße halten und einen derselben zerbrochen sah, mit seinem tüchtigen Pferde schnell herankam.

Der Mann und sein Pferd sahen wie aus Einem Gusse

aus, so fest saß er in seinem Sattel, so gut paßten der großeil-starke Reiter und sein Schimmelhengst zusammen. Es war ein schönes, ein erbeutetes Pferd; und der Gutsbesitzer Steinert wußte sich etwas mit dem feurigem Andalusier, in dessen stark hervortretenden Adern unter der feinen Haut das arabische Blut ganz unverkennbar war. Es kam seiner Pferdezucht zu Statten.

Steinert erkannte seinen adeligen Gutsnachbar schon aus ansehnlicher Ferne, und mit der weithin schallenden Stimme, welche in manchem Kampfe ermuthigend an seiner Leute Ohr und in ihr Herz gedrungen war, rief er: Guten Morgen, Herr von Brinken! Haben Sie ein Unglück gehabt?

Steinert war während dessen nahe heran gekommen und erst jetzt erblickte er auch Renatus, der hinter dem Gig gestanden hatte. Ohne irgend an die Zurückweisung zu denken, welche er von dem jungen Freiherrn vor Jahren auf der Landstraße erfahren hatte, reichte er ihm die Hand hin, und mit einer Freundlichkeit, welche sein dunkel gebräuntes Gesicht angenehm erhellte, und seine Lippen unter dem dicken, bereits ergrauenden Schnurrbarte schön umspielte, rief er: Willkommen zu Hause, Herr von Arten! Ich hörte schon, daß Sie zurückgekommen wären.

Renatus konnte nicht anders, als die dargebotene Hand ergreifen und den Handschlag Steinert's erwiedern; aber es fiel ihm auch jetzt noch auf, daß Steinert ihn völlig als seines Gleichen behandelte. Nicht einmal Herr Baron nannte er ihn, sondern Herr von Arten, ganz schlechtweg. Es war jedoch für Renatus zu besonderen Betrachtungen in diesem Augenblicke nicht die Zeit. Denn Steinert war vom Pferde gestiegen, besah mit Kennerblick den Schaden an dem Wagen, und machte sofort den Herren den Vorschlag, mit ihm nach Marienfelde zu kommen, von wo er einen Knecht mit einem Baume zur Unterlage für das Gig abschicken wolle, damit man dasselbe nur erst nach dem Dorfe bringen könne, und später stehe dann den Herren sein

muß Fuhrwerk zum Weiterfortkommen zu Diensten. Man nahm das Dankbar an.

Ein scharfer Pfiff, den Steinert über die hohlen Hände that, rief einen seiner Arbeiter vom Felde herbei, den man bei dem Fuhrwerke zurückließ; der Wagen, den Frau von Brinken und die Kinder inne hatten, setzte seinen Weg fort, und den Zügel seines Pferdes über den Arm nehmend, führte Steinert die beiden Edelleute den Weg nach seinem Hause zu.

Es ist hier für uns auf dem Lande nichts mit diesen kleinen, zerbrechlichen Wagen, sagte er, als Herr von Brinken die Bemerkung machte, daß nicht nur das Rad zerbrochen sei, sondern daß auch das Gig selbst bei dem Zusammenstoße eine Beschädigung erlitten habe, welche es nöthig machen werde, es zur Herstellung nach der Hauptstadt zu schicken. — Soll denn etwas Fremdes bei uns eingebürgert werden, so lasse ich mir noch eher den englischen oder den vlaemischen zweirädrigen Transportkarren gefallen; dessen Räder halten etwas aus, und unsere Pferde sind stark genug, ihn selbst die Höhen hinaufzuziehen, obschon er für die Ebene besser paßt. Ich habe mir, als ich aus dem Felde kam, ein paar solcher Karren versuchsweise zusammenschlagen lassen.

Herr von Brinken wünschte, sie zu sehen; Steinert war bereit, sie ihm zu zeigen. Er meinte, der Herr von Arten müsse diese Karren zur Genüge gesehen haben, und wie von selbst knüpfte sich daran die Frage, ob Renatus während der Feldzüge wohl Gelegenheit genommen habe, auf die verschiedene Art und Weise der Wirthschaft in den verschiedenen Gegenden und Ländern Acht zu geben.

Der junge Freiherr verneinte das mit der Bemerkung, er sei darauf nicht vorbereitet gewesen.

Schade! sagte Steinert. Da man denn doch zuletzt jeder Sache eine gute Seite abgewinnen soll, so kann es nicht in

Abrede gestellt werden, daß es uns und unsern Leuten vortheilhaft gewesen ist, uns auch einmal auf fremdem Boden und in fremder Wirthschaft umzuthun. Mir zum Beispiel sollen die mannigfachen Erfahrungen, die ich bei dem Hin- und Hermarschiren machen konnte, wie ich denke, nicht verloren gehen.

Wie sich das von selbst versteht, kamen die beiden Männer von den Feldzügen im Allgemeinen auf ihre einzelnen eigenen Erlebnisse zu sprechen, und man war mitten in den besten Kriegsgeschichten, als man auf dem Hofe in Marienfelde anlangte.

Von dem einstigen Schlosse stand jetzt nur der Mittelbau, und selbst der Thurm war von demselben abgebrochen. Das Haus sah dadurch eigentlich plump und unschön aus, dafür aber stand links von dem Teiche die große Brennerei. Die Scheunen, die Ställe und die Insthäuser waren aus guten Ziegeln gebaut, und was der Krieg auch hier zerstört hatte, das war, wie die vielen neuen Dachsteine, Fensterläden, Thüren und Zäune verriethen, längst wieder vollständig hergestellt worden.

Es war still auf dem Hofe, auch im Hause ließ sich Niemand sehen. Erst als der große Hund hell anschlug, guckte ein Mädchenkopf zum Fenster hinaus, und den Vater erblickend, trat die Tochter schnell zurück, um ihm entgegen zu eilen oder um der Mutter zu melden, daß er Fremde mit nach Hause bringe.

Steinert war unterdessen mit den beiden Gästen in dem Flur seines Hauses angelangt, und Renatus, der nie zuvor in diesem Hause gewesen war, fühlte sich mit Ueberraschung in einer ganz vertrauten Umgebung.

Auch hier in Marienfelde hingen sie rund umher an den Wänden, die Erntekränze jeden Jahres, wie Renatus sie in seines Vaters Amtshause hatte hangen sehen, als er noch ein Kind gewesen war; hier wie dort stand sie der Hausthüre gegenüber, die große englische Stehuhr, das Erbstück der Steinert'schen Familie, und tickte mit ihrem gewichtigen Pendelschlage

von Sekunde zu Sekunde die Tage und Jahre hinweg. Und als dann aus dem Zimmer zur Linken das große, starke, kaum siebenzehn Jahre alte Mädchen, die blonden Zöpfe um das Haupt gewunden, zum Vorschein kam und sich mit unbefangener Freundlichkeit vor den Gästen verneigte, glaubte Renatus vollends, einer Verzauberung zu unterliegen, denn gerade so, aber gerade so, hatte, wie er sich zu erinnern meinte, einst Steinert's Schwester ausgesehen, als sie jung gewesen war.

Und nun willkommen unter meinem Dache, mein lieber Herr von Arten und mein verehrter Herr Nachbar! sagte Steinert, während er den Beiden die Hüte abnahm. Lassen Sie Sich's bei uns gefallen, bis Ihr Wagen herkommt und man Ihnen Ihr Pferd vor meine Britschka gelegt haben wird; treten Sie näher, ich bitte! Nach dem Garten hinaus haben wir jetzt Schatten. Treten Sie näher! — Und sich zur Tochter wendend, fragte er: Eveline, weiß die Mutter, daß ich zurückgekommen bin?

Eveline hatte nicht zu antworten nöthig, denn die Hausfrau erschien bereits in der Thüre, und der Tochter den Knaben hinreichend, den sie, um schneller fortzukommen, auf dem Arme getragen hatte, bewillkommte auch sie die Gäste mit guter Art.

Als das Kind des Vaters ansichtig wurde, rief es ihn laut an und streckte, sich von der Schwester losmachend, die derben Arme nach ihm aus, so daß Steinert ihn zu sich und bei der Hand nahm.

Der Bursche ist ein Nachschößling, sagte er lachend, während er ihn küßte und ihn mit Vaterfreude in die Höhe hob. Er ist unser ganz besonderes Friedenspfand, und weil er sich gleich bei seiner Geburt als einen tüchtigen Kerl erwiesen hat, habe ich ihm denn auch die allerbesten Namen ausgesucht.

Herr von Brinken, selbst ein zärtlicher Vater, freute sich des Jungen, der kaum zwei Jahre zählte und auf seinen Beinen schon wie eingewurzelt da stand.

Wie heißt er denn? fragte Renatus.

Junge, wie heißt Du? wiederholte der Vater. Sag's selber, aber deutlich, damit man Ehre mit Dir einlegt!

Gebhard Leberecht Steinert! brachte der Kleine zwar noch mit schwerer Zunge, aber mit so dreister Entschlossenheit hervor, daß er die Erwachsenen alle lachen machte, und Renatus unwillkürlich ausrief: In Dir steckt ja der ganze Husar!

Steinert nickte mit dem Kopfe. Ja, für den Nothfall, Herr von Arten. Im Uebrigen haben wir des Krieges und ich für mein Theil des Soldatenwesens nun genug gehabt, und ich denke, meine Jungen sollen es nicht nöthig haben, sich lange mit dem Wehrstande abzugeben, sondern im Nährstande und ruhig bei der Arbeit bleiben können.

Während sie noch sprachen, schlug die Uhr im Hausflur die Mittagsstunde und auf dem Hofe läutete die Glocke. Eveline, welche bald nach dem Eintritte der Mutter das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück.

Ist angerichtet? fragte Steinert, und auf die bejahende Antwort nöthigte er die Fremden, es sich auf gut Glück an seinem Tische gefallen zu lassen. Man nahm den Vorschlag dankbar an.

Der Tisch war in dem großen Saale zu ebener Erde gedeckt, und seine Größe und Schwere zeigten, daß er hier seine feste Stelle haben mußte. Glänzendes, selbstgewebtes Leinenzeug bedeckte ihn; man hatte den Gästen zu Ehren auch einen Blumenstrauß auf die Tafel gestellt, aber Silberzeug war nicht, wie sonst, vorhanden. Was man davon besessen hatte, und der Vorrath im Hause war ansehnlich genug gewesen, das war beim Ausbruche des Krieges auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden, und auch jetzt noch brauchte man das Geld zu anderen Dingen, als zum Ankaufe von Werthgegenständen, die sich nicht verzinsten.

Die Wirthin, welche trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch wie das Leben selber aussah und durch die Geburt ihres Leberecht, auf den beide Eltern einen wahren Stolz besaßen, eher erfrischt als angegriffen worden war, die Wirthin und Steinert nahmen die Mitte des Tisches ein, die beiden Fremden saßen zu ihren Seiten, und außer den Kindern kamen einer nach dem andern noch einige junge Leute in ihren Arbeitsröcken, mit hohen Stiefeln in das Zimmer, die sich mit flüchtigem Gruße auf ihre Plätze setzten. Nur Einen von ihnen, einen hübschen, kräftigen Mann, der von Eveline mit einem Händedrucke begrüßt ward, stellte Steinert, ehe Jener sich neben der Tochter niederließ, als deren Verlobten vor, für den er sich hier in der Gegend schon seit längerer Zeit nach einem passenden Ankaufe umsehe.

Renatus wurde es bei der Bemerkung plötzlich heiß. Der also ist's, dachte er, für den sie auf meine Güter spekuliren! Und er konnte sich der alten, feindseligen Empfindung nicht erwehren. Aber Niemand ahnte, was in seiner Seele vorging, sie waren Alle munter und gut aufgelegt.

Die Hausfrau hatte in der Eile noch rasch einen Fisch aus dem Teiche nehmen und herrichten lassen, eine süße Speise war eben so schnell bereitet worden, an Erdbeeren und Kirschen gab es eben jetzt Ueberfluß, und so war denn mit der tüchtigen alltäglichen Kost des Hauses ein vollständiges Mahl zu Stande gekommen, das Frau Steinert mit freier Gastlichkeit ihren Gästen darbot, und auch der Wein fehlte beim Nachtische nicht.

Eveline selbst war aufgestanden, ihn aus dem Wasserkübel herbeizuholen, und als Steinert die erste Flasche entkorkt und den goldig klaren Rheinwein in die Gläser gefüllt hatte, welche die Tochter herumgab, erhob er sich und sagte, sich zu Renatus wendend: Es ist das erste Mal, Herr von Arten, daß Einer von Ihnen auf meinem Grunde und Boden an meinem Tische sitzt, und ich freue mich darüber. Wir sind jetzt drei Jahre

lang Kriegskameraden gewesen, lassen Sie uns nun auch künftig gute Nachbarn werden und stoßen Sie mit mir darauf an — er hielt das Glas mit dem funkelnden Weine hoch empor — daß wir hier zu Lande diesen Wein immer und immerdar für uns allein trinken! Es hat Blut genug gekostet, ihn uns wieder zu gewinnen! Der freie deutsche Rhein und der Friede! —

Hoch, hoch! erklang es von allen Seiten. Die Mutter, der künftige Tochtermann, die Wirthschafter, von denen auch zwei in dem letzten Feldzuge mitgewesen waren, erhoben sich und kamen zu dem Hausherrn und zu den Gästen, mit ihnen anzustoßen. Eveline, welche die eigentliche Wärterin des Jüngsten machte, war schnell in die Nebenstube geeilt und hatte den Leberecht herbeigeholt, damit er sein Hoch auch mitrufen und seines Tröpfchens Wein nicht entbehren solle; und als Steinert ihm sein Glas hinhielt, that der Bursche einen langen Zug und wollte sich zu des Vaters Freude das Glas, das er mit beiden Händen fest umklammert hatte, nicht entreißen lassen.

Die Zufriedenheit, der Lebensmuth, die Herzensgüte leuchteten jedem Mitgliede des Hauses aus den Augen. Man mußte mit diesen Menschen fröhlich werden, man konnte der kleinen Verstöße gegen die höhere Gesellschaftssitte und ihren sogenannten Ton gar nicht gedenken. Es war Alles anders, als Renatus es in seinem Hause gewohnt war, Alles derber, naturwüchsiger, aber es schien dafür auch Alles auf eine lange, gesunde Dauer angelegt und berechnet zu sein, und während Steinert's männlich schöner Freimuth und seine Würdigkeit des jungen Freiherrn Herz fast wider dessen Willen bewegten und gewannen, meinte er zwischen all dem lauten Sprechen und mitten durch das helle Lachen der Hausfrau und ihrer Tochter, doch immer die schweren Pendelschläge der alten englischen Uhr zu hören, und es klang ihm, als riefen sie immerfort: Sie kommen empor und Du herab!

Er suchte den Gedanken zu verscheuchen, aber es gelang

ihm nicht. Das Landleben, die Einsamkeit machen mich schwermüthig, und Hildegard's krankhafte Melancholie hat mich angesteckt und schwarzsehend gemacht, sagte er sich endlich. Es ist Zeit, daß ich unter Menschen und in die Welt und in das Leben zurückkehre! — Und doch entging es ihm nicht, wie Steinert, als man von der Tafel aufgestanden war und die Wirthschafter sich entfernen wollten, sie zurückhielt, mit Jedem von ihnen kurze und bestimmte Abrede nahm, wie sie alle voll Eifer und voll Theilnahme bei der Sache waren und dann still geschäftig ihres Weges gingen. Darin war freilich auch ein Leben, und Steinert's Welt war unter diesen Menschen, die er heranbildete, während sie seine Angelegenheiten in seinem Dienste förderten. Aber, dachte Renatus, man muß nichts Höheres kennen, um sich darin zu befriedigen, man muß sich nicht als einer bevorzugten Kaste angehörend empfinden, um seine Untergebenen als seines Gleichen behandeln zu können, und man muß als ein Arbeiter geboren sein, um vorauszusetzen, daß Jedweder für die Arbeit auf der Welt sei.

Inzwischen war der zerbrochene Wagen des Herrn von Brinken in den Hof gekommen und Steinert hatte den Befehl gegeben, das Pferd, wenn man es gefüttert haben werde, vor einen seiner kleinen Wagen vorzulegen. Während man noch damit beschäftigt war, erkundigte Steinert sich bei dem jungen Freiherrn, was er denn wegen seiner Wirthschaft beschlossen habe; und von dem klugen und ehrlichen Gesichte des Mannes, wie von seiner unverkennbaren Theilnahme doch allmählich überwunden, sagte Renatus: Es sind mir Rath- und Vorschläge der verschiedensten Arten zugekommen, noch aber bin ich unentschieden. Sie kennen ja die Güter. Anfangs der nächsten Woche bin ich bestimmt in Richten. Kommen Sie herüber, sehen Sie Sich die Güter und die Wirthschaft einmal an. Ich möchte Ihre Meinung hören, ehe ich mich endgültig entscheide.

Steinert lächelte. Der verstorbene Freiherr stand ihm in diesem Augenblicke leibhaftig vor Augen. Es war die alte, fürstliche Weise des Edelmannes, zu befehlen, wo er zu bitten nicht für angemessen fand, und sich einzubilden, daß er demjenigen eine Ehre erweise, dessen Meinung er zu hören fordere, um dann mit der eigenen, weit geringeren Einsicht über jene zu Gericht zu sitzen. Aber er ließ den jungen Mann seine üble Angewohnheit nicht entgelten, und von einer gewissen Anhänglichkeit an das Arten'sche Geschlecht, von der Liebe für die Güter, welchen seine Voreltern und er selber durch so lange Jahre ihre Kraft und Arbeit zugewendet hatten, wie von dem Gedanken an seinen eigenen Vortheil gleichmäßig bestimmt, versprach Steinert dem Freiherrn, wenn es seine Zeit erlaube, an einem festgesetzten Tage nach Richten zu kommen, obschon, wie er sagte, dies kaum nöthig sei.

Denn, fügte er hinzu, ich weiß, Sie haben meinen Freund Tremann in der Stadt gesprochen, und seine Ansicht ist auch die meinige. Sie haben keine Wahl, Herr von Arten! Sie können die Güter nicht wohl mehr halten! Verkaufen müssen Sie! Wir wollen aber einmal sehen, ob wir über Rothenfeld nicht Handels einig werden können. Das Gut ist groß, es ließe sich sehr wohl in zwei hübsche Theile theilen. Den einen Theil möchte mein künftiger Schwiegersohn gern übernehmen, der eigenes Vermögen hat und sich mit Eveline nach dem eigenen Herde sehnt, und auf dem andern könnte man allmählich zu bauen beginnen, damit mein Sohn bei seiner Heimkehr doch auch Dach und Fach vorfindet. Die Kinder sind arbeitsam, fortkommen werden sie, wenn's auch Anfangs Mühe kosten wird, und wir behielten sie doch gern in unserer Nähe!

Der Wagen, welcher die Gäste weiterbefördern sollte, war nun vorgefahren. Die ganze Familie begleitete sie vor die Thüre hinaus. Steinert selbst sah nach, ob Alles in Ordnung, ob von

dem kleinen Gepäck der beiden Edelleute nichts vergessen worden sei. Man sagte ihnen herzlich Lebewohl, die Hausfrau bat, bald wieder, wo möglich auf der Rückfahrt vorzusprechen, auch Leberecht blieb ihnen sein Adieu und seinen schönen Gruß mit der Hand nicht schuldig, und Renatus wie dem Herrn von Brinken die Rechte schüttelnd, rief Steinert ihnen noch ein „Auf Wiedersehen!“ nach.

Renatus aber trug jetzt nach demselben kein Begehren mehr. Sein eben erst erwachtes Wohlgefallen an dem früheren Diener seines Hauses war schnell vorübergegangen. Sein Verlangen, aus dieser Gegend fortzukommen, war lebhafter als je.

Ein wackerer Mann, sagte Herr von Brinken, nachdem sie den Hof verlassen hatten, und es war hübsch, wie er sich durch Ihren Besuch geehrt fand. Ich liebe es an solchen Leuten, wenn sie ihres Ursprunges nicht vergessen, und, wie er es that, besonders vor denjenigen, welche ihnen dienen, daran denken.

Alles Berechnung! entgegnete der junge Freiherr mit wegwerfendem Tone. Er speculirt auf Rothenfeld und möchte mein Zutrauen gewinnen.

Er ist übrigens ein tüchtiger Wirth, bemerkte darauf Herr von Brinken.

Ja, es scheint ihm wohl zu gehen, er hat Glück, versetzte Renatus, während der Andere sich die kurze Reisepfeife stopfte. Der junge Freiherr rauchte nicht.

Herr von Brinken paffte seinen Taback an. Er hatte manche bürgerliche Gewohnheiten angenommen, seit er während des Krieges selbst zu wirthschaften angefangen hatte, weil es ihm an Wirthschaftern gemangelt.

Sie fuhren gegen den Wind, es dauerte lange, bis der Schwamm Feuer fangen wollte, bis die Pfeife brannte, und den ersten Zug aus derselben mit sichtlichem Behagen genießend, wiederholte Herr von Brinken: Ein tüchtiger Wirth! Wenn Sie

verkaufen wollen, Arten, so werden Sie mit dem Steinert vielleicht am besten fahren. Denn was aus einem Gute zu machen ist, das weiß er daraus zu machen. Er wird nicht leicht zurückgehen, wenn er ein Angebot gethan hat, und wird zahlen, was er kann.

Renatus antwortete darauf nicht. Es war auch von der ganzen Angelegenheit weiter nicht die Rede.

---

## Achtes Capitel.

Noch vor der von ihm festgesetzten Zeit langte der Freiherr in Richten wieder an. Er hatte nirgends rechte Ruhe.

Vittoria empfing ihn, wie immer, mit der größten Zärtlichkeit; sie und Valerio hatten es kein Hehl, daß sie sich der Entfernung Hildegard's erfreuten, und Renatus war zum Oefteren genöthigt, die übermüthige Laune des jungen Burschen zurückzuweisen, der sich darin gefiel, Hildegard in allen erfinnlichen tragikomischen Stellungen zu zeichnen, und ihre Mienen wie ihre Ausdrucksweise mit der Meisterschaft nachzuahmen, die ihm von früh auf eigenthümlich gewesen war.

Die Gräfin hatte trotz des Schreibens von Renatus die Vorkehrungen für ihre Abreise von Richten gemacht; indeß da dieser eben unerwartet zeitig von seinem Ausfluge heimkehrte, fand er sie und Cäcilie noch im Schlosse. Er begab sich, sobald er Vittoria begrüßt hatte, zu ihr. Sie schrieb grade an die entfernte Tochter. Cäcilie saß am Fenster und machte einen Hut zurecht, den sie auf der bevorstehenden Reise zu tragen dachte.

Als Renatus gemeldet wurde, entfuhr ihren Lippen ein freudiger Ausruf. Sie stand auf, um ihm, wie sie das gewohnt war, entgegen zu gehen, aber ein Blick der Mutter bannte sie an ihren Platz und hieß sie schweigen.

Renatus bemerkte das im Eintreten. Sie thun mir Unrecht, liebe Mutter! war alles, was er sagte, nachdem er ehrerbietig ihre Hand geküßt und sich auf dem Sessel zu ihrer Seite niedergelassen hatte.

Die Gräfin war eine gefaßte und viel erfahrene Frau, in diesem Augenblicke konnte sie jedoch den rechten Ton nicht finden. Das Herzeleid ihrer Tochter hatte sie sehr tief erschüttert und trotz dem Briefe des jungen Freiherrn drückte es sie, daß sie Richten noch nicht hatte verlassen können.

Ich hatte gehofft, sagte sie, gehofft und gewünscht, uns diese Begegnung und dieses Wiedersehen ersparen zu können; indeß Sie wissen es, ich habe keine Wohnung in Berlin, und ich kann die Antwort meiner Cousine Welding, bei der ich abzusteigen und zu bleiben denke, bis ich eine passende Wohnung für uns gefunden haben werde, vor acht bis zehn Tagen nicht erhalten.

Es lag in dieser Mittheilung der Gräfin das stillschweigende Geständniß ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse. Obwohl Renatus diese von jeher kannte, kränkte es die Gräfin, derselben gerade jetzt gedenken zu müssen, und es nahm sie gegen den jungen Freiherrn ein, daß er ihr auch diese Mißempfindung verursachte.

Renatus ließ sich jedoch durch die geflissentliche Kälte und Zurückhaltung der Gräfin nicht beirren. Seine im Grunde gute Natur machte sich in diesem Falle, wie überall, wo er sich nicht durch fremde Ansprüche beeinträchtigt und deßhalb zur Abwehr und Vertheidigung gezwungen glaubte, liebenswürdig geltend.

Sie thun, liebe Mutter, sprach er, als hätten Sie mein Schreiben nicht erhalten. Ist es denn nicht genug, daß ich sehen muß, wie sehr das beklagenswerthe Erlebniß, das uns Allen nicht zu ersparen war, Sie angegriffen hat, daß Cäcilie sich von mir wendet? Glauben Sie, daß ich mit leichtem Herzen vor Ihnen stehe, daß es mich nichts kostet, Sie nach Hildegard zu fragen?

Die Augen wurden ihm feucht. Er seufzte, reichte der Gräfin seine Hand hin und sagte bittend: Bestrafen Sie mich

nicht dafür, daß ich mit zwanzig Jahren mich selbst nicht besser kannte, nicht weiser war. Ich glaubte in jenem Augenblicke, nach innerster Nothwendigkeit zu handeln, ich handle jetzt nach reifster Ueberlegung, und — liege ich denn auf Rosen?

Die Gräfin schwieg, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht. Sie hatte den andern Arm auf die Lehne des Sopha's gestützt und verbarg ihr Gesicht in ihrem Tuche. Die zerstörten Hoffnungen ihres ältesten Kindes machten ihre Augen fließen. Die Mutter in Thränen, Renatus so unglücklich zu sehen, das konnte Cäcilie nicht ertragen.

Sie stand auf, knieete vor der Mutter auf dem Ruhekissen nieder und sagte, während sie zärtlich ihre Arme um sie schlang: Liebe Mutter, sieh ihn doch nur an, er weint! — Und da die Gräfin ihrer Aufforderung nicht gleich entsprach, rief Cäcilie mit jener anmuthigen Zuversicht, welche die Kinder so unwiderstehlich macht und welche manche Frauen bis in das Alter nicht verläßt: Komm, Renatus, komm, umarme die Mutter! Sieh ihn nur wieder an, liebe Mutter, es ist ja unser Renatus! Er kann ja nicht dafür, wenn er die arme Hildegard nicht liebt! Wenn er nun im Kriege geblieben wäre, hätte Hildegard sich doch auch beruhigen müssen, und wir wären noch weit, ach, weit unglücklicher gewesen! — Er lebt ja doch! — Sie wendete sich von der Mutter zu dem Freunde und legte die Hände auf seine Schultern. Er hatte sich aufgerichtet und sah ihr in das Antlitz.

Du bist sehr gut, Cäcilie! sagte er, während er ihre Hände ergriff und küßte.

Du auch! entgegnete sie, indem sie ihn umarmte und ihm ihren Mund darbot.

Liebe, liebe Cäcilie! wiederholte er, und sie küßten einander herzlich.

Wir können ja nicht in Unfrieden von einander gehen,

rief sie; es wird ja ohnehin schwer genug sein, wenn man sich künftig nicht mehr sieht!

Ihr geht nicht fort, die Mutter bleibt noch bei mir! versicherte der junge Freiherr.

Ich muß wohl! erwiederte die Gräfin; aber die Antwort hatte nicht mehr den fremden, gezwungenen Ton, mit welchem sie Renatus zuerst empfangen hatte, und da eine Bewegung, wie man sie eben durchgemacht, nicht lange dauern kann, so gewann man denn jetzt auch bald wieder so viel Ruhe, daß der Freiherr die Frage thun durfte, ob Hildegard lange im Stifte zu bleiben denke und ob man schon eine Nachricht von ihr habe.

Die Gräfin verneinte das Letztere und gab ihm die begehrte Auskunft. Eine Frage, eine Antwort knüpfte sich an die andere. Da Renatus sich von der Verpflichtung befreit sah, sich mit Hildegard verheirathen zu müssen, beurtheilte er sie nachsichtiger als sonst, ja, er dachte mit sorgendem Mitleid an sie. Es that ihm leid, daß es ihm nicht möglich gewesen war, sie glücklich zu machen; alle seine Aeußerungen waren mild, er klagte nur sich selber an, forderte Nachsicht für sich, und obschon die Gräfin entschlossen gewesen war, auch zwischen sich und dem jungen Freiherrn die Trennung aufrecht zu erhalten, die zwischen ihm und seiner Braut erfolgt war, wurde im Verlaufe des Gespräches ihr Ton doch völlig umgestimmt. Es geschah ihr unwillkürlich, daß sie Renatus, wie sie es seit seiner frühesten Kindheit gewohnt gewesen war, wieder mit Du ansprach. Sie verbesserte es sofort, aber Renatus beschwor sie, ihm diese Gunst nicht zu entziehen.

Wenn über einem Hause, sagte er, lange ein Unwetter gedroht hat und der Blitz, den man gefürchtet, endlich zerstörend niedergefahren, ist es dann weise, daß man in der hereingebrochenen Verwirrung blindlings aus einander läuft? Oder ist es nicht besser, daß man sich verbindet, um den Folgen des

geschehenen Unglücks so weit nur immer möglich ihre Macht zu rauben?

Er erinnerte die Gräfin daran, daß sie ihm einst, lange ehe er sich mit Hildegard versprochen, einmal zugesagt hatte, er solle die Stütze ihres Alters, der Freund und Bruder ihrer Töchter sein. Er nahm dies auch jetzt noch als sein Recht in Anspruch. Er bestand darauf, daß die Gräfin Richten nicht jetzt gleich verlassen dürfe; er versicherte, daß nicht er allein, sondern daß auch Vittoria darüber untröstlich sein würde, die mit Liebe an Cäcilien, mit Verehrung an der Gräfin hange und gegen welche Hildegard mit ihrem strengen Pflichtgefühl wirklich nicht immer gerecht gewesen sei. Er sprach und sagte nur, was er in der That empfand, und er erreichte damit, was die größte Berechnung vielleicht nicht errungen haben würde.

Die Gräfin hörte ihn ohne jede Unterbrechung an, und mußte viele seiner Behauptungen gelten lassen. Sie hatte ohnehin ihrem gekränkten Mutterherzen und ihrem beleidigten Ehrgefühle den ersten vollen und bittern Ausdruck nicht gestatten dürfen, weil sie sich genöthigt fand, noch einige Zeit in dem Schlosse zu verweilen, wenn sie es nicht auf gut Glück als eine Fliehende verlassen und den böswilligen Vermuthungen einen noch größern Spielraum vergönnen wollte, die nach jedem ähnlichen Zerwürfnisse wie giftige Schwämme aus der Erde aufschießen, daß man Mühe hat, sie zu zertreten, um ihr Wuchern nicht überhand nehmen zu lassen. Wer aber, sei es durch was es wolle, unfrei ist, nimmt an seinem Rechtsgefühle Schaden, ist gezwungen, bald hier, bald dort ein Zugeständniß zu machen, und kommt dann allmählich dahin, sich seine Unfreiheit wegläugnen zu müssen, um als freie Entschließung gelten zu lassen, was man von der Nothwendigkeit zu thun getrieben wird. Sich frei erhalten, ist daher ohne alle Frage das erste und das höchste Gebot der Sittlichkeit.

Die Gräfin gab den Bitten des Freiherrn nach, weil sie es mußte, aber es kam ihr hart an. Sie ging mit ihm und mit Cäcilien zu Vittoria hinunter, sie ließ es sich gefallen, daß man die Angelegenheit in dem Beisein derselben noch einmal durchsprach, sie überwand sich sogar zu einem Danke, als die Baronin ihr versicherte, wie glücklich sie sich fühlen würde, wenn die Gräfin und Cäcilie auch nach der Entfernung ihres Sohnes noch bei ihr verweilen wollten.

Die Gräfin war eben eine mittellose Frau, und es war eine stillschweigende Entthronung vor sich gegangen. Sie war plötzlich wieder der Heimath beraubt, deren sie sich für ihren Lebensabend sicher geglaubt hatte, und die Sorge für ihre und ihrer Töchter Zukunft drückte sie jetzt weit schwerer, als in jenen Tagen, in welchen sie mit ihnen, ohne bessere Aussichten als die gegenwärtigen zu haben, in der Residenz gelebt hatte. Sie war eine Matrone geworden, Hildegard war nicht mehr jung, beide Töchter hatten sich an eine Menge von Bedürfnissen gewöhnt, die zu befriedigen sie künftig keine Aussicht hatten, und beide waren also auf den Glücksfall einer annehmbaren Heirath angewiesen. Für Hildegard war auf eine solche vernünftiger Weise jetzt nicht mehr zu rechnen, und wo würde sich für Cäcilie eine solche bieten? Man saß schweigsam und verstimmt beisammen.

Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, nun am Abende ließ der Regen nach, aber das Erdreich war naß und dampfte im Sonnenuntergange; von den Bäumen tropfte es langsam hernieder. Die Luft in dem Zimmer war drückend schwül, Vittoria hatte sich an das Klavier begeben. Sie sang mit Selbstgenuß italienische Stanzen, zu welchen sie die Melodieen während des Singens erfand. Weder die Gräfin noch die beiden Andern hörten ihr zu.

Die Gräfin dachte immer auf das Neue darüber nach, in welcher Weise sie das Geschehene ihren Freunden darstellen, wie

sie vor ihnen ihr gegenwärtiges Verweilen in dem Schlosse rechtfertigen solle. Dazwischen beschäftigte sie der Wunsch, für ihre älteste Tochter in einer der fürstlichen Hofhaltungen eine Aufnahme, eine Anstellung zu finden, und so dem nicht mehr jungen Mädchen einen Lebensunterhalt und eine angemessene gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, was durch die Gnade, welche die Prinzessin für sie hegte, nicht unmöglich schien, sobald sich nur eine freie Stelle in ihrem Hofhalte fand.

Renatus und Cäcilie standen an dem Fenster und sahen in den Garten hinaus. Er fragte, ob man während seiner Abwesenheit Besuche im Schlosse gehabt habe, ob sie mit Valerio ausgeritten sei. Die Fragen lagen ihm aber offenbar nicht sehr am Herzen. Cäcilie, die ihre Schnellkraft bei der Begegnung zwischen ihrer Mutter und dem jungen Freiherrn erschöpft hatte, gab kurze Antworten, und das Gespräch war allmählich ganz in's Stocken gerathen, als mit Einem Male die untergehende Sonne plötzlich aus den Wolken hervorbrach, mit ihrem glühenden Roth die ganze Gegend überstrahlend.

Grade den Fenstern von Vittoria's Zimmer gegenüber stand in einer gewissen Entfernung ganz einsam die schönste Edeltanne des Gartens, ein Baum, der in der ganzen Gegend eben so wohl durch seine Höhe als durch seinen regelmäßigen Wuchs und das pyramidenartige Aufsteigen seiner Aeste berühmt war. Wie nun die Sonne sich tief und tiefer neigte, daß sie hinter der Tanne zu stehen kam, brachen sich ihre Strahlen in den Tropfen, die an jeder Nadel hingen, und schnell, wie durch einen Zauber angefacht, schimmerte und funkelte der Baum von seinem breitesten Aste bis hinauf zu seinem Wipfel in dem vielfarbigen Glanze von Myriaden Lichtern. Es war ein wundervoller Anblick, eines jener Zauberfeste, in welchen die Natur vor den Augen der Menschen ein Traumbild verwirklicht, das sie in derselben Weise nicht leicht wiederholt und auch nicht zu

wiederholen braucht, weil Niemand, der es gesehen hat, es je vergißt. Entzückt von dieser Herrlichkeit und gleichsam fürchtend, die Schönheit, wie das im Märchen und im Traume geschieht, mit dem Aussprechen eines Wortes zu zerstören, hatte Renatus schweigend die Hand seiner Gefährtin ergriffen, und selbst von dem Lichte des scheidenden Tages übergossen, rief Cäcilie: Ach, ein Weihnachtsbaum — und am Johannistage! Das muß Glück bedeuten! setzte sie hinzu. Indeß ihr fröhlicher Ausruf schien wirklich den Zauber aufzuheben, denn der Lichtglanz verminderte sich, die Farben wurden blasser, die einzelnen Flammen erloschen; schnell, wie die Herrlichkeit aus dem Nebel aufgetaucht war, entschwand sie auch wieder, und eine graue matte Dämmerung hüllte die ganze Gegend ein, noch ehe Cäcilie ihre Erwartung, daß dies sicherlich ein Glück verkünde, zum zweiten Male völlig ausgesprochen hatte.

Glück? wiederholte ihr Gefährte, und schwermüthig geworden, fügte er hinzu: Wir könnten es brauchen!

So standen sie noch eine kleine Weile neben einander, aber länger hielt es Renatus in dem Zimmer nicht mehr aus. Komm in's Freie, sagte er; es liegt mir wie ein Reifen um das Haupt, wie ein Reifen um das Herz! Komm hinaus — ich denke, draußen muß mir besser werden!

Er trat in den Garten hinaus, Cäcilie folgte ihm. Sie gingen neben einander in den breiten Wegen zwischen den Beeten hin. Indeß, obschon sie die Alleen und die buschigen Gänge mieden, kam keine Erfrischung über sie. Die Luft war voller Elektricität, sie lastete schwer auf ihnen, selbst sprechen konnte Renatus nicht. Er wußte nicht, was ihm war, er war aufgeregt und abgespannt zu gleicher Zeit. Nun er mit Cäcilie im Garten war, meinte er, es sei vorher im Zimmer besser gewesen; aber auch das mochte er ihr nicht sagen, und dazwischen fiel es ihm ein, daß es schon dunkle und daß er mit ihr allein sei.

Er war freilich oft genug mit ihr Abends einsam umhergegangen, ohne daran besonders zu denken; indeß damals war sie auch seine Schwägerin gewesen. Jetzt war sie das nicht mehr. Es that ihm leid, daß er dieses Anrecht an sie verloren hatte. Er stellte sich vor, wie es sein werde, wenn die Gräfin und Cäcilie von Richten fortgegangen sein würden, wie sie in der Stadt leben und Cäcilie sich hoffentlich dort vortheilhaft verheirathen werde, denn sie war liebenswürdig und gut und hübsch, sehr hübsch. Sie ging auf dem schmaler gewordenen Pfade, ihre Kleider mit beiden Händen in die Höhe hebend, um sie vor der Nässe des Weges zu bewahren, schweigend vor ihm her. Obschon es dunkelte, konnte er doch noch sehen, wie fein der Hals auf ihren Schultern saß, wie kräftig ihr Oberleib sich aus den vollen Hüften hervorhob, und wie schön ihr Fuß und ihr Knöchel gebaut waren. Sie war recht ein Mädchen, wie ein Mann sich es zum Weibe wünschen mußte: froh, gut und gesund.

Hätte ich sie statt Hildegard's mir erwählt, wie Manches wäre nicht geschehen, wie Vieles wäre anders, wäre besser geworden! dachte er, und er wußte es nicht, daß sich ein lautes Ach! seiner Brust entrang.

Cäcilie aber hörte es, und sich umwendend, fragte sie ihn: Was fehlt Dir, Renatus?

Ach, rief er noch einmal, ich sollte es nicht sagen, denn es ist unmännlich, es auszusprechen, aber ich bin schon lange mit mir selbst zerfallen, ich bin recht unglücklich!

Du? Du bist unglücklich — aber weßhalb denn jetzt noch? erkundigte Cäcilie sich, während sie sich zu ihm gesellte und ihren Arm unaufgefordert in den seinigen legte.

Er antwortete ihr nicht, und so gingen sie mehrmals um den großen Rasenplatz herum. Er fühlte mit Vergnügen ihren schönen entblößten Arm auf dem seinen ruhen, er bog sich zu ihr, um ihre Schulter zu berühren, und wenn sie den Kopf zu

ihm emporhob und er sich neigte, so daß seine Lippen nicht fern über ihrer Stirn schwebten, mußte er sich zurückhalten, daß er sie nicht küßte. Er hatte bisher diese Empfindung überströmender Zärtlichkeit niemals neben ihr gehegt, er hatte sie oft genug geküßt, ohne dabei etwas zu denken, ohne dabei besonders warm zu werden. Heute, wo er ein wahrhaftes Verlangen danach trug, sie zu umarmen, wagte er es nicht, und seine Unruhe wurde immer größer. Er schlug den Rückweg nach der Terrasse ein. Cäcilie schüttelte mißbilligend ihr Haupt.

Hildegard hatte doch Recht, sagte sie mit Einem Male; Ihr Männer wißt nicht, was ihr wollt, und zwar weder im Kleinen, noch im Großen. Erst konntest Du's im Zimmer nicht ertragen und wir mußten in den nassen Garten hinaus; nun, da es hier draußen aussieht, als wollte es frischer werden, als könnte der Wind aufstehen und man könnte Luft schöpfen, nun soll man hinein! — Sie zuckte mit den Schultern, schien weiter sprechen zu wollen, unterdrückte ihr Wort und sagte dann nach einem längeren Schwanken dennoch: Und hast Du es denn mit Dir selbst nicht eben so gemacht? Erst bestandest Du darauf, Dich mit Hildegard zu verloben, die für Dich viel zu alt war und, so gut sie sonst auch ist, nie für Dich gepaßt hat; dann, als sie Deine Braut war, liebtest Du eine Andere, wolltest frei werden — das merkte auch ich Dir an, sobald Du den Fuß nur aus dem Wagen gesetzt hattest — und nun Du frei bist und Dir die Gräfin Eleonore holen kannst, nun bist Du auch nicht glücklich! Was willst Du denn eigentlich?

Wie kommst Du auf Eleonore? rief Renatus auffahrend. Was weißt Du von ihr?

Alles! entgegnete Cäcilie von seinem Tone ganz betroffen. Hildegard hat ja der Mutter Alles anvertraut, und sie am letzten Tage noch darum gebeten, daß sie jetzt es mir auch sagen sollte.

Daran erkenne ich Hildegard! stieß Renatus hervor.

Sie waren während dessen ganz in die Nähe des Schlosses gekommen, ohne weiter mit einander ein Wort zu wechseln. Als sie auf dem Punkte standen, einzutreten, sagte Cäcilie: Siehst Du, Renatus, Unglück habe ich, nicht Du! Ich wollte Dir eine Liebe thun, Dich erheitern, Dir sagen, daß ich mich freuen würde, Dich endlich einmal recht froh, recht glücklich und auch recht reich zu sehen, und statt dessen erzürne ich Dich gegen mich. Ich mag's im Leben machen, wie ich will, ich treffe nicht das Rechte. Nicht bei der Mutter, nicht bei Dir! Ich habe eben kein Glück und kein Geschick!

Es kam ihm vor, als bebe ihre Stimme; er machte sich einen Vorwurf daraus, daß er ungerecht, daß er hart gegen sie verfahren sei, und sich zu entschuldigen und sie aufzuklären, sprach er: Ich habe Eleonore Haughton nie geliebt, Cäcilie! Sie hat mich beschäftigt eine kurze Zeit hindurch, sie hat mich verwirrt durch wenig Stunden; aber sie hat mich nie geliebt und ich habe sie nie geliebt — niemals, Cäcilie, betheuerte er, und Hildegard hat das sehr wohl gewußt!

Aber weßhalb hat sie mir's denn sagen lassen? rief Cäcilie.

Weißt Du's nicht? fragte er und schlang den Arm um ihren Leib.

Sie antwortete ihm nicht; er fühlte aber, wie das Herz ihr unter seiner Hand erbebte. Sie konnte nicht vorwärts, nicht zurück. Sie wollte ihn verlassen, aber obschon es ihr ein Leichtes gewesen wäre, sich von ihm los zu machen, kam sie nicht von der Stelle.

Weißt Du's nicht? fragte er noch einmal; und sie fester umschlingend und sie an sich ziehend, sprach er, nur für ihr Ohr vernehmbar: Wie solltest Du, da ich's ja selbst erst jetzt erkenne!

Ach, rief Cäcilie, ich war ja so unglücklich, als Du in's Feld gegangen bist!

Damals, damals schon hast Du mich geliebt? klang es mit unterdrücktem Jubel aus seiner Brust hervor.

Immer, immer! das war alles was Cäcilie unter seinen glühenden Küssen hervorzubringen vermochte.

Er hatte sich in der Nische unter dem Portale, die der Regen am Tage nicht hatte erreichen können und die tief im Schatten lag, niedergelassen und Cäcilie auf sein Knie gezogen; sie umfaßte ihn mit beiden Armen. Der letzte Sang der Nachtigall, der voll emporströmende Duft der Rosen und Levkojen berauschten ihn, und sie immer und immer wieder an sich pressend, rief er: Komme jetzt, was mag, wenn Du mir nur bleibst!

Er mußte sich endlich mit Gewalt ermannen, um Herr über sich zu bleiben, und mit einer nie gekannten Seligkeit im Herzen umschlang er Cäcilie noch einmal, ehe er mit ihr in das Zimmer trat, in welchem Vittoria und die Gräfin beim Scheine der Lampe ihrer warteten.

## Neuntes Capitel.

Nun, Signora, habe ich richtig prophezeit? fragte am nächsten Morgen die treue Gaetana, als sie mit breitem Kamme das noch immer üppige Haar der Baronin Vittoria schlichtete und ihr dann die reichen Flechten um das schöne Haupt wand. Habe ich richtig prophezeit, daß Alles sich zum Guten wenden werde, sobald wir nur die Gräfin mit dem bösen Auge nicht mehr im Schlosse haben? Ist nicht Alles wie umgewandelt? Ist unser Herr Baron nicht freudestrahlend? Jubelt unser Valerio nicht? Ist die theure Signora Cäcilie nicht glückselig, und wird nicht die Frau Gräfin selber es bald erkennen, daß erst jetzt die Dinge sich fügen, wie sie sein mußten? Nur Geduld, nur ein Bißchen Geduld ist nöthig! habe ich immer gesagt. Jetzt sehen Sie es selbst, meine theure Signorina! — Geduld ist nöthig, das ist Alles!

In der That schien es, als sei im Schlosse ein neues Leben aufgegangen. Renatus empfand wirklich zum ersten Male jene volle Liebesleidenschaft, welche den ganzen Menschen in Bewegung bringt, und da ein helles Licht seine Strahlen überall, soweit ihm keine Schranke entgegensteht, verbreitet, meinte er, von seiner Leidenschaft aufgeklärt, auch die Vergangenheit jetzt besser zu verstehen.

Er erinnerte sich ganz deutlich, wie ihm die Heftigkeit und die Inbrunst aufgefallen waren, mit denen die vierzehnjährige Cäcilie ihn umarmt hatte, als er sich vor dem russischen Feldzuge

von ihr getrennt. Er bewunderte die Kraft des jungen Kindes, die Festigkeit, mit welcher Cäcilie durch alle die Jahre ihrer ganzen Umgebung ihre Liebe verschwiegen hatte, und er schätzte sie nur um so höher, wenn sie ihm versicherte, sie habe es sich nie eingestanden, daß sie ihn liebe, weil das eine Sünde gewesen sein würde, so lange er der Verlobte einer Anderen war. Nur beneidet habe ich Hildegard, sagte sie offenherzig, denn ihr fiel, weil sie die Aeltere war, Alles von selber zu: erst der Mutter ganz besondere Liebe und dann auch noch die Deine. Was Hildegard nur sagen, wie sie sich verwundern wird? wiederholte Cäcilie danach immer auf das Neue. Ihr Glück erschien ihr offenbar durch den Vergleich mit dem Loose ihrer Schwester nur noch größer, und der Gedanke, daß es Hildegard's Schmerz noch steigern könne, sich durch die eigene Schwester so schnell in dem Herzen des Geliebten ersetzt zu finden, kam in diesen Stunden der Freude bei Cäcilien nicht in Betracht. Sie hatte an Hildegardens Glück stets mit Entsagung gedacht, mochte diese jetzt das Gleiche zu thun versuchen; denn vergessen und vergeben konnte Cäcilie es der Schwester nicht, daß dieselbe ihre wohlgemeinten Trostbezeigungen mit Bitterkeit von sich gestoßen hatte.

Renatus verdiente seinen Namen, wie er einmal äußerte, jetzt in voller Wahrheit. Er schien sich wirklich neu geboren und ein Anderer geworden zu sein. Alles Unentschiedene, alles Schwankende war mit Einem Male von ihm genommen. Wie im Triumphe hatte er am verwichenen Abende Cäcilie zu der Gräfin geführt, und ihr wie der nicht minder überraschten Vittoria seine Liebe für Cäcilie und seine Absicht, sofort seine Verlobung mit ihr bekannt zu machen, offenbart.

Die Gräfin hatte Bedenkzeit, hatte Ruhe zur Ueberlegung gefordert; aber alles was sie erlangen können, war das Zugeständniß gewesen, daß Renatus sich anheischig gemacht, in den ersten achtundvierzig Stunden keinem seiner Verwandten oder

Freunde zu schreiben, oder vielmehr nur, keinen seiner Briefe nach der Stadt zu schicken; denn daß die Gräfin wirklich einen Einspruch thun könne, daß sie daran denken könne, ihm die Hand des begehrten Mädchens zu verweigern, während er bereits die Tage bis zu der Stunde zählte, in welcher er die Geliebte besitzen würde, hielt er für unmöglich.

Er war von einer brennenden Ungeduld verzehrt, als die Gräfin ihm am Morgen den gewohnten Spaziergang mit Cäcilie verweigerte, als sie es ihm rundweg abschlug, ihn mit der Tochter allein verkehren zu lassen, ehe sie ihren Entschluß gefaßt habe. Sie hielt es ihm vor, wie sie Alle ja eben jetzt noch unter den Folgen seiner zu schnell und in der Erregung eines Augenblickes geschlossenen Verlobung zu leiden hätten, und wie es also für ihn doppelt geboten sei, sich sorgsam zu prüfen, ehe er sich zum zweiten Male binde. Auch sie erinnerte ihn an den Eindruck, welchen die Gräfin Haughton auf ihn gemacht habe, an die Gerüchte, welche sich über sein Abenteuer mit ihr bis nach Berlin verbreitet hatten, und sie bekannte ihm unumwunden, daß sowohl die natürliche Rücksicht auf das Empfinden ihrer ältesten Tochter als die Sorge um Cäciliens Zukunft sie anstehen lasse, eine Entscheidung zu treffen. Sie nannte ihn jedem neuen Eindrucke zugänglich, sie zweifelte, ob er treu zu sein vermöge, und sie machte es ihm endlich zu einem Vorwurfe, daß er mit seiner Erklärung gegen Cäcilie, mit seiner Werbung nicht gewartet habe, bis die Gräfin das Schloß verlassen hatte, und nicht mehr durch seine Gastfreundschaft in ihren Maßnahmen gehindert war.

Trotz der würdigen und festen Haltung, mit welcher sie ihm entgegentrat, war sie aber innerlich in einen Kampf mit sich verwickelt, der ihr schwerer fiel, als sie verrieth. Ihr Zutrauen zu Renatus hatte wirklich einen Stoß erlitten, sie mißtraute seinem Herzen, sie klagte ihn der härtesten Selbstsucht, der

Schwäche an, und wäre sie reich, wäre sie auch nur wohlhabend gewesen, so hätte sie nicht angestanden, dem jungen Freiherrn die Hand ihrer zweiten Tochter, nach der Beleidigung, welche er der ältesten Tochter zugefügt hatte, unbedenklich zu verweigern. Sie sah voraus, in welcher Weise man es beurtheilen werde und müsse, wenn sie in eine Ehe zwischen Renatus und Cäcilie willige; sie fürchtete sich vor dem Zwiespalt, in welchen diese Ehe sie mit ihrer ältesten Tochter und diese mit Cäcilie und Renatus bringen müsse. Sie sagte sich, daß die geringste Bürgersfrau sicherlich einer solchen unerwarteten und wenig zarten Bewerbung ihre Zustimmung versagen würde; aber sie war eben keines schlichten Bürgers Frau, sie war die Gräfin Rhoden, sie hatte sich und zwei Töchter zu versorgen, und sie war noch mittelloser, als sie es vor dem Kriege gewesen war.

Eine Bürgersfrau konnte daran denken, mit ihren Töchtern gemeinsam sich des Lebens Nothdurft zu erwerben. Eine Bürgersfrau brauchte vielleicht in solcher Lage und in solchem Augenblicke auf nichts als auf ihr beleidigtes Mutterherz und auf die Empfindung ihrer Töchter Rücksicht zu nehmen, denn Bürgermädchen, wenn sie kein Vermögen besitzen, werden von Jugend an darauf hingewiesen, sich selbst zu helfen, sie können arbeiten, um ihrem Ehrgefühle zu entsprechen, arbeiten, um ihren Kummer zu übertäuben, arbeiten, um sich eine getäuschte Liebeshoffnung aus dem Sinne zu schlagen — aber Hildegard und Cäcilie, die Gräfinnen Rhoden, konnten das doch nicht.

Sie hatten eine gute, standesmäßige Erziehung erhalten, d. h. sie besaßen, wie die wohlhabenden Frauen überhaupt, von einer Menge von Dingen, von Kunst, von Literatur und Wissenschaft genau so viel Kenntnisse, als unerläßlich waren, über die ernsthaften Leistungen Anderer falsch und oberflächlich aburtheilen zu können; aber sie hatten nichts so gründlich erlernt, daß es sie irgendwie befähigte, darauf eine Zukunft zu bauen, und sie

hatten vor allen Dingen nicht arbeiten, das Leben nicht als eine ernste, fortdauernde Arbeitszeit betrachten lernen.

Die Leistungen, welche Hildegard während des Krieges über sich genommen hatte, waren von der Begeisterung des Augenblickes erzeugt und getragen worden. Sie hatte dieselben mit vielen Andern getheilt, sie waren eine anerkannte, eine bewunderte und bis zu einem gewissen Grade auch eine absehbare Thätigkeit für Andere gewesen. Mit der Arbeit um die eigene Existenz, um das tägliche Brod war es nicht dasselbe. Das Ende einer solchen ist schwer vorauszusehen, Niemand bewundert, kaum irgend Jemand theilt oder versteht sie in den gesellschaftlichen Kreisen, denen die Gräfinnen angehörten. Wenn sich in ihnen auch Männer fanden, welche ihr Einkommen durch die Dienste erwarben, die sie dem Fürsten oder dem Staate leisteten, so trat doch das Arbeitenmüssen der Ehre der Frauen, nach den Begriffen ihrer Standesgenossen, offenbar zu nahe; und dienen konnten Frauen ihres Ranges nach denselben Anschauungen eben nur den Fürsten, welche über ihnen standen. Es war nicht anders, die Gräfin mochte es ansehen, wie sie wollte, sie mußte ihr beleidigtes Herz, sie mußte ihr Ehrgefühl überwinden, weil der Ehrbegriff ihrer Umgangsgenossen die Arbeit für entehrend erachtete, und Hildegard mußte sich darein ergeben, ihren früheren Verlobten den Gatten ihrer Schwester werden zu sehen. Die Mutter durfte es nicht hindern, daß Cäcilie sich mit einem Manne verheirathete, zu dessen Charakter ihr das rechte Vertrauen fehlte. Ihre Armuth zwang sie, um der Standesehre willen zu thun und geschehen zu lassen, was allen ihren Gefühlen, was ihrer Ueberzeugung widersprach.

Es kam ihr deßhalb sehr gelegen, als Vittoria sich zur Vermittlerin zwischen den Wünschen ihres Stiefsohnes und den Bedenken von Cäciliens Mutter machte. Obschon es ihr weh that, hörte die Gräfin es gern an, wenn die Baronin ihr aus

einander setzte, wie übel die Gräfin jetzt daran sei. Im Tone der Anklage gegen Renatus stellte Vittoria es ihr vor, daß Hildegard durch den langen, nicht öffentlich erklärten Brautstand mit Renatus vorzeitig gealtert habe, daß die Mutter und die Töchter durch ihr langes Verweilen in dem Hause eines unverheiratheten Mannes, wenn dieses nicht seine Heirath mit einer der Töchter zur Entschuldigung habe, in einem bedenklichen Lichte erscheinen müßten. Sie erinnerte daran, daß man, falls sich selbst am Hofe der Prinzessin eine freie Hofdamen-Stelle finden sollte, diese doch meist nur mit jungen und hübschen, vor Allem aber mit recht gesunden Mädchen zu besetzen pflege, damit die Herrinnen ohne jede Rücksicht über ihre dienenden Damen verfügen könnten; und schließlich gab sie der Mutter zu bedenken, wie das Zerwürfniß zwischen ihren Töchtern ja bereits ein altes, wie es eben jetzt nur völlig zum Aussprechen gekommen sei, und daß es doch in jedem Falle weiser und rathsamer erscheine, die geliebte Cäcilie auf Kosten der älteren Schwester glücklich werden zu lassen, als beide mit gebrochenem Herzen und ohne Liebe für einander in bedrängter Lebenslage dauernd neben sich zu behalten.

Einen Menschen von der Nothwendigkeit dessen zu überzeugen, was zu thun er innerlich entschlossen ist, hält nicht schwer, und Cäciliens unter Thränen lächelnde Augen, vereint mit den Vorstellungen der Baronin und den dringenden Bitten, und den festen Betheuerungen des jungen Freiherrn, trugen denn auch bald den Sieg davon.

Weil Renatus sein früheres Verlöbniß geheim gehalten hatte, war er und war die Gräfin jetzt der Meinung, daß man die neue Verbindung nicht schnell genug veröffentlichen könne. Aber man mußte doch eine Form dafür finden, das Auffallende des Vorganges denjenigen, welche die Verhältnisse mehr oder weniger kannten, wenn auch nur einigermaßen zu erklären oder an-

nehmbar zu machen; und die Gräfin, welche vor allen Dingen um Hildegard besorgt war, hatte schnell einen Plan entworfen, der zu Gunsten dieser letzteren berechnet war. Man sollte, so forderte sie, aus Cäciliens früher und dauernder Neigung zu Renatus kein Geheimniß machen, man sollte auch eingestehen, daß dessen Liebe zu Hildegard nicht mehr so feurig als früher gewesen und daß er bei der Heimkehr von der Anmuth und von der nicht zu verbergenden Leidenschaft der jüngeren Schwester gerührt worden sei. Dann aber solle man die Dornenkrone der armen Hildegard in einen Heiligenschein verwandeln und erzählen, wie die Großmuth und die Entsagung dieser schönen Seele das Unheil, welches hereinzubrechen gedroht, durch ihren heldenmüthigen Entschluß verhindert, wie sie durch eine Entfernung, von welcher selbst die Mutter nichts gewußt, die Verwirrung gelöst und in einem zurückgelassenen Schreiben den Wunsch ausgesprochen habe, die beiden ihr theuersten Menschen, den Geliebten und die Schwester, verbunden und so glücklich zu sehen, als es zu werden ihr von Gott nicht beschieden gewesen sei.

Die Gräfin konnte sich in ihrer Rührung der Thränen kaum erwehren, als sie den schnell erfundenen Ausweg vor ihren erstaunten Hörern darlegte. Vittoria, die jetzt plötzlich ihr mütterliches Recht auf Renatus und ihre Freundschaft für Cäcilie geltend machte, so daß man sie bei keiner Besprechung und Berathung übergehen konnte, hatte Mühe ernsthaft dabei zu bleiben, und Cäcilie und Renatus, welche in der Erdichtung der Gräfin keine üble Rolle spielten, waren mit allem zufrieden und einverstanden, was sie auch nur eine Stunde früher an das ersehnte Ziel zu führen verhieß.

Sie waren beide sehr bereit, an Hildegard zu schreiben, ihre Nachsicht, ihre Verzeihung zu erbitten, ihr jede möglichen geschwisterlichen Dienste für die Zukunft anzubieten und ein

treues Zusammenhalten zu geloben; aber beide waren so voll von ihrem Glücke, so voll von Lebenslust und Hoffnung, daß sie sich in den Gemüthszustand des verlassenen Mädchens gar nicht hineinzuversetzen wußten und daß die Gräfin es endlich gerathener fand, die Briefe des Brautpaares an die Entfernte zu unterdrücken und die Darstellung des Geschehenen allein auf sich zu nehmen.

# Zehntes Capitel.

Die Plane und Vorsätze, mit welchen der Freiherr in Bezug auf seine Güter letztlich umgegangen war, erhielten durch seine neue Verlobung eine wesentliche Befestigung. Cäcilie, die seit ihrem fünfzehnten Jahre in dem Schlosse gelebt hatte und nur selten nach der Kreisstadt gekommen war, hegte, wie schon Hildegard ihm dies stets geschrieben hatte, eine Sehnsucht danach, die Hauptstadt, die schöne Welt, den Hof kennen zu lernen, und die Schilderungen, welche Renatus ihr von seinem Pariser Leben machte, steigerten jene Sehnsucht zu einem wahrhaften Verlangen. Vittoria ihrerseits, welche aus ihrem Kloster grades Weges nach Richten und in das Ehebett des greisen Mannes gekommen war, hatte der Einsamkeit nun auch die Fülle genossen. Sie begehrte nach einer Zerstreuung, wenn die Gesellschaft ihrer Freundin Cäcilie ihr entzogen und Valerio ihr genommen werden sollte; und weil man, wenn die Verlobten sich jetzt zwanglos in Vittoria's Zimmer gehen lassen durften, sich allseitig so wohl befand, so heiter war, so wurde ein solches Beisammensein auch für die Zukunft als das Erfreulichste und zugleich als das Einfachste in's Auge gefaßt.

Man hatte niemals an einen gemeinsamen Haushalt mit Vittoria denken können, so lange noch die Rede von der Heirath mit Hildegard gewesen war. Jetzt, da es sich von selbst verstand, daß die Mutter mit ihrer ältesten Tochter vereinigt bleiben würde, ward es eben so fraglos, daß Vittoria sich an das junge Paar

anschloß, und da keiner von diesen Dreien bisher jemals in der Lage gewesen war, sich ein Haus zu begründen, fanden sie ein lebhaftes Vergnügen darin, mit einander die Entwürfe für ihre Einrichtung zu machen, die Straße auszuwählen, in welcher man sich, wenn es möglich sei, niederlassen wolle, die Zahl der Zimmer, die Art ihrer Vertheilung durchzusprechen und die Weise im voraus festzusetzen, nach der man leben wolle.

Renatus hatte den berechtigten Wunsch, da er seine Güter verkaufen und im militärischen Dienste bleiben wollte, was beides noch kein Stammhalter seines Hauses jemals gethan hatte, durch ein würdiges Auftreten in der Hauptstadt es darzuthun, daß seine Umstände immer noch günstig wären, wenn er sich auch zu entschiedenen Schritten für ihre Befestigung und Sicherung bewogen finde. Selbst Tremann, der nicht zum Beschönigen derselben geneigt gewesen war, hatte es ihm ausgesprochen, daß seine Lage keineswegs eine verzweifelte, sondern eine haltbare und der Verbesserung fähige sei, wenn er sich zu den Maßnahmen entschließen könne, die er auszuführen jetzt im Begriffe stand.

Renatus empfand ein Zutrauen zu sich und zu seiner Zukunft, welche ihm bisher in den letzten Jahren völlig gemangelt hatte, und er dachte mit großer Heiterkeit an den nicht mehr fernen Zeitpunkt, in welchem er, aller seiner Sorgen entladen, nur seinem Dienste und seinem Glücke an der Seite einer geliebten Frau, in Gesellschaft seiner Stiefmutter und ihres Sohnes werde leben können.

Er freute sich auf die Rückkehr zu seinem Regimente, er freute sich auf den Beifall, welchen seine Frau bei seinen Kameraden finden werde. Er entwarf sich ein lockendes Bild von dem hübschen Hause, das er machen wolle, versprach sich, Vittoria und seiner Braut große Genugthuung von der Bewunderung, welche die musikalische Bildung der beiden Frauen, denn auch Cäcilie war unter der Baronin Anleitung eine vortreffliche

Sängerin geworden, am Hofe erregen mußte; und weil bei diesen Planen der Gedanke an das Landleben völlig ausgeschlossen war, so schwand des jungen Freiherrn Widerstreben gegen den Verkauf seines halben Besitzes endlich ganz und gar.

Ein paar Tage nach seiner Verlobung, gleich nachdem er die Meldung derselben an seine nächsten Anverwandten ausgeführt hatte, setzte er sich wohlgemuther, als er es bei solchem Anlasse jemals für möglich gehalten hatte, nieder, seinem Amtmanne zu schreiben, wie er sich entschlossen habe, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu biete, die beiden Nebengüter zu verkaufen, daß er aber nicht abgeneigt sei, ihm Richten, je nachdem man sich darüber einigen könne, zur Verwaltung oder zur Verpachtung zu überlassen. Bis über den Verkauf der Güter entschieden sein werde, wünsche er also, falls dem Amtmanne dies auch genehm sei, Alles beim Alten zu lassen, und es werde sich dann voraussichtlich so fügen, daß der neue Contract mit ihm, statt jetzt im Beginne des dritten Quartales, zu Ende desselben abgeschlossen und mit dem Anfange des letzten Quartales in Kraft gesetzt werden könne.

In derselben Stunde zeigte er auch Steinert an, daß er verkaufen wolle, weil er sich mit der Gräfin Cäcilie Rhoden verlobt habe, welche in der Stadt zu leben wünsche, wohin ihn selber die eigene Neigung für den Kriegsdienst und die Rücksicht auf die Erziehung seines Bruders ziehe. Könne er mit Steinert Handels einig werden, und zwar so, daß Steinert und der Baurath Herbert, der, wie er von dem Amtmanne gehört zu haben glaube, den Kauf mit Steinert gemeinsam unternehmen wolle, beide Güter an sich brächten, so werde ihm dies um seiner Insassen willen das Erwünschteste sein. Er werde dann die Leute, welche seit Hunderten von Jahren zu seinem Hause gehört hätten, in Steinert's Vorsorge, der den Leuten lieb und bekannt sei und ein Herz für sie habe, wohl berathen und wohl geborgen

wissen. Einer persönlichen Besprechung bedürfe es für's Erste deßhalb nicht, und leider habe er zu dieser, von dem Ablaufe seines Urlaubs bedrängt, auch nicht mehr die Zeit. Zudem befänden die sämmtlichen Akten sich augenblicklich in der Hauptstadt, in seines Oheims Händen. Dorthin gehe er und sei bereit, auf Anfrage, aus den Akten jede gewünschte Auskunft zu ertheilen, wie es sich denn auch von selbst verstehe, daß der Amtmann und der Justitiarius den Käufern Einsicht in die geführten Bücher gewähren würden, wenn sie etwa nach Richten kommen sollten, sich die gegenwärtige Sachlage anzusehen.

Er hatte ein angenehmes Selbstgefühl, als er diese beiden Schreiben durchlas. Es dünkte ihn, als sei er plötzlich ein ganzer Geschäftsmann geworden, und er begriff, wie der Freiherr sich an solche Verhandlungen allmählich gewöhnen und Geschmack an ihnen habe finden können. Es beruhigte ihn, daß er sich bei seinen Planen mit Antheil an das Loos seiner Leute erinnert hatte; er dachte, daß Steinert sich ohne alle Frage über seine bevorstehende Verheirathung erfreuen werde, und wenn derselbe dann, hier im Lande lebend und selbst arbeitend, mehr aus den Gütern herausschlagen konnte, als es den Freiherren von Arten möglich gewesen war, nun, so war das einmal nicht zu ändern, und er wollte es ihm gönnen, daß er vorläufig den Vortheil davon zog, wenn er die Güter hob. Vielleicht war es dem nächsten Herrn von Arten, vielleicht war es seinem Sohne einst beschieden, die Güter zurückzukaufen, wenn Renatus jetzt Ordnung in die Verhältnisse des Hauses brachte. Er selbst freilich mußte sich für die Vergangenheit und für die Zukunft zum Opfer bringen; aber in seiner militärischen Laufbahn, an Cäciliens Seite, in der Residenz, und mit einem immer noch bedeutenden Grundbesitz als Rückhalt, ließ das Leben sich ertragen.

Er fuhr mit leichtem Herzen an dem Tage auf das Gut eines Freundes, um dort, begleitet von der Gräfin und von

Vittoria, mit seiner Braut den ersten Besuch zu machen, und man hatte in dem Hause gute Sitte genug, es nicht merken zu lassen, wie überrascht man war, nicht Hildegard, sondern Cäcilie als des Freiherrn Erwählte zu empfangen. Die Gräfin selbst mußte das Gespräch darauf bringen, mußte die Frage aufwerfen, ob man sich nicht wundere, ihre zweite Tochter mit dem Freiherrn verlobt zu sehen, ehe sie ihre romantische Erklärung zu Hildegard's Bestem abgeben konnte; und weder Renatus noch Cäcilie wußten ihr dies Dank.

Die Mutter hat Hildegard immer vorgezogen! sagte Cäcilie, als sie sich mit Renatus allein befand. Nun müssen wir beide Hildegarden wieder zur Folie dienen und uns dafür bedanken, daß sie vor jenen Jahren Dich mit ihrer Leidenschaft um Deine vernünftige Ueberlegung zu bringen und sich mit Dir in dem Augenblicke zu verloben verstanden hat, als Du Dich von ihr loszumachen wünschtest. Die Mutter wird's noch dahin bringen, daß ich die Schwester hasse!

Beneidest Du sie, Cäcilie? fragte Renatus, auf dessen schon von Natur weichen und gütigen Sinn die Erziehung des Caplans noch verschönend und zur Nachsicht stimmend eingewirkt hatte, während sein Glück, sein erstes Liebesglück, ihm das Herz noch mehr erschloß. Hast Du Grund, sie zu beneiden?

Cäcilie antwortete ihm nicht, aber sie umschlang ihn und küßte ihm die Hand. Er war sehr glücklich in dem Besitze dieses Mädchens, dem er sich immer überlegen fühlte und das hinwiederum so liebevoll zu ihm emporsah.

# Eilftes Capitel.

Niedergeschlagen und muthlos hatte der junge Freiherr vor einigen Monaten die Hauptstadt verlassen, nun kehrte er voll der besten Zuversicht in dieselbe zurück.

Er meldete sich bei seinen Vorgesetzten, und ward auf das Beste aufgenommen. Man lobte es, daß er sich nicht auf seine Besitzungen zurückziehen, sondern im Dienste bleiben wolle, denn der König sah es gern, wenn die jungen Männer aus den alten Familien im Heere ihren Weg machten; und die Stadt, die Straßen sahen für Renatus jetzt ganz anders aus, seit er sie mit dem Hinblicke auf eine künftige Häuslichkeit betrachtete. Obschon er sich vorgenommen hatte, sich Zeit zu lassen und nichts zu übereilen, konnte er der Neugier nicht widerstehen, in die verschiedenen Häuser einzutreten, in welchen Wohnungen zur Miethe ausgeboten wurden, ihre Räumlichkeiten anzusehen, um ihren Preis zu fragen, und sich Alles in das Notizbuch zu verzeichnen, das er eigens zu dem Zwecke mitgenommen hatte.

Er sprach dann noch in dem Laden eines Goldschmiedes vor, um für Cäcilie den Ring zu kaufen, den er ihr als Pfand ihrer Verlobung zu geben wünschte, und wie er nun die einzelnen Kasten mit den Geschmeiden vor sich stehen sah, fiel ihm bei einem Saphirschmucke plötzlich ein, wie schön die blauen Steine auf dem weißen Halse und an den vollen Armen der Geliebten aussehen würden. Es ist ein so natürlicher Wunsch, das, was man liebt, zu schmücken.

Er erkundigte sich nach dem Werthe des Geschmeides, und er fand ihn hoch. Aber Cäciliens schöner Nacken, ihr reizendes, kleines Ohr ließen ihm keine Ruhe. Er meinte sie vor sich zu sehen, er konnte sich die Freude seiner Geliebten bei dem Empfange eines solchen Geschenkes lebhaft vorstellen, und es fiel ihm ein, daß sie ihm einmal, mehrere Wochen vor ihrer Verlobung, geklagt hatte, wie sie aber auch gar nichts von Schmuck besitze, da die Mutter alles, was sie der Art gehabt, schon sehr früh der älteren Schwester gegeben habe. Allerdings bekam Cäcilie einst den ganzen Arten'schen Familienschmuck; indeß das waren schwere Brillanten, wie nur eine Frau sie tragen konnte, und jetzt, da er daran dachte, kam Renatus erst wieder darauf, daß der Freiherr den Familienschmuck seiner Zeit Vittorien gegeben hatte, die berechtigt war, ihn, wenn sie wollte, der Frau ihres Stiefsohnes durchaus vorzuenthalten. Es fiel ihm dabei aber auf, daß Vittoria, welche in früheren Jahren an diesen Brillanten so viel Wohlgefallen gehabt und einzelne Stücke des Schmuckes immer getragen hatte, sich desselben gar nicht mehr bediente, und er nahm sich vor, deßhalb einmal Nachfrage zu thun.

Inzwischen jedoch mußte Cäcilie durchaus irgend etwas geschenkt bekommen, und der Goldschmied hatte nicht den ersten Liebenden vor sich, der zwischen seines Herzens Lust und seinen vernünftigen Bedenken einen Vermittler zu Gunsten der ersteren zu finden wünschte. Nach kurzem Zureden, kurzem Verhandeln erstand Renatus den Schmuck und befahl, ihn mit dem Ringe, wohl verpackt, nach seinem Gasthofe zu senden. Es war ein Geschenk, wie seiner Zeit der verstorbene Freiherr es der Gräfin Angelika darzubringen vollauf berechtigt gewesen war. Für Renatus jedoch war die Ausgabe viel zu groß, und er hielt sich das auch selber vor; aber, sagte er sich, wenn man im ersten goldenen Sonnenscheine des Glückes nicht einmal seinem Herzen folgen soll, so lohnt es sich ja nicht, zu leben!

Froh über die Freude, welche er der Braut zu bereiten jetzt gewiß war, ging er nach der Wohnung seines Oheims. Er meinte, so gut aufgelegt, wie er sich jetzt eben fühlte, mit den Vorstellungen und Einwendungen, welche derselbe, als Hildegard's geschworener Freund und Verehrer, ihm sicherlich nicht vorenthalten werde, am leichtesten fertig werden zu können, und es war ihm sehr erwünscht, als er auf seine Anfrage die Antwort erhielt, daß der Graf zu Hause, und ihn zu empfangen bereit sei.

Der Graf stand mitten im Zimmer, als Renatus bei ihm eintrat. Er sah nicht übel aus, aber er stützte sich auf einen Stock, und wie es dem Neffen schon auffiel, daß er ihm nicht wie sonst entgegenkam, daß er ihm nicht die Hand reichte, fiel es ihm noch mehr auf, daß der Graf eine sonderbare Art sich zu bewegen angenommen hatte. Er trug sich immer noch sehr gut, indeß seine Haltung sah so absichtlich aus, und erst als er nach seinem Lehnsessel gegangen war, sich fest niedergesetzt und seine Beine in eine bequeme Lage gebracht hatte, sagte er: Nun, mein Lieber, Du kommst wohl, Dir meinen besonderen Glückwunsch zu Deiner neuen Verlobung abzuholen? Seit wann bist Du denn zurückgekehrt?

Es fuhr wie ein kalter Luftzug über den jungen Freiherrn hin. Der Anblick seines Oheims hatte ihn, er wußte selbst kaum, weßhalb, erschreckt; der unverkennbare Spott in seinem Tone beleidigte ihn. Er hatte sich indessen darauf gefaßt gemacht, hier auf Tadel und Mißbilligung zu stoßen, zu welchen, er läugnete sich das keineswegs, seine Handlungsweise Jedem, der die Verhältnisse nicht wie er selber kannte, auch ein volles Recht gab. Er überwand also seine Mißempfindung und sagte: Ich habe Ihnen, lieber Onkel, denke ich, nicht nöthig, eine lange Rechtfertigung meines Thuns zu machen! Sie sind ein Menschenkenner und kennen mich und Hildegard — wir paßten nicht zu

einander! Mich dünkt also, wie der Augenblick einer solchen Einsicht auch schmerzlich sein mag, man hat sich immer glücklich zu preisen, wenn man sie gewinnt, ehe es zu spät ist, den Folgen seines Irrthums vorzubeugen! Wir paßten wirklich in keiner Weise für einander, selbst die Gräfin Rhoden gibt uns dies jetzt zu!

Er hatte sich einen Sessel genommen, ohne daß der Graf, der solche Form der Höflichkeit sonst nie vergaß, ihn dazu aufgefordert hatte. Nun, als Renatus seine Behauptung wiederholte, sagte sein Oheim: Eure Unzusammengehörigkeit streite ich Dir nicht ab, mein Lieber, wennschon ich Dir damit kein Compliment zu machen glaube!

Onkel! fuhr Renatus auf. Aber der Graf, der bis dahin mit voller, kräftiger Stimme gesprochen hatte, senkte diese plötzlich, und seine kalte Hand auf die des jungen Freiherrn legend, sagte er: Gemach, mein Lieber, und mäßige Dich! Du siehst, ich bin noch etwas angegriffen, Deine Brust ist stärker, als die meine.

Renatus schwieg, weil seine gute Erziehung ihn dem älteren Manne gegenüber Rücksicht nehmen hieß; aber er preßte die Hand unwillkürlich fest um den Griff des Säbels zusammen, den er zwischen seinen Knieen hielt, und er nahm sich vor, sein Herz vor dem kranken Bruder seiner Mutter im Nothfalle eben so fest zusammenzufassen.

Du sagst, hob der Graf nach kurzem Schweigen an, Ihr hättet nicht für einander gepaßt, und ich streite Dir dies, ich wiederhole es, nicht ab. Aber, mein Lieber, wer zwang Dich, oder vielmehr, was berechtigte Dich, vor sieben Jahren, als Du noch sehr unfertig und völlig unselbständig warst, das Schicksal eines schon damals sehr reifen und im edelsten Sinne in seiner Bildung abgeschlossenen Mädchens an Dich zu binden? Erinnere Dich, daß ich Dich damals, weil ich Deinen leicht beweglichen Arten'schen Sinn sehr wohl erkannte, vor dem Umgange mit den Rhodens warnte!

Renatus war keiner Antwort fähig. Zum zweiten Male gelang es seinem Oheim, ihn durch die Dreistigkeit seiner Heuchelei und Unwahrheit förmlich zu erschrecken. Er mußte erst Herr über sein Erstaunen werden, ehe er die Bemerkung machen konnte, daß er sich jener Warnung seines Onkels sehr wohl und sehr oft erinnert, ja, daß er sie als eine durchaus berechtigte anerkannt habe, denn er sei damals in der That, wie der Graf es für ihn besorgt habe, ohne selbst recht zu wissen, wie, in die Verlobung mit dem älteren und fertigeren Mädchen hineingezogen worden.

Ohne zu wissen, wie? sprach der Graf ihm immer in demselben Tone spöttelnden Tadels nach. Mich dünkt, mein Lieber, dies zu behaupten, hättest Du kein Recht! Ein Mädchen von dem Seelenadel Hildegard's konnte es nicht glauben, daß es nur auf ein leeres, empfindsames Spiel von Dir gemünzt war! — Er machte eine jener berechneten Pausen, welche Arglistige so wohl zu benutzen verstehen, und fuhr dann fort: Hildegard hat mir geschrieben. Ich wußte alles, was vorgegangen war, noch ehe ich die seltsame Kunde erhielt, daß Du Hildegard's Entfernung kaum abgewartet hattest, um Dich mit ihrer leiblichen Schwester zu verloben. Hildegard wird das nie verschmerzen, und wirklich, mein Lieber, es ist keine Heldenthat, mit dem Lebensglücke eines reinen, edlen Mädchens sein Spiel zu treiben!

Er hatte sich in eine tugendhafte Entrüstung hineingesprochen, in welcher er sich offenbar sehr wohl gefiel, denn er zupfte sich den Hemdkragen und das Jabot zurecht, fuhr sich mit der Hand aus alter Gewohnheit nach dem Haupte und durch das Haar, obschon dieses zu einer solchen, seine Fülle ordnenden Bewegung gar keine Veranlassung mehr bot, und lehnte sich behaglich in den Sessel zurück.

Seine letzte, wiederholte Behauptung war dem jungen

Freiherrn aber doch zu viel geworden, und sich erhebend, sagte er, die schöne Oberlippe unter dem blonden Schnurrbarte in die Höhe werfend: Diese Bemerkung aus Ihrem Munde überrascht mich sehr!

Was soll das heißen? fragte der Graf kurz und bestimmt.

Es soll Sie nur an Seba Flies erinnern, entgegnete der Freiherr in derselben Weise, für deren einstige Seelenreinheit, für deren Seelenadel mir die Freundschaft, welche meine Mutter für sie hegte, ohne alle Frage eine Bürgschaft sein darf!

Der Graf lachte hell auf. Wie man, einmal von dem rechten Wege entfernt, sich gleich ganz und gar verliert! rief er aus. Das ist in der That naiv! ein Cavalier und ein Judenmädchen! Wer fragt danach? — Aber das Verhalten eines Edelmannes gegenüber einer Dame seines Standes, das ist etwas Anderes! Das Judenmädchen konnte, ohne die Ueberspanntheit, mit der es sich mir völlig in die Arme warf, es gar nicht für möglich halten, daß es die Meine werden könne; und hätte Seba es gewollt, sie hätte auch nach dem Abenteuer mit mir, von dem damals Niemand etwas wußte, unter ihres Gleichen noch Männer genug zur Auswahl haben können, denn sie war schön und reich! Aber eine Hildegard, eine Gräfin Rhoden war berechtigt, auf das Wort eines Edelmannes zu vertrauen! Alle Welt wußte von Eurer heimlichen Verlobung, sieben Jahre ihres Lebens sind Dir geweiht gewesen — es ist unerhört! Verlaß Dich aber darauf, man wird dies übel, sehr übel vermerken! Der König ist gegen solche Handlungsweise äußerst streng! Von dem Darlehen auf Deine Güter ist unter diesen Umständen natürlich keine Rede mehr! Es war dabei sehr wesentlich auf die Gunst gerechnet, deren Hildegard genießt, und....

Der Freiherr konnte es bei aller Selbstbeherrschung länger nicht ertragen. Ich denke weder Sie noch Hildegard in meinen

Angelegenheiten zu bemühen, sagte er. Ich bedarf des königlichen Darlehens nicht!

Wie das? fragte der Graf.

Ich verkaufe Rothenfeld und Neudorf, ich verpachte Richten, denn ich werde im Dienste bleiben, schon um meiner Familie willen!

So? sagte der Graf mit einer leisen Kopfbewegung, während Renatus sich nach seinem Czako umsah.

Er war erbitterter, als er sich je gefühlt hatte. Sich von einem Wüstlinge, wie der Graf es gewesen war, so lange seine Kraft für die Befriedigung seiner Gelüste ausgereicht hatte, sich von einem Verräther des Vaterlandes, von einem Ehrlosen zu Sitte, Pflicht und Ehre ermahnen zu lassen, empörte den Freiherrn. Er hätte ihm mit Einem Worte seine ganze Verachtung aussprechen, ihm sagen mögen, wie er des Grafen Heuchelei verabscheue; aber über dieses vollberechtigte Empfinden des Freiherrn trug Eine Erwägung den Sieg davon und nöthigte ihn, nach seiner Meinung, zum Schweigen.

Er hatte aus seiner innersten Natur heraus, aus jenem warmen und menschlichen Gefühle, dessen er fähig war, wo seine Standesvorurtheile ihm nicht den Sinn und das Herz verengten, den Grafen an seine Schandthat gegen Seba gemahnt; indeß er selber erkannte, bei seiner Anschauungsweise, sobald sein Oheim ihn daran erinnerte, daß zwischen Seba und der Tochter eines alten, gräflichen Hauses allerdings eine wesentliche Verschiedenheit obwalte. In der Gesellschaft, welcher die beiden Männer angehörten, wog des Grafen ehrloser Verrath an Seba sicherlich nicht so schwer, als der für Renatus zu einer inneren Nothwendigkeit gewordene Treubruch gegen eine Gräfin Rhoden, und die Männer sowohl als die Frauen seines Standes waren der Mehrzahl nach ohne Frage eher geneigt, den Grafen, als seinen Neffen freizusprechen. Er hatte also das verdrießliche

Bewußtsein, einen Schlag gegen seinen Gegner ausgeführt zu haben, den Jener so geschickt von sich abgewendet hatte, daß er sich aus dem Angegriffenen in einen Angreifenden verwandeln können, und Renatus kannte seinen Oheim darauf, daß dieser ihm nicht vergessen, nicht verzeihen werde, was eben jetzt zwischen ihnen vorgegangen war. Er wußte, daß er von jetzt ab den Grafen als seinen Feind betrachten müsse, und er fühlte auch den nie ganz besiegten Widerwillen gegen denselben in sich so groß geworden, daß er, gereizt, wie er es war, jetzt ein für alle Mal seine Stellung gegen den Oheim zu nehmen beschloß.

Er stand aufrecht vor dem Grafen, der seine bequeme Lage nicht verließ, und sagte, während er seine Handschuhe anzog, in einer Weise, welche sein Oheim noch nie zuvor von ihm vernommen hatte: Wir haben, wie ich sehe, wenig Aussicht, uns zu verständigen, und ich wußte das im voraus, da ich Ihre Vorliebe für Cäciliens Schwester kannte. Ich kam auch nicht, mich wegen meiner Handlungsweise zu rechtfertigen, sondern weil es mir lieb gewesen wäre, sie Ihnen, dem Bruder meiner Mutter, einsichtlich zu machen, und weil ich Sie um die Rückgabe der Akten ersuchen wollte, die in Ihren Händen zurückgeblieben sind.

Da ich von dem Tage Deiner Ankunft nicht unterrichtet war, habe ich sie gestern, wohl versiegelt, Deinem Chef zur Uebergabe an Dich zustellen lassen, denn ich verreise morgen, antwortete der Graf mit gleicher Kälte.

Renatus dankte, ohne sich nach dem Reiseziele seines Oheims zu erkundigen, und wollte sich entfernen; aber der Graf sagte von selbst, daß er eine Badekur beabsichtige.

Renatus fragte also pflichtschuldigst, wohin er zu gehen beabsichtige.

Man hat mir zu einem Stahlbade gerathen, und ich habe

mich für Pyrmont entschieden. Ich bleibe etwa sechs Wochen dort. Wirst Du bei meiner Rückkehr hier sein?

Ohne alle Frage!

Du denkst also nicht, Dich versetzen zu lassen?

Wie käme ich dazu? fragte der Freiherr, sichtlich von der Frage überrascht.

Ich meinte, daß Deine Vermögensverhältnisse und auch die Rücksicht auf die arme Hildegard es Dir vielleicht wünschenswerth erscheinen ließen, nicht in der Residenz, nicht eben hier zu leben.

Durchaus nicht! entgegnete der Neffe sehr bestimmt. Ich denke vielmehr, mich mit meiner ganzen Familie hier niederzulassen, und bin schon heute darauf ausgegangen, eine Wohnung zu suchen, in der ich uns und meine Stiefmutter und meinen Bruder bequem einrichten kann!

So, so! wiederholte der Graf in dem früheren Tone, und eine Prise nehmend, setzte er hinzu: Auf Wiedersehen also, auf Wiedersehen, mein Lieber!

Renatus gab ihm dieses Lebewohl zurück, und sie trennten sich, ohne sich die Hand zu geben, wie zwei Fremde, wie zwei Feinde.

# Zwölftes Capitel.

Welch eine Welt ist das! rief Renatus innerlich aus, als er sich wieder auf der Straße befand. Aber es gilt, sich durchzuschlagen! fügte er hinzu — und sich durchzuschlagen, war er glücklicher Weise ja gewohnt.

Sein Lebensmuth war entschieden im Wachsen. Er war in sich beruhigt über die Haltung, welche er gegen seinen Onkel behauptet hatte, und wenn er es sich recht überlegte, war es für ihn kein Unglück, vielmehr ein Gewinn, daß es zu einem entschiedenen Bruche zwischen ihm und dem Grafen gekommen war.

Der Graf liebte es, sich als einen Beschützer darzustellen; er hatte in den Zeiten der Franzosenherrschaft sich an ein zweideutiges Vermittleramt gewöhnt, er war müßig, sah viele Leute, beobachtete, wie alle diejenigen, die kein gutes Gewissen und in ihren eigenen Lebensverhältnissen mancherlei zu verbergen haben, äußerst scharf; was konnte also für des jungen Freiherrn Familie aus einem Zusammenhange mit diesem Manne Heilsames erwachsen?

Den Schutz und Einfluß des Grafen irgendwie in Anspruch nehmen zu wollen, war sein Neffe weit entfernt; er sah auch nicht ab, daß er jetzt noch in die Lage kommen könne, desselben zu bedürfen. Seine Vermögensverhältnisse ordnete er in der durchgreifendsten Weise selbst, mit dem Kommandeur seines Regimentes hatte er immer auf das beste gestanden, und er hatte gleich bei dem ersten Besuche von demselben erfahren, daß wirklich

eine große Anzahl von Dienstentlassungen und von Abschiedsgesuchen im Werke, also für das Heraufrücken der jüngeren Offiziere die günstigsten Aussichten vorhanden seien. Wozu konnte ihm der Oheim denn auch nützen? Ihn, der Cäcilie nicht freundlich, der Vittoria feindlich gesinnt war, der von der inneren Familiengeschichte des Arten'schen Hauses weit mehr als gut war wußte, nicht in seiner Familie aufnehmen zu dürfen, dünkte den Freiherrn ein wesentlicher Vortheil zu sein. Wendete Hildegard sich von der Schwester ab, schloß die Mutter sich mehr an die ihr bleibende, als an die verheirathete Tochter an, so waren das Dinge, die eben nicht zu ändern waren, und auf einen recht verträglichen Verkehr zwischen Vittoria und jenen beiden Frauen hatte Renatus sich ohnehin nicht Rechnung machen dürfen. Es war also am besten, wie es sich eben gefügt hatte, und er konnte, nachdem der Einzug seines Regimentes vorüber war, gleich an seine wichtigsten Geschäfte, an die Vorkehrungen für seine Verheirathung gehen.

Man hatte die Hochzeit, um nicht in zu später Jahreszeit reisen zu müssen, auf die ersten Tage des Oktober verlegt; Renatus hatte also für seine Besorgungen keinen weiten Spielraum vor sich. Er war froh, als er in einer ihm passenden Gegend eine Wohnung gefunden hatte, welche ihm die nöthigen Bequemlichkeiten für alle Betheiligten neben jenen größeren Räumen darbot, deren man für eine schickliche Geselligkeit bedurfte. Nur für Valerio wollte sich, wenn man ihm, wie seine Mutter es gewünscht hatte, einen Erzieher annahm, kein rechtes Unterkommen in dem Hause finden, und wie jeder, der an neue Verhältnisse herangeht, nach dem alten Sprüchworte oft gezwungen ist, aus der Noth eine Tugend zu machen, ließ Renatus sich von dem ihm nahe befreundeten Adjutanten seines Regiments-Chefs, mit dem er gelegentlich von seinen Planen, von seiner Einrichtung und von seinen kleinen Verlegenheiten

sprach, dahin überreden, daß es für den durch mütterliche Schwäche in jedem Betrachte verwöhnten Knaben fraglos das Angemessenste sein würde, ihn von Hause zu entfernen, und daß Renatus also mit seiner ursprünglichen Idee, ihn einer öffentlichen Erziehungs-Anstalt zu übergeben, das Richtige für ihn getroffen habe. Die Kadettenhäuser waren nach den Kriegen in ihren Einrichtungen wesentlich verbessert worden; Valerio zu einem Studium zu überreden, welches ihn für den bürgerlichen Staatsdienst geschickt machen konnte, hielt Renatus bei der Art des Knaben nicht für angebracht, und da es in einer neuen, jungen Ehe in keinem Falle bequem war, seinen solchen frühreifen Burschen zum täglichen Gesellschafter zu haben, machte Renatus seine Stiefmutter und den Knaben mit seiner Absicht bekannt, ihn in eine der militärischen Erziehungs-Anstalten zu bringen, um ihn sein Heil einmal im Heere, dieser Zufluchtsstätte adeliger Mittellosigkeit und jüngerer Brüder, versuchen zu lassen.

Mitten in diesen Vorkehrungen kamen denn allmählich auch die großen Wagen voll Hausrath und voll Möbeln an, welche Renatus, um der neuen Wirthschaft und dem neuen Hause das alte, würdige Gepräge zu geben, von dem Schlosse nach der Stadt kommen ließ. Renatus wollte die großen Spiegel, sofern sie sich in die kleineren Zimmer des städtischen Hauses einfügen ließen, er wollte die schönen Möbel und Geräthschaften, die guten, alten niederländischen Landschaften, die italienischen Statuetten und vor Allem die Bilder seiner Eltern und Großeltern nicht entbehren; er wollte die alten werthen Erinnerungen mit sich in die neue Lebenslage hinübernehmen. Er hing an diesen Gegenständen, er hatte zudem auch in dem Palaste der Herzogin erfahren, wie wohlthuend das Althergebrachte in der Ausstattung eines Hauses wirke, und mochte der neu erworbene Reichthum der emporgekommenen bürgerlichen Gesellschaft ihr auch jede Art von Luxus zugänglich machen, gegen die Würdigkeit einer solchen

überkommenen Einrichtung erschien alles kalt, was der Tapezierer und die Magazine an Neuigkeiten liefern konnten.

Mit wachsendem Behagen sah er aus den leeren Räumen, die er gemiethet hatte, allmählich die schöne Wohnung entstehen, in welcher es ihm mit der Geliebten wohl werden sollte, und es fügte sich eigen, daß er eben an dem Tage, an welchem er die letzten Schränke in die Zimmer seiner zukünftigen Frau stellen ließ, einen Brief Cäciliens erhielt, in welchem sie ihm erzählte, daß sie gestern, wo man zu einer größeren Gesellschaft in die Nachbarschaft gefahren sei, zum ersten Male den Schmuck habe anlegen wollen, den er ihr gesendet. Er sei jedoch für alle ihre Kleidungsstücke viel zu prächtig gewesen, und sie habe sich also das Vergnügen vorläufig versagen müssen.

Daran hatte der Bräutigam allerdings nicht gedacht; indeß nun er darauf, wenn auch sicher absichtslos, hingewiesen wurde, mußte dem Mangel nothwendig abgeholfen werden. Renatus hatte sich es ohnedies von der Gräfin erbeten, für Cäcilie die ganze Ausstattung besorgen zu dürfen, damit der älteren Schwester nichts von dem, was ihr bestimmt gewesen sei, entzogen werde. Die verhältnißmäßige Dürftigkeit Cäciliens rührte den Liebenden deßhalb nur noch mehr, und da die leeren Schiebladen und Schränke nach einem Inhalte förmlich zu verlangen schienen, machte er sich ein Fest daraus, sie in einer Weise anzufüllen, welche der Geliebten nichts zu wünschen übrig lassen und der jungen Frau von Arten die Möglichkeit gewähren sollte, ihrem Stande gemäß in den Kreisen aufzutreten, in denen zu leben sie fortan bestimmt war.

Während er Kleiderstoffe und Spitzen, Shawls und Mäntel, Federn und Blumen, Fächer und Handschuhe auswählte und mit fast weiblicher Sorgfalt in die Schränke räumte, sah er mit vorgenießender Freude die Geliebte schon damit bekleidet; und weil er eben daran dachte, beschloß er, noch an diesem Tage

sich um den Familienschmuck, den der Freiherr nach Vittoria's Angabe bei dem Ausbruche der Freiheitskriege in der königlichen Hauptbank niedergelegt haben sollte, erkundigen zu gehen. Den Niederlegungsschein hatten die Frauen in Richten nicht auffinden können; es mußte aber in der Bank wohl zu ermitteln sein, wann der Schmuck übergeben worden war, und Renatus machte sich also dorthin auf den Weg.

Die Bankbeamten nahmen die Anfrage des Offiziers, des Mannes mit altem Namen, sehr zuvorkommend auf; man fand auch den Niederlegungstag, wie es sich gebührte, genau verzeichnet, aber der Rücklieferungsschein lag daneben, und er ergab, daß auf des Freiherrn eigene handschriftliche Anordnung der Schmuck nach Jahresfrist dem Hofjuwelier des Königs Behufs einer Umfassung ausgehändigt worden war. Das war kurz vor dem Tode des Freiherrn gewesen, und sorglos, wie Vittoria in allen solchen Dingen sich erwies, schien es nicht unmöglich, wenn schon es auffallend gewesen wäre, daß die Diamanten sich noch in dem Gewahrsam des Juweliers befinden konnten. Indeß diese Erwartung zeigte sich als trügerisch. Der Juwelier hatte die Brillanten im Auftrage des Freiherrn verkauft; die Berechnung darüber war vorhanden, eben so die Quittung des Bankhauses, an welches man den Erlös nach des Freiherrn Bestimmung ausgezahlt hatte. Der reiche Arten'sche Familienschmuck, dieses Erbe, an welchem man von Geschlecht zu Geschlecht gesammelt hatte, war dahin, und Renatus durfte sich nicht einmal mit dem Gedanken trösten, daß es, wie so mancher andere Schmuck, für die Befreiung seines Vaterlandes hingegeben worden war.

Es war ihm lieb, daß sein Dienst ihn an diesem Tage ganz in Anspruch nahm; er mochte an den Schmuck nicht denken, und es blieb ja auch nichts übrig, als sich die Angelegenheit aus dem Sinne zu schlagen. Er freute sich nur, daß er für Cäcilie die Saphire schon gekauft hatte, er würde sonst vielleicht

des Muthes dazu ermangelt haben, und ganz ohne Schmuck durfte seine junge Frau in der Gesellschaft auch nicht auftreten, wenngleich in diesen Zeiten sich gar Viele solcher Zier aus Vaterlandsliebe entäußert hatten.

Mit jedem Tage, den Renatus vorwärts ging, befestigte sich jetzt seine Zuversicht, daß Alles sich nothwendig zum Besten wenden werde, und in der That nahten auch die Verhandlungen über den Verkauf der Güter sich einem günstigen Abschlusse.

Es war noch in der ersten Hälfte des September gewesen, als Paul von der einen Seite und Steinert von der anderen nach der Provinzial-Hauptstadt kommend, in dem einstigen Flies'schen Hause eingetroffen waren, das der Baurath Herbert an sich gebracht hatte, als Herr Flies nach der Residenz gezogen war. Von Hause aus vermögend und durch Eva's väterliches Erbe unterstützt, wie durch ihre Sparsamkeit und Tüchtigkeit gefördert, war Herbert von den Zeitereignissen verhältnißmäßig weniger als die beiden anderen Männer in seinen Umständen bedroht und beeinträchtigt worden. Auch die Feldzüge hatte er nicht mitgemacht. Ein unglücklicher Fall, den er bei Besichtigung eines Baues einst gethan, hatte ihm einen Armbruch und in dessen Folge eine Schwäche des rechten Armes zugezogen, die ihn zwar in seiner Thätigkeit nicht behinderte, es ihm aber doch unmöglich gemacht haben würde, die Waffen zu tragen. Er und seine Eva hatten sich also seit ihrer Verheirathung nicht viel getrennt, und wenn die fünfzigjährige Frau den Titel und das Ansehen ihres Mannes auch sehr wohl zu tragen wußte, so war ihr von der frischen Fröhlichkeit des Landmädchens doch noch genug geblieben, um es Jedem wohl und behaglich werden zu lassen, der unter ihrem Dache weilte.

Jetzt besonders, wo ihr Aeltester, der, wie ihres Bruders Sohn, kaum dem Knabenalter entwachsen, in das Feld gezogen, nun endlich wieder in die Heimath zurückgekehrt war und wo

sie Adam und Tremann zu Gästen hatte, war sie recht in ihrem Elemente. Die schönen Augen blickten hell aus den weißen Spitzen ihrer neuen Haube hervor, die breiten rosa Bindebänder umgaben das rundeste Kinn; und die Grübchen in den freilich etwas zu stark gewordenen Wangen blieben den ganzen Tag sichtbar, weil die glückliche Hausfrau aus dem still zufriedenen Lächeln nicht herauskam. Jeder sollte es ganz nach seinen Bedürfnissen und Wünschen bei ihr haben. Der Bruder mußte seine Leibgerichte auf dem Tische finden, der Sohn sollte es merken, daß es, wie schön es in Frankreich, in Berlin und in all den großen Städten und schönen Gegenden auch gewesen sein mochte, doch im Vaterhause stets am besten sei; und daneben wollte Eva es dem Herrn Tremann auch beweisen, daß man in der Provinz ebenfalls zu leben wisse.

Die beiden Töchter, von denen die ältere auf Eva's ausdrückliches Verlangen den Namen Angelika erhalten hatte und von der man in der Familie immer behauptete, sie sehe der verstorbenen Baronin ähnlich, weil Eva vor der Geburt dieses Kindes immer und immer daran gedacht hatte, daß dieses zweite Kind, wenn es ein Mädchen sei, den Namen der Baronin führen solle, welche einst Eva's und Herbert's Hände in einander gelegt hatte — die beiden Töchter gingen in stiller Geschäftigkeit die Treppe hinauf und hinab. Sie trugen das Sonntagsgeräthe, das feine Krystall und die eingekochten Früchte auf die Tafel, die oben im Saale schon gedeckt war; und unten in der Küche glänzte der Rehrücken, welchen Steinert von Marienfelde mitgebracht hatte, schon in bräunlicher Farbe an dem sich rastlos drehenden Spieße, als in dem Arbeitszimmer des Baurath's die drei Freunde noch berathend bei einander saßen.

Die Gutskarten, die Akten waren freilich schon bei Seite gelegt, die Bedingungen des Kaufkontraktes, die Termine der Uebernahme und der Zahlungen nach des Freiherrn Vorschlägen

verabredet worden; auch die verschiedenen Abkommen unter den drei Männern, welche die Güter gemeinsam kaufen wollten, waren zum Abschluß gelangt. Die Steinbrüche jenseit Rothenfeld, der Torfstich zwischen Rothenfeld und Neudorf sollten ebenso wie die Bewirthschaftung der Güter und die Errichtung der Fabrik auf gemeinsame Kosten unternommen und betrieben werden. Herbert selbst wollte die Leitung der Steinbrüche und die Bearbeitung und Verwerthung des Materials auf sich nehmen. Steinert's künftiger Schwiegersohn, der in einer torfreichen Gegend heimisch und des Torfstiches kundig war, sollte unter Herbert's Beistand zunächst die für solches Beginnen nöthigen Kanalarbeiten machen lassen, durch welche man dem ohnehin zu feuchten Boden von Rothenfeld eine zweckmäßige Ableitung zu verschaffen hoffte; und sobald als thunlich sollten dann vornehmlich Oelpflanzen auf den Gütern angebaut werden, da es eben auf die Gründung einer Oelfabrik in großem Maßstabe abgesehen war, zu deren Vorstand man Steinert's Sohn bestimmte. Tremann lieferte den bei Weitem größten Theil der Kapitalien für dieses Unternehmen und behielt sich, des kaufmännischen Betriebes in allen Fächern Meister, die Oberleitung über dasselbe aus der Ferne vor, während seine Bankgeschäfte in der Hauptstadt ihren ungestörten Fortgang hatten und ihn nach allen Seiten hin in den weitverzweigtesten Verbindungen erhielten.

Endlich war man so weit gediehen, daß Herbert die sämmtlichen Papiere zusammenlegen konnte; die Geschäfte waren abgethan. Steinert füllte sich die kurze Pfeife, an die er sich, wie mancher Andre, im Felde gewöhnt hatte, Paul brannte sich eine der Cigarren an, die er von Jugend auf in Amerika hatte rauchen lernen und deren Gebrauch sich jetzt mehr und mehr auch in Europa zu verbreiten anfing. Nur Herbert rauchte nicht. Er hatte eine Flasche Wein geöffnet, schenkte davon in die bereit stehenden Gläser und sagte: Auf gutes Gelingen und daß es

uns und den Unserigen wohl werde auf dem neuen Besitzthume!

Uns? wiederholte Tremann. Denken Sie denn Sich selbst nach einem der Güter überzusiedeln?

Herbert lächelte. Ich denke zwar nicht daran, sagte er; aber Sie wissen, es heißt im Sprichwort: was die Frau will, das will Gott! Und ich werde, wie es mir scheint, allmählich aus der Stadt und auf das Land geführt werden. Meine Eva ist die Sehnsucht nach Feld und Flur nie recht los geworden. Obschon wir den großen Garten am Hause beibehalten und ich ihr hier auf dem Hofe die schönsten Hühnerställe und einen Taubenschlag gebaut, ihr auch alle Sorten von Gethier hineingesetzt habe, fehlt ihr doch, wie sie behauptet, die freie Natur. Seit nun von dem Ankaufe von Rothenfeld die Rede war, läßt's ihr vollends keine Ruhe mehr, und ich denke, wenn mein Sohn gut einschlägt, wenn er seine Studien beendet hat und sich Vertrauen erwirbt, so mag er hier künftig den Baumeister an meiner Stelle machen. Er soll meine Arbeiten fortführen, meine Kundschaft erben, und er mag uns denn als Altentheil das Rothenfelder Amtshaus ausbauen, wohin meiner Eva Gedanken jetzt doch unabläßig wandern werden.

Steinert nickte dem Plane Beifall zu. Daß dies wahr werde, Schwager! sagte er und stieß auf's Neue mit ihm an, während er sich mit der Hand den Rauch von Tremann's Cigarre gegen das Gesicht wehte, um ihren Geruch zu prüfen. Woher beziehst Du das Kraut? fragte er.

Direkt von der Havannah, antwortete Paul. Willst Du davon haben, so stehen Dir tausend Stück zu Diensten.

Steinert meinte, er wolle ihn nicht berauben. Der Andere versicherte, daß er in jedem Monate frische Zufuhr haben könne, da er Freunde in der Havannah habe, die ihn wohl versorgten und mit denen er in fortdauernder Verbindung stehe. Er schreibe ihnen ohnehin in wenigen Tagen, und wenn Steinert's Sohn,

wie es ja im Werke sei, seinen Rückweg über die westindischen Inseln einschlage, so könne der am füglichsten eine gute Ladung für die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft zu besorgen übernehmen.

Der Junge wird sich wundern, sagte Steinert, und es glitt ein selbstzufriedenes Lächeln über sein braunes Gesicht, wenn er erfährt, daß wir die Güter kaufen! Und, daß ich es Euch ehrlich eingestehe, oft ist es mir selbst eine Art von Wunder, wie die Welt sich um uns her gewandelt hat. Ich habe noch den Großvater des jetzigen Freiherrn gekannt. Der saß noch im Vollen und wie ein Fürst in seinem Schlosse. Wenn der jetzt aufstehen müßte! oder wenn mein Vater aufstehen könnte!

Ja, nahm Herbert, als jener mit einem nachdenklichen Kopfschütteln seine Rede plötzlich abbrach, ja, nahm Herbert das Wort, das Hofhalten verstanden sie vortrefflich. Noch als ich nach Richten kam, hatte Alles dort einen schönen und würdigen Anstrich. Man betrachtete es gern, und doch hatte man schon damals das Gefühl, daß die Axt geschliffen sei, den Baum zu fällen. Was man sah, waren schöne Dekorationen, vor denen und hinter denen zwei ganz verschiedene Stücke spielten, und eben darin lag etwas, was die Phantasie beschäftigte und verwirrte und dem man sich nur schwer entzog. Es war gut für mich, daß der Kirchenbau mich zu Euch nach Rothenfeld hinüberbrachte und in gesunde Luft. Mehr Liebe als an diesen Kirchenbau habe ich sicherlich an keine meiner Aufgaben je gewendet.

Die Erinnerung an seinen Jugendtraum stieg wie ein leuchtendes Gewölk vor seinem inneren Auge auf; indeß es zog schnell vorüber, und eben Herbert war es, der gleich darauf die Frage aufwarf, was man denn jetzt mit der Kirche beginnen werde.

Steinert meinte, das sei selbstverständlich. Die protestantische

Kirche in Neudorf sei immer ein jämmerlicher Bau gewesen, aus Feldsteinen roh und elend zusammengefügt, der hölzerne Thurm seit lange dem Einsturze nahe. Innen hätten die Russen die Kirche arg verwüstet; sie sei danach, wie die Umstände der Gutsverwaltung es mit sich brachten, kaum auf das Nothdürftigste hergestellt worden. Nichts an der ganzen Kirche und an dem Pfarrhause sei niet- und nagelfest. Man müsse also die protestantische Pfarre, was auch ohnehin bei der Lage der Dörfer immer das Zweckmäßigere gewesen sein würde, von Neudorf nach Rothenfeld zu verlegen suchen. Die nöthigen Schritte bei der Regierung müsse Herbert, und wenn es etwa bis vor das Kultus-Ministerium und den König käme, Tremann zu thun übernehmen. Die Gemeinde würde sie sicherlich unterstützen, denn ihr, die sich eng und ärmlich habe helfen müssen, sei die prächtige und leere katholische Kirche stets ein Dorn im Auge gewesen, und es sei, da in der ganzen Gegend jetzt keine zehn Katholiken mehr zu finden wären, auch nicht die geringste Nothwendigkeit zur Erhaltung eines besonderen Gotteshauses für dieselben mehr vorhanden. Nur wegen der Arten'schen Familiengruft habe es noch Schwierigkeiten.

In wie fern? fragte Paul, der diesen Erörterungen bis dahin schweigend gefolgt war.

Der Freiherr verlangt als eine der Verkaufsbedingungen, daß der Zugang zu der Gruft von der Seite der Kirche vermauert werde, und er will, daß ihm und seinen Nachkommen für ewige Zeiten der Besitz dieser Gruft mit dem sie umgebenden, von dem eisernen Gitter eingehegten Garten, den die Gutsherrschaft als Onus unterhalten soll, zugesichert werde.

Paul schlug ungeduldig mit der flachen Hand auf den Tisch. Sie sind unverbesserlich, aber ganz und gar unverbesserlich! rief er aus. Sie haben die Geschichte der letzten dreißig Jahre vor sich und sie können sich das verdammte Wort „ewig" nicht

abgewöhnen; als ob sie nicht gerade daran zu Grunde gingen, daß sie sich in den nothwendigen Wechsel der Zeiten und der Dinge nicht fügen wollen! Dieser junge Arten sieht es jetzt mit eigenen Augen, was es mit den Dingen ist, die man für ewig gegründet zu haben glaubt. Sein Vater baute, einer Stimmung zu genügen, eine Kirche, die für ewige Zeiten dem katholischen Kultus und den religiösen Bedürfnissen seines Geschlechtes gewidmet sein sollte. Noch kein Menschenalter ist seitdem verflossen, und die Kirche wird unser, und wir berathen heute hier in kalter, verständiger Ueberlegung, was wir mit dem Prachtbaue machen sollen, in welchem die Aufregung eines Tages sich ein ewiges Denkmal zu setzen meinte. Noch weiß es jedes Kind im Dorfe, daß es die Herren von Arten gewesen sind, welche die Kirche auferbauten, denn bis heute ist ein Arten Besitzer derselben gewesen. Wer aber wird nach zwanzig, nach dreißig Jahren daran denken, davon wissen? Ludwig der Sechszehnte und Marie Antoinette sind guillotinirt, die Welt ist umgestaltet, ein Advokatensohn Kaiser und Beherrscher der Herrschenden, seine Brüder sind Könige geworden, und Alle sind sie niedergeworfen worden, als ihre Zeit vorüber gewesen ist — und dieser junge Edelmann will ein ewiges Erbbegräbniß für die Gebeine seiner Väter, für die Freiherren von Arten errichtet haben. Es ist abgeschmackt! — Er stand ärgerlich auf.

Du meinst also, daß man diese Bedingung nicht eingehen soll? fragte Steinert.

Warum nicht? Wenn der junge Arten die Unterhaltung der Gruft und des Gartens übernehmen will! Richten liegt dazu nahe genug, und die paar Ruthen Land können wir entbehren.

Es ist übrigens keine schwere Last, wendete Herbert ein, dem begreiflicher Weise an der Erhaltung alles dessen gelegen war, was zur Zierde der Kirche gereichte und mit ihrem Baue

organisch zusammenhing; es ist keine schwere Last, welche wir oder die Gemeinde mit der Erhaltung dieses Blumengärtchens auf uns nehmen würden.

Wir haben aber kein Recht, durchaus kein Recht, denen, die nach uns kommen werden, eine Pflicht, wie leicht sie uns auch bedünken mag, aufzuerlegen, da sie ihnen doch weniger leicht erscheinen könnte. Soll der Garten gepflegt werden, so mag's geschehen, so lange wir die Herren der Güter sind, und ich für meine Person habe keinen Grund, mich dem zu widersetzen. Aber was können unsere Kinder, oder was werden diejenigen, die vielleicht nach diesen die Güter erwerben, mit den Ewigkeitsgelüsten des Barons Renatus zu schaffen haben? Wir haben kein Recht, willkürlich übernommene Gefälligkeiten als Verpflichtungen auf Dritte zu vererben. Mag der Freiherr ...

Du denkst als Kaufmann schon an den Verkauf der Güter, ehe wir sie noch erworben haben, fiel Steinert ihm in das Wort, der wie ein rechter Landmann fest an seiner Scholle hing; da freilich kann von Dauer oder gar von Ewigkeit auch nicht die Rede sein, da ist nichts ewig!

Paul lachte. Adam der Siebenundsiebzigste! rief er, schnell wieder heiter geworden, den Freund an eine frühere Neckerei erinnernd. Aber beruhige Dich, mein alter Freund, es gibt ein Ewiges, es gibt unumstößliche, ewige Wahrheiten; nur daß gerade diejenigen, die für ihre Namen und für ihre Geschlechter und Gebeine so gern auf die Ewigkeit vertrauen, von diesen ewigen, unumstößlichen Gesetzen und Wahrheiten meist nicht gern sprechen hören und eben daran untergehen.

Was meinst Du damit? fragte Steinert, der trotz seines gesunden Verstandes immer nur langsam dachte und langsam faßte.

Es ist sicherlich eine ewige Wahrheit, daß zweimal zwei vier macht und daß ich drei von zwei nicht abziehen kann! gab Paul ihm mit der früheren Lebhaftigkeit zur Antwort. Ich habe

diese unumstößliche und ewige Wahrheit schon hier in diesem Zimmer einsehen lernen, als es noch dem alten Flies zum Laden diente und die Neger und die Palmen und die Elephanten auf seinen Uhren und Tafelaufsätzen mir eine kindische Sehnsucht nach den fernen Gegenden und Welttheilen einflößten, in denen ich die Neger und die Palmen und die Elephanten heimisch wußte. Aber was haben diese alten adeligen Geschlechter, die gleich den Herren von Arten arbeitslos den Tag am Tage leben und dafür die Möglichkeit einer ewigen Dauer erwarten, von jener ewig unumstößlichen Grundwahrheit begriffen? — Nichts!

Sie sind sehr streng, liebster Tremann! bemerkte Herbert, der um der Baronin Angelika willen eine gewisse Vorliebe für ihren Sohn bewahrt hatte, welche Steinert aus anderen Empfindungen und Erinnerungen gleichfalls mit ihm theilte.

Soll ich nachsichtig gegen das Unvernünftige sein? entgegnete Paul.

Du siehst nun aber doch, daß der junge Freiherr unserm vernünftigen Rathe zu folgen beginnt! gab Steinert ihm zu bedenken.

Weil das Wasser ihm bis an die Kehle steigt! sagte Paul. Er darf nicht stehen bleiben, er muß sich bewegen, er muß schwimmen oder untergehen. Wohl ihm, wenn er sich oben zu erhalten weiß!

Es entstand eine Unterbrechung in dem Gespräche. Nach einer kleinen Weile meinte Steinert: Ein guter Wirth ist der junge Arten freilich auch noch nicht!

Sieh, fuhr Paul auf, das ist's, was mich so empört! Es ist so einfältig, zwei Thaler für dasjenige auszugeben, was man für einen erlangen kann; es ist sinnlos, sich der Mittel für ein künftiges freies Wollen zu berauben. Es ist so dumm, so unverantwortlich dumm, ein Verschwender zu sein. Jeder Schulbube hat einem solchen gegenüber, mag er sein, was er immer

wolle, das unbestreitbare Recht, ihm sein „Drei von zwei kann ich nicht abziehen“ in das Gesicht zu schleudern. Leichtsinnige Verschwendung ist nicht einmal ein Laster. Sie ist nur eine Dummheit, die aber den Charakter mit Nothwendigkeit verdirbt und die den Menschen, wenn er nicht von ihr abläßt, früher oder später ehrlos machen muß. Sie ist mir verächtlich!

Es widersprach ihm Niemand von den Andern. Sie waren beide auch Männer, welche die Arbeit kannten und an ihr den Erwerb hatten schätzen lernen, Männer, welche es wußten, was die innere Freiheit, die bürgerliche Unabhängigkeit werth sei; die ihren Stolz darein setzten, sie, wenn es sein mußte, auch mit schweren Entbehrungen zu erkaufen, und sie hatten sammt und sonders Freude an der Arbeit selbst, wie an ihrem Berufe. Steinert vor Allen war von dem seinigen so eingenommen, daß er unbedenklich annahm, ein Jeder müsse danach trachten, früher oder später aus den Städten auf das Land, in die freie Natur hinaus zu kommen, um wenigstens am Abende seiner Tage, wie er es nannte, mit dem Herrgott gemeinsam für des Lebens Nothdurft zu arbeiten, und um mit der Erde wie mit dem Himmel ordentliche Bekanntschaft gemacht zu haben, ehe man von ihr scheiden muß. Er kam also, wie sie nun länger bei einander saßen, mit großer Zufriedenheit auf den Gedanken seines Schwagers, sich vielleicht später in Rothenfeld anzusiedeln, zurück und fragte Tremann, ob ihn nicht auch bisweilen das Verlangen nach freier Natur überkomme, ob er nicht auch die Neigung hege, einmal Grundbesitz zu erwerben, wie....

Wie meine Altvordern? fiel ihm Paul in die Rede, der vor diesen beiden Freunden einen solchen Scherz zu wagen kein Bedenken trug. Aber schon im nächsten Augenblicke sagte er: Es ist gewiß etwas Schönes und Erfreuliches darum, wenn wir ein Stück Erde unser eigen nennen können, und ich habe mich auch beeilt, sobald es für mich thunlich war, mir Haus

und Hof für mich und die Meinigen zu erwerben, denn eigenes Haus ist doppelte Heimath. Aber es ist zuletzt doch nicht der Boden, sondern es ist vor Allem unser Zusammenhang, unser Zusammenwirken mit den anderen Menschen, durch die wir uns den rechten Mittelpunkt für das eigene Dasein erschaffen. Wenn ich mir also auch nicht, wie Du, mein alter Freund, etwas auf das direkte Zusammenarbeiten mit einem höheren Wesen, das ich mir nun einmal nicht zu denken vermag, zu Gute thun kann, so erwächst mir doch aus meinem Berufe eine andere und vielleicht nicht geringere Genugthuung.

Gewiß! bekräftigte Herbert. Schon als ich Sie vorhin so beiläufig Ihrer Verbindungen in der Havannah erwähnen hörte, als handle es sich dabei um den Verkehr mit irgend einer Nachbarschaft, trat es mir wieder einmal entgegen, wie farbenreich das Leben eines Kaufmannes sein müsse.

Das Beiwort, welches Sie brauchen, verräth den Sinn des Künstlers, meinte Paul. Indeß es ist doch noch etwas Anderes, was mich von meinem Berufe so groß denken und ihn immer aufs Neue lieben macht. — Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann: Der Handel ist für die Menschheit so nothwendig wie die Luft, die wir athmen, und wie diese ist er eine große, bewegende Kraft. Wie ein geübter Steuermann auf offenem Meere steht der Kaufmann in der Handelswelt fest auf seinem Platze. Die stille Mondnacht, die sanft hingleitende Woge dürfen seine Wachsamkeit nicht einschläfern, der Aufruhr der Elemente und das Toben des Sturmes seinen Sinn nicht verwirren; denn nicht allein sein eigenes Wohl und Wehe, das Wohl und Wehe Anderer ist seiner Hand anvertraut. Mitten im tobenden Kampfe, mitten im wilden Kriege muß er des Friedens und der Ruhe, in der Ruhe an die Möglichkeit des Kampfes denken. Er muß das Bedürfniß des Augenblicks erkennen, das Bedürfniß der Zukunft vorausſehen. Um die eigene

Sicherheit, den eigenen Wohlstand zu begründen, muß er jeden vorhandenen Mangel zu errathen wissen und ihm abzuhelfen trachten. Wo ein Ueberfluß sich zeigt, wo eine Noth sich fühlbar macht, tritt er ein. Nord und Süd, Ost und West treffen in seinem Geiste zusammen, erhalten ihre Ausgleichung und ihre Vermittlung durch seinen unternehmenden Sinn, und wie er bei den großen geschichtlichen Ereignissen ihre Ausführung ermöglichen hilft, so begegnet er dem alltäglichen Anspruche in der entlegensten Hütte. Was der grübelnde Forscher entdeckt, was der tiefsinnige Denker ergründet, der Kaufmann versucht, es für die Allgemeinheit durch seine Thätigkeit nutzbar zu machen. Alles Vorhandene muß ihm dienen, weil auch er sich allem Vorhandenen dienstbar macht; und der Handel wird es auch jetzt wieder sein, der Kaufmann wird es sein, welcher jenen gewaltigen Erfindungen, welcher der Benutzung der Dampfkraft, wie sie in England und Amerika schon jetzt im Gange ist und wie wir sie in unserer Neudorfer Fabrik bald selbst anwenden werden, jene Ausbreitung über den ganzen Erdball sichert, durch welche sich Zustände und Verhältnisse entwickeln können, die wir noch kaum vorauszusehen vermögen, obschon sie vielleicht eine ganz neue Zeit für die Menschheit heraufzuführen geeignet sind.

Er brach nachsinnend ab; aber die beiden Anderen, von Paul's Begeisterung für seinen Beruf mit ihm fortgerissen, erwarteten schweigend, ob er nicht weiter sprechen würde. Es war selten, daß er sich in solcher Weise gehen ließ, denn er war durch seine große Thätigkeit gewohnt, sich in der Unterhaltung meist nur auf das Thatsächliche zu beschränken, und es überraschte ihn selbst, als er so warm geworden war.

Es muß wahrhaftig hier in diesem Zimmer liegen! rief er wohlgemuth, als Herbert seine schöne Wärme pries. Als Knabe schwärmte ich hier für eine Zukunft, die mir in nebelhaft wechselnden, aber stets sehr phantastischen Bildern vor den Augen

schwebte; nun, am erreichten Ziele, im Mannesalter schwärme ich für meinen Beruf und sehe in neuen Nebelbildern eine neue Zeit für die ganze Menschheit erstehen. Steinert begnügt sich doch wenigstens, mit einem Schöpfer gemeinsame Sache zu machen; ich möchte schaffen aus eigener Gewalt, und wer ein Kaufmann in großem Sinne sein will, muß in der That ein Stück Allwissenheit für sich zu erringen trachten, denn wir sitzen vor allen Anderen, wie es der Dichter singt, auch mit an dem sausenden Webstuhl der Zeit und wirken, wenn auch nicht der Gottheit, so doch der Menschheit lebendiges Kleid.

# Dreizehntes Capitel.

Am ersten Oktober sollte die Uebergabe der beiden Artenschen Güter an ihre neuen Besitzer vor sich gehen und gleichzeitig auch die Verpachtung von Richten an den bisherigen Amtmann ihren Anfang nehmen. Das veranlaßte den jungen Freiherrn, von seiner künftigen Schwiegermutter die Festsetzung des Hochzeitstages in die dritte Woche des Septembers zu begehren, und die Gräfin widersprach diesem Wunsche nicht.

Sie fand es natürlich, daß Renatus noch in der Kirche getraut zu werden wünschte, so lange sie sein eigen war, und ihr selbst war daran gelegen, so bald als möglich mit Hildegard zusammenzutreffen, die, aus dem Bade zurückgekehrt, nicht füglich länger bei ihrer Freundin in dem Stifte verweilen konnte.

Weil man es unter den obwaltenden Umständen in keiner Rücksicht angemessen fand, eine große Feierlichkeit bei der Hochzeit zu veranstalten, hatte man keine besonderen Vorkehrungen für dieselbe zu treffen. Renatus hatte seinen ältesten Oheim, den Majoratsherrn Grafen Felix Berka, aufgefordert, Zeuge seiner Vermählung zu sein; indeß derselbe hatte geschrieben, daß ein Unwohlsein ihn daran hindere. In früheren Jahren würde Renatus gegen eine solche Angabe keinen Zweifel gehegt haben; jetzt fragte er sich, ob sein Oheim wirklich krank sei oder ob er nur eine Krankheit vorschütze, um einem Begegnen mit dem Neffen und einem Besuche in Richten auszuweichen, und leider irrte er sich in dieser Voraussetzung nicht.

Der Graf war immer ein guter Haushalter gewesen, und Erfahrung hatte ihn klug und noch vorsichtiger gemacht. Die Arten'sche Lebensweise hatte seinem Sinne nie zugesagt; er hatte die zweite, späte Heirath seines Schwagers, des Freiherrn Franz, eben so mißbilligt wie die frühzeitige Verlobung von Renatus, dessen jetzige Handlungsweise er vollends hart beurtheilte; und eben weil er gern auf seiner Hut war, weil er sich gern berühmte, ein tüchtiger Landwirth zu sein und wie ein solcher auch seinem einfachen Bauernverstande zu folgen, hielt er es für gerathen, die Hand von einem Wagen loszulassen, der von einer Höhe in das Hinunterrollen gekommen war.

Renatus hatte Tag und Stunde seiner Ankunft festgesetzt, Cäcilie und Valerio waren ihm bis zu dem bekannten letzten Anhaltspunkte entgegengeritten, und da der warme Mittag des sonnigen Herbsttages es ihm möglich gemacht hatte, das Verdeck seines Wagens zurückschlagen zu lassen, sah und erkannte er die Geliebte schon von Weitem. Er war glücklich, als er die schlanke und doch so volle Gestalt vom Pferde hob, glücklich, als er sie nach den Tagen eines schmerzlichen Entbehrens wieder in seine Arme schloß, als er sie neben sich im Wagen hatte und ihr von den mannigfachen Mühen und kleinen Plagen erzählen konnte, welche er für ihr künftiges Wohlbefinden in der gemeinsamen Heimath getragen hatte.

Indeß diese Zufriedenheit verminderte sich, als man auf die Arten'schen Güter kam; denn unwillkürlich drängte es sich dem jungen Freiherrn in den Sinn, daß dies gleichsam Cäciliens Brautfahrt sei und wie ganz anders sein Vater einst seine Mutter in Richten eingeführt habe. In mancher guten Stunde seiner Kindheit hatte die Mutter ihm mit gerührter Erinnerung davon erzählt, wie die Schulzen und Schulmeister der Dörfer, geführt von dem Neudorfer greisen Pfarrer und von der ganzen Schaar der Kinder gefolgt, sie unter der Ehrenpforte begrüßt, die man

an der Grenze der Güter zu ihrem Empfange aufgerichtet hatte. Wer aber von den Bauern und Instleuten machte heute in Neudorf und Rothenfeld Vorbereitungen für die am nächsten Morgen bevorstehende Hochzeit des jungen Freiherrn? Sie wußten, daß die Uebergabe der Güter in wenig Tagen vor der Thür stand, und wenn sie von dem jungen Herrn auf ihre Weise auch viel hielten, so war es ihnen doch willkommen, den jetzigen Amtmann los zu werden und es künftig wieder mit einem von den Steinert's zu thun zu haben, die auf den Gütern heimisch waren und es wußten, was möglich sei und was einmal nicht möglich sei.

Cäcilie konnte nicht begreifen, was ihren Bräutigam so ernsthaft stimme, was die weiche, wehmüthige Zärtlichkeit bedeute, mit der er sie umarmte und behandelte, und er liebte sie so sehr, daß er ihr's nicht sagte. Aber diese Liebe ward ihm selbst zum Troste und zur Beruhigung, denn in ihr, in seiner Reinheit, in seinem ungetheilten Empfinden konnte er seiner künftigen Gattin bieten, was sein Vater seiner Mutter nicht hatte gewähren können, und er gelobte es sich fest, daß Cäcilie glücklicher, als seine Mutter es gewesen, daß seine Ehe eine schöne und würdige werden solle. Sein Wille, seine Vorsätze waren die allerbesten.

Er hatte an dem Tage noch eine Menge alter Familienpapiere zu ordnen, die er mit sich nach der Stadt zu nehmen wünschte, und Cäcilie, vor der er kein Geheimniß hatte, leistete ihm dabei freundlich ihren Beistand. Dieses erste gemeinsame Arbeiten half ihm über das Unbehagen fort, das ihn bei dem Eintritte in die altbekannten Räume zuerst befallen hatte, denn eben aus dem Arbeitszimmer seines Vaters und aus den eigentlichen Wohnzimmern hatte er die Möbel und Kronleuchter, die Bilder und die Zierathen in seine künftige Wohnung hinüber genommen, und die leeren Gemächer starrten ihn mit kalter,

vorwurfsvoller Oede an. Er war froh, als er seine Arbeit beendet, als er die nothwendigen Besprechungen mit dem Amtmanne gehabt hatte, und als er gegen den Abend hin sein müdes Haupt in Vittoria's Zimmer an den Busen seiner Cäcilie lehnen, und an ihrer Schulter ruhen lassen konnte.

Die Gräfin sah er wenig. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrer Wohnung geblieben, sie schrieb an Hildegard; die Neuvermählten sollten am anderen Tage die Briefe bis zur Hauptstadt mit sich nehmen.

Die Trauung war gleich auf den nächsten Mittag festgesetzt, denn Renatus hatte nur einen möglichst kurzen Urlaub fordern mögen. Der Morgen brach mit leichtem Nebel an, aber die strahlende Freude seiner Braut ersetzte für den Bräutigam das Licht der Sonne, das nicht recht zum Vorschein kam. Cäcilie ließ hier in Richten nichts zurück, wonach ihr Herz sich sehnen konnte, und ihre höchsten Wünsche sollten heute in Erfüllung gehen. Sie wurde wider all ihr Hoffen und Erwarten dem Manne verbunden, den sie von frühester Jugend an geliebt hatte, und sie kehrte mit der Aussicht auf die erwünschtesten Verhältnisse in die Stadt zurück, nach der ihre heimliche Sehnsucht nie erloschen war. Freilich sah sie den Schatten, der sich oft über des Geliebten klare Stirne senkte, aber sie beunruhigte sich darüber nicht. Es dünkte sie ganz natürlich, daß er, der andere Rückerinnerungen hatte, sich dieser eben heute nicht erwehren konnte. Sie glaubte, es sei der Gedanke an Hildegard, der ihn bewege, und sie mißgönnte das der Schwester nicht.

Sie sprach das dem Bräutigam auch aus. Er nannte sie ein schönes Herz, er küßte sie, er verhieß ihr, daß sie dieses Tages stets mit Freude denken solle, aber seine Wehmuth wollte doch nicht schwinden.

Ihn zu erheitern, schlug sie ihm vor, als Brautleute noch einen letzten Spaziergang zu machen. Er zeigte sich bereit

dazu. Arm in Arm gingen sie aus dem Parke in das Freie hinaus.

Der Sommer war sehr günstig gewesen. Große und lang andauernde Wärme hatte mit reichlichem Regen abgewechselt und das Wachsthum der Bäume wie das Reifen der Frucht ungewöhnlich gefördert. Alles war in diesem Jahre, wie der Amtmann es dem jungen Freiherrn im Frühlinge richtig vorausgesagt hatte, mächtig vorwärts gekommen, Alles früh geerntet worden; aber weil die Wärme noch im Herbste fortdauerte und überall noch neues Leben erschuf und das Vorhandene erhielt, merkte man es nicht sonderlich, daß die Felder schon kahl waren und das Laub an den Bäumen sich je nach seiner Weise roth und gelb gefärbt hatte. Wo es zur Erde fiel, wuchs noch überall frisches, neues Gras empor und verdeckte den Niederfall, so daß die welken Blätter nur wie Blumen aus dem Grün hervorsahen und das Abgestorbene selbst nur dazu beitrug, das Lebendige zu verschönen. Ueber den grünen Kronen der Eichen und Linden leuchteten die Wipfel schon herbstlich gelb, und feuerroth umgaben die Blätter des wilden Weines, mit seinen langstengligen violetten Trauben, den von unzähligen Silberfäden überspannenen Schlehdorn, der auf den Rainen zwischen den einzelnen Feldern wuchs und grünte.

Der Tag hellte sich selbst gegen den Mittag nicht vollkommen auf, aber die Luft war mild. Der feine Nebel, der über der ganzen Gegend liegen blieb, hatte noch nichts Herbstliches an sich. Nur wie ein vorübergehender Gast zog er durch die Gegend, man fühlte, daß er noch nicht schwer und dicht genug sei, sich dauernd in ihr festzusetzen. Er zog gewiß in wenig Stunden fort.

Ach, auch Renatus zog in wenig Stunden fort, und wenn er wiederkehrte — war dies alles nicht mehr sein!

Wie ihr Weg sich wendete, kam der Duft der letzten Heu-

mahd zu ihnen herüber, traf der Geruch des abwelkenden Kartoffelkrautes hier und da den Sinn. Auf den frisch geackerten Feldern streiften Dohlenschwärme hüpfend umher, die Nahrung zu suchen, welche Pflug und Egge für sie aus der Tiefe hervorgeholt hatten, und schwangen sich dann rauschend in die Luft, im schnellen Fluge einen andern Acker zu besuchen. Hier sprang ein Hase mit gespitztem Ohr in weiten Sätzen durch ein Kohlfeld in das Weite, dort schoß aus einem Kartoffelfelde, dicht vor den Augen der Frauen, welche die Ernte in Säcke einsammelten, ein Volk Rebhühner, den Hahn an der Spitze, knatternd empor. Die Gänse auf dem nahen Stoppelfelde reckten darüber verwundert die Hälse in die Höhe, und bellend folgte ihnen der Hund des Verwalters, der die Aufsicht über die Ernte führte.

Welch prächtige Jagden hatte man zu des verstorbenen Freiherrn Zeiten auf diesen Feldern gehabt! Welch lustige Jagden noch in den Jahren, als Renatus mit seinem Regimente vor dem russischen Kriege nach Richten gekommen war!

Er mußte sich heute der rückblickenden Gedanken zu entschlagen suchen, sie thaten ihm nicht wohl; an den Genuß der Stunde mußte er sich zu halten suchen, und sie sahen ja auch so schön aus, diese rothblühenden Tabacksfelder, sie waren ihm schon in seiner Kindheit mit den fremdländischen Blättern und Blüthen eine Augenlust gewesen.

Die Vögel sangen noch in den Zweigen, aber sie lockten nicht mehr. Es war Alles erreicht, Alles gesättigt. Es lag die sanfteste Ruhe über der Gegend, jene Ruhe, die es errathen läßt, daß die Stunde des Schlummers nicht mehr fern ist und daß er sich bald herniedersenken werde. Die schwermüthige Empfindung des Freiherrn wurde immer mächtiger. Er hatte stets ein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Natur gehabt, und sie war ihm nirgends lieblicher, nirgends anmuthender erschienen,

als auf dem Boden, den er sein eigen genannt hatte bis auf diesen Tag. Jetzt erst gewahrte er, wie viel Antheil er in diesem letzten Sommer mittelbar an den wechselnden Beschäftigungen auf den Gütern genommen hatte, wie viel Freude das Wachsen und Gedeihen dessen, was sein gewesen, ihm, fast ohne daß er sich dessen bewußt gewesen war, bereitet hatte. Er mußte seiner Braut den Vorschlag zur Heimkehr machen, wenn er sie nicht erkennen lassen wollte, was in ihm vorging — und es war ja ihr Hochzeitstag.

Um zwei Uhr fuhr man nach der Kirche. Vorauf der Edelmann, mit welchem Renatus bei Steinert gewesen war, und ein anderer seiner näheren Bekannten aus der Nachbarschaft. Sie waren die Trauzeugen des freiherrlichen Paares. Dann die Gräfin und Vittoria mit ihrem Sohne: das Brautpaar machte den Schluß.

Sonst hatten die Landleute sich von der katholischen Kirche fern gehalten, heute war sie voll von Menschen. Sie waren aus allen drei Dörfern herbeigekommen, der Trauung beizuwohnen, den jungen Herrn noch einmal zu sehen; und sie, die trotz ihrer verhältnißmäßigen Armuth sich die lustige Hochzeit nicht leicht versagten, hatten Mitleid mit dem Freiherrn, der nicht mehr ihr Herr war. Es war anders gewesen vor jenen Jahren, als der Vater und vollends als der Großvater des jungen Freiherrn geheirathet hatten. Es lebten noch alte Leute, die von ihren Eltern davon erzählen hören, wie dazumal die Wagen vorgefahren waren vor das Schloß, wie das ganze Schloß und der Park erleuchtet gewesen waren und die großen Pechtonnen überall gebrannt hatten.

Etwas von diesen Erinnerungen mochte wohl auch in dem Geiste des Bräutigams wieder lebendig werden. Er war sehr ernst, das war natürlich; aber er war auffallend bleich. Was er dachte? Er konnte es in diesem Augenblicke nicht sagen;

indeß Cäcilie verstand ihn, und es ging ihr tief zu Herzen, als der Geistliche sie für die Ehe einsegnete und sie den festen treuen Druck von des Geliebten Hand empfand.

Auf gute und auf böse Tage, für Leben und Tod sollte dieses unauflösliche Testament sie verbinden, und Renatus wußte was er damit übernahm, und war in sich entschlossen, es zu halten. Seit er zu einem eigenen Urtheile gekommen war, hatte er immer groß von der Ehe gedacht, und seine Liebe für Cäcilie machte ihm zum Glücke, was er ohnehin als seine Pflicht erkannte.

Durch das hohe Portal des schönen Baues fiel hell die Sonne herein, als das Brautpaar, vom Altar kommend, in das Freie trat. Sie war zum ersten Male an diesem Tage zum Durchbruche gekommen.

Das soll uns ein gutes Zeichen sein, sagte Renatus zärtlich, fasse Muth wie ich, wir werden glücklich sein!

Die Worte erschreckten Cäcilie. Sie hatte nie an ihrem Glücke gezweifelt, sie war glücklich und es freute sie Alles: der Sonnenschein und die Glückwünsche der beiden sie begleitenden Freunde, welche sie Frau Baronin nannten, und der Zudrang der Frauen aus den Dörfern, die ihr schönes Hochzeitskleid so nahe als möglich sehen wollten, und das oft wiederholte: Leben Sie wohl, gnädiger Herr! Leben Sie wohl, gnädiger Herr! — bei dem die Alten weinten und das dem Freiherrn fast das Herz zerriß.

Während man noch unter dem Portale stand und der Wagen vorfuhr, fielen die Augen der jungen Frau auf das Gärtchen, welches die Gruft umgab. Die weißen Rosen, welche der verstorbene Kaplan dort nach dem Kriege neu gepflanzt hatte und zu deren Füßen er begraben worden war, blühten, von dem milden Herbste begünstigt, noch in voller Pracht. Auch Renatus hatte seine Blicke dorthin gewendet. Sollte dieser kleine Raum

doch bald das Einzige sein, was ihm von dem Besitze der beiden großen Güter Neudorf und Rothenfeld verblieb; und als errathe seine junge Frau, was in seinem Innern vorging, sprach sie den Wunsch aus, eine von diesen weißen Rosen zum Andenken mit sich zu nehmen.

Valerio eilte, einen Zweig zu brechen, und reichte ihn der Schwägerin, wie er Cäcilie mit Selbstbewußtsein nannte; als sie die Blume aber an ihrer Brust befestigen wollte, hielt Renatus sie davon zurück. Die weiße Rose hatte in dem Artenschen Geschlechte, wie Mamsell Marianne ihm als Knaben erzählt, immer eine traurige Bedeutung für die Frauen gehabt; er wollte nicht, daß seine Frau sich heute, eben heute mit den weißen Rosen schmücken sollte, die vor der Familiengruft erwachsen waren, und ihr die Rose abnehmend, steckte er sie in das Knopfloch seines Rockes. Selbst den Schatten einer übeln Vorbedeutung wollte er von dem Weibe abwenden, das er liebte und das sich und seine Wohlfahrt ihm für die Zukunft anvertraute.

Das Mittagbrod war, weil die eigentlichen Empfangszimmer jetzt der gehörigen Einrichtung entbehrten, in dem Ahnensaale hergerichtet worden. Man hatte ihn mit Laub und Blumen freundlich aufgeschmückt, aber er war zu groß, viel zu groß für die kleine Tafel, für die geringe Anzahl von Personen, und Renatus wie seine beiden Freunde empfanden dieses Mißverhältniß lebhaft. Die Trinksprüche, welche sie auszubringen für Pflicht erachteten, die Erinnerung an die Ahnenreihe, die man eben in diesem Raume bei solchem Anlasse wachzurufen kaum unterlassen konnte, hatten etwas Peinliches für alle Theile, und die schlecht verhehlte Traurigkeit, die bei jedem Anlasse hervorbrechenden Thränen der Gräfin, waren auch nicht dazu angethan, dem jungen Freiherrn die Seele zu befreien. Er wußte, wem vor Allen diese Thränen flossen. Das Einzige, was ihm das

Herz erhob, war Cäciliens ungetrübte Freude, war die Hingegebenheit, mit welcher sie in seine Arme sank.

Er war froh, als er am andern Tage sein Schloß verlassen hatte, als die Grenzsteine der Arten'schen Güter hinter ihm lagen und er mit seinem jungen Weibe einem eigenen, neuen Leben entgegenging. Das öde gewordene Schloß hatte allen heimathlichen Reiz für ihn verloren, es war ihm nur noch eine traurige Mahnung an bessere Tage gewesen, und er hatte die Stunde, es zu verlassen, kaum erwarten können.

Die jungen Eheleute legten den Weg nach der Residenz so schnell zurück, als die damaligen Verhältnisse es gestatten wollten. Cäciliens tüchtige Gesundheit hatte eine solche Anstrengung nicht zu scheuen, und Renatus war nicht mehr sein eigener Herr. Der Dienst nöthigte ihn, Zeit und Stunde einzuhalten.

Voll der hellsten Erwartungen langte die junge Frau in der Hauptstadt an, und ihres Gatten Liebe hatte all ihr Hoffen zu übertreffen gewußt. Gegen das weite, in jedem Sinne unwirthlich gewordene Schloß nahm sich das wohnliche Stadthaus um so freundlicher aus, und selbst den Freiherrn wollte es bedünken, als genieße er die Gegenstände, welche er aus Richten hieher verpflanzt hatte, hier mehr als dort, weil man sie näher beisammen hatte. Cäcilie aber, die sich erst jetzt als die Besitzerin dieser Einrichtung zu denken anfing, die nebenher ihrem Gatten für die vorsorgliche Großmuth zu danken hatte, mit welcher er allem ihrem Bedürfen begegnet war, kannte in ihrer Freude keine Grenze, und das Bewußtsein, hier von jetzt an unumschränkte Herrin zu sein, Alles nach eigenem Gefallen und Ermessen ordnen und bestimmen zu können, gab ihr schnell ein gewisses Selbstgefühl, das ihr sehr wohl anstand.

Wohin Renatus mit seiner jungen Gattin in den ersten Tagen kam, auf den Spaziergängen, bei den Fahrten im Parke, im Theater und in dem zufälligen Zusammentreffen mit seinen

näheren Bekannten, sah er es mit Genugthuung, wie die Blicke der Männer ihr wohlgefällig folgten, wie die unverhohlene Aeußerung ihres Vergnügens ihr schnell die Neigung aller derjenigen Personen gewann, welche sich an der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit eines Andern zu erfreuen vermögen; aber es entging ihm daneben nicht, daß die Frauen ihr die gleiche Gunst nicht angedeihen ließen. Ihr selber fiel es auf, wie geflissentlich man sich danach erkundigte, ob ihre Mutter auch nach der Hauptstadt kommen werde, ob sie der Trauung beigewohnt habe, oder ob dieselbe bei ihrer leidenden Tochter im Stifte gewesen sei. Und ehe Cäcilie noch auf solche Fragen Antwort ertheilen konnte, war man in der Regel in eine so übertriebene Lobpreisung der abwesenden Schwester verfallen, daß sie zu einer Kränkung für Cäcilie wurde.

Es ist unerträglich! rief Renatus ungeduldig aus, als er seine Frau einer ihrer Anverwandten zugeführt hatte, welche Ober-Hofmeisterin und von dem Könige wohl gelitten war. Diese Heiligsprechung Deiner Schwester soll mir und Dir ein Vorwurf sein, und wir danken sie ohne Frage eben so wohl Hildegarden selbst als Deiner Mutter und meinem Oheim Gerhard! Wir werden nöthig haben, auf unserer Hut zu sein!

Cäcilie, welche die Welt nicht kannte, wollte davon nichts hören. Sie war in dem Besitze ihres Gatten so wohlbefriedigt, daß sie der Schwester, welche solch ein Glück entbehrte, jede Anerkennung, daß sie ihr alles, was dieselbe nur irgend erfreuen konnte, von ganzem Herzen wünschte, und ein förderliches Ereigniß kam dazu, Cäciliens unbedingtes Vertrauen in ihre Zukunft zu erhöhen und zu festigen.

In den Regimentern, welche eben jetzt erst aus Frankreich zurückgekehrt waren, fand die erwartete Entlassung der älteren Offiziere Statt, und da auch einige jüngere Offiziere nach dem beendeten Feldzuge den Abschied forderten, erhielt Renatus kurz

nach seiner Hochzeit und wenige Tage, nachdem die Uebergabe seiner Güter an ihre neuen Eigenthümer erfolgt war, seine Ernennung zum Major.

Er hatte darauf mit einer gewissen Sicherheit rechnen können, dennoch überraschte ihn das Zutreffen dieser Voraussicht angenehm. Er gewann damit eine neue, selbsterworbene Bedeutung in dem Augenblicke, in welchem er auf den größeren Theil seiner ererbten Güter hatte verzichten müssen, und der Besitz des neuen Grades würde ihn noch mehr befriedigt haben, wäre durch die Erlangung desselben nicht seinem Selbstgefühle eine Beschränkung auferlegt worden, die er vielleicht in keinem andern Zeitpunkte als eine solche angesehen haben würde, gegen die er aber eben jetzt empfindlich war.

Er war sehr jung Offizier geworden, hatte im Felde die fortschreitenden Grade und frühzeitig die Schwadron erhalten; aber er war der Gesellschaft gegenüber und überall, wo er sich nicht im militärischen Dienste befunden hatte, der Freiherr von Arten geblieben. Niemand hatte ihn Lieutenant oder Rittmeister genannt, seine persönliche Bedeutung als ein Edelmann aus altem Hause hatte über seinem Amte gestanden. Er hatte auch seinen Dienst immer nur als eine freiwillig übernommene Leistung angesehen, von der er sich entbinden konnte, sobald es ihm beliebte, sich auf seine Güter zurückzuziehen und dort in der vollen Unabhängigkeit des grundbesitzenden Edelmannes seine Tage zu verleben. Das Gehalt, welches er als Offizier bezogen, war ihm stets unwesentlich erschienen neben den standesmäßigen Bedürfnissen eines Freiherrn von Arten-Richten, und er hatte sich und Anderen oft den Ausspruch seines Vaters wiederholt: daß ein Edelmann immer dem Könige ein Opfer bringe, wenn er, fern von seinen Gütern im Heere dienend, auf alle die Annehmlichkeiten verzichte, deren er in seinem Schlosse und auf seinem Grund und Boden sicher sei, während er in der Stadt

zu einem Geldaufwande genöthigt werde, welcher in gar keinem Verhältnisse zu seinem Solde stehe.

Jetzt aber war das alles anders geworden. Renatus konnte zwar noch an jedem Tage den Abschied nehmen, um als ein Landedelmann auf seinem Grunde und Boden zu leben; aber die Ausdehnung dieses Grundes und Bodens war nicht mehr die alte, er war kaum noch zum dritten Theile sein eigen, und selbst über dieses Drittheil seines einstigen Besitzes hatte er nicht mehr die Möglichkeit einer völlig freien Verfügung. Nur im Schlosse und im Parke konnte er noch nach seinem Belieben schalten, und auch das Schloß war jetzt nicht mehr die alte wohnliche und prächtige Heimath, nach welcher seine Gedanken, wo er sich auch befunden hatte, immer gern gewandert waren. Die Eindrücke, welche er in seiner letzten Anwesenheit in Richten empfangen hatte, waren ihm sehr quälend gewesen. Die bloße Vorstellung, durch Neudorf und durch Rothenfeld als ein Fremder hinfahren zu sollen, widerstrebte ihm. Er mochte auch mit dem Amtmanne nichts zu thun haben, der für sechs Jahre jetzt in Richten Herr war, er würde sich in seinem Parke wie ein Gefangener erschienen sein, da er außerhalb desselben nicht mehr unumschränkt gebot, mit Einem Worte, er mochte nicht mehr gern an Richten denken, es hatte aufgehört, die Heimath für ihn zu sein, und sein Majorsgehalt war jetzt nicht mehr ein unwesentlicher Theil in seinen Einkünften, er war auf dasselbe mit seinen Bedürfnissen zum Theile angewiesen. Die Pferde, der Diener, welche der Staat jedem Offizier hält, waren ihm jetzt eine Erleichterung, die er nicht wohl entbehren konnte. Er mußte darauf sehen, sich auszuzeichnen, wenn er vorwärts kommen, wenn er seine gesellschaftliche Stellung behaupten wollte, und vorwärts kommen hieß jetzt für den Freiherrn im militärischen Dienste Stufe um Stufe ersteigen. Er war mit seiner Zukunft an den Dienst gekettet. Er lebte, wo der Dienst es

forderte, er ging, wohin man ihn schickte, er that, was man ihm gebot, er trug das Kleid, welches der Geschmack des Königs ihm vorzuschreiben für gut befand, er durfte an des Königs Rock nach freier Wahl nichts ändern, und er mußte ihn hinwiederum ändern und ihn anlegen, wie des Königs Willkür es bestimmte. Er schnitt sein Haar, wie es befohlen war, und Zeit und Stunde waren nicht mehr sein. Er war in keinem Sinne mehr sein eigener Herr, kein freier Mann mehr, nicht mehr der wahre Freiherr von Arten-Richten. Er war der Major von Arten, er war ein Diener — wenn auch eines Königs Diener geworden, und es lebte genug von dem alten freiherrlichen Stolze seines Hauses in ihm, ihn seine Abhängigkeit in einzelnen Augenblicken bitter und schwer empfinden zu lassen.

Er konnte es Anfangs nicht verschmerzen, daß man ihn nicht mehr als Baron, nicht mehr als Freiherr von Arten ansprach, daß man ihn nicht mit seinem Namen, sondern mit seinem Titel anredete, um ihm eine Ehre zu erweisen; er hätte wie sein Vater und dessen Väter alle nur er selber, nur Herr auf seinem Schlosse sein mögen — aber es war zu spät. Er hatte keine Wahl mehr, er mußte vorwärts!

Vorwärts ging er also, und die umgestaltende Ueberlegung, die Trösterin aller derjenigen, welche einer Beschönigung für ihre Verhältnisse bedürfen, kam auch ihm zu Hülfe, indem sie ihn antrieb, seinen besonderen Fall in dem Lichte einer allgemeinen Nothwendigkeit zu betrachten.

Er sagte sich, daß seit Jahrhunderten der Adel in allen europäischen Staaten sich um die Throne geschaart, und in den Dienst der Fürsten begeben habe, mit denen er auf diese Weise ein wenn auch nicht ausgesprochenes Schutz- und Trutzbündniß eingegangen sei. Die Fürsten und der Adel standen jetzt fast immer und fast überall für einander ein, waren, wie Renatus dessen eben erst in Frankreich Zeuge gewesen war, auf einander

angewiesen und standen und fielen mit einander. Renatus folgte also gleichsam einem Naturgesetze, wenn er sich der Minderheit so fest als möglich anschloß, in welcher er geboren worden war, jener Minderheit, die sich das Herrschen als ihr angestammtes Recht zuschrieb und sich nur erhalten konnte durch Einigkeit in sich und Einigkeit wider alles, was sich ihr widersetzte.

Er war, als er sich noch im vollen Besitze aller seiner Güter geglaubt hatte, nur mit Widerstreben in das Heer getreten, und die Zeitverhältnisse hatten ihm in demselben zu bleiben geboten, obschon sein Sinn von Natur dem Kriege eben so wenig als der strengen Disciplin geneigt gewesen war. Jetzt aber waren das Heer, der Dienst ihm eine Zuflucht und ein Anhalt, jetzt bedurfte er des königlichen Schutzes, der Gnade seines Herrn. Er wünschte, für sich und die Seinigen die persönliche Gunst des Königs zu erwerben. Er hatte es in Frankreich kennen gelernt, welche Vortheile es gewähren kann, sich in dem Kreise der Gnadensonne zu bewegen, und wie er bei dem Beginne seiner Ehe voll der besten Vorsätze für dieselbe gewesen war, so war er bei der Uebernahme seines neuen Amtes auch entschlossen, mit Selbstverläugnung ein unbedingt ergebener Diener seines Herrn und Königs zu sein.

# Fünftes Buch.

# Erstes Capitel.

Unser Leben würde sehr leicht sein, wenn wir uns an dem Tage, an welchem wir es aus Ueberzeugung oder aus Nothwendigkeit umgestalten wollen, nicht eben auf demselben Boden befänden und auf ihm weiter gehen müßten, aus welchem unsere ganze Vergangenheit erwachsen ist; es würde gar leicht sein, wenn unser neues Gewand bei dem Fluge, mit dem wir uns emporzuschwingen denken, nicht hier an den dürren Aesten eines alten Baumstammes hängen bliebe, den vielleicht einer unserer Altvorderen gepflanzt und den rechtzeitig aus unserem Wege fortzuräumen wir verabsäumt haben; wenn nicht dort Gestrüpp und Ranken, in deren Bereich wir uns umhergetrieben, unsere freie Bewegung hinderten; wenn wir es allein mit uns und mit der Zukunft, statt mit der Gesammtheit, der wir angehören, und mit ihrer und unserer ganzen Vergangenheit zu thun hätten. Das sollte der Major von Arten an sich selbst erfahren.

Allerdings fand er es in keiner Weise schwer, sich in seinem Regimente so zu stellen, wie er es beabsichtigte. Man hatte ihn immer gern gehabt; er besaß nichts von jener herausfordernden Selbständigkeit, welche einen Mann unbequem für seine Vorgesetzten oder drückend für seine Untergebenen macht, und in einer Zeit, in welcher in der Armee der militärische Geist und das Gamaschenwesen, im Gegensatze zu dem bürgerlichen Geiste und dem auf den Universitäten noch nicht unterdrückten Frei-

heitssinne, mit großer Geflissenheit begünstigt wurden, konnten der Diensteifer und die peinliche Genauigkeit, mit welchen der Major von Arten auch die kleinlichsten Dienstvorschriften zur Ausführung zu bringen strebte, nicht unbeachtet bleiben. Dazu wollte es das Glück, daß einer der königlichen Prinzen Inhaber des Regiments war, daß Renatus also seine Thätigkeit unter dessen Augen entwickeln konnte und daß der Prinz selber ihn dem Könige mit einem anerkennenden Worte vorzustellen sich geneigt erwies.

Es war schon im Beginne der kalten Jahreszeit, als man zu Ehren eines von seinen Reisen nach Rußland zurückkehrenden Großfürsten noch eine der großen Paraden abhielt, welche sonst in diesen Monaten nicht mehr Statt zu finden pflegten. Die Straßen, welche nach den Linden führten, waren für den Verkehr gesperrt, und die Fremden, welche in ihren eigenen Wagen, denn von der Zeit der Eisenbahnen war man noch weit entfernt, während dieser Stunden in der Hauptstadt eintrafen, hatten Noth, nach den Unter den Linden gelegenen Gasthöfen zu gelangen. Sie mußten ihre Fuhrwerke jenseit der abgesperrten Straßen unter Aufsicht ihrer Leute stehen lassen und ihren Weg nach den gewählten Häusern zu Fuß zu finden suchen.

So langte denn während jener großen Parade, als die allgemeine Aufmerksamkeit der Menge sich auf den König und den russischen Gast gewendet hatte, welche, von ihrem prächtigen Gefolge begleitet, langsam an den regungslos da stehenden Reihen der Regimenter vorüberritten, in dem berühmtesten Gasthofe jener Tage auch eine Fremde ohne ihren Wagen an. Der Diener, welcher sie begleitete, forderte zwei herrschaftliche Zimmer und zwei Stuben für die Dienerschaft, nebst einem Unterkommen für den Reisewagen, mit dem die Kammerfrau jenseit des gezogenen Cordons zurückgeblieben war.

Die Fremde war in einen langen und weiten Reisemantel

eingehüllt, ein tiefgehender Hut, ein dichter Schleier verbargen ihr Gesicht; aber ihre hohe Gestalt und ihre gebieterische Haltung kennzeichneten sich trotzdem. Sie hörte der flüchtigen Verhandlung, welche ihr Diener mit dem Besitzer des Hauses pflog, schweigend zu und folgte dann dem Wirthe, der, mit sicherem Blicke eine vornehme Frau in seinem neuen Gaste erkennend, ihr mit Dienstbeflissenheit voranschritt, um ihr die von ihr gewünschten Räume anzuweisen.

Aber kaum in ihrem Zimmer angelangt, warf sie, noch ehe ihr Diener oder der Wirth ihr dabei Hülfe leisten konnten, Hut und Mantel von sich, und sich zu dem Wirthe wendend, fragte sie, Französisch sprechend, ob er ein Verzeichniß der Fremden besitze, welche sich in diesem Augenblicke in der Stadt befänden.

Betroffen von der Jugend der Fremden wie von ihrer Schönheit, die trotz ihrer Bläße und den Leidensspuren in ihrem Antlitze noch etwas Ueberwältigendes hatten, bejahte der Wirth die Frage, und alle seine andern Anerbietungen von sich weisend, befahl sie ihrem Diener, mit dem Wirthe hinab zu gehen, und ihr das betreffende Blatt herbei zu schaffen.

Unruhig schritt sie während dessen in dem saalartigen, großen Gemache auf und nieder. Sie trat an das Fenster und blickte hinaus; aber weder die fremde Stadt, noch das kriegerische Gepränge, das sich vor ihren Augen entwickelte, selbst nicht der Schall der Musik vermochten ihre Aufmerksamkeit auch nur für Sekunden zu fesseln. Gleichgültig, als hätte sie in eine Oede oder in die Dunkelheit hineingeschaut, wendete sie sich in das Zimmer zurück, und nur nach ihrer Uhr sah sie zu verschiedenen Malen, als vergesse sie von einer Minute zu der andern, was sie gesehen habe, und als hange doch Alles für sie daran, genau zu wissen, wie weit die Stunde vorgeschritten sei.

Mit einer Ungeduld, welche sich in jeder ihrer Bewegungen verrieth, trat sie ihrem Diener entgegen. Sie nahm ihm das

Zeitungsblatt aus der Hand, und es mit raschem Auge durchfliegend, blieb ihr Blick endlich auf einer Stelle des Verzeichnisses haften. Sie las sie zwei, drei Mal, als wolle sie sich ihrer Sache sicher machen, als wolle sie die Namen nicht vergessen, und das Blatt auf den Tisch niederlegend, befahl sie dem Diener, während sie die Notiz in ihr Taschenbuch verzeichnete, ihr den Mantel zu reichen.

Zögernd blieb der Alte stehen. Sie wollen wieder fort, Mylady? fragte er mit sichtlicher Besorgniß. Vier Tage und vier Nächte sind Sie in keinem Bette gewesen! Sie halten es nicht aus, Sie haben wahrlich Ruhe nöthig, Mylady!

Hast Du die Phrase auch gelernt? rief sie, und ein eisiges Lächeln glitt über ihr stolzes, schönes Antlitz. Sei ohne Furcht, Du sollst schlafen diese Nacht; jetzt aber komm!

Sie hatte ihren Mantel selbst über ihre Schultern geworfen, und der Thüre zuschreitend, gebot sie dem Alten, einen Lohndiener anzunehmen, der sie nach dem Gasthofe führen könne, dessen Namen sie dem Diener angab.

Der Alte aber trat ihr in den Weg. Mylady, sagte er, nur das nicht, nur das thun Sie nicht! Ich habe die selige Frau Gräfin noch auf meinem Arme getragen und das Wappenschild über der Thüre befestigt, als wir sie verloren haben. Was Sie von mir verlangt haben, ich habe es gethan, Mylady, und ich habe mich nicht unterfangen, zu fragen, was Sie beabsichtigten, denn das war nicht meines Amtes. Aber heute, heute beschwöre ich Sie: gehen Sie den Weg nicht, den Sie jetzt eben gehen wollen — gehen Sie ihn nicht! Es ist Ihr Untergang, Mylady!

Sie blieb stehen; das gab dem Alten Muth. Lassen Sie mich gehen, schreiben Sie, Mylady! Ich will eilen, schneller, als Sie jetzt durch die abgesperrten Straßen und durch die Menschenmenge dringen können ....

Ich kann nicht — kann nicht schreiben! rief die Herrin ungeduldig.

So will ich ihm sagen, daß Sie hier sind, will ihn holen....

Du? — ihn? Sie lachte. Du — ihn — wenn meine flehenden Bitten, meine verzweifelnden Thränen ihn nicht halten konnten?

Aber was hoffen Sie, was wünschen, was wollen Sie denn jetzt, Mylady?

Sie gab ihm keine Antwort, und mit festem Schritte an ihm vorübergehend, verließ sie das Gemach. Der Alte folgte ihr mit einem schweren Seufzer nach.

Durch Seitenstraßen, auf weiten Umwegen führte der Lohndiener sie nach dem Gasthofe, dessen Namen man ihm aufgegeben hatte. Es war gegen den Mittag hin, die Kellner in dem Hause mit Vorbereitungen für die Mahlzeit beschäftigt. Das Kommen der Fremden ward nur von dem Hauswart bemerkt. Sie selber erkundigte sich, ob derjenige, den sie suchte, zu Hause sei. Der Hauswart verneinte es, wußte aber, daß er zur Mahlzeit wiederkehren werde.

Oeffnen Sie mir sein Zimmer, ich werde ihn erwarten! befahl die Dame in einem Tone, welcher es deutlich verrieth, sie sei gewohnt, daß man ihr gehorche. Trotzdem zögerte der Hauswart, ihr Folge zu leisten, und erst die Weisung des ihm bekannten Lohndieners bestimmte ihn, dem Verlangen der Fremden zu willfahren.

Fest entschlossen, wie ihr ganzes Wesen sich kund gab, betrat sie das Gemach. Sie schien ruhiger zu werden, als sie sich in demselben befand. Sie legte den Mantel und den Hut von sich und setzte sich nieder. Sie hatte das noch nicht gethan, seit sie ihren Wagen verlassen hatte. Ihr Diener und der Führer entfernten sich auf ihren Wink.

Wie sie vorhin rastlos auf und nieder gegangen war, blieb

sie jetzt regungslos auf dem erwählten Platze sitzen. So oft ein Fußtritt auf der Treppe hörbar wurde, so oft man sich von außen im Vorübergehen dem Zimmer näherte, schreckte sie zusammen, schien sie sich erheben zu wollen; indeß sie überwand sich, und die Hand auf die Lehne des Sessels gepreßt, die Lippen fest geschlossen, hielt sie ihr Auge mit höchster Spannung auf die Thüre gerichtet, während ihre Wangen noch bläßer wurden und ihr Busen sich unter ihrer wachsenden Aufregung angstvoll hob und senkte. Denn abermals kam es die Treppe hinauf, wieder schritt es den Gang entlang, wieder näherte sich Jemand mit raschem Schritte dieser Thüre, und diesen Schritt, den kannte sie.

Mit beiden Händen fuhr sie sich nach dem Kopfe, nach dem Herzen, als sich draußen eine Hand auf den Drücker legte. Jetzt öffnete die Thüre sich, jetzt trat er ein!

Und wie sie sich erhob, wie sie hoch aufgerichtet vor ihm stehen blieb, da wich auch aus seinen Wangen ihm das Blut, und wider seinen Willen erschreckend über die Verheerung, welche die kurze Spanne Zeit in dieses Weibes hoher Schönheit angerichtet hatte, rief er, die Hände wie zur Abwehr gegen sie erhoben: Eleonore — Sie hier?

Indeß sein Anblick, der Ton seiner Stimme schienen sie zu beruhigen; gleichviel, was er auch sagte, sie sah, sie hörte ihn doch! Sie ließ sich auf den Sessel niederfallen, ihre Arme sanken schlaff herab, und mit einer Weichheit, welche gegen ihre bisherige Gewaltsamkeit noch auffallender erschien, sagte sie, während ihr Auge auf ihm ruhte: Und wo soll ich denn sonst sein?

Die furchtbare Wahrheit ihres Tones machte ihn fassungslos. Wie er auch gewohnt war, sich zu beherrschen und seine Worte zu erwägen, dieses Mal wußte er nicht, was er damit that, als er noch einmal die Frage aufwarf: Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie, Eleonore?

Was ich will? — Dich sehen! gab sie ihm zur Antwort, und als habe sie jetzt alles erreicht, was sie wünsche und begehre, stützte sie das Haupt auf ihre Hand und blieb schweigend sitzen.

Unentschlossen, was er thun solle, ging der Abbé in dem engen Raume auf und nieder. Draußen rief der harte, lang anhaltende Ton einer Glocke die Gäste des Hauses zur Tafel; auf den Treppen, auf den Gängen wurde es lebhaft; laute, lachende Stimmen erklangen und verhallten und wurden durch neues Sprechen und durch fröhliches Lachen ersetzt. Innen war es todtenstill.

Endlich schien der Abbé seiner wieder Meister geworden zu sein. Er trat an die Erschöpfte heran, nahm sie bei der Hand und sagte: Sie sind krank, Eleonore! Und dies ist nicht der Ort, an dem wir einander wiedersehen, einander Rede stehen können. Ermannen Sie Sich! ein Wagen soll sofort zu Ihren Diensten sein. Lassen Sie mich Sie nach Ihrer Wohnung hingeleiten, dort ....

Sie hob ihre mächtigen Augen zu ihm empor, und langsam mit dem Haupte nickend, rief sie: Ja, ich bin krank, sehr krank! Wie soll ich auch leben ohne meine Seele, die Du mir entwendet hast? Wie soll ich leben, wenn Du Dich mir entziehst, der Du mir alles zu ersetzen angelobtest, was ich um Dich verloren und verlassen habe? Wollte ich nicht leben, um Dich zu sehen, ich wäre lange, lange schon gestorben!

Die Thränen, welche sie bis dahin mühsam zurückgehalten hatte, brachen jetzt hervor; sie verhüllte ihr Antlitz. Der Abbé, da er sich von ihr nicht beobachtet sah, schloß, vom Schmerze überwältigt, seine Augen. Dann fuhr er sich mit der Hand flüchtig über die bleich gewordene Stirne, und sich zu ihr niedersetzend, bat er, indem er ihre Rechte in die seinige nahm, daß sie ihn hören möge.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Ich habe Dich nur

zu oft gehört, sagte sie, was kannst Du mir noch sagen, das ich zu glauben vermöchte? Ich habe Dich gehört, als Du mir vorgehalten, Eleonore Haughton sei nicht dazu geschaffen, das Loos des gewöhnlichen Weibes zu theilen! Wer war es, als Du, der mir den Stolz im stolzen Herzen nährte, daß ich nur Einen, nur Einen als meines Gleichen ansah, mit dem mich hinwegzusetzen und mit dem hinwegzuschreiten über das Wollen und Wünschen aller Andern mir als ein verlockendes Ziel erschien? Losgetrennt von der Welt, wie Du es bist, trenntest Du auch mich von ihr los! Festgewurzelt in Deinem Glauben, zerstörtest Du mir den meinen! Und als ich, verschmäht von dem Manne, auf dessen Liebe Du mich verwiesen hattest, obschon Du wußtest, daß ich ein Verbrechen begehen würde in dem Augenblicke, da ich sie mir zu eigen machte; als ich, ausgestoßen von der Gesellschaft, in welcher ich bis dahin heimisch gewesen war, zurückgewiesen von den Edeln des Landes, deren Pair ich bin, als ich mich da gedemüthigt und verzweifelnd in die Einsamkeit meines Schlosses zurückzog — wer hieß Dich damals meinem Hülferufe folgen? Wer hieß Dich ....

Ihre Stimme war lauter geworden, je länger sie sprach; der Abbé versuchte vergebens, sie zu beruhigen, beschwor sie vergebens, zu bedenken, daß man sie in den Nebenzimmern hören könne. Sie beachtete seine Worte, seine Vorstellungen nicht.

Laß mich! rief sie. Mag die ganze Welt es wissen, daß ich elend bin, weil ich mich elend und verlassen fühle! — Oder hast Du ihn vergessen, den Tag, fragte sie, und noch jetzt glitt ein seliges Lächeln über ihre Züge, hast Du den schönen Tag vergessen, an dem Du mir gestanden hast, daß Du nie geliebt und daß Du mich liebtest? Hast Du vergessen, daß ich Dich auf meinen Knieen angefleht, hinzunehmen alles, was ich bin und habe, mein zu werden als mein Gatte und mein Herr, und daß ich sie gefühlt auf meinem Haupte, Deine heißen

Thränen, daß ich sie noch fühle, Deine heißen Küsse, unter denen ich zu vergehen wünschte? Hast Du es vergessen, wie Du mich mit heiligem Eide schwören lassen, daß ich nie einem Manne angehören würde, weil Du geschworen, keines Weibes Mann zu sein? Hast Du das alles, alles ganz vergessen, Mann?

Der Abbé war aufgestanden und hatte sich von ihr entfernt. Er preßte seine Hände gegen seine brennende Stirn, auch sein Herz schlug ihm gegen die Brust, daß es ihm den Athem versetzte; aber des Mitleids mit sich selbst von Jugend auf entwöhnt, hatte er es auch für Eleonore nicht.

Wir müssen zu Ende kommen, sagte er, sich mit Gewalt beherrschend, wenn wir nicht Beide, Beide untergehen sollen! — Er hielt inne, und mit jener grausamen Offenheit, die sich nicht scheut, Alles zu bekennen, weil sie nichts mehr zu verlieren hat und fürchtet, sprach er: Es ist wahr, wie Du es sagtest, Alles wahr! — Ich habe mit dem bestimmten Zwecke, Dich der Mutterkirche wiederzugeben, mein Auge über Dir gehabt, seit ich Dich kannte! Ich habe Dir früh gestanden, daß ich zu Großem Dich berufen glaubte, ich habe danach gestrebt, Dein Vertrauen zu gewinnen, Deine Seele zu beherrschen! Aber wann hat je die Stunde geschlagen, in welcher ich es Dich vergessen machen gewollt, daß ich für mich von Dir nichts zu begehren hatte? Du wußtest, wer und was ich war! Du sahst das Kleid, das mich von der großen Menge trennte, Du wußtest, daß ich ein Diener unserer Kirche bin! Habe ich sie je vor Dir verborgen, die Dornenkrone der Entsagung, die wir tragen als das Siegeszeichen unserer Selbstüberwindung? War ich es, der von Liebe zu Dir gesprochen hat? War ich es, der die heißen Wünsche Deines Herzens angefacht? Ich hielt Dich für ein Höheres geschaffen! Du solltest sie kennen lernen in ihrer Nichtigkeit, die Gunst der Mächtigen, die trügerischen Freundschaften der Welt, die urtheilslose Gesellschaft Deiner Standes-

genossen, um zu ermessen, was es heißt, in fester Gliederung einer unwandelbaren Einheit anzugehören, die, ein geheimnißvolles Wesen, der Menschen Schicksale mit kluger Herrschaft lenkt! Ja, ich liebte Dich — ich liebe Dich noch, das fühle ich an dem Verlangen, das ich hege, Dich einzureihen in den Kreis der Herrschenden! Aber — Du bist kleiner, als ich Dich geglaubt! Du hast sie nicht verstanden, jene Liebe, die ich für Dich hege! Nicht mein Wille, Deine Sinne haben Dich bestrickt, daß ich kaum wußte, wie ich Dich und mich erretten sollte aus dem Sturme, den Du über uns heraufbeschworen! Mit aller Gewalt mußte ich Dich und mich hinflüchten zu den Füßen des Gottes, der für uns gestorben ist, um es zu vergessen, daß ich ein Mann bin, ein Mensch, und Du ein schönes Weib! Ich mußte Dich meiden, um Deiner selbst willen! Denn rein solltest Du niederknieen, ein reines Weib, zu den Füßen der unbefleckten Jungfrau, der Du Dich angelobt in jener Stunde, da ich Dich aufgenommen in den Schooß der Kirche, die jetzt über Dich und mich ihre schützenden Fittige ausgebreitet hat und zu deren Werkzeug Gott Dich sicher auserkoren hat! Ich habe für Dich gethan, was ich gemußt, was mein Glaube mir geboten! Ich kann nichts weiter für Dich thun — ich gehöre nicht mir selber an!

Hoch und erbarmungslos stand er ihr gegenüber, aber er wagte seine Blicke nicht auf sie zu richten. Er wendete sich von ihr ab. Sie glaubte, daß er sich entfernen wolle, und aufspringend aus der tiefen Versunkenheit, mit welcher sie ihn angehört hatte, warf sie sich ihm zu Füßen, und mit ihren Armen seine Kniee umklammernd, rief sie: Ich sterbe, wenn Du von mir gehst!

Er zuckte zusammen vor dem Jammerlaute, aber er erhob sie mit fester Hand, und mit einer Ruhe, die ihn älter erscheinen machte, als er war, versetzte er: Jeder von uns muß in sich

den Tod erleiden, um ein neues Leben zu beginnen, und das wirst auch Du. Glaubst Du, ich habe sie nie gefühlt, diese Schmerzen der Entsagung? Glaubst Du, ich habe sie nie gekannt, die Angst vor der eigenen Ohnmacht und die Zweifel an des Höchsten Kraft verleihender Hülfe? Glaubst Du, ich habe nicht gesorgt um Dich, nicht zu Gott gefleht für Dich? Wähnst Du, daß meine Seele nicht bei Dir ist, wenn Dein Auge mich nicht sieht? — Er hatte ihre Hände in die seinen genommen, jetzt hob er sie in die Höhe, und den Blick zum Himmel gewendet, bewegte er seine Lippen in lautlosem Gebet. Die Gräfin stand ihm wie gebrochen gegenüber. Als er geendet hatte, legte er seine Hände segnend auf ihr Haupt, und machtlos und schweigend sank sie vor ihm nieder, seine Kniee noch einmal in Thränen zu umfassen.

Er ließ sie einen Augenblick gewähren, dann führte er sie nach dem Sessel und ging hinaus. Sie war betäubt vor Schmerz. Draußen fand der Abbé den Diener der Gräfin. Er befahl ihm, einen Wagen herbeizuschaffen; der Alte hatte schon dafür gesorgt.

In das Zimmer zurückgekehrt, trug der Abbé selbst dafür Sorge, die Gräfin einzuhüllen. Sie ließ es willenlos geschehen. Kommen Sie, Gräfin, sagte er, hier ist Ihres Bleibens nicht! — Er nahm ihren Arm in den seinen, und mit dem weltmännischen Anstande, dessen Niemand mehr Meister war, als er, führte er sie die Treppe hinab und nach ihrem Wagen. Sie mochte erwartet haben, daß er sie begleiten werde, denn erst, als er sie hineingehoben hatte und, ihr die Hand noch einmal reichend, von der Thüre desselben zurücktreten wollte, erwachte sie aus ihrer Versunkenheit, und sich emporrichtend, rief sie: Wann, wann sehe ich Sie wieder?

Nicht eher, bis Sie es verlernten, für Sich selbst zu wünschen und zu hoffen, nicht eher, bis Sie den Schleier ge-

nommen haben, der Sie abtrennt von dem irdischen Verlangen! Auf Wiedersehen also in dem ewigen Rom! sagte er fest und feierlich; und dem Kutscher das Zeichen gebend, daß er fahren solle, ging der Abbé mit ruhigem Schritte und hochgehobenen Hauptes in sein Gemach zurück. Eine Stunde später hatte er die Stadt verlassen und seinen Weg gen Süden fortgesetzt.

## Zweites Capitel.

Renatus hatte, als die Parade beendet war, sein Pferd dem Reitknechte übergeben, um noch einige Besuche und Gänge abzumachen. Er befand sich bereits wieder auf dem Heimwege, als er vor dem Gasthofe, in welchem die Gräfin abgestiegen war, einen Miethswagen halten sah, mit dem es etwas Besonderes auf sich haben mußte, denn der Wirth und die Kellner umgaben ihn mit unverkennbarem Erschrecken. Es kamen die Wirthin und ein anderes Frauenzimmer aus dem Hause herbei, man rief nach einem Sessel, nach einem Arzte, und mit jener Neugier, welche man in einem müßigen Augenblicke empfindet, trat Renatus, der zur Zeit seiner Rückkehr aus Frankreich selbst in dem Hause gewohnt hatte, an den Besitzer desselben heran und fragte, was es gäbe.

Ach, versetzte dieser, eine junge, vornehme Dame, die vor zwei Stunden bei uns angekommen ist, hat gleich danach zu Fuße das Haus verlassen und wird uns nun ohnmächtig oder vielleicht gar todt in diesem Wagen nach Hause gebracht. Ihr Diener ist hinauf gegangen, ihre Kammerfrau zu holen, und wir versuchen eben, wie wir sie am besten von der Stelle bringen.

Er wendete sich dabei wieder zu seinen Leuten, und von der Seltsamkeit des Vorfalles angezogen, trat Renatus an die andere Seite des Wagens heran, um hinein zu sehen. Kaum aber hatte er die Gestalt erblickt, die ganz zusammengesunken und bleich wie eine Todte mit geschlossenen Augen dalag, als

er die Thüre des Wagens aufriß und mit dem Ausrufe: Eleonore, um Gottes willen, wie kommen Sie hieher? Was ist geschehen, Eleonore? in den Wagen sprang und sie in seinen Armen in die Höhe hob.

Die Umstehenden traten vor Verwunderung zurück; nur der Wirth sah es, wie die Fremde vor des Freiherrn lautem Anrufe matt und langsam die Augen aufschlug und, als habe sie ihn erkannt, ihr Haupt auf seine Schulter legte.

Niemand wußte, was er von dem Vorgange denken solle; aber als nun vollends die Leute der Gräfin herbeigekommen waren, als der Diener und die Kammerfrau den Freiherrn bei seinem Namen nannten, als die Letztere Gott dafür dankte, daß er den Baron hieher geführt habe, da schien dem Wirthe plötzlich die Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse zu kommen, und den Kellnern ein Zeichen gebend, daß sie sich entfernen sollten, leistete er in Person, mit den Leuten Eleonorens, dem Freiherrn den Beistand, dessen er bedurfte, um die ihrer selbst nicht Mächtige in das Haus und in ihre Gemächer zu tragen.

Die Kranke war entkleidet, war zu Bette gebracht, ein Arzt herbeigeschafft; aber von ihr selber konnte man keine Art von Auskunft über ihr Befinden erhalten. Sie vermochte ihre wandernden Gedanken nicht zusammen zu halten, obschon sie Renatus wiedererkannt hatte und nach ihm verlangte, wenn sie in einzelnen Augenblicken ihrer Sinne Herr war.

Er und der alte Diener hatten den Arzt, so weit als nöthig, mit den obwaltenden Verhältnissen bekannt gemacht, und wie derselbe sich auch weigerte, in diesem ersten Augenblicke ein festes Urtheil auszusprechen, ließ er es doch errathen, daß man es hier mit mehr als einem vorübergehenden Leiden, daß man es allem Anscheine nach mit einer ernsten und schweren Krankheit zu thun haben werde. Er wollte sich, nachdem er seine Verordnungen gemacht hatte, entfernen, und Renatus schickte sich

an, ihn zu begleiten; aber Eleonore bemerkte es, als der Freiherr seine Hand aus ihrer in Fieberhitze glühenden Rechten zog, und ihn festhaltend, rief sie angstvoll: Sie dürfen nicht fort! Sie nicht! Nein, Sie nicht!

Es lag etwas völlig Irres in ihrem Blicke und in ihrem Tone, das ihn entsetzte. Er hatte ein unbegrenztes Mitleid mit dem schönen, einst so selbstgewissen Mädchen, das er so hülflos vor sich sah; aber auch seine eigene Lage macht ihm Sorge. Daß es für ihn, nach den vereinzelten Gerüchten, welche über seine Beziehungen zu der Gräfin in Umlauf gekommen waren, nicht möglich sei, ihren Krankenpfleger zu machen, darüber wäre er mit sich ganz im Klaren gewesen, auch ohne die Anwandlung von Eifersucht, mit welcher seine junge Frau die Gräfin Haughton stets betrachtet hatte.

Er hätte viel darum gegeben, wäre er nicht so unvorbereitet, so plötzlich in dieses Abenteuer hineingezogen worden, hätten die Leute in dem Gasthofe es nicht gesehen, wie er die Gräfin, wie sie ihn wiedererkannt, wäre der Arzt nicht Zeuge gewesen, wie Eleonore ihn nicht lassen wollen, wie sie sein Bleiben gefordert hatte, als habe sie ein Recht darauf. Er konnte es sich nicht verbergen, daß er jedem in die Verhältnisse nicht Eingeweihten als der Mann erscheinen mußte, dem Eleonore gefolgt war, der an ihrer Krankheit Schuld trug, und er hatte eben erst die langjährige Verlobung mit Hildegard aufgelöst, hatte sich eben erst verheirathet, eben erst seine Frau in die Gesellschaft eingeführt, deren Verhalten gegen seine junge Gattin ihm ohnehin nicht wohlwollend erschienen war.

Die Kranke sich und ihrem Schicksale zu überlassen, daran dachte er nicht; aber er sann darüber nach, wem er sie übergeben, wen er in die Lebens- und Herzensverhältnisse der Unglücklichen, so weit er selber sie zu beurtheilen im Stande war, einweihen dürfe, ohne sie dadurch gegen Eleonore einzunehmen,

und er konnte Niemanden finden. Die Gräfin Rhoden war nicht in der Stadt, Cäcilie, wie sehr er sie auch liebte und ihr vertraute, war Eleonoren nicht gewachsen. Sie konnte er unmöglich zur Pflegerin Eleonorens machen, von ihr konnte er für diese keinen Anhalt hoffen; er mochte auch den Schatten dieses düsteren Geschickes nicht auf die ersten, schönen Tage seiner Ehe fallen lassen, er mochte die harmlose Fröhlichkeit seines jungen Weibes nicht stören und nicht missen.

Wie er nun so, zwischen einer berechtigten Selbstsucht und seinem Mitgefühl getheilt, vor- und rückwärts blickte, drängte sich ihm unwillkürlich der Gedanke in die Seele, daß seiner Familie von der Annäherung an die verstorbene Herzogin von Duras nichts als Unheil gekommen sei. Er grollte dem Tage, an welchem die Herzogin zuerst sein Vaterhaus betreten hatte, er verwünschte es, sie in Paris aufgesucht zu haben. Er begriff kaum, wie er überhaupt auf den Gedanken verfallen war. Hatte er doch sein Leben lang niemals vergessen können, wie heiter die Herzogin stets gewesen, als seine Mutter in dem Flies'schen Hause schon zum Tode krank darnieder gelegen hatte; wie sie an nichts gedacht, als an sich und ihr Behagen, während die treue Seba Tag und Nacht am Lager seiner Mutter gesessen und wie ein freundlicher Schutzgeist an demselben Wache gehalten hatte.

Wie Jemand, der im Dunkeln, seines Weges ungewiß, angstvoll umhergetastet hat, plötzlich stehen bleibt und sich zurecht zu finden trachtet, wenn ihn aus der Ferne ein Lichtschein die rechte Straße ahnen läßt, so hielt Renatus plötzlich inne: denn jetzt wußte er, wo er Hülfe finden könnte. Eine Frau wie Seba that Eleonoren Noth, eine Frau wie Seba fehlte an diesem Krankenbette. Seba hatte die volle Einsicht in das Menschenleben, welche duldsam und barmherzig macht. Sie hatte die Schmerzen seiner Mutter in ihrem Busen treu bewahrt;

seine Mutter hatte ihres starken Verstandes, ihres großen Herzens in den Tagebüchern oft erwähnt, die in den Besitz ihres Sohnes übergegangen waren und die ihn bestimmt hatten, Seba aufzusuchen, als er vor neun Jahren zuerst nach der Hauptstadt gekommen war. Aber was lag alles zwischen dem heutigen Tage und jener fernen Zeit! —

Freilich hatte er nur mit tiefstem Bedauern, nur mit innerstem Widerstreben die Mittheilungen seines Oheims über dessen Liebeshandel mit Seba angehört und geglaubt; indeß er hatte sie doch geglaubt! Er hatte sie auf das Wort eines Mannes hin geglaubt, dessen Charakterlosigkeit er kannte, dessen frevelhaften Leichtsinn in Bezug auf Frauen, ja, dessen niedrige Sinnlichkeit ihm immer ein Gegenstand der Abneigung und des Mißtrauens gewesen waren. Er hatte Seba, von der er nichts als Gutes wußte und erfahren hatte, ohne eine Anfrage an sie, ohne sie zu hören verurtheilt. Seine Schwiegermutter, die sie schätzte, seine damalige Verlobte, die an Seba hing, hatte er von ihr entfernt, sich selber in schnöder Weise von ihr losgesagt, und das alles, weil ein Mann mit den leichten und sichern Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft sich schamlos berühmt hatte, die Gunst dieser Frau besessen zu haben, als sie noch ein halbes Kind gewesen war. Als ob es eine Heldenthat oder eine große Kunst gewesen wäre, das Vertrauen der Unschuld zu gewinnen und zu mißbrauchen! Und Seba hatte vielleicht einst eben so elend, eben so verzweifelnd, mit sich und mit dem Leben gerungen, wie jetzt die unglückselige Eleonore, die in ihren Phantasieen bald die heilige Jungfrau zu ihrem Beistande anrief, bald mit flehendem Verlangen den Namen des Mannes aussprach, den sie liebte und von dem sie, wie sie immer wiederholte, ihre Seele wiederhaben wollte.

Alle diese Gedanken und Erinnerungen zogen in rascher Folge durch sein aufgeregtes Hirn, während er an dem Lager

der Kranken saß. Der Zeiger der Uhr, welche auf dem Spiegeltische zwischen den beiden Vasen voll künstlicher Blumen stand, rückte mit melancholischer Sicherheit von Minute zu Minute vorwärts, und jede Minute steigerte mit der Unruhe und der Angst des Freiherrn ein nicht abzuweisendes, lastendes Schuldbewußtsein in seinem Innern. Er, der meist immer mit sich wohl zufrieden gewesen war, der sich stets mit selbstischer Leichtigkeit zurechtzusetzen gewußt, wenn er sich in irgend welchem inneren Zwiespalt befunden hatte, konnte heute dies Schuldbewußtsein nicht überwinden, und es bezog sich nicht auf eine bestimmte Person oder auf eine bestimmte Handlung, es war eine allgemeine Unzufriedenheit mit sich selbst, die sich seiner bemächtigte.

Er fühlte sich schuldig gegen Seba, er war weniger als jemals darüber beruhigt, daß er den Grafen Gerhard einst so nahe an sich herangelassen hatte. Er warf sich seine frühe Verlobung mit Hildegard vor, er tadelte sich, daß er Eleonoren von derselben nicht gleich unterrichtet, daß er dem Abbé, ohne ihn genau genug zu kennen, sein Vertrauen gewährt hatte; und er bereute das alles hauptsächlich, weil er, der danach getrachtet hatte, sich in dem ihm angeborenen Kreise unter seines Gleichen recht festzusetzen und auszubreiten, jetzt, da er einer Leidenden die Hand bieten, sie aufrichten und tragen wollte, sich es eingestehen mußte, daß es ein trügerischer Boden sei, auf dem er sich bewege, und daß er Niemanden, aber Niemanden in seiner ganzen nächsten Umgebung und Verwandtschaft habe, von dem er in einem außergewöhnlichen Falle auf einen außergewöhnlichen Beistand rechnen dürfe.

An wen von allen seinen Standesgenossen sollte er sich wenden, um Hülfe zu fordern für eine junge Gräfin Haughton, die, von der Liebe für einen katholischen Geistlichen über alle Schranken der gesellschaftlichen Zucht und Sitte fortgerissen,

ihren Glauben gegen ihre Ueberzeugung abgeschworen hatte, und nun in halbem Irrsinne ihren Bekehrer mit ihrer Leidenschaft verfolgte?

Es war in Eleonorens Lage und Verhalten Alles dazu angethan, jene Frauen abzustoßen, welche in die Bewahrung ihres guten Rufes, in die strenge Unterordnung unter die hergebrachte Sitte, und in das Beharren innerhalb der ihnen durch ihren Stand und ihre Geburt angewiesenen Schranken ihre Ehre setzten. Renatus hatte von frühester Jugend an aus voller Ueberzeugung die engen und unwandelbaren Formen und Gesetze der sogenannten guten Gesellschaft als ein Heilsames und Nothwendiges anerkannt. Er hatte es von den Frauen seines Standes als ein Unerläßliches gefordert, daß sie selbst den geringsten übeln Schein zu meiden suchen sollten, und er würde noch in dieser Stunde jedem, auch dem leisesten Zweifel an einer zu ihm und seinem Hause gehörenden Frau, als Edelmann, auf edelmännische Weise zu begegnen für seine Pflicht erachtet haben.

Hier aber lag nun Eleonore, dem härtesten Urtheile gerechten Anlaß bietend, unglücklich und verlassen, und doch nicht schuldig.

Immer und immer wieder kam Renatus auf die eine Frage zurück: Wen soll ich rufen, ihr beizustehen und mir zu helfen?

Einen Priester seiner Kirche? Der Arzt hatte dies eben so entschieden verboten, als die Zulassung eines protestantischen oder englischen Geistlichen, auf welchen die Dienerschaft der Kranken ihre Hoffnung gerichtet hatte. — Eine der älteren Frauen seiner Bekanntschaft? Man war gegen ihn selber nicht ohne Voreingenommenheit, wie konnte er hoffen, für Eleonore ein gerechtes, ein nachsichtiges Urtheil zu gewinnen? Wie konnte er erwarten, von denen, welche sich für makellos, für eine besondere und bevorzugte Menschenklasse betrachteten, das Erbarmen mit

den Irrthümern und Fehlern eines Mädchens zu erlangen, das sich eben durch dieselben von dem Herkommen ihres Hauses und ihres Standes so auffallend entfernte!

Und er selber? Nun, er hatte es ja auch für Pflicht erachtet, selbst den Schein des Unrechtes von sich fern zu halten, weil die Welt berechtigt sei, nach dem Scheine zu urtheilen — und der Schein war ganz entschieden gegen ihn. Heute, jetzt verstand er es, weßhalb der Heiland, an den er glaubte, nicht die Pharisäer und Schriftgelehrten zu seinen Schülern und Aposteln auserkoren hatte, weßhalb er sich mit seiner Lehre von der Liebe und von der Vergebung zu den Armen hingewendet, die der Liebe und der Vergebung sich selber bedürftig gefühlt hatten; heute verstand er zum ersten Male, was Christus hingezogen zu der Sünderin.

Nur Seba konnte ihm helfen, und was es ihn auch kostete, ihr zu nahen, gegen die er sich versündigt hatte, er mußte ihren Beistand fordern.

Vorsichtig, um Eleonore nicht zu erwecken, die in Schlaf versunken war, zog er seine Hand aus der ihrigen, und ihren Leuten die nothwendigen Weisungen zurücklassend, machte er sich zu Seba auf den Weg.

Es war zwei Uhr vorüber, als er an Tremann's Thüre den öffnenden Hauswart fragte, ob Fräulein Flies zu Hause sei. Die Herrschaft speise, gab man ihm zur Antwort, und Herr Tremann habe streng befohlen, daß man während der Mahlzeit Niemanden melden dürfe. Der Freiherr schützte dringende Geschäfte vor; der Hauswart blieb bei seiner Weigerung, bis die Unruhe, welche Renatus nicht verbergen konnte, jenen anderen Sinnes machte. Er zog eine Schelle, welche in das Innere des Hauses ging; der Diener kam heraus, und auf die Erklärung, daß der Herr Major das Fräulein zu sprechen wünsche und sich nicht abweisen lasse, forderte der Diener des

Freiherrn Karte, nöthigte ihn, in das Vorzimmer einzutreten, und entfernte sich dann, den Bescheid für ihn zu holen.

Wie sie das gelernt haben! sagte Renatus unwillkürlich und mit Erstaunen; als ob die Gewöhnung an Bequemlichkeit und an jene häuslichen Einrichtungen, welche vor unwillkommenen Störungen und Ansprüchen bewahren, das Vorrecht einer besonderen Menschenklasse wäre. Wie sie das gelernt haben! Der alte Flies sprang noch behende von seinem Tische auf, wenn man im Laden schellte — und nun gar für Unsereinen!

Es blieb ihm jedoch zu diesen Betrachtungen nur kurze Zeit, denn der Diener brachte ihm die Antwort, daß die Herrschaft ihn zu empfangen bereit sei, und ging vorauf, ihn nach Seba's Zimmer zu geleiten.

Er fand sie seiner bereits wartend; aber sie war nicht allein. Paul war bei ihr; denn nach den Erfahrungen, welche Graf Gerhard ihn bei Anlaß von Seba's Briefen hatte machen lassen, und nach der Weise, in der Renatus sich von dem Flies'schen Hause zurückgezogen, meinte Paul seine Freundin vor jeder Begegnung mit diesen beiden Männern, so viel an ihm war, behüten, oder ihr bei einer solchen doch mindestens zur Seite stehen zu müssen. Es lag daher auch wenig Ermuthigendes in seinem Tone, als er den Freiherrn fragte, welchem Zufalle man die Ehre seines Besuches zu verdanken habe.

Auf Paul zu treffen, wo er darauf gerechnet hatte, Seba allein zu finden, war dem Freiherrn nicht willkommen; aber er überwand sich, weil die Nothwendigkeit ihn dazu zwang, und ohne auf eine Entschuldigung zu sinnen, sagte er mit der Sicherheit derjenigen, welche es gewohnt sind, für sich um ihrer Stellung und ihrer Persönlichkeit willen schließlich doch immer eine gute Aufnahme zu finden: Sie haben ein Recht, diese Frage in solchem Tone an mich zu richten, und ich würde, ehe ich es gewagt hätte, Fräulein Flies nach einer so langen Versäumniß

aufzusuchen, mich sicherlich vor ihr zu rechtfertigen getrachtet haben, wäre der Anlaß, der mich heute, der mich eben jetzt nöthigte und trieb, mich an Fräulein Flies zu wenden, nicht ein plötzlich eingetretener, und hätte ich Zeit, an etwas Anderes zu denken, als an die Hülfe, die ich von ihr für eine Unglückliche zu fordern gekommen bin!

Seba hatte ihn genöthigt, sich niederzusetzen, und den Faden seiner Mittheilungen wieder aufnehmend, sagte er: Sie werden Sich, ich weiß es, wundern, daß ich mich eben an Sie wende...

Nein, Herr Major, fiel Seba ihm mit ihrer sanften Würde in die Rede, o nein! Sie sind nicht der Erste meiner Freunde, der mich versäumte und mir wiederkam, der mich in seinem Glücke vergaß und sich an mich erinnerte, wenn er mich brauchte. Ich habe dies, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das sie noch immer sehr schön erscheinen ließ, ich habe dies aber immer als mein besonderes Adelsdiplom betrachtet, und Ihr heutiger Besuch, Ihr Anspruch an mich sind mir eine Bestätigung desselben. Seien Sie also willkommen — sie hielt ihm ihre Hand hin — in der That willkommen, Herr Major! Und nun, was wünschen Sie von mir?

Renatus küßte ihr die Hand, die sie ihm dargeboten hatte; aber das Roth der Scham trat ihm auf die Stirne, denn Paul war Zeuge der freundlich vornehmen Verzeihung, mit der sie ihren einstigen Freund behandelte, der Gnade, welche Seba ihm angedeihen ließ. Indeß Renatus mußte dies zu vergessen, sich darüber fortzusetzen suchen, und Seba und Paul erleichterten, nachdem die Erstere sich die ihrer würdige, aber unerläßliche Genugthuung bereitet hatte, ihm dies beide durch ihre Fragen und durch die Art, in welcher sie seiner Mittheilung ihr Ohr liehen.

So schnell, so gedrängt und so schonend, als es nur möglich war, suchte Renatus sie von den Verhältnissen der Gräfin, von

dem, was er selber mit ihr erlebt hatte, in Kenntniß zu setzen. Er hatte dabei seiner Verheirathung, er hatte Cäcilien's wie Vittoria's zu gedenken, und von dem Eifer seiner Mittheilungen fortgerissen, sagte er: Sie werden meine Stiefmutter, Sie werden meine Frau ja kennen lernen. Keiner von beiden, ich darf das zuversichtlich sagen, würde der gute Wille fehlen, der Gräfin beizustehen, aber der gute Wille ersetzt die Kraft, die Einsicht, die Erfahrung nicht. Sie sind meiner theuren Mutter einst ein solcher Trost gewesen — nehmen Sie Sich der Gräfin Haughton an.

Seba antwortete ihm nicht gleich, als er geendet hatte; das beunruhigte ihn.

Sie zögern? fragte er. Sie wollen oder Sie können ihr nicht beistehen?

Ich sinne nur darüber nach, entgegnete ihm Seba mit jener Einfachheit, deren nur die höchste Bildung und die höchste Güte fähig machen, ich sinne nur darüber nach, wie ich es anfange, gleich jetzt mit Ihnen zu Ihrer Kranken hinzufahren. Sie sagen mir, daß Sie nach Hause müssen, um Frau von Arten nicht zu beunruhigen, und ich habe für den Nachmittag eine andere Verabredung getroffen.

Das ist leicht zu ändern, bedeutete ihr Paul, der gewohnt, das Steuer zu führen, es unwillkürlich und überall, bei kleinen wie bei großen Anlässen ergriff; und die Schelle ziehend, befahl er dem Diener, daß man anspannen, schnell anspannen, und ihm aus dem Comptoir einen Boten senden solle. Dann schlug er dem Freiherrn vor, die Baronin durch ein paar Zeilen über sein Ausbleiben zu beruhigen; er selber übernahm es, Seba von ihrer genommenen Abrede zu befreien, und während diese sich entfernte, um sich anzukleiden und Davide von ihrem Ausgehen zu benachrichtigen, blieben Paul und Renatus in Seba's Wohnzimmer zurück.

Die zwei Worte an die Baronin von Arten waren schnell

geschrieben, der Bote damit fortgeschickt, und Renatus ward es nun mit einer peinlichen Empfindung inne, daß er sich mit Paul allein befand. Indeß auch jetzt wieder kam der Letztere ihm zu Hülfe.

Wie nannten Sie den Namen der jungen Gräfin? fragte er, um eine Unterhaltung einzuleiten. Ich mochte Sie vorhin in Ihrer Mittheilung nicht unterbrechen und habe ihn nicht verstanden.

Gräfin Eleonore Haughton! antwortete der Freiherr.

Paul besann sich. Den Namen habe ich schon gehört, meinte er; und plötzlich sich erinnernd, sagte er: Irre ich nicht, so ist die Gräfin bei unserm Hause accreditirt und uns in dem Creditive warm empfohlen; aber ich vermuthete in jener uns zugewiesenen Dame natürlich keine junge Frau, noch weniger ein junges Mädchen, und darum fiel mir der Name nicht gleich am Anfange auf.

Renatus erwiederte darauf nichts; das Gespräch drohte in's Stocken zu gerathen, und doch mochte er sich nicht immer wieder von Tremann vorwärts helfen lassen, mochte er nicht eben diesem Manne gegenüber den Anschein auf sich laden, als fehlten ihm die Leichtigkeit und Sicherheit, welche sein Vater in so hohem Grade besessen hatte, oder als fühle er sich in der Gesellschaft Paul's nicht frei. Er suchte nach einer neuen Anknüpfung; die lange Parade am Morgen, die erschütternde Begegnung mit der Gräfin, das Wiedersehen von Seba, kurz, alles, was er in den wenigen Stunden durchgemacht und durchempfunden, hatte ihn jedoch ermüdet, und zu der unerfreulichen Ahnung, daß er durch Eleonorens Ankunft in den Bereich neuer Verwicklungen getreten sei, gesellte sich noch der Gedanke, wie Paul sich jetzt nicht nur im Besitze dieses Hauses, sondern zum Theil auch bereits in dem Besitze der Arten'schen Güter befinde. Das befing Renatus vollends. Er konnte, wie er sich auch mühte, keine jener all-

gemeinen, gleichgültigen Bemerkungen machen, mit denen man sonst einem Fremden gegenüber einige Minuten gemeinsamen Wartens auszufüllen pflegt. Aber diese Unbeholfenheit wurde ihm immer drückender, ja, sie steigerte sich allmählich bis zum Verdrusse über sich selbst, bis zu einer Angst; und als müsse er sich von derselben um jeden Preis befreien, als müsse er es durchaus erklären, was ihn beschäftige, sagte er plötzlich mit einer durch die Umstände in keiner Weise gerechtfertigten Lebhaftigkeit: Sie sehen, ich habe Ihren Rath befolgt; Rothenfeld und Neudorf sind verkauft!

Paul neigte kaum merklich das Haupt. Und Sie sind im Militär geblieben, fügte er hinzu, und haben die Frucht dieses Entschlusses, wie ich mit Vergnügen hörte, schnell genug geerntet. Man hat Ihnen zu gratuliren; Sie sind früh Major geworden!

Er hatte die Absicht gehabt, Renatus mit dieser Wendung von den ihm unerfreulichen Erinnerungen auf ein anderes Gebiet zu lenken, auf welchem ihm Gutes widerfahren und erwachsen war. Ueber diesen war jedoch mit der ersten Stunde, in welcher er sich zu dem Verbleiben in der militärischen Laufbahn entschlossen hatte, die rastlose Unzufriedenheit des Ehrgeizes gekommen, die sich nicht an dem Erreichten zu erfreuen vermag, wenn Anderen das Gleiche zu Theil geworden ist, und Tremann's Anerkennung von sich weisend, entgegnete Renatus: Ich bin nicht wesentlich früher als Sie im Heere vorwärts gekommen; Sie waren ja auch zu Ende des ersten Feldzuges bereits Major!

Während des Krieges war die Gelegenheit mir günstig, bemerkte Paul; das Avancement in der Landwehr machte sich bei den ungeheuren Verlusten, die wir erlitten hatten, schnell.

Und wieder hatte trotz der beiderseitigen guten Absicht das Gespräch nach diesen wenigen Worten noch einmal sein Ende erreicht. Es war, als läge eine unausfüllbare Kluft zwischen

ihnen, die zu überschreiten keiner von beiden die Brücke fand. Renatus meinte, es sei in seinen Verhältnissen geboten, seine Würde mit Zurückhaltung zu behaupten, und Paul fand keinen Grund in sich, dem Freiherrn eine besondere Zuvorkommenheit zu beweisen. Indeß die Unfreiheit, welche auf dem Anderen lag, fing Paul, dessen ganze Natur auf Freiheit gestellt war, zu belästigen an. Das Mitleid, welches er mit Renatus hegte, konnte ihn nicht verhindern, dieses Beisammensein beschwerlich zu finden. Unwillkürlich zog er die Uhr hervor, um zu ermessen, ob Seba noch nicht kommen, der Wagen noch nicht fertig sein könne. Das entging Renatus nicht, und als wolle er wenigstens in diesem Falle seine gesellschaftliche Ueberlegenheit behaupten, sagte er, sich gewaltsam überwindend, um eine neue Unterhaltung anzuknüpfen: Sie sprachen, als ich Sie bei meiner Rückkehr hier aufzusuchen veranlaßt war, von Einbußen und Verlusten, welche Ihr Haus während Ihrer Feldzüge erlitten hätte. Derlei stellt sich wahrscheinlich auch in Ihrer Lage so leicht nicht wieder her. Wie ist es Ihnen ergangen, was haben Sie gethan, seit ich Sie damals sah?

Paul's schönes Antlitz hellte sich auf. Es war ihm eine Erleichterung, daß Renatus sich von seiner Befangenheit loszumachen trachtete, und da er, wie alle tüchtigen Menschen, trotz der Enttäuschungen, denen Niemand mehr als eben solche unterworfen sind, doch immer wieder zum Glauben an den Menschen und zum Hoffen auf das Gute in der Natur desselben geneigt war, sprach er freundlich, wenn auch über die Art der Frage unwillkürlich lächelnd: Für Unsereinen, der mit seinem Thun und Lassen auf sich selbst gewiesen ist, läßt sich eine solche Frage nicht rundweg, nicht mit Einem Worte abthun. Indeß ich darf wohl sagen: ich habe nicht gefeiert! — Dann, als besorge er, den Freiherrn mit solch kurzem Bescheide wieder in das frühere Unbehagen zurückzuwerfen, fügte er hinzu: Es sind nicht allein

die großen Unternehmungen, es sind eben so wohl die kleinen täglichen Erfolge, welche uns vorwärts bringen; und das Wachsen, das Gedeihen vollzieht sich überall in der Regel geräuschloser und weniger sichtbar, als das Zerstören und das Zugrundegehen. Es liegt für den Dritten, für den Zuschauer daher vielleicht kein besonderes Interesse darin, uns auf unserm Wege zu begleiten, unserm immer gleichen und doch in sich sehr wechselreichen Arbeiten zuzusehen, selbst wenn es, wie dies meist der Fall ist, mit den allgemeinen Nothwendigkeiten eng genug verbunden ist. Wir haben keinen Rang, keine äußeren Anerkennungen, als diejenigen, welche das Urtheil unserer Standesgenossen und Mitbürger uns zu Theil werden läßt; denn jene Titel und Orden, welche der König einem Gewerbtreibenden gelegentlich verleiht, zählen nicht vor den Tüchtigen und Verständigen unter uns. Wir schaffen uns unsern Namen, unsere Stellung in der kaufmännischen wie in der bürgerlichen Welt aus eigener Machtvollkommenheit. Unsere tägliche Arbeit wird erst merkbar, wenn sie ihre Ernte getragen hat, obgleich wir uns derselben stets bewußt sind und unserer Freude an unsern mit tausendfachen Sorgen schwer errungenen Erfolgen nicht entbehren. Und da es uns an Sorgen und Hoffnungen dabei durchaus nicht mangelt, so brauchen wir nach Erregungen und Zerstreuungen nicht zu suchen, uns Lust und Pein nicht erst zu schaffen. Das hat auch sein Gutes, besonders für denjenigen, der in der freien Arbeit an und für sich schon seine wahre Befriedigung genießt!

Er brach ab, weil er besorgte, mit der Schilderung seiner Zustände wider seinen Willen ein Gegenbild zu denen des Freiherrn geboten zu haben; und in der That lag in des Kaufmanns stolzer Selbstgenügsamkeit ein Vertrauen zu dem Leben und in die Zukunft verborgen, um welches der Freiherr ihn beneidete. Er konnte sich jedoch nicht überwinden, ihm dies aus-

zusprechen, und ohne eine Bemerkung auf Paul's Auseinandersetzungen hinzuzufügen, sagte er: Und Sie sind auch verheirathet? Sie haben Kinder?

Ja, ich habe einen Knaben und Aussicht auf ein zweites Kind. Dazu genieße ich das Glück, Fräulein Flies, die mir und meiner Frau eine Mutter gewesen, und die ja leider unvermählt geblieben ist, in meinem Hause eine Heimath bieten zu können; und wir befinden uns in einer Lage, in welcher wir uns in vollster Freiheit nach eigenem Bedürfen regen und bewegen können. — Er hielt abermals inne und sagte danach: Das ist freilich nichts Besonderes, das haben hundert Andere auch, das ist viel und wenig, wie man es betrachtet. Mir genügt es! Ich könnte also Ihre erste Frage wohl mit dem schlichten Worte beantworten: es geht uns Allen in jedem Sinne wohl!

Nicht so, Seba? fragte er, sich mit seinem hellen Blicke und seiner volltönenden, männlichen Stimme, deren bloßer Klang erfrischend wirkte, an die Freundin wendend, welche, für die Ausfahrt angekleidet, eben in das Zimmer trat.

Gewiß! entgegnete sie; aber weßhalb soll ich das besonders erst versichern?

O, rief Renatus, und eine weiche, schmerzliche Empfindung, wie er sie diesen Menschen gegenüber, wie er sie in solcher Weise überhaupt noch nie gefühlt hatte, bewegte ihn und drohte, ihn zu überwältigen, o, bereuen Sie diese Versicherung nicht! Es ist ein Segen und es ist sehr selten, Glückliche zu sehen!

Seine Erschütterung überraschte die beiden Anderen, und ein Blick des Einverständnisses zwischen ihnen bezeugte, was sie dachten. Indeß die Meldung des Dieners, daß der Wagen vorgefahren sei, trat eben jetzt dazwischen.

Renatus, sich schnell ermannend, bot Seba seinen Arm;

Paul begleitete sie. Als sie eingestiegen war, wendete Renatus sich zu Jenem und sagte, indem er, was er sonst nie gethan hatte, ihm die Hand reichte und schüttelte: Leben Sie wohl, und erhalte der Himmel Ihnen Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit! Leben Sie wohl!

Auf Wiedersehen! entgegnete Paul, ihm den Händedruck vergeltend. Und in das Haus zurückkehrend, dachte er: Wenn er ein Einsehen hätte — wie gern wollte man ihm helfen!

## Drittes Capitel.

Die Zeit und das Leben waren damals noch nicht so bewegt, daß ein Ereigniß wie die Ankunft und Erkrankung einer vornehmen Fremden mit den diese Erkrankung begleitenden auffallenden Nebenumständen in der Residenz unbeobachtet und unbesprochen hätte bleiben können. Der und jener Vorüberkommende hatte gesehen, wie man die Kranke aus dem Wagen gehoben, wie ein Major in voller Uniform dabei behülflich gewesen war; und die augenblicklichen Mitbewohner des Gasthofes hatten sich bei den Kellnern erkundigt, was es mit der Kranken für eine Bewandtniß habe. Die Fragen waren, wie das in solchen Fällen stets geschieht, über die ersten Antworten hinausgegangen, die nächsten Antwortenden hatten mit Vermuthungen zu ergänzen gestrebt, was sie an Wissen entbehrten, und schon an einem der folgenden Tage brachte die verbreitetste Zeitung der Stadt unter ihren allgemeinen Berichten die Kunde: daß eine vornehme Engländerin, die Gräfin E. H....ton, deren Abenteuer am französischen Hofe wie in der vornehmen Welt ihres Vaterlandes viel von sich reden machen, in der Hauptstadt angekommen sei, wohin ein Herzensverhältniß sie gezogen habe. Wider ihr Erwarten habe sie aber den Mann, welchem sie gefolgt sei, einen höheren preußischen Offizier, bereits anderweitig verheirathet gefunden und sei aus Verzweiflung darüber wahnsinnig geworden. Der Name des sie behandelnden Arztes schloß diesen Bericht.

Die bürgerliche Gesellschaft las über denselben hinweg, wie

man im Allgemeinen über derlei achtlos fortgeht; aber in den Kreisen, in denen Renatus lebte, und in denen man gewohnt war, sich um die Vorgänge an den verschiedenen Höfen zu bekümmern, fiel die Nachricht auf.

Man erinnerte sich, daß vor ungefähr drei Viertel Jahren eine junge Engländerin vom französischen Hofe verwiesen worden war. Man entsann sich, daß es die berühmte Schönheit, die Gräfin Haughton-Lauzun gewesen sei, die Nämliche, welche nach den Berichten der englischen Zeitungen in London am Hofe zu der üblichen Vorstellung nicht zugelassen worden, und später zum Katholicismus übergetreten war. Eine der Hofdamen, welche mit der gräflich Rhoden'schen Familie verwandt war, hatte damals von ihrem bei der preußischen Gesandtschaft in Paris beschäftigten Bruder die briefliche Mittheilung erhalten, daß der Freiherr von Arten in die Abenteuer der Gräfin Haughton verwickelt, daß er einer ihrer Liebhaber gewesen sei; und die in der Zeitung angegebenen Buchstaben paßten auf die Gräfin.

Das machte die Neugier rege. Man ließ sich die Fremdenblätter holen; unter den „Eingetroffenen" fand sich, zu allgemeiner Genugthuung, der Name der Gräfin Haughton, und als die Schwester eben jenes Gesandtschafts-Sekretärs zufällig bei ihrer Spazierfahrt die Linden entlang fuhr, sah sie, daß man vor und neben dem betreffenden Gasthofe die Straße, um das Rollen der Wagen abzudämpfen, weit hinaus mit Stroh beschüttet hatte.

Abends erzählte die Hofdame der Ober-Hofmeisterin in dem Zimmer ihrer Herrin von dem romantischen Ereigniß, und so leise sie auch sprachen, hatte die Prinzessin doch ein Wort davon gehört. Sie verlangte, zu wissen, wovon die Rede sei. Die Ober-Hofmeisterin, froh, einen Gegenstand der Unterhaltung für die unbeschäftigte Prinzessin zu haben, erzählte, was sie wußte.

Die Prinzessin sagte, sie habe der Sache schon früher erwähnen hören, als sie im Auftrage des Königs das Fräulein-Stift zum heiligen Grabe besucht, und dort zu ihrem Erstaunen die Gräfin Hildegard von Rhoden gefunden habe, die nach ihrem Wissen mit dem Freiherrn von Arten seit vielen Jahren versprochen gewesen sei. Sie wunderte sich, wie Hildegard's Mutter, nach der Weise, in welcher der Freiherr sich gegen Hildegard benommen hatte, und nach den Gerüchten über ihn, die ihr doch kaum verborgen geblieben sein konnten, den Muth besessen habe, ihm die zweite Tochter anzuvertrauen.

Die Hofdame, welche mit Hildegard in gleichem Alter und eine Freundin von ihr war, wagte die bescheidene Bemerkung, Hildegard habe sich für die Schwester aufgeopfert, als sie deren Leidenschaft für ihren Verlobten wahrgenommen habe. Die Prinzessin, ein Vorbild der ehelichen Treue und der Mutterliebe, schüttelte mißbilligend das schöne Haupt.

Wie traurig ist es, daß selbst ursprünglich edle Naturen, denn ich habe früher nur Günstiges von dem Baron von Arten gehört, sich zu solchen Verirrungen hinreißen lassen können, die ihre Strafe in sich selber tragen. Die Zeit bleibt sicherlich nicht aus, in welcher die Gräfin Hildegard ihr Schicksal als das glücklichere zu preisen haben wird! Wenn Sie ihr schreiben, so sagen Sie ihr, daß ich ihrer denke und daß ich sie zu sehen hoffe, wenn sie wiederkehrt.

Mit diesem Ausspruche der Prinzessin war für die Personen, welche zu ihrem Hofstaate gehörten, die Weise vorgezeichnet, in welcher man die Angelegenheiten der Arten'schen und der Rhoden'schen Familie aufzufassen hatte; und da man einmal auf dem Wege war, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, gab es in den nächsten Tagen kaum einen Theetisch, kaum ein Plauderstündchen, in welchem sie nicht den Stoff für weit zurückreichende Erinnerun-

gen, für eben so weit gehende Vermuthungen und Voraussichten geboten hätten.

Von der Rhoden'schen Familie hatte man wenig zu sagen. Das Leben, die Ehe der Gräfin waren einfach und tadellos gewesen; um so reicheren Stoff aber boten die Ueberlieferungen aus dem Arten'schen Hause für die sagenbildende Kraft der Menschen dar. Die Eigenartigkeit des Fräuleins Esther, die Schönheit der früh gestorbenen Amanda von Arten, die sich in einer heimlichen Leidenschaft zu einem Manne niederen Standes verzehrt haben sollte; der Tod der Baronin Angelika, welcher ein Liebeshandel das Herz gebrochen, den ihr Gatte mit der Herzogin von Duras unterhalten hatte, waren Dem und Jenem aus persönlichen Anschauungen und Erinnerungen bekannt, und man war nicht abgeneigt, eine Art von sittlicher Gerechtigkeit darin zu finden, wenn die Nichte der Herzogin an einer unglücklichen Liebe für den Sohn der Baronin zu Grunde ging, ohne daß man diesen deßhalb nachsichtiger beurtheilt hätte. Selbst die Entschuldigungen, welche man ihm angedeihen ließ, dienten nicht zu seinem Segen.

Man beklagte ihn, daß er von einem Vater erzogen worden war, der, obschon er ein vollkommener Cavalier gewesen sei, doch sich selbst nicht zu zügeln verstanden und noch an der Schwelle des Greisenalters eine junge Nonne aus vornehmem Hause aus dem Kloster entführt hatte. Man wußte darüber freilich nichts Genaues, aber man hatte von einem päpstlichen Dispens sprechen hören, den zu erwirken der Freiherr Franz lange Jahre in Italien gelebt hatte und der mit einem namhaften Theile des Arten'schen Vermögens erkauft worden war. Die junge Frau sollte den greisen Gatten leidenschaftlich geliebt und das Gelübde gethan haben, fortan die Witwentrauer nicht mehr abzulegen. Man war gespannt, zu sehen, ob sie diesen Vorsatz auch in der Residenz, auch in dem Hause ihres Stief-

sohnes zur Ausführung bringen werde, in dem sie, wie man berichtete, gerade in diesen Tagen erwartet wurde. Und da nun Jeder, in dessen Beisein von diesen Gerüchten die Rede war, sich die Lücken und Unwahrscheinlichkeiten in denselben auf seine Weise und mit seiner verbindenden Kraft zu ergänzen strebte, so erwuchs um den Kern von Wahrheit, der diesen Behauptungen überall zum Grunde lag, eine Dunstschicht von Einbildungen, die sich in dem Bewußtsein der Leute um so fester setzten, je weniger die Personen, um welche diese Märchen sich bewegten, eine Ahnung von ihrem Vorhandensein besaßen und in der Lage waren, sich gegen diese Erfindungen zu erheben und zu vertheidigen.

Was Renatus anbetrifft, so hatte er eben in diesen Tagen vollauf mit der Wirklichkeit zu thun. Cäcilie war doch noch tiefer, als er es befürchtet hatte, durch die Ankunft der Gräfin erschüttert worden, und wenn es ihm auch gelungen war, sie bald völlig über den Vorfall zu beruhigen und sie die Sache in ihrem rechten Lichte erkennen zu machen, so fügte es sich doch nicht glücklich, daß gerade jetzt auch Vittoria mit ihrem Sohne von der einen Seite anlangte, während von der anderen die Gräfin Rhoden mit Hildegard in der Hauptstadt eintraf.

Vittoria, die in allen praktischen Angelegenheiten unbehülflich wie ein Kind geblieben war, wollte in ihren Zimmern eingerichtet sein und mißfiel sich in ihnen, während sie über die ihr bevorstehende Trennung von Valerio sich untröstlich zeigte. Alles in ihrem jetzigen Dasein war ihr fremd und dünkte ihr quälend. Sie hatte niemals in einer Stadt gelebt. Die beiden von Renatus mit Vorsorge für ihren besonderen Gebrauch ausgewählten Zimmer dünkten sie eng und niedrig, denn sie verglich sie unwillkürlich mit den großen, hohen Sälen ihres Klosters und den stattlichen Räumen des Arten'schen Schlosses. Die ihr fremde Heizungsweise belästigte sie, die Häuserreihen,

die ihr den Horizont verengten, machten sie traurig, sie verlangte mit einer krankhaften Ungeduld nach Luft, nach Licht; und wollte man sie nicht in Thränen ausbrechen sehen und in schwermüthigem Brüten sich selber überlassen, so blieb nichts übrig, als auf ihre Zerstreuung zu denken, wie denn, nach des jungen Freiherrn Ansicht, Cäcilie ebenfalls Zerstreuung nöthig hatte.

Weder das Alleinsein mit Vittoria, in welchem, wie natürlich, Eleonore Haughton den einzigen Gegenstand der Unterhaltung machte, noch die Begegnungen mit der Mutter und der Schwester, bei denen derselbe Gegenstand und noch andere, eben so unerfreuliche Erörterungen zur Sprache kommen mußten, konnten dem aufgeregten Gemüthe der jungen Frau zu einer Besänftigung gereichen, und Renatus selber fühlte das Bedürfniß, sich, wenn auch nur für einzelne Stunden, von den peinlichen Eindrücken, von den Sorgen abzuziehen, die auf ihm lasteten.

Er hatte gehofft, Hildegard werde sich wenigstens für die erste Zeit von seinem Hause fern halten, und er hatte dies nicht erst besonders gefordert, weil es ihm das Natürliche gedäucht hatte. Aber er kannte weder die Neigung gewisser Frauen, sich und Anderen das Leben möglichst schwer zu machen, noch die furchtbare Berechnung, welcher eben solche Frauen fähig sind. Er hatte es nicht vorausgesehen, daß Hildegard, um die von ihr übernommene Rolle großmüthiger Entsagung aufrecht zu erhalten, sich und dem jungen Ehepaare die Marter eines unnützen Zusammenkommens auferlegen würde; er hatte noch weniger erwartet, daß die Mutter ein solches Verhalten als nöthig bezeichnen und also es begünstigen werde.

Renatus saß, von der Parade kommend, mit Cäcilien beisammen, als die beiden Frauen, von deren Ankunft in der Stadt man noch nicht unterrichtet worden war, sich zum ersten Male in dem neuen Haushalte melden ließen. Mit einer Be-

fangenheit, mit einer Bestürzung, welche in diesen Verhältnissen sehr erklärlich waren, erhoben die jungen Eheleute sich, den Eintretenden entgegen zu gehen. Cäcilie warf sich der Schwester in die Arme und barg, in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht an Hildegards Brust, während Renatus, nachdem Cäcilie sich aufgerichtet hatte, die Hand seiner Schwägerin ergriff und sie an seine Lippen führte.

Sei willkommen in unserm Hause und gönne mir es, Dir als ein Bruder zu vergüten, was ich Dir gethan! Das war alles, was er sagte, aber obschon er sehr blaß geworden, war seine Stimme doch vollkommen fest und ruhig.

Hildegard hatte ebenfalls die Farbe gewechselt; indeß das Lächeln, mit dem sie in das Zimmer gekommen war, wich weder vor Cäciliens Thränen, noch vor ihres Schwagers Worten von ihren Lippen; und sich zu der Mutter wendend, sprach sie: Hatte ich nicht Recht, daß wir, ohne sie darauf vorzubereiten, hieher gegangen sind? Ihr solltet es gleich sehen, daß ich nicht um meinetwillen komme, Ihr solltet nicht darüber in Zweifel sein, wie ich für Euch gesonnen bin, und daß die Rücksicht auf Eure gesellschaftliche Stellung mir wichtiger ist, als mein eigenes Empfinden. Wer darf Euch tadeln, wenn ich für Euch bin? Aber wie geht es Euch? Es scheint, die Stadtluft thut Euch nicht recht wohl. Nicht wahr, liebe Mutter? Cäcilie sieht nicht gut aus und Renatus auch nicht!

Sie machte es mit diesem Nachsatze für den Freiherrn zu einer Unmöglichkeit, ihr auf ihre ersten Erklärungen zu antworten, und weil Cäcilie sich von der Herablassung der Schwester, von ihrem verzeihenden Erbarmen eben so gepeinigt fühlte, als der Freiherr ihr Betragen beleidigend fand, beeilte die junge Frau sich, der Unterredung ein Ende zu machen, indem sie die Mutter und die Schwester aufforderte, sich in ihrem Hause umzusehen.

Die Wohnung des Freiherrn war sehr ansehnlich und immer noch reich ausgestattet. Sie mußte für prächtig gelten, wenn man sie mit den Möglichkeiten der Gräfin Rhoden verglich, und die Mutter hielt ihr Wohlgefallen an den Einrichtungen, welche Renatus getroffen hatte und in denen sie ihre Tochter wiedersah, auch nicht zurück, so daß Cäciliens unschuldige Besitzesfreude sich an der Theilnahme der Mutter steigerte, und ihr Gatte sich für seine Mühe wohl belohnt fand.

Nur Hildegard ging langsam hinter den Anderen her und musterte die einzelnen Gegenstände mit dem Augenglase in der Hand. Ach, die Lehnsessel aus dem lieben Bilder-Cabinette! rief sie. Ach, also auch die antiken Statuetten aus der Mutter Wohnzimmer habt ihr von Richten fortgenommen! sprach sie. Wie nur die guten, alten Familienbilder sich hier in der Stadt behagen mögen? scherzte sie; und jedes ihrer Worte, jede ihrer Bemerkungen war ein Nadelstich für den Freiherrn.

Es that ihm wehe, wenn sie erwähnte, wie öde die Zimmer jetzt in seinem Schlosse sein müßten, es verdroß ihn, wenn sie die neuen Anschaffungen mit einer auffälligen Verwunderung bemerkte, und das Blut stieg ihm zu Kopfe, als sie zum zweiten Male gegen ihre Mutter den Ausspruch that, daß Cäcilie und Renatus wirklich ganz artig, aber ganz artig eingerichtet wären. Schon trat ein Wort des ausbrechenden Zornes ihm auf die Lippe, aber er unterdrückte es wieder. Er hatte jenen edeln Sinn, der eine Buße entschlossen auf sich nimmt, wo er ein Unrecht gegen Andere begangen hat, und seine Mißempfindung gewaltsam überwindend, brach er, um nicht in der Rede stecken zu bleiben, den begonnenen Satz zu der Frage um, ob Hildegards angeborene Kurzsichtigkeit in dem Grade zugenommen habe, daß sie ihr den Gebrauch eines Augenglases jetzt selbst im Zimmer nöthig mache.

Wundert Dich das? entgegnete sie ihm. Ich habe viele

Nächte durchwacht und viele Tage durchweint; das dient den Augen nicht!

Dann, als sie sich überzeugt hatte, daß auch diese Bemerkung ihres Eindrucks auf Renatus, auf den einst geliebten und eben deßhalb jetzt gehaßten Mann nicht verfehlte, reichte sie ihm, als wolle sie ihn zerstreuen und ihm ihre ruhige Stimmung darthun, das Augenglas hin und sagte, plötzlich in den Ton gleichmüthigster Unterhaltung übergehend: Ich habe jetzt sogar weit stärkere Gläser nöthig, und Dein Onkel, der sich meiner in Pyrmont mit der größten Güte angenommen, hat mir dieses schöne Lorgnon geschenkt. Sein und mein Auge tragen ganz gleich weit, und wir sehen auch geistig die Dinge und die Menschen häufig unter gleichen Gesichtspunkten an. Er ist vorgestern zurück gekommen; wir waren eben bei ihm.

Ihr wart bei ihm? fragte Renatus, und heute schon? Ist denn der Onkel krank?

Nicht eigentlich, gab Hildegard zur Antwort; er ist schmerzensfrei und heitern Geistes. Das Bad hat ihm sehr wohlgethan, nur das Gehen wird ihm schwer. Doch hält der Arzt die leichte Lähmung für vorübergehend und ungefährlich.

Die Lähmung? wiederholte der Freiherr, seit wann ist der Onkel denn gelähmt?

Wußtest Du das nicht? fragte Hildegard, statt ihm zu antworten. O, das ist nicht hübsch von Dir! Das Uebel zeigte sich ja gleich nach seinem Anfalle, er suchte nur, es zu verbergen, weil er die Anderen nicht zu beunruhigen wünschte! Aber man sieht es, daß Du Dich um unsern guten Grafen wenig kümmerst, und er nimmt doch so viel Theil an Dir! Das Erste, wovon der Onkel mit uns sprach, war nicht sein Befinden, sondern seine Sorge um Cäcilie und um Dich!

Renatus hob das Haupt empor, und der neuen Schwägerin mit einem scharfen Blicke ins Auge sehend, fragte er be-

stimmt: Was soll das heißen? Was hat der Onkel zu besorgen für mich und meine Frau?

Hildegard seufzte, und die Stimme senkend, sprach sie: Die Unüberlegtheit, mit welcher Eleonore Dir gefolgt ist, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich in dem ersten Gasthofe der Stadt unter ihrem eigenen Namen einquartierte, beunruhigen ihn um Euretwillen, und ....

Und Du hast hoffentlich, fiel Renatus ihr in die heuchlerische Rede, da Du die Wahrheit kennst, es dem Onkel gleich gesagt, daß Eleonore nicht mir gefolgt ist, daß ich gegenwärtig mit ihr in keinem andern Zusammenhange stehe, als in demjenigen, in welchen ein Zufall mich verstrickte, ein Zufall, den ich nicht einmal beklagen darf, denn Cäcilie ist eben so verständig als meiner Liebe sicher, und die Gräfin Haughton wäre hier sehr verlassen, hätte sich Seba Flies ihrer nicht auf meine Bitte angenommen!

Seba Flies? rief Hildegard mit einem allerdings begreiflichen Erstaunen, Du hast Deine alte Bekanntschaft mit der Flies wieder aufgenommen? Das ist ja etwas völlig Neues! — Und sich von dem Schwager zu der Mutter wendend, sagte sie: Stelle Dir vor, Mama, Renatus hat sich mit der Flies, vor der er mich einst mit Recht gewarnt hat, wieder in Verbindung gesetzt, hat ihr die Gräfin Haughton anempfohlen! — Du hast also wohl auch Cäcilie zu ihr hingeführt? Das ist sonderbar!

Renatus war empört über Hildegard, denn sie reizte und kränkte ihn mit einer Art von Wollust, weil sie von ihm auf die Schonung und Rücksicht rechnen durfte, die er ihr mehr als jedem Andern angedeihen zu lassen durch die Verhältnisse gezwungen war.

Das ist sonderbar, höchst sonderbar! wiederholte sie; aber Du bist freilich oftmals unbegreiflich! fügte sie hinzu.

Ich finde es nicht unbegreiflich, entgegnete Renatus, daß man, so lange man jung und unreif ist, sich von augenblicklichen Eindrücken zu unbesonnenen Handlungen fortreißen läßt, und nicht sonderbar, daß ein Mann, wenn er zur Einsicht in seine Irrthümer gekommen ist, ihren nachtheiligen Folgen, so weit er es vermag, vorzubeugen und seine Ungerechtigkeiten gut zu machen trachtet! Ich habe Cäcilie noch nicht zu Seba führen können, aber ich denke es zu thun, sobald die Gräfin Haughton Seba's Beistand weniger bedürfen wird!

Du bist natürlich Herr, zu thun und zu lassen, was Dich gut dünkt, meinte Hildegard, welche in der Aeußerung des Freiherrn über seine jugendlichen Irrthümer eine für sie kränkende Anspielung auf ihre Vergangenheit gefunden hatte; und Du hast Dir ja auch die Freiheit, nach Deiner wechselnden Erkenntniß zu verfahren, immer und in allen Lebensverhältnissen unbedenklich zuerkannt! Nur wundern wird man sich über diese Sinnesänderung, und der Onkel nicht am wenigsten!

Sie erschrak, als sie diese Worte ausgesprochen hatte, denn Renatus überflog sie mit einem Blicke voll stolzen und triumphirenden Erstaunens, vor dem sie unwillkürlich die Augen niederschlug. Du bist sehr eingeweiht in die Ansichten und in die Geheimnisse des Onkels, sagte er. Gleichviel aber, ob die Beichte, die er Dir offenbar gethan hat, seiner von Dir gerühmten Sinnesänderung vorausgegangen oder ob sie eine Folge der Bekehrung gewesen ist, die Du an ihm gemacht hast, in jedem Falle bist Du um die Mitwissenschaft derartiger Geheimnisse nicht zu beneiden! Ich für meinen Theil finde solche Geständnisse empörend, und ich würde es einem Manne nie verzeihen, der sich unterfinge, sie einer mir in irgend einer Weise angehörenden Frau nach seinem Belieben aufzudrängen! Die Mitwissenschaft um solche Dinge ist keine Ehre für einen Mann, und für eine Frau ....

Die Gräfin hinderte ihn durch ihr Dazwischentreten, das vernichtende Wort auszusprechen, das auf seinen Lippen schwebte.

Sie hatte bisher anscheinend nur auf Cäciliens Mittheilungen hingehört, doch war ihr nichts von der Unterredung der beiden Andern und von der immer bitterer werdenden Wendung entgangen, welche sie genommen hatte. Einzig der Wunsch, es zu keinem öffentlichen Zerwürfnisse in ihrer Familie kommen zu lassen, hatte sie bis dahin abgehalten, das unerfreuliche Gespräch zu unterbrechen, und eben das nämliche Verlangen war es jetzt wieder, welches sie bestimmte, sich mit einer plötzlichen Frage um das Ergehen Seba's in das Mittel zu legen.

Renatus antwortete darauf, wie seine gegenwärtige Gereiztheit es ihm eingab. Er sprach, ohne im Grunde viel davon zu wissen, von der ausgezeichneten Verehrung, deren Seba genieße, von den würdigen Verhältnissen, in denen sie sich bewege. Er erwähnte ihrer günstigen Vermögenslage, ihres glücklichen Familienkreises, und er hegte bei jedem seiner Worte die geheime Hoffnung, daß es Hildegard zuwider sein, daß es sie wo möglich noch mehr verletzen werde, als er Verletzungen von ihr erlitten hatte.

Die Mutter nahm alle seine Nachrichten mit Güte auf. Sie äußerte ihre Genugthuung darüber, sich in Seba, mit der sie zu den Zeiten des Tugendbundes viel verkehrt hatte, nicht getäuscht zu haben; sie nannte es sogar einen glücklichen Gedanken, daß Renatus Seba zu der Kranken hingerufen habe, da sie hülfreich sei und sicherlich bereitwillig bei Eleonoren ausharren werde, bis sie selber, sie und Hildegard, die Pflege der Gräfin Haughton übernehmen könnten, wozu sie gleich in den nächsten Tagen, wenn sie nur ihre nöthigsten Einrichtungen getroffen haben würden, gern erbötig wären.

Dieses Anerbieten seiner Schwiegermutter brachte Renatus für den Augenblick um seine Fassung, obschon es, das konnte er nicht läugnen, in vielfachem Betrachte eben so natürlich als

zweckentsprechend war. Wenn die Mutter und die Schwester seiner jungen Frau, wenn die Gräfin Rhoden, deren Charakter über jeden Zweifel erhaben und deren gesellschaftliche Stellung eine so wohl begründete war, sich der Gräfin Haughton annahmen, mußten alle Gerüchte, welche über Eleonore wie über ihre Beziehungen zu dem jungen Freiherrn im Umlaufe waren, davor verstummen, und Eleonore hatte für den Fall ihrer Herstellung an der Gräfin gleich den Anhalt, dessen sie bedurfte. Er hätte daher den Vorschlag seiner Schwiegermutter, als ein glückliches Ereigniß, mit tausend Dank begrüßt, wäre Hildegard in demselben nicht betheiligt gewesen und hätte er nicht auf das unwiderleglichste gefühlt, daß die Feindschaft zwischen dieser und zwischen ihm eine unversöhnliche sei, daß Hildegard ihn und Cäcilie hasse, daß die Mutter, aus einem sehr erklärlichen Mitgefühle für ihre weniger glückliche Tochter, Partei für diese nehme und daß also auch die Hülfsleistung, zu der man sich für die Gräfin Haughton erbot, ohne alle Frage nur dazu benutzt werden würde, einen neuen Heiligenschein für Hildegard daraus zu machen.

Es ist ein unvergeßlicher, es ist oft ein entscheidender Moment für einen Menschen, wenn er sich zum ersten Male eingestehen muß, daß er Feinde, unversöhnliche Feinde habe, wenn er es in sich fühlt, wie er diejenigen zu hassen vermag, an deren Haß gegen ihn er nicht mehr zweifeln kann, und es war ein doppelt schmerzlicher Augenblick für den im Grunde seines Wesens guten und nicht charakterfesten Freiherrn, der bisher nur selten auf Widerstand gestoßen war. Er hatte in seiner frühen Jugend keines fremden Menschen Hülfe nöthig gehabt. Er war überall gern gesehen worden, weil er nichts zu begehren gebraucht, er hatte es also auch nicht gelernt, wie man sich mit seinen berechtigten Ansprüchen denen gegenüber zu behaupten hat, die aus irgend einem Grunde nicht gewillt sind,

jene Ansprüche anzuerkennen und zu befriedigen. Nach der Lehre seiner Kirche hatte er unwillkürlich an dem Glauben festgehalten, daß, wie vor Gott, so auch den Menschen gegenüber, die Reue genug thue für den Irrthum, und die Buße für den Fehl. Er hatte sich über sein Verhalten und über sein Unrecht gegen Hildegard in keiner Weise verblendet, er hatte nur nicht sich allein, nicht sich ausschließlich für den Schuldigen betrachtet, sondern vielmehr erwartet, daß auch Hildegard es allmählich einsehen werde, in wie weit sie selber zu ihren schmerzlichen Erlebnissen die Veranlassung geboten habe, und eben deßhalb hatte er sich der Hoffnung hingegeben, früher oder später zu einer Ausgleichung mit ihr gelangen zu können, über welcher, wie auf einem neuen Unterbau, sich ein schönes und friedliches Familienleben errichten lassen würde. Hildegard's Güte, ihr liebevolles Gemüth, ihre Hingebung für Andere, ihre Entsagungs- und Opferfähigkeit waren seit ihrer Kindheit in der Familie und von Fremden immerdar bewundert worden; sie hatte ihren Verlobten auch beständig und mit einer Vertrauen fordernden Kraft auf diese ihre Tugenden und Eigenschaften hingewiesen, und er hatte also darauf gerechnet, daß sich dieselben auch in diesem besonderen, in seinem besonderen Falle bewähren würden. Nun fand er sich plötzlich in dieser Voraussetzung auf das Unerbittlichste getäuscht.

Eine Viertelstunde des Beisammenseins mit Hildegard hatte es ihm unwiderleglich dargethan, daß er in ihr eine Feindin besitze, daß sie für ihre Feindschaft in dem Grafen Gerhard einen Bundesgenossen gewonnen habe, und daß die Gräfin Rhoden, trotz ihrer Mutterliebe für Cäcilie, sich, wie gesagt, verpflichtet halte, vor allen Dingen auf die Wohlfahrt der noch unverheiratheten, der unversorgten Tochter oder, wie sie es in der Sprache der Gesellschaft bezeichnete, auf das Empfinden und die Beruhigung ihrer armen Hildegard Rücksicht zu nehmen, die

sich nur in Thaten der Entsagung und in Werken der Liebe genug thun konnte.

Er hätte nicht gleich, nicht mit Sicherheit anzugeben vermocht, was er davon befürchtete, wenn die Gräfin Rhoden und Hildegard sich mit Eleonore in Verbindung setzten, er hatte nur die Ueberzeugung, daß er es zu hindern suchen und daß er vor allem Andern darauf denken müsse, sich in seinen Angelegenheiten vor jeder Beeinflussung durch die Familie zu bewahren. Obschon er bei seinem Wiedersehen mit Seba dieser von seiner Frau gesprochen, hatte er damals nicht die bestimmte Absicht gehabt, ein Umgangsverhältniß zwischen seinem und dem Tremann'schen Hause einzugehen; jetzt aber fühlte er sich dazu geneigt, denn er übersah mit jener Klarheit, die uns bei entscheidenden Anlässen oft in ungewöhnlich hohem Grade und plötzlich zu Gebote steht, wie er dadurch eine Scheidewand zwischen sich und seinem Oheim aufrichtete, die nicht leicht zu übersteigen war, und daß er eben dadurch auch Hildegard von sich entfernen werde. Er wollte vor allen Dingen Ruhe und Frieden in seinem Hause haben. Seine Frau sollte nicht, wie einst seine Mutter, von heimlicher Böswilligkeit beunruhigt werden, und weitergehend, als es in diesem Augenblicke nöthig gewesen wäre, lehnte er den Beistand seiner Schwiegermutter wie den seiner Schwägerin entschieden ab. Er sagte, daß Eleonore noch auf lange Zeit hinaus vor jedem sie aufregenden Eindrucke bewahrt bleiben müsse und daß es eine Undankbarkeit gegen Seba's Alles vergessende und vergebende Güte sein würde, wollte man sie wie einen Nothbehelf behandeln, den man beseitige, sobald man seiner nicht ganz unumgänglich bedürfe, eine Undankbarkeit, deren er sich gegen sie zum zweiten Male nicht schuldig machen wolle.

Die Gräfin hörte ihm mit ihrer gewohnten Ruhe zu; wer sie aber näher kannte, den vermochte diese Gelassenheit nicht über ihren Unmuth zu täuschen. Es war ein gutgemeinter Vorschlag,

sagte sie, und Du hast sehr Recht, mein Sohn, ihn abzulehnen, wenn er Deinen Absichten nicht entspricht. Ob Du aber meine Tochter grade jetzt, grade in Deinen gegenwärtigen und besonderen Verhältnissen, zu Seba Flies und in das Haus von Tremann führen sollst, das, meine ich, würde doch erst reiflich zu erwägen sein. Ich bekenne Dir, ich bin nicht dafür.

Und darf ich fragen, was Sie dawider haben? erkundigte sich Renatus, dem ein Etwas in dem Tone seiner Schwiegermutter sehr empfindlich auffiel.

Du hattest sonst, und ich habe dies nur zu begreiflich gefunden, eine Abneigung dagegen, mit diesem Herrn Tremann in Berührung zu kommen! entgegnete sie ihm, ihre Worte nachdrücklich bezeichnend.

Renatus fühlte, daß er erröthete, und das bestimmte ihn, sich gegen die verweisenden Ermahnungen seiner Schwiegermutter aufzulehnen. Es mußte heute, gleich heute, ein für alle Mal entschieden werden, wer der Herr in seinem Hause sein solle, und entschlossen, nöthigenfalls seine ganze Vergangenheit an die Sicherung seiner Zukunft zu setzen, sagte er: Es ist nicht gut, liebe Mutter, daß Sie mich an alle die Fehler und Irrthümer erinnern, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen! Schieben Sie dieselben auf Rechnung meiner sehr einseitigen Erziehung, aber glauben Sie mir, daß ich gesonnen bin, sie abzulegen und, so viel an mir ist, zu vergüten!

Es ist also Dein Vorsatz, Dich — sie hielt inne, als sträube sich ihre Empfindung dagegen, das Wort auszusprechen — dem Sohne Deines Vaters, den Dein Vater nicht anzuerkennen doch sicherlich seine guten Gründe hatte, jetzt brüderlich zu nähern und meiner Tochter in diesem Abkömmlinge einer Dienstmagd den Schwager zuzuführen? — Darauf war ich wirklich nicht gefaßt!

Renatus, der die leicht bewegliche Empfindlichkeit seiner

Mutter geerbt hatte, wurde jetzt eben so bleich, als er vorhin mit Röthe übergossen worden war. Es ist nicht meine Absicht, sagte er, vor der Welt ein brüderliches Verhältniß mit Paul Tremann aufnehmen zu wollen, das eben vor ihr einmal nicht zu Recht besteht! Aber es ist mein Vorsatz, mein fester Vorsatz, einen Mann, von dem ich nur Gutes und Ehrenvolles weiß, einen Mann, dem ich das Höchste schulde, was ein Mensch dem andern schulden kann, und der sich mir, ganz abgesehen davon, soweit ich seiner anderweit bedurfte, dienstgefällig und mit ehrlichem Rathe bewährt hat, künftig nicht mehr, bloß um deßhalb von mir zu weisen, weil er der uneheliche Sohn meines Vaters ist.

Die Gräfin schüttelte mißbilligend das Haupt. Wähle Deine Ausdrücke etwas vorsichtiger, lieber Renatus, sagte sie; meine Töchter sind an solche Unumwundenheiten Gottlob nicht gewöhnt!

So wird Cäcilie sich daran gewöhnen müssen, sie ist eines Soldaten Frau! entgegnete der Freiherr, der, gleichmäßig von seinem Zorne wie von dem Bewußtsein fortgetrieben, daß er viel weiter gegangen war, als er je beabsichtigt hatte, den Anschein einer völligen Geistesfreiheit aufrecht zu erhalten wünschte.

Cäcilie ist nur nicht mit Dir allein in diesem Zimmer! bedeutete ihn die Gräfin, indem sie sich erhob.

Hildegard war schon vorher aufgestanden und an das Fenster getreten, als die Unterredung sich auf Paul gewendet hatte. Sie machte sich an Cäciliens Nähtisch mit der Betrachtung ihrer Stickerei zu thun. Die junge Frau blickte verlegen und bittend bald die Mutter, bald den Gatten an. Sie war beständig dem Weinen nahe, und ihr unverkennbarer Kummer machte Renatus gegen die Gräfin und gegen Hildegard noch unversöhnlicher.

Die Gräfin sah nach der Uhr, Hildegard sagte, sie habe die Mutter bereits daran erinnern wollen, daß es Zeit zum

Gehen sei, weil man mit dem Mittag auf sie warten werde. Cäcilie fragte, ob sie nicht zu Hause äßen, die Mutter verneinte es, sagte jedoch nicht, wohin sie geladen sei, und Cäcilie zog es vor, sich danach nicht zu erkundigen.

Das unbehagliche Gespräch war plötzlich und mit einem entschiedenen Mißtone abgebrochen worden, man redete nur noch von den allergleichgültigsten Dingen, während der Diener den Damen die Mäntel in das Zimmer brachte. Als er sich entfernt hatte, fragte Cäcilie, ob ihre Mutter die Baronin Vittoria nicht begrüßen, ob man nicht noch einen Augenblick zu ihr gehen wolle; aber Hildegard bestand darauf, daß es zu spät sei, daß man sich beeilen müsse.

So gelangte man in das Vorzimmer. Mit einem Male blieb die Gräfin stehen. Du wirst also, sagte sie, sich zu Renatus wendend, voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit Cäcilie zu Seba und zu Tremann bringen, der sich ja wohl auch verheirathet hat, und es ist ihre Pflicht, sich Dir, auch wo es ihr schwer fallen wird, durchaus zu fügen! Wolltest Du mich aber, damit ich diesen in der That für Dich sehr auffallenden Schritt doch zu erklären und vor der Gesellschaft zu begründen im Stande bin, vielleicht wissen lassen, welches der große Dienst oder welches die große Aufopferung ist, für die Du Tremann Dich verpflichtet fühlst, so würdest Du mich verbinden, und Cäcilien würde Deine Forderung dann vielleicht auch weniger überraschend dünken!

O! rief Renatus, für den es in diesem Augenblicke der Ueberreizung keine Zurückhaltung mehr gab — o, Cäcilie wird, wenn es sie anders glücklich macht, mein Weib zu sein, gewiß mit Freuden zu dem Manne gehen, dem ich meine Erhaltung, dem ich mein Leben zu verdanken habe!

Dein Leben? fragten die drei Frauen wie aus einem Munde.

Ja, mein Leben! wiederholte der Freiherr, dem es plötzlich

wohler und frei um's Herz ward, als er den ersten Schritt zu der Genugthuung gethan hatte, welche er aus Hochmuth seinem Retter bisher schuldig geblieben war. Ohne Tremann's männliche Entschlossenheit, ohne seinen Muth läge ich begraben unter den Tausenden, die bei Möckern ihren Tod gefunden haben! Und er sah meinem, unserem Vater in dem Augenblicke, in welchem er mir zu Hülfe eilte, so vollkommen gleich, er rief mich so völlig mit meines Vaters Stimme an, daß ich lange wähnte, eine Vision gehabt zu haben, daß ich erst, als ich ihn später, als ich ihn in Ruhe wiedersah, zu der Erkenntniß kam, daß es ein sterblicher Mensch wie ich, daß es Tremann und nicht mein Schutzgeist in der ehrwürdigen Gestalt meines damals eben erst dahingegangenen Vaters gewesen war, der den Todesstreich von meinem Haupte abgewendet hatte! —

Es war gesagt. Nun war es ausgesprochen, und doch hatte Renatus auch jetzt noch nicht die Kraft besessen, sich in voller Wahrheit von dem früheren Märchen loszureißen; er hatte sich einer Unwürdigkeit nicht zeihen mögen.

Es entstand eine Pause. Cäcilie hing sich an ihres Gatten Arm, die Gräfin war unentschlossen, was sie sagen sollte, Hildegard's Mienen verriethen ihren Zweifel an dem Sachverhalte. Die Mittheilung war Allen so spät, so unerwartet gekommen, daß man nicht wußte, wie man sich ihr gegenüber eigentlich zu verhalten habe, und die kühle Weise, mit welcher sie von der Mutter und von Hildegard aufgenommen wurde, lähmte den Aufschwung, zu dem die Seele des Freiherrn sich eben erst erhoben hatte.

Das verändert die Sache freilich! meinte die Gräfin endlich, das sind Gründe, die man gelten lassen muß und die man anzugeben vermag! Hüte Dich aber, daß Deine schöne Dankbarkeit Dich nicht zu weit führt, lieber Sohn! Sei vorsichtig auch in diesem Punkte! Wir sprechen bald einmal davon, recht bald!

Sie umarmte die Tochter, umarmte auch den Sohn, und man trennte sich mit dem herkömmlichen „Auf Wiedersehen!“ —

Die Frauen hatten aber die Schwelle des Hauses noch nicht überschritten, als Hildegard ihren Arm in den der Mutter legte und, sich an sie schmiegend, leise sagte: Mama, sei ruhig, ganz ruhig über Deine Hildegard, Du wirst sie nicht mehr klagen hören, nicht mehr weinen sehen, Gott hat es wohl mit mir gemeint! Das war nicht der Mann, mit dem ich glücklich werden, das war nicht das Haus, in dem ich Frieden finden konnte! Renatus hat doch im Grunde seines Vaters, hat doch den Artenschen Sinn, der sich zu allem demjenigen hingezogen fühlt, was unseren Begriffen von Sitte und von wahrer Würde widerspricht! Ich wäre an seiner Seite zu Grunde gegangen wie die Cousine Angelika an seines Vaters Seite, das sehe ich immer klarer ein! Laß uns hoffen, Mama, daß Cäcilie weniger fein empfindet, und vor allen Dingen, liebe Mutter, laß uns ihr zur Seite stehen und über ihr wachen. Sie wird das, wie ich fürchte, nöthig haben.

# Viertes Capitel.

Die mehr oder weniger großen Kreise von Menschen, welche sich als eine durch gewisse Ueberzeugungen, Sitten oder Lebensgewohnheiten zusammengehörende Gesellschaft betrachten, sind in der Regel sehr geneigt, sich von einem ihrer Mitglieder einen bestimmten Anstoß geben und von diesem in irgend eine beliebige Bahn hineinschieben zu lassen, in der sie dann, je nach den Fähigkeiten der Einzelnen, vorwärtsschreiten und die Bewegung, zu der sie getrieben worden sind, wie eine von ihnen selbst ausgegangene eifrig fortzusetzen pflegen. Denn wie die Gemeinschaft, die Masse in gewissem Sinne Gedanken erzeugt und schöpferisch belebend auf den Einzelnen zurückwirft, so empfängt sie noch häufiger ihre Gedanken und Meinungen von einer einzelnen Person, und es sind leider nicht immer die Edelsten und Besten, nicht immer die Unparteiischen, nicht immer die Selbstlosen, welche den Ton angeben und bestimmen. Irgend ein Zufall, irgend eine Schicksalsgunst, irgend ein das billige Mitleid anregender Unglücksfall, vermögen einem bisher mißachteten Charakter nicht nur Verzeihung, sondern eine Anerkennung, eine Geltung und einen Einfluß auf seine Umgebung zu verschaffen, die erlangen zu können er sich vielleicht nie träumen ließ und die geschickt zu nutzen er nichtsdestoweniger sehr wohl versteht, oder doch sehr bald erlernt.

Hildegard Rhoden und ihr Freund Graf Berka waren kaum von ihren beiderseitigen Reisen wieder in die Residenz zurück-

gekehrt, als sie es bemerken konnten, daß sie von ihren Umgangsgenossen mit einer ungewöhnlichen Zuvorkommenheit empfangen und aufgenommen wurden und daß man ihnen eine Stellung, eine Theilnahme und eine Bedeutung einräumte, welche beide in einem solchen Grade nie zuvor besessen hatten. Bei jedem Antrittsbesuche, welchen Hildegard ihren Freundinnen und Bekannten machte, erwähnte man des Wohlwollens, mit welchem die Prinzessin sich nach ihr erkundigt, und der großen Billigung, mit der sie Hildegard's edles Verhalten aufgenommen habe. Man freute sich, Hildegard so gefaßt, so erholt zu sehen, man behandelte sie mit jener Achtsamkeit und Schonung, welche man einer Genesenden entgegenbringt. Man schwieg von Renatus, wie das in diesem Falle auch natürlich war, und wenn man gelegentlich einmal seiner jungen Frau gedachte, so geschah es nur, um die arme Cäcilie zu bedauern, weil das große Opfer, welches ihre Schwester ihr gebracht, weil Hildegard's edle Entsagung für die arme Cäcilie doch im Grunde eine völlig fruchtlose, ja, vielleicht ein Unglück gewesen sei.

Die edle Hildegard und die arme Cäcilie, das waren für diesen Augenblick gleichsam die Stichworte und Erkennungszeichen des gesellschaftlichen Kreises geworden, der sich um die Prinzessin bewegte, und wenn Cäcilie auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß man sich dort darin gefalle, sie als eine unglückliche Gattin, als einen Gegenstand des Mitleids zu betrachten, so fand doch ihre ältere Schwester sich um so schneller darein, die Rolle, welche sie bis dahin nur in der Familie gespielt hatte, fortan auch in der Gesellschaft durchzuführen, da der Zufall ihr dies, wenn auch auf Kosten ihrer Schwester, möglich machte.

Renatus hatte nach der Art, in welcher der erste Besuch seiner Schwägerin in seinem Hause verlaufen war, darauf gerechnet, daß ein solcher sich nicht so bald wiederholen, ja, daß er vielleicht gar nicht wieder erfolgen würde. Er hatte sich aber

in dieser Voraussetzung getäuscht. Die Mutter und die Tochter kamen beide schon an einem der nächsten Tage wieder, um die Baronin Vittoria aufzusuchen. Sie wünschten, wie Hildegard es ausdrücklich bezeichnete, es den lieben Geschwistern darzuthun, daß sie die neulichen kleinen Mißverständnisse so leicht genommen hätten, wie man dies unter nahen Anverwandten thun müsse, und obschon der Freiherr wußte, was er von diesen Versicherungen zu halten habe, bewog ihn seine Rücksicht auf dasjenige, was er als den Familienanstand und die gute Sitte bezeichnete, sein inneres Abmahnen zu besiegen und den Schein eines freundlichen Verhältnisses zwischen seinem und dem Hause seiner Schwiegermutter aufrecht zu erhalten. Das war aber alles, was Hildegard für sich und ihre Absichten bedurfte.

Jeder, der es sehen wollte, konnte sich jetzt also davon überzeugen, daß die Untreue des Freiherrn und Cäciliens, wie man es doch mindestens bezeichnen mußte, sehr unschwesterliches und keineswegs edles Betragen auf Hildegard's großherzige Gesinnung keinen Einfluß geübt hatten. Sie behandelte das junge Paar mit der größten Freundlichkeit, sie war es, die seine Vertheidigung übernahm, wo man Miene machte, es anzugreifen; sie bestimmte den Grafen Gerhard, den Neuvermählten auf alle Fälle mit einem Besuche zuvorzukommen, und wo immer in Cäciliens Abwesenheit von ihr die Rede war, machte die ältere Schwester sich zu ihrer Lobrednerin und Beschützerin.

Sie gab es den Leuten zu bedenken, daß die arme Cäcilie kein leichtes Leben habe. Es sei für eine junge Frau nichts Kleines, gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe eine Erfahrung zu machen, wie Eleonorens Ankunft sie der armen Cäcilie auferlegt; es sei auch keine geringe Aufgabe, mit einer Schwiegermutter wie die Baronin Vittoria sich in das rechte Verhältniß zu setzen und die Anwesenheit ihres Sohnes ruhig hinzunehmen.

Fragte man sie, was diese letzte Andeutung besagen wolle,

so brach Hildegard stets plötzlich ab, schien erschrocken über die Aeußerung zu sein, die ihr entfahren war, und ging mit unverkennbarer Geflissenheit zu der Schilderung von Vittoria's phantastischen Lebensgewohnheiten über, bei deren Ausmalung sie gegen ihre sonstige schwermüthige und elegische Weise eine gute Laune und einen Humor zu entwickeln verstand, welche die Hörer unterhielten und sie zum Wiedererzählen des Vernommenen verleiten mußten.

Vittoria hatte noch keine Besuche in der Stadt gemacht, als über sie bereits die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf waren. Man unterhielt sich lachend davon, daß sie sich trotz der vierzehn Jahre, seit denen sie im Norden lebe, noch nicht an das Klima habe gewöhnen können, daß sie beim Beginne des Winters, am Tage schlafend und in den Nächten wachend, sich förmlich in ihren Zimmern vergrabe, um von der schlechten Jahreszeit so wenig als möglich gewahr zu werden; daß sie sich nur von Früchten und von Süßigkeiten nähre, daß sie, unter dem Vorgeben, um ihren verstorbenen Gatten immer noch zu trauern, beständig schwarz, und zwar in einem nonnenartigen Gewande einher gehe, während diese schwarze Tracht ihr doch als eine Buße für ihre Flucht aus dem Kloster auferlegt worden sei; und neben diesen aus mißdeuteter Wahrheit und aus absichtlicher Erfindung zusammengesetzten Erzählungen tauchten hier und da bedenklichere Gerüchte auf, welche sich in anderer Weise mit der Baronin Vittoria zu thun machten. Sie bezogen sich auf ihre eheliche Treue, auf ihr früheres und auf ihr gegenwärtiges Verhältniß zu ihrem Stiefsohne, auf ihre Feindschaft gegen Hildegard, auf ihre außerordentliche Freundschaft für ihre Schwiegertochter und endlich auch auf ihren Sohn, der sich jetzt bereits in der großen militärischen Erziehungs-Anstalt befand.

Woher die Gerüchte stammten, welche den Ruf und die

Ehre Vittoria's so empfindlich antasteten und dem Hause des jungen Freiherrn selbst in jedem Betrachte zu nahe traten, das wußte Niemand zu sagen; aber man nahm sie nichts desto weniger als alte, ganz bekannte Thatsachen auf. Hildegard und die Gräfin Rhoden hatten, wie man versicherte, wohl gelegentlich über Vittoria's Eigenheiten einmal gescherzt, indeß von ihnen war ein Wort des ernsten Tadels gegen Cäcilien's Schwiegermutter, so weit man sich erinnerte, nicht ausgegangen. Daß Graf Gerhard, der so streng auf Ehre hielt und in allen Dingen so vorsichtig zu Werke ging, nichts wider die Stiefmutter seines Neffen geäußert haben könne, davon waren alle, die ihn kannten, überzeugt, und doch empfanden Renatus und Cäcilie immer auf's Neue, daß man sie mehr und mehr mit einer peinigenden Neugier beobachtete, daß man sich in einer sonderbaren Weise nach der Baronin Vittoria erkundigte und daß überall und immer die Frage aufgeworfen wurde, ob der Freiherr denn für sich und die Seinigen eine Vorstellung am Hofe nachzusuchen denke.

Die Lage wurde beiden Gatten unbequem. Man that im Grunde durchaus nichts Entschiedenes wider sie, aber sie trafen nirgends auf einen festen Boden, und überall war es, als wachse ein Unkraut unter ihren Schritten auf, das sich ihnen hemmend und hindernd um die Füße legte. Wollten sie es nicht weiter wuchern, sich nicht davon völlig umgarnen lassen, so mußten sie es mit festem Auftreten niederzuhalten suchen. Es war ohnehin Zeit, sich in die große Gesellschaft einzuführen, wenn man überhaupt sich ihr anzuschließen beabsichtigte, und Renatus wünschte, wie schon erwähnt, sowohl für Cäcilie als für Vittoria einen sie zerstreuenden und unterhaltenden Umgang. Als man jedoch daran gehen wollte, die ersten gemeinsamen Besuche abzustatten, fand es sich, daß Vittoria durchaus nicht für das Leben in der Gesellschaft oder gar am Hofe mit ihrer Toilette eingerichtet war.

Dem Uebelstande mußte abgeholfen werden, denn Renatus

hielt sich den alten Grundsatz vor, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse. Man ging also guten Muthes daran, eine neue und vollständige Ausstattung für Vittoria zu beschaffen, und diese selbst bezeigte wider alles Erwarten des Freiherrn eine große Freude daran. Weil sie niemals eine Stadt bewohnt, niemals das für die meisten Frauen so verführerische Vergnügen genossen hatte, reich versehene Magazine zu besuchen und sich in ihnen in freier Wahl nach ihrem Bedürfniß zu versorgen, reizte und erfreute sie alles, was ihr vor die Augen kam. Allerdings blieb sie ihrem Vorsatze, die Trauerfarbe in ihrer Kleidung niemals abzulegen, treu, aber auch für eine solche Tracht war es möglich, einen großen Geldaufwand zu machen, und Vittoria besaß, wenn er bisher in ihr auch niedergehalten worden war, den Sinn ihres Volkes für das Reiche und das Prächtige, das obenein ihrer besonderen Art von Schönheit sehr entsprechend war.

Sie hatte das Verlangen, in der großen Welt zu leben, zwar seit dem Tode ihres Gatten lebhaft gehegt, aber sie war es doch nicht gewesen, welche die Veranlassung zu der Ausführung dieses ihres Wunsches gegeben hatte, und eben deßhalb sah Renatus es als seine Pflicht an, ihr bei ihren jetzigen Ausgaben keine kleinliche Beschränkung aufzuerlegen. Er würde sich geschämt haben, die Witwe seines Vaters, die Baronin Vittoria, die neben dem Namen seines Hauses den stolzen Namen der Giustiniani trug, nicht ihrem Stande gemäß und nicht nach ihrer Neigung auftreten zu lassen, und er hatte daneben, da der Schönheitssinn seines Vaters auch auf ihn übergegangen war, eine wirkliche Freude daran, Vittoria in einer Weise gekleidet und geschmückt zu sehen, welche die immer noch auffallende Schönheit derselben zur rechten Geltung kommen ließ.

Jetzt erst, da Vittoria in die Gesellschaft gehen sollte, fing auch sie nach dem Schmuck zu fragen an, welchen ihr verstor-

bener Gatte ihr einst als ihr Eigenthum und als das Erbe des Hauses übergeben hätte, und Renatus konnte sich nicht überwinden, ihr oder gar seiner Frau das Geständniß zu machen, wie von dem vielbesprochenen Arten'schen Familienschmucke jetzt nicht mehr ein Stein vorhanden sei. Er meinte der Ehre seines Vaters damit zu nahe zu treten, und, wie er mit sich in seinem Innern deßhalb auch prüfend und überlegend zu Rathe ging, es war nicht persönliche Eitelkeit, auch nicht einmal der Wunsch, seine Frau und seine Stiefmutter in reichem Schmucke erscheinen zu lassen, sondern ganz eigentlich die Rücksicht auf das Andenken seines Vaters, es waren seine Kindesliebe und ein Gefühl für das, was er sich und seinem Hause schuldig sei, die ihn bewogen, sowohl für Vittoria als für Cäcilie heimlich Ankäufe von Schmuck zu machen. Sie kamen natürlich den einstigen Familien-Diamanten, wie die Baronin Angelika sie aus ihres Gatten Hand empfangen hatte, in keiner Weise gleich; indeß Cäcilie hatte die alten Brillanten niemals, Vittoria sie seit langer Zeit nicht mehr gesehen, und Renatus hatte also keine große Mühe, es den beiden Frauen glaublich zu machen, daß der verstorbene Freiherr während der Kriegsjahre einige der Werthstücke verkauft und daß er selbst jetzt den übrig gebliebenen Brillanten, Behufs der Theilung zwischen seiner Frau und seiner Mutter, eine neue Fassung habe geben lassen. Es gewährte ihm dabei eine Freude, zu sehen, wie wenig Vittoria zur Habsucht geneigt war, wie bereitwillig sie die Hälfte des, wie sie glauben mußte, ihr allein zu Recht gehörenden Schmuckes an die Schwiegertochter abtrat; und da nebenher auch Cäcilie ein außerordentliches Vergnügen über den Besitz dieser Diamanten kund gab, so schlug sich Renatus endlich die Sorge wegen dieser neuen und für seine gegenwärtigen Verhältnisse viel zu großen Ausgaben aus dem Sinne. Er tröstete sich damit, daß die Vorsehung, welche ihm so mannigfache, unerwartete Hindernisse

bereitet und Prüfungen jeder Art auferlegt habe, ihm doch endlich auch auf irgend eine unvorherzusehende Weise zu Hülfe kommen, daß sie es ihm möglich machen müsse, die guten und festen Vorsätze, die er schon in früher Jugend für seine einstige Ehe gehegt hatte, zur Ausführung zu bringen, damit er sich jenes schöne und würdige Familienleben aufrichten könne, welches ihm von jeher als das Ziel vorgeschwebt hatte, nach welchem vor Allem der wahre Edelmann zu streben habe. Daß ihm für diesen idealen Bau die beiden Hauptbedingungen: der feste Boden gesicherter Vermögensverhältnisse oder die Fähigkeit der zu jeder Entbehrung bereiten Selbstbeschränkung, fehlten, daran allerdings dachte der Freiherr nicht.

Mit seinem Namen, mit seinen Verbindungen und bei seiner militärischen Stellung fand er für seine Vorstellung bei Hofe keine Schwierigkeit; dennoch war der Empfang, welcher ihm und seiner Familie in den verschiedenen Hofstaaten zu Theil ward, je nach den, in den einzelnen Schlössern herrschenden Gesinnungen und Lebensgewohnheiten, sehr verschieden. Daß er von Seiten der Prinzessin, welche sich zu Hildegard's Beschützerin gemacht und deren Gunst Graf Gerhard sich erworben, auf keine günstige Stimmung für sich rechnen konnte, hatte sich Renatus im voraus gesagt. Aber die Gnade, welcher die Gräfin Rhoden sich von Seiten der Prinzessin von jeher erfreut hatte, machte es trotzdem für Cäcilie und für ihren Gatten zu einer Pflicht der Dankbarkeit, die Vorstellung bei der Prinzessin nachzusuchen, und Renatus, der in dem Regimente diente, dessen Chef eben der Gemahl der Prinzessin nach dem Kriege geworden war, fand sich damit ab, daß er wenigstens doch die Zufriedenheit und Geneigtheit dieses Letzteren besitze und es in seiner Gewalt habe, sie durch die strengste Pünktlichkeit im Dienste in immer höherem Grade zu verdienen.

Diese Pünktlichkeit im Dienste war es auch, welche den

König auf den jungen Major von Arten aufmerksam hatte werden lassen. In der ganzen Garde gab es bei den Cavallerie-Regimentern kaum eine andere Schwadron, deren Exercitien so vollendet, in welcher der Mann und sein Pferd so Eins, in der die Leute eine so in einander gefestete Masse und jeder Knopf und jede Schnalle so der strengsten Dienstvorschrift entsprechend gewesen wären, als in der des Majors von Arten. Aber wenn die Armee und ihre äußere Stattlichkeit auch der Stolz des Königs und die Freude an der regelrechten, seelenlosen Front jetzt nach den Kriegen noch mehr als vor denselben seine eigentliche Liebhaberei geworden war, so bestimmte doch der strenge, bis zur Uebertreibung gehende Ordnungssinn des Königs, aus welchem der ganze militärische Gamaschendienst entsprang, seine Anschauungen und Ansichten auch nach andern Seiten. Er erkannte überall nur mit Widerstreben die Nothwendigkeit oder die Berechtigung zu einer Ausnahme von der festen Regel an. Feste Gesetze für eine möglichst einförmige Menschenmasse, das war es, was ihm als Ideal vorschweben mochte. Er verabscheute jene Selbständigkeit des Einzelnen, welche sich ihre Lebensverhältnisse nach eigenem Bedürfen zu gestalten unternimmt; und wie er selber einst in seiner Ehe dem Volke nach den zügellosen Zeiten seines Vaters ein treffliches Vorbild der guten Sitte geliefert hatte, so verlangte er, daß auch von seiner Umgebung kein böses Beispiel gegeben, daß der Anstand und die Zucht in den Familien mit Gewissenhaftigkeit aufrecht und heilig erhalten und überall dasjenige vermieden werden sollte, was von sich sprechen machen, was Aufsehen oder gar ein Aergerniß erregen konnte.

Es waren also nicht eben besondere Anstrengungen dazu nöthig, den Major von Arten in der guten Meinung des Königs zu beeinträchtigen. Man bedurfte dazu keiner Künste, keiner Verleumdung, keiner Unwahrheit, die Sache machte sich ganz

von selbst. Die Prinzessin, welche nach dem frühen Tode seiner Gemahlin dem Könige nur noch näher getreten war, erwähnte nur einmal zufällig und bedauernd der armen, guten Gräfin Rhoden, die nun nach so langer Entfernung von der Hauptstadt unter so traurigen Verhältnissen wieder in dieselbe zurückgekehrt sei.

Der König, dessen nach Fürstenweise wohlgeschultem Gedächtniß nicht leicht eine Thatsache verloren ging, von der er einmal hatte sprechen hören, und der ebenfalls nach Fürstenweise von den Stadt- und Familienneuigkeiten unter der Hand gut unterrichtet zu sein liebte, meinte sich zu erinnern, daß die Tochter der Gräfin mit dem jetzigen Major von Arten frühzeitig versprochen worden war; und wie dann eine Frage nun die andere gab, erfuhr der König alles, was man über die Familiengeschichte der Freiherren von Arten wußte, vermuthete und fabelte. Das war aber durchweg danach angethan, dem Könige zu mißfallen.

Nicht hübsch, gar nicht hübsch von dem Major, sagte er, ein Mädchen Jahre lang warten und dann sitzen zu lassen! Auch von der Schwester nicht hübsch, gar nicht hübsch!

Er belobte die Prinzessin dafür, daß sie sich Hildegard's angenommen habe. Müssen sehen, dem Mädchen eine Versorgung, einen andern Mann zu schaffen! — Schade um den Major! sonst ein tüchtiger Offizier! fügte er in seiner abgerissenen Redeweise noch hinzu und erkundigte sich dann, was denn aus der Italienerin, aus der ehemaligen Nonne geworden sei, welche der Vater des Majors seiner Zeit aus dem Kloster entführt und aus Italien mitgebracht habe.

Man berichtete dem Könige, daß die Baronin im Hause ihres Stiefsohnes lebe, daß dieser den Sohn aus seines Vaters zweiter Ehe dem Kadettenhause übergeben habe, und wie von selbst schlossen sich die Erzählungen über die dem Major von

Arten sicherlich sehr unerwartete und unbequeme Ankunft und über das Erkranken der zum Katholizismus bekehrten Gräfin Haughton an jene Mittheilungen an. Der König, der in seiner protestantischen Strenggläubigkeit den Religionswechsel an sich, besonders aber den Uebertritt von Protestanten zum Katholizismus ungern sah, schüttelte mißbilligend das Haupt.

Könnte auch was Klügeres thun, als die Arten'sche Genie-Wirthschaft fortzusetzen! Schickt sich nicht, schickt sich nicht für einen Offizier! wiederholte er noch einmal, indem er sich erhob, und das Urtheil über die Arten'sche Familie war mit diesen Worten für den ganzen Hof nur noch entschiedener als durch die Prinzessin ausgesprochen. Nur Einer ließ sich nicht davon bestimmen, nur auf den ältesten Sohn des Königs, auf den jungen, geistreichen und phantastischen Kronprinzen übte diese ganze Unterhaltung eine gerade entgegengesetzte Wirkung aus.

Er liebte die Künste und die Wissenschaften, er war ein Verehrer der alten italienischen Musik, seine Vorliebe für Italien und für die Gebräuche der katholischen Kirche war schon damals eine entschiedene, und es hatte daher eben nur der Erwähnung bedurft, daß die Baronin Vittoria von Arten eine entflohene Nonne und eine Meisterin im Vortrage der alten italienischen Kirchenmusik sei, um dem Kronprinzen das Verlangen nach ihrer Bekanntschaft einzuflößen. Eine ehemalige Nonne die alten, tiefsinnigen Melodieen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts inmitten der aufgeklärten und zum Theil so nüchternen Gesellschaft singen zu hören, bot für die Phantasie des lebhaften, jungen Prinzen einen reizenden Gegensatz dar, und die Erscheinung der verwittweten Baronin war wie dazu geschaffen, die Gerüchte über ihre Vergangenheit zu bestätigen.

Vittoria selber fühlte sich überrascht, als sie sich zum ersten Male in ihrem Leben in der reichen Tracht erblickte, welche die Etiquette bei den großen Hoffesten den Eingeladenen vorschreibt.

Das schwere Schleppkleid ließ ihre Gestalt größer erscheinen, als sie war, ihre Büste, ihr Nacken zeigten noch die vollendete Schönheit der italienischen Formen, und was die Zeit ihrem mächtigen Antlitze an Frische geraubt hatte, das ersetzte der Ausdruck ihrer Augen, das vermißte man nicht, wenn die Lebhaftigkeit des Gespräches ihre Wangen mit jener feinen Röthe färbte, welche eben auch nur den Südländern eigen ist.

Der Kronprinz, der über das Alter Vittoria's nicht unterrichtet gewesen war, hatte in ihr, wenn auch nicht eine alte, so doch eine wesentlich ältere Frau zu finden erwartet, und er war daher erstaunt, in ihr noch eine wirkliche Schönheit zu erblicken. Ihre stolze, edle Haltung gefiel ihm wohl, der weiche, tiefe Ton und die vollendete Reinheit, mit welchem sie ihre Muttersprache redete, erfreute sein gebildetes und für jeden Wohlklang sehr empfängliches Ohr, und als er dann am dritten Orte Vittoria einmal mit Cäcilie gemeinschaftlich singen zu hören die Gelegenheit gehabt, hatte er seine Freude über diesen seltenen Genuß so offen und warmherzig ausgesprochen, daß man überall, wo man auf die Anwesenheit des Kronprinzen sich Rechnung machen durfte, die Arten'sche Familie einlud, sicher, den Prinzen durch den Gesang der beiden Frauen angenehm zu unterhalten.

Plötzlich und wider sein Erwarten fand Renatus sich also auf diese Weise in eine Parteistellung gebracht, die er nicht gesucht hatte und die er nicht gewählt haben würde, hätte er es in seiner Hand gehabt, sie nach seinen Wünschen zu bestimmen. Er hatte seine Plane auf ein Vorwärtskommen im Militairdienste und auf die Anerkennung und Gunst des Königs gebaut; aber diese letztere ward ihm nicht zu Theil. Es hatte bei der einmaligen Einladung, mit welcher der König ihn beehrte, sein Bewenden; auch an dem Hofe der Prinzessin wurden Renatus und die Seinen nicht in der Weise, wie sie es wünschen mußten, aufgenommen; dafür aber empfingen alle diejenigen sie mit

offenen Armen, welche zu dem näheren Umgangskreise des Kronprinzen gehörten.

Renatus, der sich den vorsichtigen Intriguen seiner Schwägerin und seines Oheims gegenüber in die Nothwendigkeit versetzt sah, sich nach einem Stützpunkte und Anhalte umzuthun, und der, wie alle leicht bestimmbaren Menschen, sehr dazu geeignet war, dasjenige als seine freie Entschließung zu betrachten, was ihm von der Gewalt der Umstände abgezwungen oder aufgenöthigt ward, kam dadurch bald dahin, sich zu überreden, wie es für ihn, wie es für jeden jungen und vorwärts strebenden Mann gerathener sei, sich mit seinen Hoffnungen einem gleichalterigen Fürsten anzuschließen, als deren Erfüllung allein von der augenblicklichen Gunst eines älteren Mannes abhängig zu machen, und die Frauen bestärkten ihn in dieser Ansicht. Sie waren beide in ihrem Innern herzlich froh, die Gräfin Rhoden und mehr noch Hildegard und den Grafen Gerhard so viel als möglich zu vermeiden. Ihnen sagte der jüngere, lebenslustige Theil der Gesellschaft besser zu, als die ernsthaften Unterhaltungen in den Gemächern der Prinzessin, und Renatus, der es in den Tuilerieen und in den Sälen der Herzogin von Duras wohl erlernt hatte, sich in den durch Geist und Anmuth verfeinerten Umgangsformen eines gebildeten Hofes mit Leichtigkeit zu bewegen, fand sich in der Nähe des jungen, immer angeregten, jedem neuen Eindrucke offenen, leicht bewegten und die Andern mit sich fortreißenden Prinzen völlig wie in seinem Elemente.

Es focht ihn schon nach wenig Monaten nicht mehr besonders an, daß sein inneres Zerwürfniß mit seinen und seiner Gattin Anverwandten Niemandem verborgen war. Er suchte die Gesellschaft des Grafen Gerhard und die der Gräfin Rhoden nicht, aber er vermied sie eben so wenig und hinderte auch ihre Anwesenheit in seinem Hause nicht. Es war ihm sogar nicht unwillkommen, wenn sie sich überzeugten, daß ihre heimliche

Feindschaft ihn nicht beeinträchtigt habe, daß er sich, wenn auch nicht in der ihren, so doch inmitten der ihm erwünschtesten Gesellschaft viel begehrt, bewege und daß auch ihm die Gunst eines Mächtigen nicht fehle.

Es freute ihn, wenn Hildegard es hörte, wie man Cäciliens blühende Frische, ihren kindlichen Frohsinn und ihren Gesang bewunderte; es freute ihn, wenn er seinem Oheim und seiner Schwiegermutter sagen konnte, daß der Kronprinz am Abend zum Thee bei ihm erscheinen werde, weil man heute eine alte Messe in seinem Hause singe; und daß die Art der Geselligkeit, in die Renatus, wie er sich sagen durfte, fast ohne all sein Zuthun hineingezogen worden war, ihn zu einem größeren Haushalte und zu mannigfachen Ausgaben veranlaßte, den zu führen und die über sich zu nehmen eigentlich nicht in seinen Absichten gelegen hatte, darüber durfte er sich kein Bedenken und keinen Vorwurf machen. Er that ja nur, was von einem Manne in seiner Stellung und in seinen Verhältnissen gebieterisch gefordert ward; er that nur, was die Erfahrensten ihm auf andern Gebieten zu thun stets gerathen hatten. Er durfte die Mittel nicht schonen, wenn sie dem richtigen Zwecke galten, und wie er Rothenfeld und Neudorf hatte verkaufen müssen, um die Capitalien für den Betrieb der Richtener Wirthschaft flüssig zu machen, so mußte er jetzt kein kleinliches Bedenken dagegen tragen, sich ein paar Tausend Thaler, deren er für sein breiteres Leben durchaus bedürftig war, auf Wechsel zu verschaffen.

Sich einer solchen geringfügigen Summe wegen aus der Gesellschaft zurückzuziehen, auf die errungenen Vortheile zu verzichten, den heimlichen Gegnern das Feld zu räumen, statt ihnen die Stirn zu bieten, das hätte gegen alle Regeln der Kriegskunst arg verstoßen; und vollends sich freiwillig aus der Nähe des Kronprinzen zu verbannen, freiwillig allen den Aussichten zu entsagen, welche die beginnende Gunst desselben für die Zu-

kunft verhieß, das wäre, wie Renatus meinte, eine unverantwortliche Unklugheit gewesen, eine Unklugheit, deren er, ohne ein Unrecht an seiner Familie zu begehen, sich nicht schuldig machen durfte.

Er konnte sich sagen, daß er sich jetzt in völlig geregelten Verhältnissen befinde. Er hatte ein festes Gehalt, ein sicheres, wenn auch nur allmähliches Avancement im Heere vor sich, sein Gut war den Umständen nach in vortheilhafte Pacht gegeben, seine Einnahmen waren keineswegs unbeträchtlich. Nur seine Ausgaben waren allerdings in diesem letzten halben Jahre über alles Voraussehen groß gewesen; aber man hatte nicht in jedem Jahre sich neu einzurichten, nicht in jedem Jahre die völlige Ausstattung für zwei Frauen und für den Bruder zu beschaffen, nicht in jedem Jahre sich in der Gesellschaft festzusetzen, und so lange man sich eine so genaue und strenge Rechnung legte, als er es that, hatte es nach seiner Ansicht ohnehin mit seinen Verhältnissen nicht das mindeste Bedenken; denn nur die achtlose, die sorglose Wirthschaft war seinem Vater so gefährlich, so verderblich geworden. Und es handelte sich ja nur um wenig Monate. Schon im Laufe der nächsten Zeit, wenn die Gesellschaft aus einander ging, und namentlich in den Sommermonaten ließen sich sehr leicht Ersparnisse machen, mittels deren das neue, kleine Anlehen zu bezahlen war. Renatus war deßhalb ganz unbesorgt. Er hätte es für eine ganz unnöthige Grausamkeit gehalten, seine Frau oder seine Stiefmutter mit der Erwähnung dieser Thatsachen in dem unschuldigen und fröhlichen Lebensgenusse, dem sich beide zum ersten Male überlassen durften, irgendwie zu stören. Er hatte sie dazu zu lieb, der Beifall, den sie ernteten, that ihm selbst zu wohl, und er fühlte sich auch Mann genug, sie, ohne daß sie etwas davon ahnten, an solchen kleinen Klippen still vorbei zu führen.

Hätte er über Eleonorens Schicksal nur eben so ruhig sein können!

# Fünftes Capitel.

Seba hatte während des Krieges an manchem Krankenbette gewaltet und gewacht; sie hatte dabei manchem Kummer, manchem tiefen Schmerze, mancher Trauer und schwerem Herzeleid begegnen und es mit ihren Kranken tragen lernen; aber eine ähnliche Verzweiflung, wie sie sich in Eleonorens Fieberphantasieen kundgab, war nie vor ihr laut geworden, und nur in den traurigen Erinnerungen an ihre eigene Jugend fand sie die Kraft, deren sie an diesem Krankenbette bedurfte.

Viele, viele Tage vergingen, ohne daß Eleonore zu irgend einem klaren Bewußtsein gelangte. Sie hatte in den letzten Monaten so viel, so Gewaltiges erlebt, so große Erschütterungen durchgemacht, daß alles, was ihr begegnet war und was ihr augenblicklich begegnete, sich bei ihrer Schwäche in ihren Träumen und Fieberphantasieen durch einander wirrte. Bisweilen meinte sie in ihrem Schlosse zu sein und beschwerte sich darüber, daß man ihr Zimmer so verändert habe; dann wieder glaubte sie sich in Rom in einer Klosterzelle, und als sie eines Tages in zufälliger Bewegung mit ihren Händen nach dem Haupte faßte und die Fülle des Haares vermißte, das man ihr auf des Arztes Anordnung während ihrer Krankheit abgeschnitten hatte, rang sich der laute Aufschrei: „Es ist vollbracht!“ aus ihrem Herzen empor, und sich weit über ihr Lager hinausbeugend, umschlang sie Seba's Leib mit ihren Armen, und ihr Antlitz auf den Knieen ihrer Pflegerin verbergend, weinte sie bitterlich.

Mit der leidenschaftlichsten Sehnsucht rief sie nach dem Abbé und verlangte doch, daß man sie vor ihm beschützen solle. Sie beschwor dann Seba, mit ihr aus den engen Mauern dieses Klosters zu entfliehen, heimlich mit ihr fortzugehen aus dem fremden Lande und sie nach ihrer Heimath zu bringen, unter den Schatten ihrer eigenen Bäume, an das Ufer des Flusses, der durch ihre Wiesen floß. Sie nannte sich bald eine mächtige Königin, bald eine Gefangene.

Wer darf mich halten? Wer hat Gewalt über mich, wenn ich frei sein will? rief sie in wilder Heftigkeit und flehte im nächsten Augenblicke, daß man ihr ihre Seele wiedergeben solle, damit sie nicht wie ein Schemen unter den Menschen umherzuirren brauche. Das Fieber war im Abnehmen, aber die Vorstellungen der Kranken blieben verwirrt, und die Besorgniß, daß eine dauernde Störung der Denkkraft zurückbleiben könne, hielt diejenigen, welche an dem Schicksale Eleonorens Antheil nahmen, in angstvoller Spannung.

Paul und Davide sahen es mit Sorge, wie Seba in der Frühe das Haus verließ und erst am Abende spät und ermüdet von der Kranken wiederkehrte; aber sie wußten es, daß es vergebens sein würde, sie von den Liebeswerken abzuhalten, die sie als ihre Lebensaufgabe betrachtete.

Ihr braucht mich nicht, sagte sie mit ihrer sanften Ruhe, wenn ihre Pflegekinder ihr doch bisweilen die Vorstellung zu machen versuchten, daß sie sich ihnen nicht so ganz entziehen, daß sie an sich selber denken, sich schonen solle. Ihr braucht mich nicht, denn Ihr seid glücklich. Ihr kennt Euren Weg und Euer Ziel; dort aber ist ein armes, völlig verirrtes Geschöpf. Wie sollte ich anstehen, ihm die Hand zu bieten, damit es nicht verloren geht? Wer wie ich sein eigenes Leben durch seine Schuld nicht zur reinen Schönheit gestalten, nicht zu einem in sich selbständig vollendeten machen konnte, der muß es für Andere

zu verwerthen und nützlich zu machen suchen; und Ihr wißt es ja, ich finde darin ein großes Glück. Vielleicht trägt die Natur den Sieg davon, vielleicht erhalten wir Eleonore dem Leben, vielleicht kann man sie sich selber wiedergeben. Sie ist so jung, sie ist ohne Liebe auferwachsen, und sie ist so schön! fügte sie dann stets hinzu und ging voll hoffender Beharrlichkeit immer wieder an das Krankenbett zurück.

Das Jahr war fast zu Ende, ehe Eleonore auch nur zu fragen anfing, wo sie sich befinde oder wer die Fremde sei, die neben ihrer alten englischen Amme an ihrem Lager weile; und noch eine geraume Zeit verging, ehe sie zusammenhängend über sich zu denken, ehe sie ihre Gedanken wieder mitzutheilen im Stande war.

Was der Beobachtung Seba's zuerst auffiel, war, daß Eleonore zwar an jedem Morgen und an jedem Abende mit tiefer Inbrunst betete, daß sie sich aber nie des Kreuzes dabei bediente, welches sie an einer goldenen, zugelötheten Kette an ihrem Halse trug; und die Sonne schien schon wieder frühlingswarm auf die Erde herab, als die Genesende sich eines Tages erkundigte, ob es ihr geträumt habe, daß der Freiherr von Arten bei ihr gewesen sei, als sie erkrankt war.

Man sagte ihr, daß ihre Erinnerung sie nicht täusche. Sie wollte wissen, weßhalb er nicht wiedergekommen sei. Als man ihr das Verbot des Arztes, irgend Jemanden zu ihr zu lassen, vorhielt, erkundigte sie sich, ob Seba vielleicht den Freiherrn kenne.

Er hat mich zu Ihnen geholt, mein Kind, antwortete ihr diese.

Sind Sie mit ihm verwandt? fragte Eleonore.

Nein, aber seine Mutter war meine Freundin, und als ich jung war, wie Sie jetzt, habe ich seine Mutter, die auch viel Kummer hatte, in meinem Vaterhause lange gepflegt.

Eleonore gab sich damit zufrieden. Matt, wie sie es war, gehörten nur wenig Vorstellungen dazu, sie eine geraume Zeit zu beschäftigen, und erst nach langem Schweigen richtete sie sich ein wenig in die Höhe und sprach: Sie sagten, die Mutter des Freiherrn von Arten habe auch viel Kummer gehabt; Sie wissen also, daß ich Kummer habe?

Ihre Worte, Ihre unbewußten Klagen haben es mir verrathen, entgegnete ihr Seba; aber sorgen Sie Sich nicht darum. Was ich vernommen habe, hat mir Mitleid mit Ihnen, hat mir Liebe für Sie eingeflößt, und es ist bei mir wohl aufgehoben.

Sind Sie katholisch? forschte Eleonore weiter.

Nein, ich bin eine Jüdin, antwortete ihr Seba.

Eleonore sah sie ungläubig und wie erschreckend an, und als mache sie sich diesen Blick zum Vorwurfe, ergriff sie plötzlich die Hand ihrer Pflegerin und küßte sie zu wiederholten Malen. Seba hinderte sie nicht daran. Alles, was sie während Eleonorens langer Krankheit von Renatus über die Vergangenheit dieses Mädchens erfahren, alles, was Eleonorens Amme ihr über die Vorgänge in Haughton Castle gesagt, hatte Seba überzeugt, daß Eleonore einer völligen Umgestaltung ihres ganzen Wesens bedürftig sei, wenn sie nicht aus Verzweiflung über sich selber untergehen solle; und wie man ein Kind langsam und allmählich auf die Begriffe hinführt, die man ihm zu geben wünscht, wie man es so leitet und führt, daß es sehen muß, was man es sehen lassen will, so langsam und so vorsichtig leitete Seba die Gedanken ihres neuen Pfleglings auf den Pfad, auf welchem sie Heilung und Rettung für Eleonore finden zu können hoffte.

Weil sie selber sich gewöhnt hatte, das Leben eines Menschen in seinem ganzen Zusammenhange zu betrachten und Ursache und Wirkung einander gegenüber zu stellen, hatte sie die Kunst erlernt, sich es in den meisten Fällen klar zu machen, durch

welche Umstände ein Charakter sich eben so und nicht anders gebildet habe. Noch ehe also ihre Kranke im Stande war, sich über sich selbst auszusprechen, wußte die feinsinnige Pflegerin, was Eleonoren von Jugend auf gemangelt hatte, und sann darüber in stillem Herzen nach, wie sie diesem auf den reichen und prächtigen Höhen des Lebens geborenen und erzogenen Mädchen den Segen zuwenden könne, der in der Hütte des Armen dem Kinde selten fehlt — den Segen der selbstlosen Liebe, die selbstlos lieben lehrt.

Eleonore hatte ihre Mutter nicht gekannt, ihr Vater, der Marquis von Lauzun, war nicht der Mann gewesen, einem Kinde durch seine Hingebung die Mutterliebe zu ersetzen, und Arabella Warwell, zu deren strengen Grundsätzen und zu deren starkem Verstande Eleonoren's Mutter mit Recht ein großes Vertrauen gehegt hatte, war selbst eine Waise und in der Erziehung ihres Pfleglings von dem Gedanken geleitet gewesen, daß sie das verwaiste Mädchen vor allen Dingen dahin gewöhnen und bilden müsse, in sich selbst beruhen und den nachtheiligen Einflüssen widerstehen zu lernen, welche ihm von Seiten der Herzogin schon frühe drohten. Mit bewußter Absicht hatte ihre Erzieherin die junge Gräfin mißtrauisch gegen ihre Tante und gegen die Freunde derselben gemacht. Mit Geflissenheit hatte sie das ohnehin sehr selbstgewisse Mädchen darauf angewiesen, nur seinen eigenen Eingebungen, nur seinem eigenen Verstande zu folgen, und die glänzende Ausnahmestellung, in welcher Eleonore sich befand, die unausgesetzte Bewunderung und Huldigung, welche ihr von den Männern seit ihrem ersten Auftreten in der Gesellschaft dargebracht wurden, hatten die junge Gräfin mehr und mehr dazu verleitet, nichts zu begehren und zu bedürfen, als immer neue Nahrung für ihre eitle Selbstgenügsamkeit, immer neue Befriedigung für ihren ungemessenen Stolz.

Ihre Erzieherin war in Folge einer Herzenstäuschung un-

vermählt geblieben, und wie sie, um sich für den Irrthum ihrer Jugend zu bestrafen, sich eben deßhalb zu einer unerbittlich scharfen Beobachterin gemacht hatte, war auch Eleonore durch sie gewöhnt worden, an die Menschen, und namentlich an die Männer, ideale Maßstäbe anzulegen und schonungslos über sie abzuurtheilen, wo sie diesen Maßstäben nicht entsprachen. Fräulein Warwell hatte gewünscht, Eleonore vor dem Mißgriffe zu bewahren, den sie selber einst begangen, als sie in einem geringen und unbedeutenden Manne die Eigenschaften zu finden geglaubt hatte, die sie in ihrem Gatten sich ersehnte; und alles, was sie für ihre Pflegebefohlene damit erreichte, war die Erweckung des Glaubens gewesen, daß kaum ein Mann es werth sei, von einem edeln, reinen Frauenherzen mit voller Hingebung geliebt zu werden, daß nur selten ein Mann es verstehe, den Werth einer großen weiblichen Seele und das Opfer ihrer Hingebung zu würdigen, und daß es das höchste, ja, das einzige Glück des Weibes sei, den Mann zu finden, den es in Bewunderung lieben, den es über sich stellen könne, während er in jedem Augenblicke wisse, was diese freiwillige Unterordnung des Weibes von ihm fordere und ihm auferlege. Mitten in einer auf den äußern Lebensgenuß, auf Befriedigung ihres weltlichen Ehrgeizes gestellten Gesellschaft hatte Eleonore einsam da gestanden, in hoher Selbstüberschätzung von dem Leben die Gewährung und Erfüllung ihrer idealen und überspannten Ansprüche erwartend, nach Liebe dürstend und doch in keiner Weise darauf vorbereitet, sich an die Liebe liebend hinzugeben.

So hatte der Abbé sie gefunden, und entschlossen, sich ihrer für seine Kirche zu bemächtigen, hatte er das traurige Werk ihrer Erzieherin vollendet, Eleonore ganz abzutrennen von dem Zusammenhange mit ihrer Umgebung, um sie sich desto leichter aneignen zu können. Daß seine Schönheit, seine persönliche Bedeutung Eleonorens Liebe für ihn erweckten, hatte er früh

gesehen, früh zu benutzen gewußt; selbst die Leidenschaft, die in ihm für die Gräfin erwacht war, hatte er seinen Zwecken dienstbar gemacht. Es hatte ihm das wollüstige Entzücken der Herrschsucht und den Genuß gewährt, den man empfindet, wenn man sich seinem Ziele nahe sieht, als er Eleonore, Dank seinen Rathschlägen, vom Hofe verwiesen, von dem Freiherrn, dem sie sich angetragen, verschmäht, völlig vereinsamt gefunden hatte; und erst als sie, aufgegeben auch von der Gesellschaft ihres Heimathlandes, sich hülferufend an ihn gewendet, war er vor ihr erschienen, erst da hatte er das Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten vor ihr erhoben und es ihr als die Zufluchtsstätte dargeboten, in der er und sie sich begegnen, er und sie sich in einer ewigen und ausschließlichen Liebe zusammenfinden konnten.

Nicht aus Ueberzeugung, nur aus Leidenschaft für den Geliebten war Eleonore zu der katholischen Kirche übergetreten; nicht eine Befriedigung ihres Herzens, nicht eine neue Beseligung hatte sie in dem Anschlusse an den Katholizismus gesucht, sondern nur ihn, den Geliebten, der in diesem Glauben seine Welt zu haben behauptete, ihn, der ihr verheißen hatte, sich nie von ihr zu trennen, wenn sie ihn zu suchen käme, wo er seines Lebens, seines Geistes, seines Wirkens Heimath habe. Und als sie nun zu seiner Kirche sich hingewendet, da hatte er sich ihr entzogen, da hatte er das junge Weib, das man gewiegt hatte mit allen Ansprüchen auf der Erde höchstes Glück und das sich in der Lage wußte, es einem geliebten Manne und sich selbst in jedem Augenblicke bereiten zu können, von sich gestoßen mit der grausamen Lust der Willkür, der einzigen Freiheit, die sein Eid ihm gönnte.

Ich muß Dich fliehen, denn ich liebe Dich! hatte er ihr gesagt. Willst Du mich wiedersehen, willst Du mich nicht verlieren, so mußt Du alles daran setzen, was Du hast und bist, so mußt Du der Welt entsagen, wie ich es gethan habe, und

eines unlöslichen Schwures Schranken müssen aufgerichtet werden zwischen uns, zwischen mir und Dir, denn wir sind Menschen!

Eleonore hatte ihm auch diesen Schwur geleistet! Was hätte ihre Liebe dem Abgotte ihres Herzens versagen können, so lange er an ihrer Seite war, so lange sein Blick, sein Wort sie beherrschten und in ihre Bande schlugen? Aber die Lebenslust in ihr war zu mächtig. Ihre Jugend, ihre Schönheit in der Gefangenschaft eines Klosters verblühen zu lassen, der Heimath, dem Ahnenschlosse ihrer Väter und vor Allem der königlichen Freiheit zu entsagen, deren sie sich theilhaftig gewußt und gefühlt seit ihrer frühesten Kindheit an, das war über ihre Kräfte gegangen. Auf ihren Knieen hatte sie den Abbé beschworen, sie von der Erfüllung des Eides zu entbinden, den er ihr auferlegt; mit inbrünstiger Liebe hatte sie von ihm begehrt, sich begnügen zu lassen mit ihrem Gelöbniß, daß sie niemals einem Andern angehören wolle, und ihr Leiter und Führer zu bleiben in der Welt und in der Freiheit, denen zu entsagen sie sich nicht entschließen konnte. Sie hatte kein Gehör bei ihm gefunden. Voll Mißtrauen in die Zulänglichkeit der eigenen Kraft, mit dem festesten Glauben an die Gewalt von Eleonorens Liebe hatte er sie verlassen — sicher, daß sie ihm folgen werde, wohin er immer gehe, bis er sie hingeführt haben würde zu dem Altare, auf dem sie ihre Zukunft opfern und sich und ihren reichen Besitz der Gemeinschaft einverleiben sollte, der er angehörte, und deren Unerbittlichkeit er sich verfallen wußte, wenn er ihren Erwartungen nicht entsprach, wie er's verheißen, wie man es von ihm erwartet hatte.

Seine Berechnung hatte ihn auch nicht getäuscht. Wie von einer Naturgewalt gezwungen, war Eleonore ihm nach Deutschland nachgeeilt, und noch einmal hatte er sich von ihr entfernt. Noch einmal hatte sie erkennen müssen, daß keine Gnade von

ihm zu hoffen sei, und überwältigt von der Größe ihres inneren Kampfes war sie zusammengebrochen, ihrer selbst nicht länger mächtig.

Es war Herbst gewesen, als die Krankheit sie ergriffen, das Bewußtsein sie verlassen hatte; nun war es Frühling geworden. In einfacher Umgebung, unbewundert, von Niemandem beansprucht, fremd und in der Fremde, hülflos wie ein Kind, so lag sie da, und die warmen Sonnenstrahlen, die auf den Wänden wie die rieselnden Wellen eines lichten Stromes hin und wieder flossen, waren ihres Auges stille Freude. Sie war zufrieden, daß sie dieselben sehen konnte, daß sie noch athmete, daß der Erde dunkler Schooß sie noch nicht umfing.

Eines Morgens, als die Sonne auch wieder freundlich in ihr Zimmer schien, trat in der Frühe Seba bei ihr ein und legte ein paar Veilchen auf ihr Lager. Es sind die ersten unseres Gartens, sagte sie. Meiner Pflegetochter Söhnchen hat sie gepflückt und sendet sie Ihnen mit einem schönen Guten Morgen.

Eleonore nahm die Veilchen in die Hand; ihr Duft, ihre Form, ihr ganzer Anblick schienen ihr wie neu. Sie drückte sie an ihre Lippen und die Thränen traten ihr in die Augen.

Seba fragte, was sie so bewege.

Es rührt mich, antwortete ihr Eleonore, daß hier in der Fremde Blumen für mich wachsen und daß ein fremdes Kind sie für mich pflückt. Lieben Sie die Kinder?

Welche Frage! rief Seba. Wer sollte den Frühling, wer sollte die Hoffnung nicht lieben? In tiefster, eigener Entmuthigung hat die Beschäftigung mit Kindern mich aufgerichtet, und noch heute, wenn ich mich niedergeschlagen fühle, brauche ich nur auf die schöne Zuversicht hinzublicken, mit welcher die Kinder in das Leben schauen, um zu begreifen, daß schon in dem bloßen Wollen, Streben, Hoffen ein Glück verborgen liegt. Und nun vollends der Gedanke, wie leicht man solch ein Kind erfreuen

kann! Diesen holden, genügsamen Geschöpfen gegenüber besitzen wir ja eine wahrhaft göttliche Allmacht!

Eleonore seufzte und kaum hörbar sagte sie: Ich habe nie ein Kind bei mir gehabt, nie mit einem Kinde gespielt, und keinem Kinde je etwas zu Lieb gethan.

Armes Mädchen, sagte Seba, Sie sind eben einsam und ohne Liebe groß geworden; Sie werden viel nachzuholen haben, wenn Sie erst genesen sind!

Eleonore schüttelte traurig das schöne bleiche Haupt, Seba brach von dem Gespräche augenblicklich ab; indeß Eleonore blieb fort und fort mit dem Gedanken an den Knaben, der die Blumen für sie gesendet hatte, beschäftigt. Sie wollte wissen, wie alt er sei, sie wollte, daß Seba ihr beschreibe, wie er aussehe, und als diese von ihrer Uhrkette die Kapsel loslöste, in welcher sie das Miniaturbild ihres Lieblings trug, konnte Eleonore sich an dem blonden Lockenkopfe und an den hellen, braunen Augen des Kindes gar nicht satt sehen. Sie fragte nach des Knaben Mutter, nach seinem Vater, nach Seba's Verwandtschaft mit ihnen, nach ihrem Thun und Treiben, und Seba konnte es bemerken, wie die schlichte Darstellung dieses gesunden und beglückten Familienlebens die junge Gräfin, als etwas ihr völlig Unbekanntes, anzog und bewegte.

Am Abende, da Seba sie, wie immer, verlassen wollte, hielt Eleonore sie zurück. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben und Scheu zu hegen, es zu offenbaren. Endlich, als Seba sich erkundigte, ob sie irgend etwas wünsche, was sie ihr gewähren könne, fragte die Genesende: War meine Krankheit von der Art, daß meine Nähe Andern Nachtheil bringen konnte? Ist eine Ansteckung für diejenigen zu befürchten, die mich jetzt besuchen?

Seba verneinte es auf das bestimmteste. Da richtete sich Eleonore auf, ergriff die Hände ihrer Pflegerin und sagte: Sie

haben so viel für mich gethan; Herr Tremann und seine Frau haben mir so großmüthig durch alle diese langen Monate Ihre Pflege gegönnt, bitten Sie sie — Aber es war, als halte eine unbesiegliche Scheu sie von dem Aussprechen des Wortes zurück. Sie verstummte plötzlich, und erst als Seba ihre frühere Frage wiederholte, sagte Eleonore, während ein flüchtiges Roth ihre eingesunkenen Wangen färbte und ein verschämtes Lächeln ihren schönen Mund umspielte: Wenn es ihm nicht schadet, wenn es ihm gar nicht schadet, und wenn seine Eltern ihn mir einmal senden wollen — bringen Sie mir den Knaben mit!

Man hatte keinen Grund, ihr die Erfüllung dieses Wunsches zu verweigern, und Davide war so stolz auf ihres Knaben Schönheit, daß sie sich ein Fest daraus machte, ihn auch von Andern bewundert zu sehen. Schon am nächsten Tage also führte Seba ihn der Kranken zu. Der Kleine war keines der Kinder, die durch eine fremde Umgebung befangen werden. Wo er nur einen der Seinen bei sich hatte und man ihn gewähren ließ, war er zu Hause oder setzte er sich mit seinen schnellen und bestimmten Fragen doch sehr bald zurecht.

Eleonore, die des Deutschen nur wenig mächtig war, verstand den Knaben kaum, der noch unzusammenhängend sprach, aber sein bloßes Dasein war ihr eine Freude. Sie vergaß sich völlig, wenn sie zusehen konnte, wie er sich tummelte, sie strengte sich an, zu errathen, was er wolle, sie ließ aus ihren Koffern hervorholen, was ihn freuen, ihn einen Augenblick beschäftigen konnte, und wenn es geschah, daß der Knabe sich mit einem Worte, mit einem Verlangen an sie wendete, wenn es ihr gelang, ihn neben sich festzuhalten, so glänzte ein Ausdruck des Vergnügens in ihren Augen, der Seba rührte, weil er bei Eleonoren fast jedes Mal der Vorbote eines Seufzers und jener Schwermuth wurde, die sie bis dahin nicht verlassen hatte.

Kein Tag verging seitdem, ohne daß man ihr den Knaben

brachte; bald konnte auch Davide mit ihm bei Eleonoren verweilen, und man konnte daran denken, die Genesende an einem warmen Mittage in den Tremann'schen Garten fahren zu lassen, damit sie in Ruhe und Stille sich der Luft erfreue. Die verschiedenen Familienmitglieder leisteten ihr dabei abwechselnd Gesellschaft. Man holte ihr, weil sie es wünschte, das Töchterchen herbei, welches Davide ihrem Manne im Laufe des Winters geboren hatte, und obschon Eleonore noch sehr matt war, verlangte sie, daß man ihr den Säugling geben, daß man das schlafende Kind auf ihren Knieen ruhen lassen solle. Sie sagte nicht, was in ihrem Herzen vorging, aber es war für die sie beobachtende Familie kein Räthsel. Man ließ sie still gewähren, sie war Allen bereits werth geworden.

Davide, deren Mutterherz sich zu Eleonoren um der Liebe willen hingezogen fühlte, welche diese ihren Kindern entgegenbrachte, that schon nach wenig Tagen ihrem Gatten und ihrer Pflegemutter den Vorschlag, daß man die Gräfin ganz in ihr Haus übersiedeln möge, wo sie besser als in dem Gasthofe aufgehoben sein würde; indeß wider ihr Erwarten wies Paul vorläufig diesen Vorschlag noch zurück, und zu noch größerem Erstaunen der jungen Frau stimmte Seba ihm in seiner Meinung bei, daß es noch nicht an der Zeit sei, Eleonore von dem traurigen Gefühle ihrer Vereinsamung zu befreien. Sie waren beide der Ansicht, man müsse der Gräfin Zeit zur Einkehr in sich selber lassen. Daß sie es bereue, zum Katholizismus übergetreten zu sein, daß ihr Freiheitssinn vor dem Eide zurückschrecke, mit dem sie sich vor dem Abbé gebunden hatte, und das mit der beglückenden Empfindung des Genesens ihr Widerwille gegen den Eintritt in ein Kloster nur gewachsen sei, davon hatten verschiedene, ganz beiläufige, ganz unwillkürlich gethane Aeußerungen der jungen Gräfin Seba überzeugt. Es gab sich fast bei jedem Anlaß kund, wie schwer Eleonore es fühle, den alten Anhalt

ihres Daseins verloren und keinen neuen, ihr genügenden dafür gefunden zu haben.

Als Seba ihr angeboten, Miß Warwell herbeizurufen, hatte die Genesende dies abgelehnt. Ich habe mich freiwillig von ihr geschieden, sagte sie, und ihre in jedem Betrachte unduldsame Strenge kann und wird mir nicht verzeihen, was ich gethan habe. Sie ist abhängig von ihren vorgefaßten Meinungen, abhängig von Ueberzeugungen, die sie auf Treu und Glauben angenommen hat, abhängig auch vor allen Dingen von der Ansicht und dem Urtheile ihrer Umgebung. Ich habe mich losgesagt von ihr, mich abgeschworen von ihrer Kirche, ihre Gesellschaft hat mich ausgestoßen: ich bin für sie nicht mehr vorhanden! Und mit einer Bitterkeit, welche sich oftmals in Eleonorens Worten zeigte, setzte sie hinzu: Ich wollte ja frei sein! Nun bin ich frei, frei wie der Vogel in der Luft! Wen kümmert es, wohin er zieht und wo er endet?

Bisweilen fragte sie, ob Briefe für sie angekommen wären. Aber sie schien zufrieden, wenn man es ihr verneinte. Merkte sie dann, daß dies ihren neuen Freunden auffiel, so äußerte sie, gleichsam sich entschuldigend, sie habe Ruhe nöthig, sie müsse sich erst wieder daran gewöhnen, daß sie weiter leben solle. Und als Paul, dessen männliche Bestimmtheit von dem ersten Augenblicke an einen guten Eindruck auf sie machte, sie nach einer solchen Aeußerung einmal fragend ansah, sprach sie: Ich habe zu sterben geglaubt und war damit zufrieden; denn was soll ich noch im Leben und in einer Welt, der nicht mehr anzugehören ich geschworen habe? Und doch liebe ich noch diese Welt, doch freut mich noch die Luft und das Licht, doch entzückt mich das Lächeln Ihrer Kinder, und ich könnte weinen über die Güte, die Sie Alle mir beweisen; vor Schmerz und vor Freude weinen, wenn ich es hier sehe, wie glücklich man auf Erden sein kann!

Als ihre Kräfte gewachsen waren, verlangte sie nach Renatus. Sie wollte ihm danken für all das Gute, welches ihr durch seine Vermittlung während der langen Leidenszeit zu Theil geworden war; aber das Wiedersehen that weder der jungen Gräfin, noch ihrem Freunde wohl. Sie konnten sich nicht in einander finden.

Ist das die strahlende Eleonore? Ist dieses Mädchen mit den sanften, hülfesuchenden Augen das königliche Wesen, dem meine Huldigung sich kaum zu nahen wagte? fragte Renatus sich in seinem Innern, und es war ihm, als habe er die Gräfin in einer ihr feindlichen Verzauberung vor sich, da ihr die stolze Umgebung fehlte, in der er sie bisher zu sehen gewohnt gewesen war.

Er hatte Mitleid mit ihr, aber er schämte sich fast der anbetenden Empfindung, mit der er einst zu ihr emporgeblickt, und sie hinwiederum hatte ihre gegenwärtige Lage nie schwerer als in des Freiherrn Gegenwart gefühlt. Sein Bedauern that ihr wehe.

Sie hätte den Freiherrn bitten mögen, sie zu meiden, hätte sie nicht gefürchtet, den Schein der Undankbarkeit oder den der Feigheit auf sich zu laden. Sie ließ es also geschehen, daß Renatus, um sich und Eleonore vor den Mißdeutungen der gegen sie erregten übelwollenden Neugier zu bewahren, auch seine Frau und seine Stiefmutter zu ihr brachte. Aber auch an dem Beisammensein mit diesen beiden Frauen fand Eleonore kein Gefallen. Sie konnte die Stunde nicht vergessen, in welcher sie sich dem Freiherrn zur Gattin angetragen hatte. Sie nannte es in ihrem Herzen eine durchaus berechtigte That, daß er sie zurückgewiesen hatte; dennoch vermochte sie die Mißempfindung gegen die Frau, um derentwillen sie, wie sie glauben mußte, verschmäht worden war, in sich nicht zu besiegen. Die Zuvorkommenheit, mit welcher Cäcilie ihr begegnete, kam ihr erkünstelt

vor und war es auch zum Theil, und die Erzählungen aus der Gesellschaft, durch welche sie und Vittoria die junge Gräfin zu unterhalten strebten, hatten keinen Reiz für diese letztere. Eleonore dachte nicht daran, an diesem Hofe zu erscheinen. Die Namen der Personen, auf deren Gunst oder Ungunst die Gattin und die Stiefmutter des Majors von Arten Gewicht zu legen hatten, waren für Eleonore Haughton ohne jegliche Bedeutung, und schon nach wenigen Besuchen bei der Kranken brauchte Renatus es seiner jungen Gattin nicht mehr zu versichern, daß er Eleonore zwar bewundert, aber nicht geliebt habe, daß er sie niemals hätte lieben können und daß sie überhaupt in ihrer Herzenskälte ihm nicht für die Liebe, nicht für die Ehe geschaffen zu sein scheine. Wurde doch Eleonore selber oftmals an sich irre, wenn sie es ihren Pflegern auszusprechen wünschte, was sie für sie fühlte, und wenn sich ihr das Wort, das sie von früher Jugend an mit seltener Gewalt bemeistert hatte, jetzt versagte, wo es sie drängte, sich ihnen zu erschließen und sich ihnen hinzugeben.

Was können wir für sie thun? fragte Seba oftmals, wenn sie und die Ihren das innere Ringen und Kämpfen in Eleonorens Seele wahrnahmen. Soll man so viel Schönheit, so viel Gaben in Einsamkeit verloren gehen lassen? Oder wie soll man es beginnen, sie mit dem Verstande einsehen zu lassen, was sie ahnend fühlt: daß sie verloren ist, wenn sie ihrer eigensten Natur entgegenhandelt?

Paul hörte diese Klagen, in denen Davide mit Seba stets zusammentraf, mit jenem zuversichtlichen Gleichmuthe an, der ihn fast nie verließ. Auch er hatte Theilnahme für Eleonore gewonnen, und es waren nicht nur ihre Schönheit, ihre Jugend und ihr Mißgeschick, welche sie in ihm erregten. Sie ist eine Kraft, sagte er einmal, aber eine Kraft, die sich noch nicht zu würdigen weiß, weil sie sich überschätzt. Dem Tode ist sie jetzt entrissen; ob sie dem Leben zu gewinnen ist, das steht dahin.

Ihre Gesundheit ist im Wachsen, sie bedarf Eurer nicht mehr wie sonst, überlaßt sie jetzt sich selbst.

Und soll es sie ermuthigen, wenn wir, denen sie ihre Neigung zugewendet hat, uns ihr entziehen? Soll sie, die ohnehin der übeln Erfahrungen so viele schon gemacht, auch an uns irre werden, an deren uneigennützige Freundschaft zu glauben ihr offenbar so wohl thut? wendete Davide ein, deren sanfte Seele doppelt für die Gräfin sorgte, weil sie neben Eleonorens Vereinsamung ihr eigenes Familienglück noch lebhafter empfand.

Paul zog die geliebte Frau in seine Arme. Kennst Du die Macht der Entbehrung und der Trennung nicht, obschon wir lange Jahre von einander fern gewesen sind? fragte er sie, oder soll ich, dem ihr es immer vorwarft, daß er von den mannigfachen Wahrheiten, die in der Bibel enthalten sind, zu wenig weiß, Euch an ihre Lehren mahnen? Soll ich Euch erst daran erinnern, daß nur dem Bittenden gegeben, nur dem Anklopfenden aufgethan werden soll? Sie muß hungern und dursten nach der wahren Liebe, ehe sie derselben mit Segen theilhaft werden kann. — Das Leben hat diesem Mädchen Alles, ohne sein Zuthun, gewährt. Es hat des Wünschens kaum bedurft, es hat das Verlangen, das Entbehren, das Ringen und das Kämpfen um die Befriedigung eines Bedürfnisses nie gekannt, und kein Mensch gedeiht, wenn er den eigentlichen Bedingungen des Daseins in solcher Art entzogen wird. Auch jetzt wieder ist Eleonoren unsere Theilnahme geworden ohne all ihr Zuthun, ohne ihr Verdienst!

O, rief Davide, fühlt' sie das denn nicht?

Was will das sagen? entgegnete Paul. Sie genießt das Gute, das sich ihr bietet, aber es dünkt sie natürlich, daß man's ihr gewährt, daß wir es ihr leisten. Sie ist an mich empfohlen, sie ist jung und schön und reich, und der Freiherr von Arten war bei uns noch außerdem ihr Bürge. Laßt es sie empfinden, daß es freie Dienste sind, die sie empfängt.

# Sechstes Capitel.

Bald nach der Ankunft Eleonoren's, nur wenige Tage, nachdem er Seba's Beistand für sie erbeten, hatte Renatus seine Frau und seine Stiefmutter in das Tremann'sche Haus geführt. Weil er damit in sich eine Selbstüberwindung vollzogen und in seiner Frau Familie deßhalb Widerstand gefunden hatte, war er des Glaubens gewesen, auf Tremann und die Seinigen jedenfalls einen sehr bedeutenden Eindruck durch seinen förmlichen Besuch hervorbringen und in der Art des Empfanges die Anerkennung für diese seine Leistung finden zu müssen. In dieser Erwartung hatte er sich jedoch getäuscht.

In dem reichen und angesehenen Kaufmannshause waren Besuche von Fremden an und für sich kein Ereigniß, auf das man irgend ein Gewicht legte. Paul's frühe Bekanntschaft mit dem Fürsten Staatskanzler, seine Reisen, seine Handelsverbindungen hatten ihm zeitig einen weiten Umgangskreis eröffnet, und weil beständig Leute, den verschiedensten Nationen angehörig, geschäftlich auf ihn angewiesen wurden, so fanden die Einheimischen an den Fremden und diese an jenen immer eine Gesellschaft, die ihnen Wesentliches zu bieten und in der man sich einer von dem umsichtigen und weltgewandten Hausherrn trefflich geleiteten Unterhaltung zu versehen hatte, welcher dann durch die Bildung und Liebenswürdigkeit der beiden Frauen noch ein erhöhter Reiz verliehen ward. Das Tremann'sche Haus galt daher mit Recht für das gastlichste der Stadt. Kauf-

leute, Gelehrte, Beamte und Künstler trafen in demselben mannigfach zusammen, und wenn man mit dem Hofe selbst auch in keiner Verbindung stand, so gab es unter den Edelleuten, welche zu demselben gehörten, doch immer einzelne, die sich es zur Ehre rechneten, sich frei nach ihrem Gutdünken auch außerhalb der enggezogenen Schranken der Etiquette zu bewegen und sich einer Gesellschaft anzuschließen, in welcher allein die durch Bildung veredelte Sitte die Gesetze vorschrieb, die Aufnahme bedingte.

In einem Hause, in welchem man die Leute um ihrer alten Familiennamen willen eben so wenig suchte, wenn sie sonst keine Eigenschaften hatten, als man sie um ihres Adels willen mied, wenn sie in sich mehr besaßen, als nur eben ihre alten Titel, konnte man es nicht als eine besondere Ehre ansehen oder sich dadurch geschmeichelt fühlen, wenn der Major von Arten sich in demselben wieder meldete. Es war nur natürlich, daß er, der eine Kränkung gegen Seba gutzumachen und der sich noch dazu plötzlich Hülfe suchend bei ihr eingefunden hatte, seinen Dank für die Bereitwilligkeit auszusprechen kam, mit der man ihm die geforderte Hülfe gewährte, und wenn Seba und Davide die beiden Baroninnen trotzdem noch freundlicher als vielleicht manche andere Fremde bei sich aufnahmen, so geschah es in der ganz bewußten Absicht, es die Frauen nicht empfinden und nicht entgelten zu lassen, daß man sich früher, und bis jetzt mit vollem Rechte über Renatus zu beschweren gehabt habe.

Während dieser sich nun bemühte, seine lange Versäumniß vergessen zu machen und es kundzugeben, daß in seinem Innern eine gewisse Wandlung vorgegangen sei, begegnete Paul ihm mit jener ruhigen Zuvorkommenheit, welche dem Gebildeten, der viel mit Fremden zu verkehren hat, zur anderen Natur wird. Er war nicht gewohnt, die Gäste seines Hauses um irgend

etwas zu befragen, was ihm mitzutheilen sie sich nicht veranlaßt fühlten; er und die Seinigen kannten ohnehin die Arten'schen Familienverhältnisse genau genug, und da Renatus sich Paul ohne dessen Zuthun angenähert hatte, fand dieser, nachdem man darüber einig geworden war, daß Seba das Arten'sche Haus nicht besuchen würde, um die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Grafen Gerhard zu vermeiden, keinen Grund mehr in sich, den Freiherrn zurückzuweisen, besonders da eben Seba eine Vorliebe für denselben bewahrt hatte, welche sie geneigt machte, das Geschehene zu verzeihen und zu vergessen.

Man hatte also Renatus und die Seinigen zu einem der ersten Gesellschaftsabende eingeladen; Cäcilie und Davide, die ziemlich gleichen Alters waren, sagten einander zu, und Eleonoren's Krankheit hatte dann die Verbindung langsam fortgeführt. Renatus war gelegentlich zu Seba gekommen, sich nach dem Ergehen der jungen Gräfin zu erkundigen; man hatte es auch nöthig gehabt, von ihm über Eleonoren's Verhältnisse unterrichtet zu werden, und ohne daß es zu einem engeren Verkehre zwischen den beiden Familien gekommen wäre, waren sie auf diese Weise doch in einem Zusammenhange geblieben, der es den Einen wie den Anderen möglich machte, beständig von den Vorgängen innerhalb der beiden Häuser bis zu einem gewissen Grade unterrichtet zu sein.

Man wußte es in dem Tremann'schen Hause, daß Renatus mit seiner Schwiegermutter und mit Hildegard nicht auf gutem Fuße stehe; Davide erfuhr es von Cäcilien, welche Umstände die Mißverhältnisse zwischen ihr und den Ihrigen veranlaßt hatten, und wie selbst ihres Gatten Oheim wider sie Partei genommen habe. Cäcilie klagte, daß er ihnen dadurch mannigfach im Wege stehe, daß er sie großer Vortheile beraube; aber man sah den Freiherrn und seine junge Gattin immer heiter, und selbst mit der Baronin Vittoria schienen sie gut zurecht zu

kommen, obschon das Leben mit dieser, seit sie in die Stadt gezogen, nichts weniger als leicht war.

Vittoria hatte, wie sie behauptete, keine großen Bedürfnisse, sie machte, wie sie beständig sagte, nur sehr einfache Ansprüche; aber ihrer kleinen Bedürfnisse und ihrer einfachen Ansprüche waren viele, und sie hatte es nicht gelernt, sich die Befriedigung eines augenblicklichen Verlangens zu versagen, oder je zu überlegen, ob diese Befriedigung zu dem Kostenaufwande, den sie veranlaßte, in irgend einem Verhältnisse stehe.

Es war zum Beispiel allerdings nur natürlich, daß eine Frau von Vittoria's musikalischer Begabung und Bildung die Oper und die Concerte zu besuchen wünschte. Es ging ihr damit, wie sie es mit Entzücken nannte, ein neues geistiges Leben auf, und die schöne, sechsunddreißigjährige Frau war auch noch jung genug, es genießen zu wollen und auf eine neue Jugend, auf eine höhere künstlerische Ausbildung für sich denken und hoffen zu dürfen. Sie hatte sich bis dahin nur in alter Kirchenmusik und hier und da im Vortrage von Volksliedern ihrer Heimath versucht. Jetzt, seit ihrer Uebersiedelung in die Stadt, lernte sie die dramatische Musik, die großartigen musikalischen Dichtungen der Deutschen und der Franzosen kennen, und da eine jede Künstlernatur nothwendig das Verlangen hegen muß, sich ihrer Kraft bewußt zu werden, und zu gestalten und darzustellen, was sie in sich trägt, so bemächtigte Vittoria sich schnell, und mit aller Gewalt ihres Talentes, des neuen musikalischen Gebietes, das sich vor ihr aufthat. Vor allem waren es die Mozart'schen und die Gluck'schen Opern, von denen sie sich ergriffen fühlte; aber sie glaubte zu bemerken, daß ihr für den Vortrag derselben eine gewisse Fertigkeit fehle, die sie nur durch Uebung erlangen könne; und weil in jenen Tagen einer der Hauptträger dieser Opern, der erste Tenor der königlichen Bühne, zugleich ein gründlicher Musiker und ein gebildeter Lebe-

mann war, hatte sie bald gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, um sich von ihm Raths zu erholen.

Das erstere hatte sich fast ohne ihr Zuthun gemacht. Der beliebte Sänger war in der Gesellschaft gern gesehen; man traf ihn in den verschiedensten Kreisen, und da unter den Dilettanten der vornehmen Gesellschaft eine zweite Sängerin wie die Baronin Vittoria nicht zu finden war, fügte sich eine Annäherung der beiden ganz von selbst. Der Sänger — die Baronin nannte ihn, weil sein deutscher Familienname ihrem Ohre nicht gefiel, nach der Weise ihrer Heimath nur mit seinem Taufnamen: Signor Emilio — machte sich ein Vergnügen daraus, eine der Partieen, die er mit Vittoria in einer befreundeten Familie singen sollte, eigens mit ihr zu studiren. Sie empfand das als eine große Förderung, sie sprach ihm dies mit Wärme aus, und er ließ sich denn auch sehr bald überreden, der schönen, reich begabten Frau ausnahmsweise Unterricht zu ertheilen.

Niemand hatte daran ein Arg, Vittoria selbst war davon entzückt. Freilich vermochte Emilio, eben weil er bei dem Theater angestellt und durch seine Proben und Dienstgeschäfte sehr in Anspruch genommen war, die festgesetzten Stunden nicht immer regelmäßig einzuhalten; aber bei einer Frau, die so vollkommen frei über ihre Zeit gebot, wie die Baronin, hatte das wenig zu bedeuten. Sie war ohnehin dem Zwange, der Regelmäßigkeit und jedem Müssen abhold; sie mochte auch nicht immer singen, wenn Emilio zur Stunde kam, und dem beiderseitigen Hange zur Ungebundenheit Folge gebend, war zwischen ihnen von einem eigentlichen Unterrichte bald nicht mehr die Rede.

Emilio kam, wenn er eben konnte; man sang, man musicirte, wenn man eben mochte. Vittoria versäumte keine Oper und kein Concert, in welchem Emilio beschäftigt war; sie wurde durch ihn mit anderen Musikfreunden und Musikern bekannt gemacht, und in die vielfachen Uebungen hineingezogen, in denen

die Musikliebhaber der Hauptstadt sich damals schon ergingen. So bildete sich für Vittoria neben der Gesellschaft, in welcher sie durch ihre Verhältnisse und durch Renatus heimisch geworden war, noch ein weiterer Umgangskreis, in dem sie, wie sie behauptete, zum ersten Male ihre wahre Heimath gefunden hatte, und in dem sie um ihres Talentes und auch um ihrer Schönheit willen eine große Bewunderung erregte, einer enthusiastischen Aufnahme theilhaftig wurde.

Die Baronin Vittoria von Arten war bald in aller Leute Mund. Die Künstlerinnen, und die Hauptstadt war damals reich an großen Sängerinnen, waren von ihr und ihrer Anmuth schnell bestochen. Sie rühmten die gänzliche Anspruchslosigkeit, mit welcher sie sich ihnen hingab, sie waren bereit, der schönen, vornehmen Italienerin jeden Dienst zu leisten, und es kostete Vittoria also nur ein Wort, die ersten musikalischen Kräfte der Stadt in ihres Sohnes Hause zu versammeln. Der Freiherr fand das Anfangs eben so genußreich, als seinen Absichten entsprechend. Um sich ein Ansehen zu geben und um Vittoria eine Freude zu machen, setzte man regelmäßige Empfangsabende fest, an denen man musicirte, und deren Gäste zu sein die Prinzen selber nicht verschmähten. Aber man mußte den Künstlern, auf deren Mitwirkung man sich angewiesen sah, doch auch eine Entschädigung für ihre Mühe, eine Erwiederung für ihre Gefälligkeit bieten, und da Renatus nicht große Gesellschaften zu geben wünschte, in denen er seine Standesgenossen und die Künstler in auffälliger Art vereinen oder in einer hier nicht angebrachten Weise von einander hätte trennen müssen, ließ er es, wenn auch mit einem Widerstreben von seiner und seiner Gattin Seite, allmählich doch geschehen, daß Vittoria in ihren Zimmern Abends nach eigenem Ermessen ihre musikalischen Bekannten bei sich sah.

Anfangs war das nur bisweilen vorgekommen und die

Zahl ihrer Gäste war nicht groß gewesen. Man war jedoch damals überhaupt noch geselliger, als jetzt; es verging daher bald kaum ein Abend, an welchem Vittoria ihre Freunde nicht empfing. Eine Weile sah Cäcilie das mit an; da sie aber, Dank ihrer Erziehung, eine achtsame Haushälterin geworden war, fand sie sich bald veranlaßt, ihrem Manne die Mittheilung zu machen, daß Vittoria's Weise, ein offenes Haus zu haben, Ausgaben verursache, welche sie mit den ihr von Renatus für den gesammten Haushalt festgesetzten Summen nicht zu decken vermöge.

Renatus, dem es Ernst damit war, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, erklärte also seiner Stiefmutter, daß er sie bitten müsse, eine Aenderung in ihrer Lebensweise einzuführen, und er gab ihr auch die Mittel und Wege an, wie eine solche ohne alles Aufsehen leicht einzuleiten sein würde, wenn sie sich entschließen wolle, ihre Abende gelegentlich außer dem Hause zuzubringen. Aber Vittoria, die von ihrem Gatten stets wie ein Kind behandelt worden, war auch ein Kind geblieben. Sie weinte, wo sie je auf einen Widerstand gegen ihren Willen stieß, sie hielt es Renatus, als er auch wieder einmal mit großer Schonung nur einige Rücksicht für sich forderte, in leidenschaftlicher Heftigkeit und jede Rücksicht vergessend als eine unedle Handlung vor, daß er ihr, die auf seine Großmuth angewiesen sei, das Gnadenbrod, welches er ihr reiche, zum Vorwurf mache; sie erinnerte ihn an die Liebe, die er einst für sie gehegt, sie gab ihm ihre freudlose Jugend zu bedenken, sie klagte seinen Vater und ihr Schicksal an, und aufgelöst in Thränen warf sie sich dann Renatus doch wieder in die Arme, der, in allen seinen Empfindungen beleidigt, sie endlich nur zu beruhigen suchen mußte, wollte er die Aufmerksamkeit seiner Leute nicht auf diese Scene ziehen.

Vittoria ließ sich danach zwei Tage lang nicht sehen; ihre

Dienerin meldete, daß sie krank sei. Erst am dritten Tage erhob sie sich; aber auf der Herrin Befehl wies Gaetana die Personen ab, welche gekommen waren, die Baronin zu besuchen. Nur Emilio wurde vorgelassen, und bald war er's allein, mit dem Vittoria fast allabendlich nach dem Theater den Thee in ihren Zimmern einnahm. Auch dagegen mußte der Freiherr Einspruch thun. So schwer es ihm fiel, mußte er es seiner Stiefmutter zu bedenken geben, daß eine solche Vertraulichkeit mit einem Manne, der in der Gesellschaft durch seine glücklichen Abenteuer von sich sprechen mache, nicht statthaft sei, und er hatte dabei natürlich neuen Thränen, neuen Scenen zu begegnen, die ihm mit jedem neuen Anlasse peinlicher und lästiger werden mußten.

Es kam Renatus hart an, aber er konnte sich jetzt der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß sein Vater nicht wohl daran gethan habe, den Fehltritt Vittoria's zu verbergen und ihm die Sorge für eine Frau, deren leidenschaftliche Verirrung er gekannt hatte, ihm die Sorge für einen jungen Menschen aufzubürden, der nicht sein Bruder war und der, wie seine ganze Entwickelung es verrieth, mit der Begabung seiner Mutter auch ihre völlig rücksichtslose Phantastik ererbt hatte.

Das Selbstvertrauen und die Zuversicht, mit denen der Freiherr im Beginne seiner Ehe auf seinen neu errichteten Hausstand und in das Leben und in seine Zukunft geblickt hatte, hielten vor den oftmals wiederkehrenden Verdrießlichkeiten mit Vittoria nicht Stand. Er wünschte lebhaft, daß er sie nicht von Richten fortgenommen, daß er sie nicht zu seiner Hausgenossin gemacht hätte. Nun es aber einmal geschehen war, hielt er es doch nicht für gerathen, eine Aenderung herbeizuführen. Da er bereits, wie man es wußte, mit den nächsten Anverwandten seiner Frau und mit seinem Oheim, dem Grafen Gerhard, in keinem guten Einvernehmen lebte, konnte er sich

mit der Wittwe seines Vaters nicht wohl verfeinden, ohne die Meinung der Gesellschaft wider sich zu haben, welche durch die blendenden Eigenschaften Vittoria's sehr für dieselbe eingenommen war. Sie hatte sich zum Theil auf seine und auf Cäciliens Kosten den Ruf der höchsten Liebenswürdigkeit gewonnen, ihre Weise, sich gehen zu lassen, hatte etwas so Natürliches, daß man sie überhaupt für einfach und natürlich hielt, und Renatus, der eine gerechte Scheu trug, die unbesonnene und leidenschaftliche Frau aufsichtslos sich selber zu überlassen, ward auch noch durch andere Rücksichten abgehalten, sich von ihr zu trennen. Er mußte sich sagen, daß eine besondere Haushaltung für die Baronin ihm noch lästiger werden und ihm noch mehr kosten würde, als ihr Aufenthalt in seiner Familie. Er konnte es sich auch nicht verbergen, daß Vittoria, wenn er sie nicht mehr bei sich behielt, genöthigt ward, diese Trennung vor ihren Freunden als eine von ihr gewünschte darzustellen; und ob sie das nicht in einer Weise thun würde, welche für ihn und für Cäcilie nachtheilig werden konnte, dessen hielt Renatus sich bei ihrer Unvorsichtigkeit auch nicht versichert.

Seine Güte, seine Großmuth und seine rücksichtsvolle Schonung für Vittoria, seine Ehrfurcht vor seines Vaters Willen hatten ihm die Hände gebunden. Er konnte seine eigenen freundlichen und liebevollen Urtheile über sie nicht zurücknehmen, ohne von denen, vor welchen er sie ausgesprochen hatte, für einen Thoren gehalten zu werden; er konnte auch kaum Glauben für Anschuldigungen zu finden hoffen, welche seinem früheren Lobe entschieden entgegengestanden hätten, und er mußte jetzt zusehen, wie er mit den Folgen seiner unzeitigen Großmuth fertig werden konnte, auf die Vittoria in ihrem Leichtsinnne sich zu verlassen gewohnt worden war. Er trug auch in diesem Falle die Folgen eines fremden Verschuldens; es war wieder die Rückwirkung an und für sich guter, aber nicht an rechter Stelle angewendeter

Empfindungen und Thaten, unter welcher er zu leiden hatte und die ihn mißtrauisch nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen sich selber zu machen begann.

Seine grübelnde Sinnesart, sein alter Glaube, daß er einmal nicht zum Glücke geboren sei, fingen wieder an, sich in ihm zu regen. Das rasche bewegte Leben während des Krieges hatte diesen Grundton seines Wesens übertäubt, der ihm, wie er glaubte, durch die Schwermuth angeboren sein mochte, mit welcher seine Mutter ihn unter ihrem Herzen getragen hatte. Nun, da er trotz seiner guten Vorsätze und seiner redlichen Bestrebungen, sich ein ruhiges und würdiges Leben zu errichten, immer auf neue Behinderungen stieß, tauchte jener melancholische Zug auf das Neue so stark in ihm empor, daß er die Nothwendigkeit fühlte, sich dagegen aufzulehnen, wenn er durch sein Schwarzsehen nicht Cäciliens ihn beglückende Heiterkeit zerstören wollte. Sie machte ihm ohnehin aus Liebe stets den Vorwurf, daß er in seinen Besorgnissen weiter gehe, als es nöthig sei. Sie übernahm es gutwillig, Vittoria in ihren Ansprüchen allmählich einzuschränken, sie bat ihren Gemahl, keine weiteren Erklärungen mit der Stiefmutter herbeizuführen, keine bindenden Versprechungen von ihr zu begehren. Sie erbot sich, Vittoria des Abends zum Ausgehen oder zu einer gemeinsamen Geselligkeit zu überreden, sie verhieß, in ihrer Wirthschaft solche Ersparungen zu machen, daß man die Möglichkeit behielte, der Stiefmutter eine gewisse eigene Geselligkeit zu gestatten, und da Vittoria, von der jungen Baronin gutem Willen gerührt und beruhigt, sich dieser immer wieder mit der alten Neigung anschloß, übernahm Cäcilie ihr Mittleramt in der That mit Zuversicht und Freude.

Sie, die zuerst auf Vittoria's Unbesonnenheiten warnend hingewiesen hatte, gab es dem Freiherrn doch zu bedenken, daß Vittoria's Unstätigkeit erst seit ihrer Trennung von Valerio her-

vorgetreten sei. Sie verlangte also, daß man Valerio so oft als möglich nach Hause kommen lasse. Sie setzte es durch, daß er, in dem sich auch eine auffallend schöne Stimme herauszubilden begann, die Mutter, wenn es sich irgend thun ließ, in die Theater begleitete; und Mutter und Sohn verlangten es nicht besser. Die Baronin verzichtete, wenn sie Valerio bei sich hatte, am Abende auf geselligen Besuch in ihren Zimmern, sie sang mit dem Sohne, dessen musikalisches Gedächtniß ein ganz ungewöhnliches war, und selbst Renatus und Cäcilie hatten ihr Vergnügen daran, wenn Valerio mit seiner feurigen Lebendigkeit ganze Scenen aus den Opern, in welche die Mutter ihn an den Sonntagen zu führen pflegte, vor ihnen nachzuspielen und zu singen unternahm.

Seine Vorliebe für das Zeichnen schien dadurch plötzlich in den Hintergrund zu treten. Er hantierte allerdings noch immer mit dem Bleistifte und der Feder, aber es waren nur noch Opern-Scenen, die er entwarf, wenn er nicht Karrikaturen auf seine Mitschüler und Vorgesetzten zeichnete, deren komische Wirkung bei unverkennbarer Aehnlichkeit in der ganzen Anstalt von sich sprechen machte.

Von Valerio's Verhalten in dem Kadettenhause war überhaupt nicht viel zu rühmen. Seine Zeugnisse erkannten zwar seine Begabung an, rügten jedoch seinen Mangel an Ausdauer und wahrer Arbeitslust, und kaum eine Woche verging, in welcher es für ihn nicht irgend ein Vergehen gegen die Disciplin der Anstalt zu büßen gegeben hätte. Wenn er auf solche Weise an einem Sonntage den Besuch bei der Mutter verscherzte, wußte er das nächste Mal durch verdoppelte Liebenswürdigkeit seine Bestrafung vergessen zu machen, und selbst Renatus, der sich vorgenommen hatte, ihn streng zu behandeln, fühlte sich oftmals wider seinen Willen von ihm hingerissen. Man mußte sich sagen, daß ein Knabe, der in so schrankenloser Willkür aufge-

wachsen sei, es schwerer als Andere finden müsse, sich dem strengen Zwange zu fügen; sogar unter seinen Lehrern fanden sich Einer und der Andere, die für ihn sprachen, die der Ansicht waren, daß man mehr als mit Andern Geduld mit ihm haben und ihm Zeit vergönnen müsse, sich allmählich unterordnen und beherrschen zu lernen, wenn man seine ungewöhnliche Lebendigkeit nicht zu einem Nachtheil für ihn selber verkehren und ihn dahin bringen wolle, seinen fröhlichen Freimuth hinter der Maske einer erheuchelten Sinnesänderung zu verbergen, die vorzunehmen und aufrecht zu erhalten, eben ihm, bei seiner Lust am Darstellen, verlockend werden könnte.

Wie dem aber auch sein mochte, Valerio war in dem Kadettenhause eben so schnell der Liebling seiner Mitschüler geworden, als seine Mutter die Gesellschaft für sich gewonnen hatte. Seine auffallende fremdartige Schönheit, die Leichtigkeit, mit welcher er neben dem Deutschen das Französische und das Italienische sprach, die Bereitwilligkeit, mit der er Jedem zeichnete, was man von ihm verlangte, und seine erfinderische Phantasie, die ihn immer neue Spiele und neuen Zeitvertreib ersinnen ließ, führten ihm die Herzen seiner Altersgenossen zu, während seine ungewöhnliche Frühreife die älteren Kadetten belustigte. In der Einsamkeit seines heimathlichen Schlosses hatte er, Dank der Achtlosigkeit seiner Mutter, mehr von dem Leben erfahren, als es Knaben seines Alters sonst geschieht, und der freie Gebrauch, den er bis zu der Rückkunft seines Bruders von des verstorbenen Freiherrn reicher Büchersammlung machen dürfen, hatte die romantische und abenteuerliche Geistesrichtung Valerio's noch erhöht.

Es war eine Hauptbelustigung der älteren Zöglinge des Hauses, Valerio erzählen zu machen, sei es, daß er von seinem Leben auf dem Lande oder von seinen gegenwärtigen Besuchen in seines Bruders Hause und bei seiner Mutter plauderte. Sein lebhaftes Mienenspiel, seine Beobachtungs- und Nachahmungs-

gabe, die Keckheit seiner Bemerkungen gewährten den jungen Leuten einen heitern Zeitvertreib. Sie hielten vor ihm auch nicht, wie vor den andern Knaben zurück. Mit Cherubin, dem schönen Pagen, wie sie ihn hießen, brauchte man sich auch nicht in Acht zu nehmen. Er wußte, was er sagen und wovon er schweigen sollte; er hatte das in Richten zwischen den beiden feindlichen Haushaltungen früh erlernt, und er hörte es gern, wenn man ihn den Pagen hieß.

Er hatte schon in der Heimath seinen Figaro gelesen, er hatte das Pagenlied stets vor allem Andern geliebt; und nun vollends, seit er mit der Mutter Mozart's Figaro auf der Bühne gesehen und gehört hatte, seit die Mutter und Emilio es rühmten, wie genau er das Mozart'sche Pagenlied behalten habe, ließ er sich den Namen im Kadettenhause doppelt gern gefallen. Vittoria selber nannte ihn bald nicht anders, und ihren Cherubino Sonntags, wenn sie Leute bei sich hatte, das „Voi che sapete“ zum Flügel singen, ihren Cherubino von der Gesellschaft bewundern zu lassen, das war, wenn Renatus es nicht hinderte, ein Genuß, den sie sich und ihrem Sohne selten nur versagte.

## Siebentes Capitel.

Die Aurikeln blühten schon, und die großen Dolden der Fliederbüsche strömten ihren Duft über die weiten Rasenplätze des alten Gartens von Tante Esther aus, als Seba eines Tages auch wieder ihren Kranz auf das Monument gehängt hatte und langsam, des schönen, warmen Frühlingswetters froh, durch die breiten Wege nach dem Zelte vor dem Gartensaale zurückging. Die Gräfin Eleonore war an ihrer Seite.

Die Genesene hatte noch nicht ihre völlige Frische wiedergewonnen, aber das Leben war doch wieder mächtig in ihr, und sie bedurfte des stützenden Armes ihrer Freundin nicht mehr. Sie ging frei und festen Schrittes neben ihr her, nur ihr Auge war nicht mehr so strahlend, als in den Tagen, in welchen Renatus sie hatte kennen lernen, und auch die stolze Zuversicht jener Zeit war nicht mehr in ihr.

Eine Weile schritt sie schweigend durch die Alleen, dann, als sie sich schon dem Zelte genähert hatten, unter welchem Davide saß, die ihr Töchterchen nährte, während der Knabe mit seinen von der Sonne schon gebräunten Armen sich in dem großen Garten, recht nach Menschenart, seinen eigenen Garten zu machen strebte, wendete Eleonore sich in einen der Seitenwege, und Seba's Arm in den ihren legend, führte sie sie mit sich fort.

Kommen Sie, meine Freundin, sagte sie, ein wenig will ich Sie noch für mich besitzen. Sind Sie erst wieder in dem Zelte, dann gehören Sie mir nicht mehr allein, dann gehören

Sie Ihren Kindern und Ihren Enkeln — Eleonore bezeichnete Tremann und die Seinen gegen Seba stets mit diesem Namen — und nicht nur Adel, wie es das französische Sprüchwort sagt, legt uns Verpflichtungen auf: auch Güte verpflichtet. Sie müssen gütig zu mir sein, weil Sie so gut gegen mich gewesen sind.

Seba drückte ihr mit freundlichem Worte die Hand, und Eleonore meinte nach einer kurzen Pause: Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, wenn ich Sie an jedem Tage mit derselben Herzenstreue das gleiche Liebeswerk verrichten und immer befriedigt von demselben wiederkehren sehe. Anfangs ging ich dazu mit, weil ich eben bei Ihnen bleiben, Sie begleiten wollte. Jetzt denke ich schon, wenn ich zu Ihnen komme, daß wir die Blumen pflücken und nach dem Denkmal tragen müssen, und ich glaube, wären Sie nicht hier, ich thäte, ohne Ihre Todten hier gekannt zu haben, ganz dasselbe. Es ist etwas Schönes um ein alltäglich Thun, es verbindet jeden unserer Tage mit der Vergangenheit und Zukunft, es gibt jedem Tage einen Mittelpunkt. Wenn ich — — ihre Stimme wurde weich — wenn ich fern von Ihnen sein werde, liebe Seba, werde ich zu Ihrem und der Ihren Angedenken an jedem Tage auch einen solchen Herzenskultus üben, und wie Sie unter den Lebenden der Todten denken, werde ich in meiner Einsamkeit mit noch größerer Liebe — ach, und mit welcher Sehnsucht! — an Sie Alle, die ich hier verlasse, denken.

Sie waren während dieser Worte nach der Seite des Gartens gekommen, an welcher Paul's Arbeitszimmer lagen, und dieser, der eben sein Tagewerk beendet hatte, trat, als er sie gewahrte, zu ihnen in den Garten hinaus.

Er sah sich zuerst nach seiner Frau und seinen Kindern um, erkundigte sich dann nach Eleonorens Ergehen und nannte es einen bequemen Zufall, daß sie eben da sei, da er einen Brief für sie erhalten habe. Sie fragte, woher derselbe sei.

Er ist uns durch einen unserer römischen Geschäftsfreunde vor einer halben Stunde zugekommen, und ich hoffe, daß man ihn noch nicht zu Ihnen in das Hôtel geschickt hat, gab er ihr zur Antwort, während er hineinging, sich nach dem Briefe umzusehen.

Die Gräfin war bei der Nachricht bleich geworden, und die Bewegung, mit welcher sie das Schreiben aus Paul's Hand empfing, ließ ihre Freunde nicht darüber im Ungewissen, von wem es ihr kam. Auch wollten beide sich entfernen, ihr Zeit und Ruhe zum Lesen zu geben; aber wie ein Kind, das sich vor dem Alleinsein fürchtet, langte die Gräfin unwillkürlich nach der älteren Freundin Hand, und sich auf die nahe stehende Gartenbank niederlassend, bat sie leise: Bleiben Sie!

Es war ein langer Brief. Die Gräfin hatte ihn gelesen und noch einmal gelesen, dann ließ sie die Hand, mit der sie ihn hielt, auf ihre Kniee niedersinken und sah sinnend vor sich hin. Seba saß schweigend an ihrer Seite. Sie kannte die Erlebnisse der Gräfin jetzt in allen ihren Einzelheiten durch diese selbst, und Eleonore hatte auch vor Paul und vor Davide kein Hehl aus ihnen zu machen gewünscht, wennschon sie den Beiden nicht direkt davon gesprochen hatte. Nur von dem Religionswechsel und von ihren religiösen Zweifeln war zwischen ihr und Paul zum Oefteren die Rede gewesen, und er hatte es ihr nie verborgen, wie er über das blinde, unbedingte Glauben, wie er über den Glauben an positive Religion, wie er über den Gottglauben überhaupt denke und was er von jener Anschauung halte, die im neunzehnten Jahrhundert die Veredlung und Selbstvollendung des Menschen noch durch seine Einsamkeit erreichen zu können wähne. Aber er hatte diese Gespräche nie geflissentlich gesucht. Denn gerade weil Eleonore durch augenblickliche Entschlüsse, durch gewaltsame Eindrücke und durch die Macht einer ihr Herz beherrschenden mächtigen Leidenschaft zu

einem Abfalle von ihrer wahren Ueberzeugung und zu einem Handeln gegen die eigentlichen Bedingungen ihrer Natur verleitet worden war, meinte er, daß, wenn überhaupt eine Hülfe für sie möglich sei, ihr diese nur auf dem Wege der eigenen Einsicht und der ruhigen, sie zur Erkenntniß langsam führenden Erfahrung mit Erfolg bereitet werden könne.

So ließ denn auch Seba ihr eine Weile Zeit, sich zu sammeln, und erst als sie bemerkte, daß Eleonore es schwer finde, in diesem Augenblicke von sich zu sprechen, sagte sie: Sie haben einen Brief von dem Abbé erhalten?

Eleonore bejahte es, und was sie nie zuvor gethan hatte, sie reichte der Freundin das Schreiben hin.

„Ich komme von einer Reise zurück," also hob es an, „die ich im Auftrage meiner Oberen unternommen und die mich durch den ganzen Winter und das ganze Frühjahr in den Geschäften unsers Ordens fern im Orient gehalten hat. Von den Ufern des Nil, an den heiligen Wassern des Jordan, von der Schädelstätte und an des heiligen Grabes geweihter Schwelle sind meine Gedanken zu Ihnen gegangen, und ich habe für Sie gebetet, Eleonore, gebetet, daß auch Ihnen der Friede kommen möge, mit dem ich an Sie denke; daß Ihre endliche Bekehrung zu der einzigen und alleinig wahren Lehre Sie reinigen und Ihren Sinn erheben möge, wie sie mich hinaushebt über mich selbst und über all mein menschliches Verlangen und Begehren. Ich habe Ihnen geschrieben und meine Briefe in unser Frauenkloster nach Trinità di Monte gesendet. Zurückgekehrt nach Rom, bin ich gegangen, Sie in den heiligen Mauern aufzusuchen, in denen ich Sie zu finden glauben mußte. Aber Sie waren nicht dort, und erst auf Umwegen habe ich erfahren, wo Sie weilen und daß Sie krank gewesen sind.

„Weßhalb schrieben Sie mir nicht, weßhalb riefen Sie mich nicht? Ein Wort von Ihnen, das mich hätte ahnen lassen, Sie

bedürften meines Trostes, hätte mich zu Ihnen geführt. Streng, wie unsere Gesetze uns binden und unsere Oberen über uns walten, würde man es mir als mein Recht zuerkannt und nicht geweigert haben, Ihnen, deren Seele ich dem Lichte gewonnen, in den Stunden der Krankheit und der möglichen Entmuthigung meinen Beistand leisten zu dürfen, und Sie zu ihm und auf ihn hinzuweisen, der unser Stab und unsere Leuchte, unser ewiges Heilmittel und der Weg zu unserem ewigen Leben ist.

„Sie waren dem Tode nahe, Sie sind genesen und Sie haben, ich weiß es, nicht einmal danach verlangt, Sich durch den Genuß des heiligen Abendmahles, Sich durch das erlösende Sakrament, der Gemeinschaft anzuschließen, der Sie angehören, Sich der Gnade und Vergebung zu versichern, die uns den Weg durch dieses Leben und den dunkeln Pfad in das Jenseitige ebnet und erhellt. Was soll ich davon denken? Was bedeutet das?

„Wäre es möglich, daß Ihre Seele wankend geworden ist? Wäre es möglich, daß Du sie vergessen könntest, die Schwüre, mit denen Du Dich mir und meinem Glauben zugeschworen? Daß Du sie vergessen könntest, die gesegnete Stunde, in der meine blutigen Thränen und die Angst meines durch Dich gemarterten Herzens Dich und mich neugeboren haben zu dem ewig unauflöslichen Bündnisse unserer Liebe in Gott? Solltest Du abfallen, untreu werden können mir, Dir selbst und ihm, dem Du gelobt hast, Dein Leben ausschließlich seiner Anbetung zu weihen?

„Meine Seele erbebt vor dem Gedanken! Ich liege auf meinen Knieen, und meine starke, feurige Liebe für Dich ersehnt und erfleht von dem Höchsten Deine Treue für ihn. Ich zähle die Stunden, bis mir Kunde kommen wird von Dir, die Stunden, bis ich, an das Gitter des frommen Hauses tretend, mir werde sagen dürfen: es birgt wie ein goldener Heiligenschrein den

Schatz, den du der heiligen Gemeinschaft zugeführt, es umschließt das edle Herz, das du der Kirche zu gewinnen durch Gottes Gnade würdig befunden bist, und es erwächst in dieser gesegneten Mauern stiller Huth eine jener Frauenseelen für das Herrscheramt innerhalb der Kirche, der die Starken sich mit Anbetung und Wonne neigen.

„Komm, meine Schwester! Komm, Du Ersehnte meiner Seele, laß mich die Stunde nicht mehr lange erwarten, in welcher unsere Seelen sich als zwei reine Flammen in der glühenden Begeisterung Eines Liebens, Eines Glaubens, Eines Hoffens zu Gott erheben. Meine ganze Seele schmachtet nach dem Glücke! — Komm, denn ich erwarte Dich!"

Seba faltete, ohne ein Wort zu sprechen, den Brief zusammen, und eben so lautlos warf Eleonore sich mit beiden Armen der Freundin um den Hals und weinte bitterlich. Seba drückte sie an sich und hielt sie sanft umfaßt.

Es war sehr still in dem Garten, Davide hatte sich entfernt, um das Kind, das an ihrem Busen eingeschlafen war, zur Ruhe zu bringen, der Knabe war ihr gefolgt, und Paul saß, die französischen Zeitungen lesend, in dem Schatten der großen, vor dem Gartensaale stehenden Bäume. Kein Lüftchen regte sich. Man hörte die Bienen leise summen, ehe sie sich in die Kelche der Blumen niedersenkten, in dem dichten Buschwerke sang und lockte die Nachtigall.

Richten Sie Sich auf, Eleonore, sagte Seba endlich. Es ist gut, daß dieser Brief gekommen ist. Sie hatten ihn erwartet; ich fühlte es Ihnen immer an. Was denken Sie zu antworten? Was wollen Sie thun?

Weiß ich's denn selbst? entgegnete die Gräfin, und nachdem sie noch einmal in ihr schwermüthiges Sinnen versunken war, sagte sie plötzlich: Es ist mir wie einem Träumenden zu Muthe. Was ich am deutlichsten wissen glaubte, was mich das Leben-

digste, das Nothwendigste dünkte, Alles, worauf ich mich stützen zu können wähnte, zerrinnt mir wie Nebel, wenn ich mein Auge darauf richte, und es thut sich mir hinter demselben eine Ferne, eine Weite auf, die mir fremd ist und in der ich mich nicht zurecht zu finden weiß. Ich möchte, wenn es möglich wäre — sie zögerte und schwieg.

Sie möchten Geschehenes ungeschehen machen können! fiel ihr Seba in die Rede, um ihr zu Hülfe zu kommen.

Ja! rief Eleonore, als habe Seba mit dem bloßen Aussprechen dieses Wortes eine Fessel von ihr genommen, ja! Ich wünschte, ich hätte mein ganzes Leben nicht gelebt!

So vergessen Sie es und beginnen Sie ein besseres, ein neues!

Kann man das? fragte Eleonore. Kann man es sich selber vergessen machen, was man empfunden hat?

Seba nahm sie bei der Hand. Sehen Sie, Eleonore, sprach sie sanft, seit mehr als zwanzig Jahren schaue ich dem Leben jener Bäume zu, die da drüben, jenseit des Flusses, in dem Garten stehen. Als ich zum ersten Male im Herbste ihr Laub erbleichen und zu Boden fallen sah, war ich jung wie Sie, und unglücklich, weit unglücklicher, als Sie, denn ich hatte mein Herz mit seiner reinsten Liebe einem Manne zugewendet, den ich verachten mußte, ich hatte durch meine Schuld mich selbst verloren; und ich sah in jenem Herbste auf die entblätterten Bäume hin und dachte: sie sind dein Bild, dein und ihr Frühling, deine und ihre Blüthenzeit sind hin, es ist Winter geworden und Alles ist todt und öde, todt und öde für immer!

Sie hielt inne, die Gräfin küßte ihr die Hand. Da glitt ein melancholisches Lächeln über Seba's Antlitz, und ihr Haupt mit seinen schönen Augen zu ihrer jungen Freundin wendend, sagte sie mit einem Tone, welcher dieser tief in's Herz drang: Und nun blicken Sie hinüber, ob ich mich nicht irrte? Ob das

Leben nicht viel mächtiger, die Welt in ihrem ewig waltenden Werden nicht viel wunderthätiger ist, als unser armes Herz in seinem kleinmüthigen Verzagen es für möglich hält? Jener Winter ist entschwunden, und mancher andere nach ihm, und jeder neue Frühling hat meinen alten Bäumen drüben neues Leben und neues Blühen gebracht, und in allem ihrem Blühen und Vergehen sind sie gewachsen und gewachsen, und der Abfall ihrer Blätter selbst hat dem Boden, der sie erzeugte, noch Wärme und noch neue Kraft verliehen! Und Sie wollten dem Leben entsagen, weil Sie einmal irrten? Sie wollten Sich gebunden glauben durch den Eid, den Sie in einer geflissentlich durch fremden Willen in Ihnen erregten leidenschaftlichen Ueberspannung geleistet haben? Wie dürfen Sie nur daran denken, einen unfreiwilligen Irrthum Ihres Verstandes, eine Uebereilung Ihres Herzens zu einer bewußten Lüge zu machen? Nimmermehr, Eleonore! Das darf, das kann nicht geschehen! —

Sie hatte die letzten Worte unwillkürlich mit erhobener Stimme gesprochen, so daß Paul und Davide, die herangekommen waren, sie vernommen hatten, und Paul die Frage aufwarf, wovon die Rede sei.

Seba gab ihm eine andeutende Antwort, aber Eleonore sagte sehr bestimmt: Wir sprachen von einem traurigen Gegenstande, von mir und meiner Zukunft, und es ist gut, daß Sie, meine Freunde, jetzt dazugekommen sind, denn ich fühle mich halt- und rathlos! Ich habe Stunden, in denen ich mich in Lebenslust an das Dasein klammern, und Tage, an denen ich aus Widerwillen gegen mich selbst, mich vor der Welt verbergen und ein Herz in Einsamkeit begraben möchte, das . . . — Sie brach plötzlich ab, und nach kurzem Schweigen heftig auffahrend, rief sie: Wenn Sie es wüßten, wie man mich umworben hat, wenn Sie wüßten, wie ich in dem Glauben an eine große, reine Liebe mich mit Stolz zurückgehalten habe, von den Spielen

des Herzens, in denen die Mehrzahl der Frauen sich gefällt und genügt! Rein und ganz in meinem Empfinden, so hatte ich mich und alles, was ich habe und bin, mit meiner Liebe einst dem Manne hinzugeben gehofft, der mich zu seiner Gattin nehmen würde! Und sich jetzt sagen zu müssen, daß ich dies alles, daß ich diese große, diese umfassende Liebe, daß ich die tiefste Verehrung meines Herzens einem Manne entgegenbrachte, der mit kaltem Auge auf mich herniedersah, dem ich nichts, nichts gewesen bin, als der Gegenstand einer Berechnung, und der, als ich in Liebe zu seinen Füßen niedersank, es vielleicht bedachte, was mein Besitz dem Orden werth sei, in dessen Dienste er sich meiner zu bemächtigen wünschte . . . — Sie brach noch einmal ab und sagte dann nach einer Pause wie im Selbstgespräche: Das denkt keines Menschen Seele aus!

Doch, rief Paul, der ihr achtsam zuhörend gefolgt war, doch! Und Seba's Hand ergreifend und schüttelnd, sagte er: Fragen Sie Seba, ob sie es nicht nachzudenken vermag, ob sie nicht Gleiches, ob sie nicht Schwereres erduldet hat! Und sie hat sich aufgerichtet in sich selbst, daß sie die Stütze und die Zuflucht aller derer geworden ist, die einer starken und geduldigen Liebe für sich nöthig haben! Was ist Ihnen denn geschehen, was haben Sie denn erlitten und erlebt?

Die Gräfin sah ihn betroffen, ja, mit Erstaunen an. Es ist wahr, fuhr er fort, Sie haben ein großes, ein schönes Capital von Liebe falsch angelegt, das ist aber auch Alles! Sie haben Sich in dem Manne betrogen, dem Sie es anvertrauten, und nur Sie, nicht er, tragen die Schuld davon! Sie sahen das Kleid, das er trug, Sie kannten die Grundsätze der Gemeinschaft, der er angehört! Wer hieß Sie der eiteln Verlockung nach Herrschaft nachgeben, mit der er zuerst verführend an Sie herantrat? Nicht er, Ihr Stolz hat Sie verleitet, die Freiheit, deren Sie nach allen Seiten hin genossen, gegen die

Unfreiheit zu vertauschen, die Ihnen Herrschaft über Andere und die blinde Unterordnung Anderer als ein Glück vorspiegelte! Nicht Ihre Liebe für den Abbé allein, Ihr Haß gegen Ihre Tante, ja, die ganze müßige, selbstsüchtige Abgeschlossenheit, in der Sie, wie Sie es mir geschildert haben, lebten, haben Sie dem Abbé in die Arme getrieben! Und jetzt, da Sie ihn kennen, jetzt wollen Sie aus falschem Ehrgefühl hingehen, Sich in einem Kloster zu verbergen? Sie wollten auch jetzt noch nach jener hochmüthigen Selbstbefriedigung suchen, die Sie der Erde und Ihren Mitmenschen entfremdet? Wie können Sie nur daran denken, noch länger ein Dasein zu führen, welches in unserer Zeit und bei unseren Erkenntnissen nicht mehr werth ist, daß man's lebt? — Er schüttelte mißbilligend sein ernstes Haupt, und der Gräfin fest in's Auge schauend, sprach er: Da wär's besser, Sie wären nicht genesen!

Die Frauen blickten besorgt auf Eleonore hin. Sie sah schweigend vor sich nieder. Paul störte sie in ihrem Sinnen nicht. Ein paar Mal schien es, als ob sie sprechen wolle, aber sie fand das Wort nicht oder sie vermochte sich nicht von den Vorstellungen loszureißen, mit denen sie sich bisher getragen hatte, und Davide, welche ihr dies nachempfand und ihr zu Hülfe kommen wollte, fragte: Aber was soll Eleonore denn jetzt thun?

Sie soll sich befreien und sich durch Selbstüberwindung selbst wieder gewinnen, wie unser Aller Vorbild, wie unsere Seba es gethan hat! Sie soll dem Abbé und der Habsucht seines Ordens den Triumph nicht vollenden, den sie ihnen zu bereiten auf bestem Wege war! rief Paul.

Er hielt inne. Ihr fragt mich, was die Gräfin thun soll? Erretten soll sie von dem schlecht angelegten Capitale ihrer Liebe, ihrer Freundschaft, was sie kann! Sie soll ihr Herz tapfer in die Hand nehmen, sie soll sich muthig ihren Irrthum, ihre Ver=

blendung eingestehen! Sich soll sie anklagen, nicht die Andern oder gar ihr Schicksal, und sie soll lieben, ihre Mitmenschen lieben lernen . . .

O, rief Eleonore, und ihr Antlitz leuchtete in einer Verklärung, deren es früher nie theilhaftig geworden war, liebe ich Euch denn nicht? Wie eine zärtliche Mutter, wie liebende Geschwister seid Ihr mir gewesen! Mutterliebe und Geschwisterliebe und die Seligkeit, welche in der Ehe, in dem Lächeln eines Kindes liegen kann, Alles habe ich kennen und empfinden lernen hier bei Euch! — Aber wenn ich von Euch geschieden sein werde . . .

Scheiden? fiel ihr Davide in das Wort, und die Gräfin in ihre Arme schließend, rief sie: Wer denkt denn an Scheiden, Eleonore? Du hast mich ja selbst Deine Schwester genannt! Du bleibst bei uns, bei Seba, bei Paul, bei mir, bei unseren Kindern! — Seba, Paul, sagt es ihr doch, daß sie nicht gehen soll, nicht gehen darf, daß sie unser, unsere Eleonore ist!

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Gräfin hing an ihrem Halse, Seba legte ihre Hand sanft auf der beiden jungen Frauen Häupter, selbst Paul war sehr erschüttert. Die Blumen aber dufteten ruhig fort, die Bienen tauchten tief in ihre Kelche hinein, und die Nachtigallen lockten und sangen, während in dem leise aufgestiegenen Winde die Zweige der Bäume sich nickend hin und wieder bewegten und die Sonne ihre warmen Strahlen funkelnd durch die Blätter niedersendete.

Als Eleonore ihrer wieder mächtig geworden war, hielt sie Paul ihre Hand hin. Er schlug mit festem Schlage ein und schüttelte sie ihr wie einem Manne. Muth, Gräfin! sprach er mit der vollen Stimme, die schon in ihrem bloßen Klange etwas Ermuthigendes hatte. Die Welt geht nicht unter, wenn ein Stein unter unseren Füßen fortrollt, auf den wir mit Sicherheit treten zu können meinten! Irgendwo findet sich ein Ast, an dem

man sich halten kann, und — er reichte ihr mit schöner, herzgewinnender Freundlichkeit noch einmal seine Rechte hin — zur Noth bin ich auch noch da! Fragen Sie Seba und Davide, ob ich loszulassen pflege, was ich in die Hand genommen habe!

Lieber, lieber Freund! rief die Gräfin und blickte wie eine Tochter ergeben und vertrauensvoll zu ihm empor. Was soll ich thun? Sagen Sie's, ich folge Ihnen unbedingt!

Paul machte eine abwehrende Bewegung. Kein blindes Gehorchen, kein unbedingtes Vertrauen, liebe Gräfin! warnte er. Ich bin kein Priester! Aber ich würde mich freuen, wenn Sie mir den Brief zu lesen geben wollten, den Sie dem Abbé auf seine heutige Zuschrift senden.

Was soll ich ihm sagen? fragte sie, von dem Gedanken dieser unerläßlichen Annäherung ergriffen und erschreckt. Was soll ich ihm sagen?

Die Wahrheit! entgegnete ihr Paul.

Wird er Eleonore nicht festzuhalten streben? Wird er nicht Alles anwenden, sie uns zu entreißen? wendete Davide ein.

Gewiß! aber Eleonore ist ja nicht mehr allein in ihrem stolzen Haughton Castle! Sie ist in eines Bürgers Hause, sie hat sich ja eben freiwillig als der Unseren Eine unter meinen Schutz gestellt, und wenn wir auch nicht wie sie in ihrem freieren Vaterlande von uns sagen können: „Mein Haus ist meine Burg!" so bin ich doch Herr in meinem Hause, und sie soll, wie wir alle ruhig leben, ruhig schlafen, und sich frei bewegen unter meinem Dache und unter meinem Schutze, bis sie uns nicht mehr braucht, bis sie gelernt hat, wieder aus eigenem Antriebe ihren eigenen und, ich denke, einen schönen, neuen Weg zu gehen!

---

# Achtes Capitel.

Nach großen Stürmen pflegen, wie in dem Leben der Völker, so auch in dem Leben der einzelnen Menschen, wenn die aufgeregten Wogen sich geebnet haben, lange und tiefe Windstillen einzutreten, in denen die Wasser sich beruhigen und allmählich so sanft hingleiten, daß man es leicht vergißt, wie es eben noch anders gewesen ist und was unter der glatten Oberfläche in der Tiefe schlummert. Was man erlebte, was man erlitt, wird von dem Einzelnen mehr und mehr vergessen, von der Gesammtheit überwunden und ausgeglichen. Man meint, es sei des Erfahrens nun genug gewesen, man hofft, der gewonnenen Einsicht in Ruhe froh werden zu können, man sieht rund um sich her vielfach ein Wachsen und Gedeihen, und da man ohne sein besonderes Zuthun von dem allgemeinen Elende sein reichlich Theil getragen, so wird man zu der Meinung verführt, daß man auch ohne sein besonderes Zuthun des Guten theilhaftig werden müsse, das sich um uns her entfaltet hat, und daß das allgemeine Wachsen und Gedeihen mit seiner Segensfülle zudecken müsse, was der Eine oder der Andere sich nicht gern eingestehen und gern verbergen möchte.

Handel und Wandel standen denn auch, nachdem wenig mehr als ein Jahrzehend seit der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft verflossen war, wieder in voller Blüthe. Die Industrie und der Landbau waren zu einem Aufschwunge gekommen, von dem man bis dahin in unserem Vaterlande noch

kaum eine Vorstellung gehabt hatte, und an der Spitze der bedeutendsten Unternehmungen fand man fast immer das mit jedem Jahre mächtiger werdende Tremann'sche Handlungshaus. Paul war einer der reichsten und zugleich einer der angesehensten Männer der Stadt und des Landes geworden. Sein Einfluß kam nicht nur dem eigenen Schaffen, sondern auch den Angelegenheiten der mit ihm verbundenen Menschen sehr zu Statten. Er selber hatte sich freilich schon von den Fabrik- und industriellen Geschäften zurückgezogen, die er bald nach Beendigung des Krieges mit Steinert und Herbert gemeinsam unternommen hatte, um sich gänzlich wieder dem großen Geldgeschäfte zuzuwenden; dafür arbeiteten aber die Söhne und Schwiegersöhne seiner beiden Freunde mit diesen jetzt gemeinschaftlich und einander in die Hände.

Eva war, wie sie das gewünscht hatte, in dem alten, auf das beste ausgebauten Amtshause in Rothenfeld mit ihrem Herbert angesessen. Sie sah in behaglicher Ruhe ihrem Lebensabende entgegen, während der junge Steinert, der seine Cousine Angelika geheirathet hatte, und Steinert's Schwiegersohn mit seiner Eveline, der Eine auf dem von Rothenfeld jetzt abgezweigten Vorwerke, der Andere in Neudorf sich tüchtig regten. Auf den Gütern, deren Ertrag nach dem Abgange von Adam Steinert in den letzten Lebensjahren des Freiherrn Franz so tief heruntergekommen war, daß er die Bedürfnisse der Herren von Arten nicht mehr deckte, fanden jetzt drei Familien ein reichliches Auskommen und ein immer wachsendes Gedeihen, weil sie selber schufen und erwarben, was sie brauchten, weil sie ihre Bedürfnisse und ihre Einnahmen in Einklang erhielten und weil ihre eigene Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit den Arbeitern um sie her zu einem Antriebe und zu einer Ermuthigung gereichten, die den Gutsbesitzern ebenfalls zu Nutze kamen.

Ein Jahr nachdem Herbert sich in dem Rothenfelder Amts-

hause niedergelassen hatte, war Seba in der Mitte des Sommers in ihre heimathliche Provinz zurückgekehrt, um ihr altes Vaterhaus einmal wiederzusehen und Herbert auf seinem Gute zu besuchen, und Eleonore hatte sie dabei begleitet. Seit die Gräfin in das Tremann'sche Haus gezogen und gleichsam ein Mitglied seiner Familie geworden war, trennte sie sich von Seba nicht. Sie waren einander in tiefem Verständniß nahe getreten.

Du hast so Viele gepflegt und gehegt, sagte die Gräfin bisweilen, daß es nur in der Ordnung ist, wenn sich endlich Jemand findet, der Dich nun hegt und pflegt. Davide hat ihren Mann, hat ihre Kinder; ich habe Niemanden als Dich, und es kommt Dir zu, daß ein Wesen um Dich ist, über welches Du ganz verfügen kannst. Wo Du bist, da bin ich, wo Du hingehst, gehe ich mit Dir!

Seba wollte das nicht gelten lassen, denn sie wünschte, Eleonore in einer ihr angemessenen Ehe glücklich zu sehen; aber es war, als hätte das Gemüth der Gräfin noch ein Ruhen nöthig, nachdem es ihr in schweren Kämpfen gelungen war, sich mit Hülfe ihrer Freunde völlig von den Banden frei zu machen, in denen der Abbé sie gehalten hatte; und Paul bestärkte sie in ihrer Hingebung an Seba.

Laßt sie ungestört gewähren, rieth er, wenn Davide in ihrem Glücke Heirathsplane für die Freundin machte. Für eine Eleonore kommt gewiß der Tag, an welchem die Freundschaft ihr nicht mehr allein genügt; laßt uns ihn erwarten.

Sie und Seba hatten in den letzten Jahren verschiedene große Reisen gemacht, sie waren auch einen Sommer in Haughton Castle gewesen. Aber Eleonore hatte in England nur ihre nächsten Anverwandten aufgesucht, und obschon von ihnen jetzt wieder bereitwillig empfangen, hatte sie sich doch nach Deutschland und in das Haus zurückgesehnt, in dem ihr zuerst selbstlose Liebe begegnet war und in dem sie es erlernt hatte, sich

im Anschlusse an ihre Umgebung, im engverbundenen Zusammenhange des Familienlebens durch Hingabe zu bereichern, durch Unterordnung zu erheben. Man dachte nicht daran, sie besonders aufzuklären, sie zu erziehen. Die Luft macht eigen und die Luft befreit. Man ließ das Leben walten.

Freilich wunderten die Leute, vor Allen Renatus und die Seinigen sich darüber, daß die Gräfin Haughton der Aufforderung ihres Gesandten, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, nicht nachkam, daß sie noch immer in Deutschland, noch immer als eine Genossin des Tremann'schen Hauses lebte; man fand sich jedoch endlich damit ab, es ihr für eine ihrer englischen Grillen auszulegen, und des Freiherrn Angelegenheiten waren nicht der Art, ihm eine besondere Theilnahme an den Seelenzuständen der Personen einzuflößen, die nicht im nächsten Zusammenhange mit ihm lebten.

Renatus mochte es ansehen, wie er wollte, das Glück wendete sich ihm nicht wieder zu. Während in Paul's Hause eine ganze Schaar von Kindern in Kraft und Gesundheit heranwuchsen, war das einzige Töchterchen, welches Cäcilie ihrem Manne geboren hatte, ein schwächliches Kind gewesen, das bald gestorben war, und er hatte bisher vergebens auf die Geburt eines Sohnes gehofft, der seinen Namen erben und in die Zukunft tragen sollte. Die Aussicht, daß Valerio, daß der seinem Vater untergeschobene Sohn vielleicht der einzige Erbe des alten, schönen Namens derer von Arten werden könne, widerstand dem Freiherrn bei der eigenartigen Entwicklung dieses jungen Menschen mit jedem Jahre mehr, und etwas, woran er sich recht von Herzen freuen konnte, hatte Renatus nirgend.

Allerdings war seine Ehe eine würdige und friedliche; aber Vittoria war eine schwere Last für ihn und seine Frau, und auch seine Dienstverhältnisse gestalteten sich nicht so günstig, als er es erwartet hatte. Er wurde trotz der größten Pflicht-

treue nicht befördert, das Avancement im Frieden war sehr langsam, und er konnte sich des Gefühles nicht erwehren, daß ein unbekanntes Etwas, daß ein heimliches Uebelwollen ihm, wohin er sich auch wende, hindernd im Wege stehe. Dazu kam er auch mit seinen Vermögensverhältnissen nicht, wie er es gehofft, in die Ordnung. Der Pächter hatte nicht den Muth, seine erarbeiteten Capitalien in das fremde Gut zu stecken, und der Freiherr keine Capitalien, mit denen er selber auf dem Gute etwas hätte unternehmen lassen können. Das Pachtgeld, welches regelmäßig genug einging, blieb immer nicht lange in des Freiherrn Händen, weil er gleich bei seiner Verheirathung eine Summe aufgenommen, die er zu verzinsen hatte; und es fanden sich, da die gesellschaftlichen Beziehungen des Freiherrn sich mit jedem Jahre ausdehnten und das Leben in der Residenz mit dem wachsenden Reichthume ihrer Bewohner auch glänzender und üppiger wurde, mit jedem Jahre irgend welche neue Ausgaben, denen man sich anstandshalber nicht zu entziehen vermochte und die ein Abzahlen des gemachten Anlehens hinderten.

Hier und da, wenn Cäcilie es sah, daß Renatus sich in Geldverlegenheit befand, wenn es sie drückte, daß man die eingehenden Rechnungen nicht gleich bezahlen konnte, wenn man die Handwerker und sonstigen Lieferanten um Geduld angehen mußte, hatte sie den Vorschlag gemacht, Renatus solle sich von der Garde zu einem der Linien-Regimenter versetzen lassen. Wenn man indessen von der Hauptstadt fortging, wenn man sich also auch aus den Kreisen des Hofes entfernte, so gab man damit alle die Vortheile auf, welche in monarchischen Staaten dem Staatsdiener aus der persönlichen Bekanntschaft mit seinem Herrn gelegentlich erwachsen können, und die man im Laufe der Jahre zu erreichen eben bemüht gewesen war. Eine Versetzung von der Garde zur Linie, eine Uebersiedelung in eine Provinzialstadt ließ sich aber, ganz abgesehen davon, daß sie dem Frei-

herrn wie ein Herabsteigen erschienen wäre, ohne einen namhaften Geldaufwand auch nicht bewerkstelligen, den man denn, wie die beiden Gatten meinten, doch besser und dem Zwecke entsprechender in der Residenz verwerthen konnte.

Man blieb also beständig in einem Zustande des Wollens, des Erwägens, des Hoffens und des Sichtröstens, wenn wieder einmal, wie das mehrmals geschah, eine günstige Aussicht, auf deren Erfüllung man zuversichtlich gerechnet hatte, fehlgeschlagen war. Renatus mochte es Cäcilien nicht empfinden lassen, daß er Sorgen hatte; Cäcilie bemühte sich, ihm ihr Unbehagen zu verbergen, und mit ihren gegenseitigen Ermuthigungen täuschten sie sich selber und einander. Cäcilie hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, der Mutter oder gar der Schwester, die sie ohnehin beide nur selten sah, einen Einblick in ihre Lage zu gestatten, und die Mutter und die Schwester befragten sie nicht darum. Sie waren zufrieden, daß Renatus und Cäcilie sich innerhalb ihrer Mittel mit Anstand zu erhalten schienen, daß die Hülfe und die mannigfachen Förderungen, welche die Gunst der Prinzessin Hildegarden gewährte, es dieser möglich machten, in jedem Jahre die Badereise zu unternehmen, ohne welche sie bei ihren Nervenleiden nicht mehr bestehen zu können glaubte; und wie denn bei jedem Uebel sich meist noch ein Gutes finden läßt, so fügte es sich, wie Hildegard sagte, doch sehr glücklich, daß sie und Graf Gerhard seit Jahren immer dieselben Badeorte zu besuchen hatten.

Der Graf war indessen in seiner Gesundheit durch den Gebrauch der Bäder nicht sonderlich gefördert worden. Die Lähmung seiner Glieder nahm im Gegentheile, wenn auch nur sehr allmählich, zu, und obschon er sich vortrefflich zu befinden behauptete, schüttelten seine Aerzte doch die Köpfe. Seine Zeitgenossen meinten, er sei kein junger Mann mehr und er habe viel mitgemacht; diejenigen indessen, welche ihn erst in den letzten

Jahren hatten kennen lernen oder die im Stande waren, einem Manne um seiner Liebenswürdigkeit willen seine unwürdige Vergangenheit zu vergessen, sagten, Graf Gerhard sei wie alter Wein, der durch die Jahre nur feuriger und anregender werde, und in der That schien er an Lebhaftigkeit des Geistes zu gewinnen, was er an körperlicher Beweglichkeit verlor.

Weil er sich nicht gern daran erinnern mochte, daß er ohne Hülfe sich nur mühsam aufrecht halten und bewegen konnte, ging er wenig aus. An jedem Mittage fuhr er eine Stunde in das Freie, gab bei diesem oder jenem Freunde eine Karte ab, sendete der einen Dame ein Buch hinauf, schickte der andern ein Billet mit einer Anfrage zu, und da es in jeder großen Stadt und an jedem Hofe eine Anzahl von Müßigen gibt, die froh sind, ein Stelldichein zu haben, an dem sie eine ihrer leeren Viertelstunden mit ihres Gleichen gemeinsam unterbringen können, so ward durch den Rest des Tages das Zimmer des Grafen von Besuchern selten leer. In dem Plaudern und Schwatzen erfuhr er, was ihm mitgetheilt zu haben man sich kaum bewußt war, und es währte gar nicht lange, bis sich der Glaube festgestellt hatte, daß Graf Gerhard einer der am besten unterrichteten Männer des Hofes sei, bei dem man nicht nur sichere Auskunft über alles, was im Augenblicke geschehe, sondern auch sehr wesentliche Aufschlüsse über die Vergangenheit im Allgemeinen erhalten könne.

Es ward Mode, mit dem Grafen bekannt zu sein und ihn zu besuchen, und da die fromme Mildthätigkeit der Prinzessin unter den ihrem Hofstaate angehörenden Frauen auch die Barmherzigkeit zum guten Tone stempelte, so fand man es schön und lobenswerth, als die Gräfin Hildegard, auf eine größere Geselligkeit fast ganz verzichtend, sich freiwillig zur Gesellschafterin ihres alten Freundes machte, der einst bestimmt gewesen war, ihr als Oheim noch näher verbunden zu werden.

Sie und ihre Mutter brachten fast jeden Abend bei dem Onkel, wie sie ihn jetzt beständig nannte, zu. Sie machte seine Vorleserin, sie besorgte seinen Briefwechsel, wenn er sich einmal ermüdet fühlte, und einander stützend, tragend und lobpreisend, wo sie vor Dritten von einander zu sprechen hatten, gelangten sie dahin, sich ein Ansehen und eine Geltung, sich eine Anerkennung für ihr gegenseitiges Verhältniß zu erwerben, welche keiner von ihnen für sich allein jemals gewonnen haben würde, ganz abgesehen davon, daß der Gräfin durch ihre täglichen Abendbesuche bei dem Freunde eine ökonomische Erleichterung erwuchs, die sie heimlich doch in Anschlag brachte.

Es war früher einmal die Rede davon gewesen, dem Grafen, welchen seine Sprachkenntnisse und seine feinen Umgangsformen sehr wohl zu einem solchen Amte befähigten, zum Kammerherrn der Prinzessin zu ernennen; seine Krankheit hatte aber die Ausführung dieser Absicht verhindert, während dieser Krankheitszustand doch gerade seine Bedürfnisse erhöhte und ein vermehrtes Einkommen für ihn wünschenswerth machte. Der Graf besaß allerdings ein mütterliches Vermögen, das ihm spät genug zugefallen war, um von ihm vortrefflich angelegt und gut zu Rathe gehalten zu werden; indeß als jüngerer Sohn war er doch nichts weniger als reich, denn die Berka'schen Güter waren Majorate. Er hatte es also doppelt hoch zu schätzen, daß ihm durch die Verwendung der Prinzessin eine jener Präbenden verliehen wurde, welche über die Zeiten der Reformation hinaus zu Gunsten des Adels erhalten worden sind und deren geistlichen Titel Niemand mit mehr Anstand und mit besserer Laune zu tragen sich getrauen durfte, als Graf Gerhard Berka.

Man war schon wieder mitten im Sommer, und der Graf hatte eben eine jener kleinen Mittagsgesellschaften um sich versammelt gehabt, die er, seit er Domherr geworden war, scherzend nur noch seine Capitel nannte, als man ihm einen der

russischen Gesandtschaftsräthe meldete, der ihn persönlich zu sprechen wünsche. Der Graf kannte den Legationsrath, aber er hatte kein persönliches Umgangsverhältniß mit ihm. Ein Besuch desselben zu so ungewohnter Stunde mußte also irgend eine besondere Veranlassung haben, und der Legationsrath ließ den Grafen darüber auch nicht lange im Ungewissen.

Es ist uns heute, sagte er nach einigen einleitenden Begrüßungsworten, mit dem Petersburger Courier eine Privatmission zugegangen, die der hiesigen Gesandtschaft ganz ausdrücklich von dem Ministerium anempfohlen worden ist. Es handelt sich um eine Todesnachricht, um den Brief eines Verstorbenen an eine Dame der hiesigen Aristokratie, die, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, Ihnen befreundet ist, mit Einem Worte, um einen Brief an die Gräfin Hildegard von Rhoden. Wissen Sie zufällig, ob die Gräfin irgend eine nähere Beziehung zu einem Herrn von Kabeniew gehabt hat, der zur Zeit des ersten Feldzuges Major gewesen ist, und der danach eben seiner Wunden wegen den Dienst verlassen hat?

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er: Ich habe den Namen von der Gräfin nennen hören, dünkt mich.

Und Sie wissen nicht, ob Herr von Kabeniew ihr nahe gestanden hat, ob man befürchten müßte, ihr mit der Nachricht seines Todes eine Erinnerung zu erwecken, die, ihr von fremder Hand nahe gebracht, vielleicht peinlich für sie sein könnte?

Der Graf hatte dem Legationsrathe mit jener verbindlichen Achtsamkeit zugehört, welche ein Zeichen guter Erziehung ist. Jetzt wurde seine Miene plötzlich ernst und kalt, und mit dem Tone bestimmtester Abwehr sagte er: Ich meine mich zu erinnern, daß die Gräfin gegen mich hier und da eines Majors Kabeniew erwähnte, den sie in einem unserer Hospitäler durch eine lange Zeit gepflegt hat; aber wo oder wie sie den Gestorbenen auch kennen gelernt hat, so wird sie sicher das Andenken

an ihn nicht zu scheuen haben; dessen dürfen Sie versichert sein, mein Herr!

Der Legationsrath machte eine zustimmende Verbeugung. Ich war dessen selbst gewiß, Herr Graf, betheuerte er. Aber, was wollen Sie — es waren aufgeregte Zeiten, die Bewegung der Gemüther war eine gewaltige, und — er lächelte — nun, wir waren Alle jung, jünger vielleicht als unsere Jahre! Wo eine Welt in Flammen steht, faßt auch der Einzelne leicht Feuer, und es hat dann bisweilen doch sein Schmerzliches, auf eine solche alte Brandstätte zurückgeführt zu werden! — Gerade die außerordentliche Verehrung aber, deren die Gräfin genießt, machte es den Gesandten wünschen, sie wo möglich vor jeder Erschütterung zu bewahren, und die Auskunft, die ich von Ihnen, mein Herr Graf, zu erhalten die Ehre habe, bestätigt nur eine Vermuthung, die wir selber hegten. Herr von Kabeniew, ich darf Ihnen dies als einem Freunde der Gräfin wohl vertrauen, der unvermählt und ohne nahe Verwandte gestorben ist, hat der Gräfin Rhoden sein ganzes, äußerst beträchtliches Baarvermögen hinterlassen, das, falls sie etwa nicht mehr am Leben gewesen wäre, den hiesigen Hospitälern überwiesen werden sollte. Ich will mich also beeilen, noch heute mich des Auftrages meines Gesandten bei der Gräfin zu entledigen.

Er erhob sich; man wechselte noch einige Worte, welche sich zum Theil um die edlen Eigenschaften der Gräfin bewegten, und der Legationsrath hatte sich kaum empfohlen, kaum das Haus verlassen, als um die gewohnte Stunde die Gräfin und Hildegard sich bei dem Grafen einstellten. Sie fanden ihn erhitzt und aufgeregt. Sein Auge glänzte, seine Hände waren kalt und selbst der Ton seiner Stimme schien seinen Freundinnen ein veränderter zu sein.

Sie fragten, was ihm widerfahren sei. Er wich der Antwort aus, erkundigte sich nach ihrem Ergehen, nach den Vor-

kommnissen des Tages; aber Hildegard sowohl als ihre Mutter fühlten ihm an, daß er zerstreut, daß er nicht bei der Unterhaltung sei, und man nahm also zu dem Buche seine Zuflucht, mit welchem man sich schon seit mehreren Abenden beschäftigt hatte. Indeß auch dieses Auskunftsmittel wollte heute nicht verschlagen. So oft Hildegard, welche die Vorleserin machte, ihr Auge von dem Buche aufhob, fand sie den Blick des Grafen in einer Weise auf sich gerichtet, die sie beunruhigte, und als sie einmal ihre Linke auf dem Tische ruhen ließ, so daß der Graf sie von seinem Platze aus erreichen konnte, ergriff er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Das war sonst auch geschehen, und doch lag heute etwas Besonderes in des Grafen Thun, etwas Besonderes in dem Seufzer, mit dem er sich in seinen Sessel zurücklehnte und seine Augen mit seiner feinen, durchsichtig gewordenen Hand bedeckte.

Hildegard konnte nicht weiter lesen. Sie legte das Buch nieder, und sich über den Tisch zu dem Grafen neigend, sprach sie: Es ist etwas geschehen, lieber Onkel, etwas, das Sie betrübt, das also auch uns nicht gleichgültig sein kann. Ich fühle es unwiderleglich, ich empfinde es wie eine Ahnung und es ängstigt mich! Sagen Sie es, sprechen Sie es aus, geliebter Onkel, was haben Sie, was ist vorgefallen?

Der Graf stützte mit der geschlossenen Hand sein Haupt, und es leise und traurig wiegend, sagte er: Wir werden nicht mehr oft beisammen sitzen!

Was soll das heißen? riefen Mutter und Tochter wie aus Einem Munde.

Aber statt ihnen zu antworten, entgegnete der Graf: Wie durfte ich darauf auch rechnen? Wie konnte ich nur wähnen, daß so viel Anmuth, Geist und Güte allein dazu geschaffen wären, den Niedergang eines Daseins wie das meinige zu verschönen! Und Hildegarden's Hände ergreifend, zog er sie näher

an sich heran und nöthigte sie damit unmerklich, sich von ihrem Platze zu erheben.

Sie begriff nicht, was der ganze Vorgang bedeuten konnte, indeß sie war stets geneigt, bei irgend einer Gefühlsergießung mitzuwirken, und sich auf das Polster niederlassend, das zu des Grafen Füßen lag, sagte sie, die Mutter anblickend: Mama, frage Du den Onkel, womit Deine Hildegard es verschuldet hat, daß er ihr mit seinem Zweifel an der Treue ihrer Freundschaft heut' so wehe thut!

Nein, rief der Graf, schweigen Sie, schweigen Sie, meine Freundin, damit ich mich fassen, mich überwinden kann! Ihre Ankunft überraschte mich und ließ mir nicht die Zeit, mich zu sammeln. Sie wissen es ja, ich bin ein Egoist, ich kann nicht, kann nicht selbstlos lieben, wie Sie beide, wie die theure Hildegard. So eigensüchtig, so ganz auf dieses lieben Wesens Nähe ist mein Sinn und meine Zuversicht gestellt, daß selbst sein Glück mich nicht mit dem Gedanken aussöhnt, es künftig, es vielleicht bald entbehren zu müssen.

Die Worte des Grafen wurden den Frauen immer räthselhafter, aber seine Erregtheit theilte sich ihnen mit, und die Gräfin, welcher der Vorgang doch bedenklich scheinen mußte, verlangte endlich eine bestimmte Erklärung desselben.

Der Graf gewährte ihnen dieselbe nur auf seine Weise. Er fragte, ob er sich irre, wenn er glaube, von Hildegard den Namen eines Majors von Kabeniew gehört zu haben. Ob er sich täusche, wenn er meine, daß der Major ihr seine Hand angetragen und sie dieselbe wegen ihrer Verlobung mit Renatus ausgeschlagen habe.

Nein, nein, rief Hildegard, Sie irren nicht! Aber was ist's mit dem Major?

Da legte der Graf seine Hand auf Hildegard's Schulter und sagte: Was es mit ihm ist? — Er entreißt mir meines

Lebens einziges, wahres Glück! Er ist gestorben — und Sie, Hildegard — Sie sind seine Erbin. Sein Testament liegt auf der russischen Gesandtschaft; man hat sich bei mir erkundigt, ob man's Ihnen unvorbereitet übermachen dürfe. Morgen schon wird es in Ihren Händen sein, morgen sind Sie eine reiche Erbin! — Und was werde ich Ihnen dann noch sein? — Was kann mein mäßiges Vermögen, das einst das Ihrige werden sollte, Ihnen dann noch bedeuten?

Es entstand eine lange Pause, denn man geht aus großer Beschränkung nicht zu großer Lebensfreiheit über, ohne eine Wandlung, eine Erschütterung in sich zu spüren. Hildegard hatte den Reichthum stets ersehnt und ihre verhältnißmäßige Armuth war ihr nach der fehlgeschlagenen Hoffnung auf ihre Verheirathung doppelt drückend gewesen. Sie wußte, daß Herr von Kabeniew sehr reich gewesen war, und die Aussicht, jetzt plötzlich zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen und vor allen Dingen dadurch unabhängiger, reicher, freier zu werden als Renatus, als Cäcilie, schwellte ihre Brust mit einer nie gekannten Freude. Nicht nur ihr Glück genoß sie, sie genoß im voraus auch bereits das Erstaunen und wo möglich die Demüthigung der beiden Menschen, die sie tödtlich haßte, denn sie gehörte zu den verbitterten Naturen, deren Freude der Unterlage eines fremden Schmerzes nöthig hat, um voll und ganz zu sein. Kein Wort, nur ein laut aufgeschrieenes Ach! entrang sich ihrer Brust, und beide Arme um der Mutter Nacken werfend, weinte sie, als solle es ihr das Herz zersprengen.

Die Gräfin weinte ihre Freudenthränen mit ihr. Auch ihr fiel eine schwere Last vom Herzen. Graf Gerhard saß in seinem Sessel und wendete sein Auge nicht von ihnen. Endlich, als er meinte, daß die Frauen sich mit ihren Gefühlsergüssen genug gethan hätten, richtete er sich empor, die Schelle zu ziehen.

Das lenkte Hildegard von sich selber ab. Sie eilte hin-

zu, ihm die Mühe zu ersparen, und erkundigte sich, was er wünsche.

Ich will den Diener nach einem Wagen für Sie senden, sagte er.

Sollen wir Sie verlassen? fragte Hildegard.

Der Graf sah schwermüthig zu ihr empor. Sie werden zu Hause möglicher Weise schon die Dokumente finden, welche der Legationsrath Ihnen auszuliefern hatte. Es ist natürlich, daß Sie dieselben zu lesen, daß Sie Sich mit der Mutter zu besprechen wünschen, und ich habe Sie, liebe Hildegard, ja nun gesehen! Fahren Sie nach Hause, theures Kind!

Die Gräfin und Hildegard weigerten sich dessen; er bestand jedoch auf seinem Vorschlage. Ich habe ja Freude, sprach er, wenn ich Ihrer denke, und — an das Alleinsein werde ich mich gewöhnen müssen! Er reichte ihr die Hand. Als sie sich zu ihm neigte, zog er sie, als könne er seiner Empfindung nicht widerstehen, auf das Polster zu seinen Füßen nieder, und ihr Haupt in seine beiden Hände fassend, küßte er ihr Haar mit leiser Lippe.

Einmal, einmal nur, rief er, wie seiner selbst nicht mächtig, einmal, Du sanfter Engel, sollst Du es im Beisein Deiner edlen Mutter von mir hören, daß Du mein Erlöser gewesen bist, daß ich, der das Leben von seinen höchsten Höhen bis hinab in seine treulosen Tiefen ausgekostet zu haben wähnte und der an nichts glaubte, auf nichts vertraute, in Dir das Ideal gefunden habe, das mich bereuen, wünschen, glauben, hoffen und mich auferbauen lehrte! Einmal muß ich es Dir sagen, daß ich Dich liebte, seit ich Dich kennen lernte, daß ich den thörichten Knaben haßte, der Dich und Deine reine Liebe nicht zu würdigen verstand, und daß ich jetzt die Stunde segne, in der er Dich von sich stieß, denn Du bist jetzt frei, und das Leben wird Dir seine schönsten Kränze nicht versagen!

Er brach ab und hüllte sein Gesicht in seine Hände. Hildegard hatte ihr Haupt an des Grafen Schulter gelehnt, sein Arm umfing sie; die Gräfin stand bestürzt an ihrer Seite, aber die Verherrlichung des von ihr so vorzugsweise geliebten Kindes that ihr wohl. Hildegard erschien ihr wieder jung und schön, wie sie jetzt, von dem letzten Schimmer des Abendsonnenscheines umflossen, vor dem Grafen knieete, dessen gehobene Stimmung den ursprünglichen Adel seiner Züge trotz seiner Jahre und seiner Krankheit mehr als gewöhnlich hervortreten ließ.

Endlich richtete er das Haupt der jungen Gräfin empor, und noch einen Kuß auf ihre Stirn drückend, während er ihrer Mutter die Hand hinüberreichte, sprach er: Nun ist's gut! Nun geh', nun geh', Du liebes Kind, und denk' nicht mehr an mich! Leb' wohl! — Leben Sie wohl, Hildegard! Leben auch Sie wohl, theure Mutter! Wir sehen uns nicht wieder!

Onkel, mein Freund, mein theurer Freund, rief Hildegard, was soll das heißen? Nehmen Sie das Wort zurück!

Er schüttelte verneinend das Haupt und gab ihr, als könne er nicht sprechen, ein Zeichen, sich zu entfernen.

Hildegard blieb vor ihm stehen. — Ich komme morgen wieder! sagte sie!

Er wendete sich von ihr ab. — Nein, das geht über meine Kraft! Wie soll ich künftig schweigen, da das unselige Geständniß meinen Lippen nun entflohen ist? sprach er dumpf in sich hinein.

Hildegard regte sich nicht; der Gräfin begann die Scene peinlich und bedenklich zu werden. Sie nahm die Tochter bei der Hand. — Komm, komm, mein Kind, sagte sie, der Onkel ist zu sehr ergriffen, und auch Du bist sehr erschüttert. Wir haben Alle, Alle Fassung nöthig! — Sie wollte die Tochter mit sich fortführen. Hildegard wendete ihr Antlitz nach dem

Grafen zurück; er hatte das Haupt auf seine Arme niedersinken lassen, die auf dem Tische ruhten.

Da machte sich Hildegard von der Mutter los, und noch einmal vor dem Grafen niederknieend, rief sie: So kann ich ihn doch nicht verlassen! Und warum soll ich denn auch von ihm gehen? — Weinen Sie nicht, weine nicht, mein Freund, ich bleibe! Wo soll ich denn auch bleiben, als bei Dir, der mir beigestanden hat in meiner größten Noth?

Engel des Lichtes, sprich es, sprich es noch einmal aus, dieses Wort, das mich beseligt! rief der Graf, und es war vergebens, daß die Mutter es versuchte, dem Vorgange das Gepräge einer förmlichen Verlobung zu entziehen.

Hildegard lag in des Grafen Armen, er küßte ihr Haupt, ihre Hände; sie nannte sich glücklich in dem Besitze seiner Liebe, und noch einmal genoß der fünfzigjährige und kranke Mann den Triumph, sich eines Weibes zu bemächtigen, dessen er nicht werth war, weil die unklare Herzensüberspanntheit Hildegard's ihm dazu die Handhabe darbot.

Es dunkelte schon, als die Gräfin mit der Tochter sein Haus verließ. Er war sehr mit sich zufrieden. Es war ihm ein Meisterstreich gelungen, und er hätte nur gewünscht, ihn irgend Jemandem mittheilen zu können. Nie zuvor hatte er daran gedacht, Hildegard zu seiner Erbin einzusetzen; er hatte sich überhaupt nie mit seinem Testamente beschäftigt. Es war ihm stets zuwider gewesen, auf sein einstiges Ende hinzublicken, denn er fühlte in sich noch Lust, zu leben, und die Nachricht von der reichen Erbschaft seiner Freundin Hildegard hatte ihm plötzlich die Aussicht eröffnet, sich größere Lebensbequemlichkeit, sich noch größere Lebensfreiheit zu verschaffen, als bisher.

Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er sich sagen mußte, er sei Bräutigam, er habe sich verlobt. „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit? Ward je in dieser Laun'

ein Weib gewonnen?“ fragte er sich selber, Shakespeare's Worte brauchend, den er anzuführen liebte.

In seine Genugthuung mischte sich jedoch ein Schmerz. Die Anspannung seiner Kräfte hatte ihn erschöpft. Es kam wie eine Reue über ihn. Er hätte jung, er hätte noch ganz er selber sein mögen! Aber er nannte diese rückblickende Wehmuth eine Schwäche, eben eine Folge der Anstrengung, die er sich zugemuthet hatte. Er ließ sich gegen seine Gewohnheit Wein hinstellen, trank ein Paar Gläser davon, und als er dann sein Lager aufsuchte, und das auf dem Nachttische liegende Buch aus der Hand legte, waren es philosophisch-religiöse Fragen, Fragen, mit denen sein völliger Unglaube sich zu beschäftigen liebte, unter denen ihm endlich das Bewußtsein schwand und Schlaf und Traum ihn sanft umfingen.

# Neuntes Capitel.

Die Gräfin und Hildegard hatten die Ruhe nicht so leicht gefunden. Das Erbe, welches der Letzteren zugefallen, war noch weit beträchtlicher, als man es erwartet hatte, und der Gedanke, die Tochter ohne alle Nothwendigkeit mit dem Grafen Gerhard sich verbinden zu sehen, dessen Vergangenheit, trotz der Gunst und königlichen Gnade, deren er sich gegenwärtig rühmen durfte, doch immer eine bedenkliche blieb und für den eine Herstellung nicht zu hoffen war, während man ein langes, furchtbares Siechthum für ihn befürchten mußte, widerstrebte der verständigen Einsicht der Mutter auf das höchste. Aber ihre Vorstellungen, ihre Bitten, ihre Ermahnungen scheiterten an Hildegard's Entschlossenheit.

Der Graf hatte sich seit Jahren ihrer Neigung zu bemeistern gewußt, er hatte sich ihr so geschickt und mit so vielem Behagen an der von ihm verübten Täuschung immer als einen durch sie Bekehrten dargestellt, ihre Neugier auf die Geheimnisse in seiner Vergangenheit war von ihm so unmerklich geweckt und befriedigt worden, seine halben Bekenntnisse hatten ihre Begriffe von Sitte, von des Mannes ihm oft verderblicher Freiheit und von des Weibes großmüthig verzeihender Liebe so verfälscht, daß die Gräfin es plötzlich mit Erstaunen wahrnahm, wie der Boden sich verändert hatte, auf welchem ihre Tochter stand. Es fiel ihr schwer, zu glauben, daß Hildegard, obschon sie in der Mitte der Dreißiger war, für den um zwanzig Jahre älteren, kranken

Mann je etwas Anderes als antheilvolles Mitleiden, als eine dankbare Ergebenheit empfunden haben könne. Indeß Hildegard hatte sich so fest in den Gedanken eingelebt, der Schutzengel des Grafen zu sein, und dieser hatte während ihres ersten gemeinsamen Aufenthaltes in dem Badeorte die leidenschaftlich erregte Empfindung und die nicht minder aufgeregte Sinnlichkeit des von Renatus verlassenen Mädchens von Anfang an so geschickt von Renatus auf sich zu übertragen gewußt, daß Hildegard schon lange an den Grafen gekettet gewesen war, ohne sich dessen bewußt zu sein. Trotz aller Vorstellungen der Mutter nannte sie sich entschieden glücklich, dem geliebten Manne, dem sie, und sie allein, den Glauben an alles Edle und Erhabene wiedergegeben hätte, den Abend seines Lebens verschönen zu können, und in seiner reinen, sie anbetenden Liebe einen reichen Ersatz für die Leiden zu finden, welche der Leichtsinn des Freiherrn Renatus ihr bereitet hatte.

Alles, was die Gräfin von der Tochter an dem Abende erlangen konnte, war das Zugeständniß, daß die Verlobung nicht bekannt gemacht werden solle, ehe man nicht die Prinzessin, welche sich Hildegarden stets als eine so gnädige Beschützerin gezeigt, davon in Kenntniß gesetzt und ihren Rath und ihre Zustimmung dazu erbeten haben würde. Aber schon bei ihrem Erwachen begrüßten ein Brief und eine Sendung des Grafen seine Braut, und noch ehe die Stunde gekommen war, in welcher man daran denken konnte, die Prinzessin aufzusuchen und bei ihr vorgelassen zu werden, brachte einer ihrer Lakaien Hildegarden ein paar Zeilen von der Prinzessin eigener Hand, mit denen sie ihr zu der Wendung, welche ihr Schicksal genommen habe, ihren Glückwunsch aussprach. Sie nannte es schön, daß ihr früheres Liebeswerk ihr die Möglichkeit gewähre, in Werken der Liebe fortzufahren, und die Prinzessin rühmte dabei die Herzensfeinheit des Grafen ganz ausdrücklich, der ihr

vor allen Andern die Mittheilung des geschlossenen Bundes habe zukommen lassen, da er sicher gewesen sei, daß sie sich jedes Guten freuen würde, welches Hildegarden von der Vorsehung beschieden sei.

Damit stand nun die Verlobung als eine Thatsache fest. Denn der Graf hatte sich nach seiner früheren Geschäftserfahrung rechtzeitig daran erinnert, daß es Fälle gibt, in denen man rasch handeln und den Andern zuvorkommen muß, wenn man seiner Sache sicher sein will, und die Genugthuung, die er über seine Entschlossenheit fühlte, verlieh ihm, wie er meinte, wirklich eine neue Kraft.

Es war noch früh am Morgen, als er schon bei der Braut erschien, und es sah aus, als habe er heute des Dieners, auf dessen Arm er sich zu stützen pflegte, kaum noch nöthig. Hildegard eilte ihm auch gleich entgegen, ihm ihren Arm zu reichen, und der Graf hatte es so geschickt erlernt, sich mit allerlei kleinen Künsten von einem Platz zu dem andern fortzuhelfen, daß selbst die Gräfin Rhoden sich es nicht versagte, heute der Hoffnung auf seine Herstellung Raum in sich zu geben.

Die Mutter hatte gewünscht, ihrer verheiratheten Tochter gleich am Morgen die Nachricht von Hildegard's Erbschaft und Verlobung zukommen zu lassen, aber diese war anderer Meinung. Sie beabsichtigte, der Schwester die Kunde selbst zu überbringen, und das konnte nicht sogleich geschehen. Der frühe Besuch des Grafen, eine Besprechung mit dem Gesandten, die gerichtlichen Vollmachten, welche die neue Erbin auszustellen hatte, nahmen Zeit in Anspruch. Es verstand sich von selbst, daß die Verlobten sich ihrer Beschützerin, der Prinzessin, präsentirten, und es war natürlich, daß die Braut ihre jetzigen Möglichkeiten zu benutzen und sich für die Vorstellung bei der Prinzessin und eben so für den Besuch bei ihrer Schwester nach ihren neuen Verhältnissen einzurichten begehrte.

Unter Besorgungen, Berathungen und Einkäufen gingen die Stunden hin. Hildegard und der Graf waren beide nicht die Stärksten, die ungewohnten Anstrengungen ermüdeten sie, Einer war für den Andern auf Schonung bedacht, man mußte etwas Ruhe haben, und der späte Nachmittag kam also heran, ehe man sich anschickte, zu der Schwester hinzufahren.

Die Stadt war schon leerer geworden, der König hatte sich, wie alljährlich, in ein böhmisches Bad begeben, die übrigen Hofstaaten rüsteten sich ebenfalls zum Aufbruche, und obgleich die Residenz damals noch nicht so groß war, daß man nicht bald vor das Thor gekommen wäre und außerhalb desselben nicht noch Feld und Wald und Wiesen genug gefunden hätte, suchte doch, wer es ermöglichen konnte, sich auch damals eine Veränderung des Aufenthaltes zu bereiten. Cäcilie und Vittoria aber weilten in der Stadt, denn Renatus war im Beginne des Sommers längere Zeit zum Ankaufe der Remonte-Pferde auswärts gewesen und war nun wieder seit einigen Tagen mit seinem Regimente zu den großen Manövern nach einer der benachbarten Provinzen kommandirt. Man konnte seiner Rückkehr erst in einigen Wochen entgegensehen.

Die Sonne brütete über der Straße und glänzte blendend aus den gegenüberliegenden Fensterreihen wieder. Hier und da wirbelte der Südostwind die Staubmassen empor, daß man sie wie Wolken vorüberziehen sah. Vor dem Hause belud man einen großen Reisewagen mit Koffern und Schachteln. Der Wirth, ein reicher Kaufmann, der das Erdgeschoß bewohnte, ging mit seiner Familie in ein Bad und wollte die kühlere Nacht für den Beginn seiner Reise benutzen. Cäcilie und Vittoria saßen schon eine geraume Zeit schweigend neben einander. Endlich erhob Cäcilie sich, und die Fensterflügel öffnend sagte sie: Welch ein staubiger Brodem auf diesen Straßen liegt!

Ja, entgegnete Vittoria, ich dachte es eben! Was für ein

Land und was für ein Leben ist es, in denen man mitten in der besten Jahreszeit sich den grausigen Winter ersehnt!

Cäcilie setzte sich wieder zu ihr. In Richten muß es heute schön sein! hob sie nach einer Weile an.

In dem leeren, wüsten Schlosse? entgegnete die Andere, und sich fächelnd, wie es ihre Gewohnheit war, rief sie nach längerem Schweigen: Wenn man nur wenigstens eine Stunde in das Freie fahren könnte!

Renatus hat die Pferde verkauft und noch keine ihm passenden gefunden — wir müssen uns gedulden, bis er wiederkommt! bedeutete Cäcilie wie entschuldigend, und schloß mit der Bemerkung, daß es innen in dem Zimmer erträglicher als draußen sei, das Fenster, welches sie eben erst geöffnet hatte.

Sie nahm ein Buch zur Hand und fing zu lesen an, aber man konnte sehen, daß sie nicht dabei war. Sie blätterte hin und her, legte es fort, griff nach einem Zeitungsblatte und schien auch von diesem nicht gefesselt zu werden. Vittoria sah ihr gelangweilt und ermüdet zu.

Die Aussicht, einen ganzen Sommer in diesen engen Stuben zu verbringen, rief sie dann mit Einem Male aus, ist mir wirklich ganz entsetzlich! — Und nach einer neuen Pause sagte sie, ihre eben erst gethane Aeußerung halbwegs vergessend: Ich wollte, Renatus hätte mich wenigstens gelassen, wo ich war — was hatte ich hier in der Stadt zu suchen?

Cäcilie antwortete ihr nicht gleich. Sie fühlte sich selbst gedrückt. Die neue Trennung von ihrem Manne ward ihr schwer, der ungerechte Vorwurf, den die Stiefmutter ihm machte, that ihr weh.

Renatus hat es gut gemeint, sagte sie endlich, und mich dünkt, Du von uns Allen hättest die meiste Befriedigung hier in der Stadt gefunden. Wenigstens hast Du oft genug versichert, daß Dir hier ein neues Leben aufgegangen sei. Du hast

Freunde gefunden, der Kronprinz zeichnet Dich aus, Du hast Genüsse aller Art . . .

Beklage ich mich denn? fiel Vittoria ihr nach der Weise aller Derer in das Wort, die, keines zusammenhängenden Denkens gewohnt, von jeder in ihnen angeregten Vorstellung auf einen völlig veränderten Standpunkt geführt werden. Ich beklage mich ja nicht! Ich meine, ich hätte es von jeher bewiesen, daß ich mich in das Unabänderliche zu fügen und daß ich auch zu schweigen weiß!

Was nennst Du das Unabänderliche? fragte Cäcilie.

Glaubst Du, entgegnete die Stiefmutter, daß es behaglich ist, daß es für eine Frau, die, wie ich, Herrin in ihrem Hause zu sein gewohnt war, behaglich ist, abhängig wie eine Klosterschülerin zu sein?

Mich dünkt, Du wärst so ziemlich die Herrin in unserem Hause! wendete Cäcilie ein.

Vittoria lachte. Nennst Du es Herrin sein, wenn mein Sohn, wenn Renatus mich förmlich unter Deine Kontrole stellt? Wenn er mir die Weisung hinterläßt, daß ich in seiner Abwesenheit keine Besuche machen, Niemanden empfangen soll . . . .

Vittoria, rief die junge Baronin, entstelle die Thatsachen nicht! Renatus hat Dich nur gebeten, Emilio nicht bei Dir zu sehen, weil . . . .

Weil Emilio Dir den Hof macht! warf Vittoria ein.

Cäcilie wurde blaß vor Zorn. Laß das, ich bitte Dich! sagte sie sehr fest. Emilio's plötzliche Galanterie für mich täuscht weder meinen Mann noch mich! Sei zufrieden, wenn wir schweigen — das Schweigen ist nicht immer leicht!

Und schweige ich denn nicht, füge ich mich denn nicht in alles, was Renatus fordert? meinte Vittoria, die von ihrem früheren Klosterleben her ein Vergnügen in dem kleinlichen

Kriege mit ihrer Umgebung fand, das sie sich, sobald sie Langeweile hatte, nicht versagte.

O ja, rief Cäcilie, gewiß, Du schweigst, aber man sieht es Dir an, wie unbehaglich Du Dich fühlst, wie widerwillig Du Dich dem unerläßlich Gebotenen fügst! Und glaube mir, das lastet so schwer, so schwer auf meinem Manne und auch auf mir, fuhr sie, wider ihren Willen heftig werdend, fort, daß wir .... — Sie brach plötzlich ab.

Vittoria fragte, ob sie nicht vollenden wolle.

Indeß die junge Frau hatte sich schon wieder zusammengenommen. Sie bereute ihre Aufwallung, denn Renatus wollte durchaus den Frieden in seinem Hause aufrecht erhalten haben, und bemüht, dieses Ziel zu erreichen, bemüht, ihrem Manne vielleicht durch eine Erörterung mit seiner Stiefmutter das Leben zu erleichtern, sagte sie, sich überwindend: Du bist wirklich nicht gerecht gegen uns, beste Vittoria! Du weißt es, glaube ich, wirklich nicht, wie schwer der arme Renatus es hat! Er thut für Dich und für uns alle, was er kann, aber .... — sie zögerte auf's Neue und sagte dann endlich, als müsse es einmal ausgesprochen werden: Er will freilich nicht, daß Du darum weißt, indeß Du kannst ja ohne das seine Handlungsweise nicht begreifen, und ich kenne ja auch Deine Liebe für ihn und mich, wennschon Du manchmal an die unsere für Dich nicht glauben willst! — Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: Heute zum Beispiel — wie gern wollte ich Dir einen Wagen holen lassen! Ich führe ja auch selbst gern vor das Thor hinaus! Aber unsere Einkünfte sind nicht groß, und das Leben kostet hier so viel! Dazu .... — sie näherte sich der Stiefmutter, nahm ihre Hand und sagte: Versprich mir, daß Niemand, am wenigsten Renatus darum erfährt, und laß es Dich nicht kränken, wenn ich sage, daß das ganze Unheil nur von des Vaters falscher Großmuth herrührt — dazu ist Renatus seit den beiden letzten

Jahren immer in großer Geldverlegenheit gewesen. Wir haben schon im vorigen und in diesem Winter überlegt, wie wir es machen könnten, uns zurückzuziehen, ohne ein unangenehmes Aufsehen zu erregen, und nöthig wäre es, denn Renatus hat, von einem Wechselgläubiger gedrängt, sich schon vor anderthalb Jahren entschlossen, von unserem Pächter Vorschüsse zu nehmen. Es bleibt ihm in diesem Jahre also nichts mehr übrig, als die auf ihn laufenden unglückseligen Wechsel verlängern zu lassen, was neue, größere Kosten machen wird, während wir mit unserem Gehalte beim besten Willen nicht im Stande sind, unsere Ausgaben zu bestreiten! Hättest Du ihn je gesehen, wie ich, wenn die Zahlungstermine nahe kommen — und er hat ja schon in dem zweiten Jahre unserer Ehe die Hypothekenlast auf Richten noch erhöhen müssen — Du würdest Dich nicht mehr über ihn beschweren!

Die Stiefmutter hörte ihr ruhig zu, aber Cäcilie merkte, daß sie mit ihren Worten nicht den erwarteten Eindruck auf sie machte, denn Vittoria sagte, offenbar gelangweilt, sie verstehe von diesen Angelegenheiten nichts.

Gewiß, hob die junge Baronin, weil sie lebhaft wünschte, ihrem Manne vor Vittoria's Ansprüchen Ruhe zu schaffen, so freundlich als sie konnte, noch einmal an, Du verstehst das nicht genau, und ich — ich habe ja auch davon nichts verstanden oder vielmehr nie recht daran gedacht, bis ich es Renatus endlich anmerkte, daß ihn etwas drückte! Nun ich ihn aber gefragt habe, nun er mir Alles vertraut hat, nun ich weiß, weshalb Renatus für den Sommer unsere Wagenpferde verkauft und den Kutscher und den Diener bis zum Winter abgeschafft hat, nun ertrage ich, weil es ja dem geliebten Renatus zu Hülfe kommt, den heißen, einsamen Sommer hier in unserem Hause auch weit besser! Und ich meine, auch Du wirst Dich gedulden um seinetwillen, Liebe! Er hat's gewiß nicht leicht, er hat oft schwere

Tage, und er ist ein Herr von Arten, von dem man in der Gesellschaft und im Regimente etwas erwartet! Er muß doch leben, wie es einem Arten zukommt!

Cäcilie fand eine Beruhigung darin, daß sie dies endlich ausgesprochen hatte. Sie hoffte durch diesen Beweis ihres unbedingten Vertrauens ihre Schwiegermutter mit den Einschränkungen auszusöhnen, die sich aufzuerlegen sie ihrem Manne versprochen hatte; aber Vittoria faßte es anders auf.

Ich habe Dich nicht unterbrechen mögen, Kind, sagte sie; indeß ich begreife nicht, weßhalb Du mir solche Mittheilungen machst, obenein, wenn Renatus Dir dies verboten hat. War ich es, die den Eintritt in die Welt begehrte, die unsere Vorstellung am Hofe forderte? Oder meinst Du, daß mein Luxus Deines Mannes Geldverlegenheit verschuldete?

Nein, nein, gewiß nicht! besänftigte sie Cäcilie, die bereits einzusehen begann, daß sie einen Mißgriff gethan hatte. Aber Du hegtest doch so gut wie ich die Neigung, die Gesellschaft kennen zu lernen, und Renatus hielt und hält es noch für nöthig, daß wir uns in ihr bewegen!

So muß er auch die Mittel schaffen, daß wir's können, entgegnete Vittoria mit großem Gleichmuthe, und er hat Unrecht, daß er Dich und mich mit Angelegenheiten peinigt, in denen wir ihm doch nicht helfen können! Sein Vater that das nie! Er machte Alles mit sich selber ab. Er war nicht kleinlich!

Renatus weiß davon zu sagen! fuhr Cäcilie auf; aber sie unterdrückte, was sie noch hatte hinzufügen wollen, und schweigend und in sich versunken blieb sie in dem Zimmer neben ihrer Schwiegermutter sitzen.

Sie war dieses Zusammenlebens mit Vittoria von Herzen müde, sie war der Nothwendigkeit des Scheinenmüssens höchlich satt. Wäre sie nicht in der Liebe ihres Mannes so glücklich gewesen, hätte sie sich nicht damit getröstet, daß er sich glücklich

in seiner Ehe mit ihr fühle, sie würde Hildegard oft um das ruhig bescheidene Leben in ihrer Mutter Hause beneidet haben. Bisweilen, wenn die Zahlungstermine für die Wechselschulden ihres Mannes herankamen, wenn sie berechnen konnte, wie jedes fortschreitende Halbjahr sie mit wachsender Gewalt in eine immer tiefere Verwirrung ihrer Verhältnisse hinabzog, hatten ihre Sorge und ihre Liebe für den Gatten ihr die verschiedensten Plane zu seinem Beistande eingegeben. Sie hatte sich an Eleonore, an Seba, an Tremann, an den Kronprinzen wenden und ihn um ein Darlehen angehen wollen, das mäßig zu verzinsen und dann allmählich abzuzahlen, nicht über ihre Kräfte gegangen wäre; indeß die leiseste Andeutung einer solchen Möglichkeit hatte stets ihres Gatten Zorn erregt, und sich bescheidend, weil sie nichts zu ändern vermochte, hatte sie sich gewöhnt, am Tage den Tag zu leben und sich mit den kleineren und größeren Entbehrungen und Ersparnissen zu beschwichtigen, die sie unter annehmbaren Vorwänden sich aufzuerlegen und den Ihren abzugewinnen geschickt erlernt hatte. Ward Renatus das gewahr, so schlug es ihn nieder, und seine Zärtlichkeit suchte dann nach einem Anlaß, Cäcilie für ihr Opfer freigebig zu entschädigen; aber sie hatte die Sorglosigkeit verloren, sich daran zu freuen, und auch jetzt war sie in trübe Befürchtungen versunken, als ein Wagen vor ihrer Thüre vorfuhr und der Diener des Grafen ihr seinen Herrn und die Comtesse Rhoden meldete.

Um diese Stunde? riefen beide Frauen, da der Graf, wenn er nicht das Theater oder ausnahmsweise eine Gesellschaft besuchte, gegen den Abend nicht mehr ausfuhr; es blieb ihnen jedoch nicht lange Zeit, über den Anlaß seines Kommens nachzudenken, denn auf Hildegard's Arm gelehnt, trat der Graf in das Zimmer ein, und sich auf den Sessel niederlassend, den sein Diener ihm schnell herbeiholte, sagte er: Um Vergebung, meine Freundinnen, daß wir Sie zu ungewohnter Stunde stören, aber

Glück ist etwas so Seltenes, daß ich meinte, ein paar Glückliche müßten zu jeder Zeit willkommen sein! Erlauben Sie also, fügte er lächelnd hinzu, daß wir uns Ihnen als Verlobte vorstellen!

Als Verlobte? wiederholten Cäcilie und Vittoria, ihren Ohren kaum vertrauend, und während die Letztere sich noch bemühte, ihr Erstaunen über dieses unerwartete Ereigniß in Glückwünschen zu verbergen, hatte Hildegard der Schwester Hände bereits ergriffen, und ihr tief in die Augen blickend, sprach sie in ihrem sanftesten Tone: Sieh', Cäcilie, nun ist Alles zwischen Dir und mir vergessen und Alles wieder, wie es war! Ich darf wohl sagen, wie es geschrieben steht: sie dachten es böse mit mir zu machen, aber der Herr hat es wohl gemacht! — Ich bin sehr glücklich, so glücklich, daß ich Dir Dein Glück von Herzen gönne! Schreibe das Renatus, oder ich will es lieber selber thun! Nicht wahr, geliebter Gerhard, wir wollen an Renatus schreiben? Ich denke, es soll ihm wohlthun, und auch Dir, Cäcilie, wird es das Herz befreien, daß ich glücklich, ja daß ich sehr glücklich bin!

Sie umarmte Cäcilie, sie umarmte Vittoria, sie war voller Zärtlichkeit, voller Vergebung für die Schwester, und doch war jedes ihrer Worte wie darauf berechnet, Cäcilie zu verwunden.

Mit großem Geschicke wußte sie, ohne der Gegenstände irgend zu erwähnen, die Schwester auf die neue, reiche Kette, an der sie ihre Uhr trug, auf den feinen florentiner Hut, auf den prächtigen türkischen Shawl aufmerksam zu machen, und von ihrer nahe bevorstehenden Hochzeit wie von der Badereise zu sprechen, die sie gleich nach der Hochzeit unternehmen würden. Nur ganz beiläufig erzählte sie, daß sie einen neuen Reisewagen kaufen werde, weil auf des Grafen Wagen für ihre Kammerjungfer nicht der nöthige Platz vorhanden sei, und von allen ihren beabsichtigten Anschaffungen sprechend, gelangte sie endlich

an das von ihr ersehnte Ziel, der Schwester die Mittheilung von dem reichen Erbe zu machen, welches ihr anheimgefallen war.

Dann erhob sie sich plötzlich mit der Bemerkung, daß es Zeit zum Aufbruche sei, und noch im Fortgehen wiederholte sie es der Schwester, daß sie und der Graf dem Freiherrn schreiben würden, um ihm Kenntniß von ihrem Glücke zu geben.

Gaetana brachte eben die Lampe in das Zimmer, als der Graf mit Hildegard sich entfernte.

Ist das Vorhaus schon erleuchtet? fragte Cäcilie lebhaft.

Die gnädige Frau haben ja befohlen, die Lampe in dem Vorhause immer so spät als möglich anzuzünden! wendete die Dienerin ein.

Cäcilie schwieg und biß sich in die Lippe. Hildegard wird immer einen gut erleuchteten Vorsaal, wird immer einen Bedienten haben! dachte sie in ihrem Innern, und von einer bittern Empfindung hingenommen, verließ sie das Gemach. Sie wollte wenigstens allein sein.

# Zehntes Capitel.

Graf Gerhard hatte es im Scherze stets gesagt, er halte es mit Montecuculi, denn zum Leben wie zum Kriegführen brauche man Geld und Geld und Geld, und er verstand es in der That vortrefflich, das große Vermögen seiner Frau mit Anstand zu benutzen.

Die Hochzeit des Grafen war wenig Wochen nach seiner Verlobung gefeiert worden; die Neuvermählten waren in ein Bad, aus diesem zu einem Winteraufenthalte in den Süden gegangen, und nach ihrer Rückkehr in die Heimath hatten sie das inzwischen nach des Grafen Angabe eingerichtete Haus bezogen, welches sie nun bereits seit drei Jahren inne hatten. Kein Haus in der ganzen Stadt war so geschmackvoll und so wohnlich als das des Grafen Berka ausgestattet. Pracht und Bequemlichkeit gingen in demselben Hand in Hand, und wie seine Wohnung, so war alles, was ihm gehörte, auf das Beste ausgewählt.

Er ließ seine Wagen und seine Pferde aus England kommen, er hielt sich einen französischen Koch, sein Keller war der bestversehene der Residenz, seine Kleidung von der zweckmäßigsten englischen Façon; nur seine Gesundheit und seine Kraft konnte das Vermögen seiner Frau, das er seit seiner Rückkehr aus Italien durch mannigfache Spekulationen sogar noch zu vermehren gewußt hatte, ihm nicht mehr erkaufen.

Aber man bewunderte die Selbstbeherrschung, mit der er

seine wachsenden Beschwerden trug, den Muth, mit dem er gegen seine fortschreitende Lähmung ankämpfte, und vor Allem pries man die schöne Hingebung, mit welcher die Gräfin Berka ihn vergessen zu machen strebte, daß ihr an seiner Seite doch eine schwere Aufgabe zu Theil geworden war.

Es gab nicht leicht ein Ehepaar in der Gesellschaft des hohen Adels, das mehr der allgemeinen Gunst und Theilnahme genoß, als Graf Gerhard und die Gräfin Hildegard; man konnte sich auch kein würdigeres Familienverhältniß denken, als das, welches zwischen der alten Gräfin Rhoden und den Berka's herrschte, bei denen sie jetzt lebte. Die Einigkeit der Mutter und der Tochter, die schönen weltmännischen Manieren des Grafen, der Gräfin edler Sinn für Häuslichkeit machten, daß es Jedem wohl ward, der über ihre Schwelle trat; und da man wegen der Kränklichkeit des Grafen große Gesellschaften zu geben so viel als möglich vermeiden mußte, so hatte Hildegard sich entschlossen, Mittags immer ein paar Plätze für gute Freunde an ihrem Tische bereit zu halten und allabendlich für dieselben um die Theestunde zu Hause zu sein.

Man rechnete es ihr sehr hoch an, daß sie ihrem Gatten zu Liebe auf alle Geselligkeit außer ihrem Hause verzichtete, und selbst die Prinzen und Prinzessinnen suchten sie dafür zu entschädigen, daß sie sich's versagte, an den Hof zu gehen. Ihre Beschützerin, die alte Prinzessin, empfing sie in den Morgenstunden, in denen sie sonst Niemanden anders bei sich sah; die jüngeren Prinzessinnen fuhren gelegentlich bei der guten Gräfin Berka vor, die an der Spitze aller wohlthätigen Unternehmungen stand und deren Religiosität, obschon sie eine Katholikin war, sich von jeder Ausschließlichkeit, vor aller Unduldsamkeit fern zu halten wußte. Selbst auf ihren Gatten, der es mit der Religion sonst leicht genug genommen hatte, wirkte der fromme Sinn der Gräfin Hildegard mit Segen ein. Der Graf fuhr regelmäßig

an jedem Sonntage in die Kirche, die der Hof besuchte, und das Einzige, was seine Frau bedauerte, war ihr einstiger Uebertritt zur katholischen Kirche, zu welchem sie von der Mutter in ihrer Kindheit bestimmt worden war und der sie jetzt in gewissem Sinne von ihrem Gatten und von ihren fürstlichen Beschützern und Freunden trennte.

Es war durchaus angenehm, mit den Berka's eng verbunden zu sein, und Hildegard war für ihren Umgang sehr wählerisch geworden. Sie hielt es für nothwendig, Jeden und Alles zurückzuweisen, was den Grafen aufregend oder störend berühren konnte, den man nach des Arztes Ausspruch vor heftigen Gemüthsbewegungen bewahren sollte, und sie nannte es gegen ihre vertrauten Freunde eine Rücksicht auf das Empfinden ihrer Mutter, daß sie den Freiherrn von Arten und seine Familie trotz ihrer sehr verschiedenen Lebensansichten bei sich sah. Denn, sagte sie eines Tages zu einer ihrer näheren Freundinnen, der Graf ist mit dem ganzen Thun und Treiben seines Neffen gar nicht einverstanden, und selbst mein Zusammenhang mit meiner armen Schwester ist leider ein sehr oberflächlicher geworden. Ich komme so selten in Cäciliens Haus. Sie wissen's ja, ich verlasse den Grafen ungern, und, ich bekenne Ihnen offen, die Baronin Vittoria ist mir nicht sympathisch, ist mir's nie gewesen!

Sie lehnte sich mit diesen Worten in ihren Sessel zurück und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand, die für eine der Weihnachts-Ausstellungen bestimmt war, welche sie alljährlich in den schönen Räumen ihres Hauses abhielt. Die Freundin, an welche diese Worte gerichtet wurden, war die Mutter von des Königs Adjudanten. Ihr Mann war General gewesen, ihr zweiter Sohn bekleidete eine Instructorstelle im Kadettenhause.

Die Mittheilung der Gräfin Berka hatte sie nicht überrascht. Man wußte, daß die beiden Familien wenig Gemeinschaft hielten, und eben deßhalb konnte die Generalin die Frage an die Gräfin

richten, ob sie denn von der Unannehmlichkeit schon unterrichtet sei, die den Major von Arten eben in diesen Tagen betroffen habe.

Eine Unannehmlichkeit? wiederholte Hildegard. Was ist denn geschehen? Ich weiß von nichts, die Arten's waren seit mehr als vierzehn Tagen nicht in unserm Hause. Ich bitte, sprechen Sie; Sie beunruhigen mich auf das Aeußerste. Die arme Cäcilie!

Die Generalin ließ sich nicht lange bitten. — Es betrifft glücklicher Weise, sagte sie, dieses Mal den Major nicht selbst; es ist nur eine widerwärtige Sache mit dem jüngeren Arten. Man hat ihn von der Anstalt fortgewiesen.

Fortgewiesen? wiederholte Hildegard, und sich zu ihrem Manne wendend, meinte sie: Du behältst also auch damit leider wieder Recht, lieber Gerhard! Also von der Anstalt fortgewiesen?

Es war unmöglich, ihn zu halten! versicherte die Generalin. Mein Sohn sagte mir, er habe in Rücksicht darauf, daß der junge Arten zu Ihrer Familie gehört, das Aeußerste gethan, diese Maßregel zu hindern; aber der Leichtsinn des jungen Menschen sei unverbesserlich gewesen und man habe um der übrigen Kadetten willen nicht länger Nachsicht üben dürfen.

Der Graf wollte wissen, was man Valerio zur Last lege. Die Generalin sagte, wie sie von ihrem Sohne erfahren habe, sei der junge Arten immer kein sonderlicher Schüler gewesen und habe seit Jahren vielfachen Anlaß zu Klagen gegeben. Einen Liebeshandel mit der Tochter eines der unteren Beamten, dem man vor einigen Monaten auf die Spur gekommen sei, habe man vertuscht; man habe ihn oftmals wegen seines Hanges zum Spotte verwarnt, die Karikaturen, die er gezeichnet und in der Anstalt in Umlauf gesetzt, geflissentlich übersehen, bis man neulich ein getuschtes Blatt in verschiedenen Exemplaren vorge-

funden habe, durch welches die Liebhaberei Sr. Majestät für das Theater und namentlich für das Ballet in wahrhaft empörender Weise zum Gegenstande des Spottes, zu einer Karikatur gemacht worden sei.

Und was ist danach geschehen? erkundigte sich der Graf.

Die Generalin zuckte die Schultern. — Es wäre natürlich meines Sohnes Pflicht gewesen, sagte sie, betreffenden Ortes davon Anzeige zu machen, aber eben weil mein Sohn um Ihretwillen auch an dem Major Antheil nimmt, hat er davon abgestanden. Er hat den Major sofort von dem Vorfalle benachrichtigt, man hat den jungen Arten in seine Familie zurückgeschickt, und der Direktor der Anstalt hat dem Major den Rath ertheilt, den jungen Menschen so bald als möglich von hier fort und in eine andere Lebensbahn zu schaffen, da er ohnehin sehr phantastisch sein soll.

Das kommt von der Mutter! meinte der Graf, während Hildegard die Gräfin Rhoden, welche hinzugekommen war, mit einem Bedauern, dem der Ausdruck ihrer Züge völlig widersprach, von dem Geschehenen in Kenntniß setzte.

Die Generalin bemerkte, der verstorbene Freiherr Franz sei auch sehr phantastisch gewesen.

Der Graf fragte, was sie mit der Erinnerung sagen wolle.

Die Generalin erwiderte, daß leider der Apfel selten weit vom Stamme falle.

Wenn ihn der Baum getragen hat, gewiß nicht! entgegnete der Graf; aber an wie manchen alten Baumes Stamm findet man Früchte, die von außen hinübergeworfen worden sind und auf die das Sprüchwort also wenig paßt.

Die Generalin sah ihn überrascht und neugierig an. Hildegard, der die schweren seidenen Kleider und die kleinen weißen Spitzentücher, die sie über ihre noch immer lang herniederfallenden, röthlich-blonden Locken zu knüpfen pflegte, ein jugendlich

matronenhaftes Ansehen gaben, hob die Augen mit ihrem sanftesten Blicke bittend zu ihrem Gatten auf, und der Graf versagte es sich also, die Neugier der Generalin zu befriedigen. Aber diese gab ihre Erwartung so leichten Kaufs nicht für verloren.

Nehmen Sie es mir nicht übel, rief sie, als müsse sie ihr Herz endlich einmal von einem schweren Zweifel zu befreien suchen, ist denn irgend etwas daran, daß die Vergangenheit der Baronin nicht ganz makellos ist, und ist's denn wirklich wahr, was man sich von der Liaison der Baronin Vittoria mit Emilio erzählt? Ich würde mir, darauf kennen Sie mich ja, eine solche Frage sicherlich nicht gestatten, wenn ich nicht zuverlässig hoffte, von Ihnen zu erfahren, daß man der Baronin Unrecht thue, aber — unvorsichtig bleibt es doch, daß man Emilio auch jetzt noch in des Freiherrn Hause sieht.

Die Gräfin Rhoden, deren Mutterherz durch den neuen Kummer, welcher jetzt über Cäcilie wieder hereinbrach, doch bewegt ward, sagte, die Generalin irre, wenn sie glaube, daß Emilio noch zu den Umgangsgenossen ihrer Kinder zähle. Man empfange ihn seit nahezu einem Jahre nicht mehr.

Es war auch gar nicht möglich, länger ein Auge zuzudrücken, fügte Hildegard hinzu, als müsse sie diese Erklärung geben, denn Emilio trieb seine Schauspielkunst in meines Schwagers Hause so con amore, daß er, um sein Verhältniß zu der Baronin Vittoria zu verbergen, nicht übel Lust bezeigte, sich als den Verehrer meiner Schwester darzustellen.

Das wird ihm nicht eben schwer gefallen sein, meinte die Generalin, denn die Baronin Cäcilie wird mit jedem Jahre schöner. Sie wird Ihnen, liebe Rhoden, seit sie voller geworden ist, nur immer ähnlicher.

Die Mutter nahm das Lob der Tochter, das ihr zugleich schmeichelte, freundlich auf. Hildegard sagte, Cäcilie werde doch

gar zu stark, und kaum hatte die Generalin sich entfernt, als Hildegard die Mutter fragte, ob sie nicht anspannen lassen solle und ob sie nicht gemeinsam zu Cäcilie fahren wollten, nachzuhören, was dort wieder vorgefallen sei und was man etwa für sie thun könne. — Cäcilie bemitleiden zu gehen, war die Gräfin Berka immer bei der Hand, und ihr Mitleid war der Schwester und dem Schwager nicht das Leichteste, das sie zu tragen hatten.

Auch jetzt wieder lasteten ihre Zustände schwer auf diesen Beiden. Valerio war seit dem vorigen Tage in des Freiherrn Hause. Es hatte heftige Auftritte und die unangenehmsten Verhandlungen gegeben. Cäcilie sah mit Kummer, wie die Furchen auf ihres Gatten Stirn sich mit jedem neuen Jahre vertieften, wie sein ganzer Sinn sich verdüsterte und seine Reizbarkeit sich krankhaft steigerte. Auch der Vorfall mit Valerio hatte ihn wieder sehr niedergeschlagen, während der Jüngling selber und seine Mutter das Geschehene äußerst leicht zu nehmen schienen.

Vittoria sagte, sie habe immer die Ueberzeugung gehegt, ihr Sohn sei nicht dazu geschaffen, in dem geistlosen Zwange der militärischen Disciplin seine glänzende Begabung untergehen zu lassen. Ihr Blut, das Blut eines glücklicheren Volkes, lebe in seinen Adern. Die Natur habe ihn bestimmt, ein Künstler zu werden, und die Natur lasse sich nicht überwinden, sie räche sich, wenn man ihr Gewalt anthue. Auch Valerio sprach von seinem eigentlichen Berufe, von seinem inneren Müssen. Der Freiherr beachtete ihre Worte kaum. Der Gedanke, daß der Jüngling, den er in großmüthiger Liebe als seinen Bruder gelten lassen, der seinen Namen trug, daß ein Freiherr von Arten wegen einer unwürdigen Handlung aus dem Kadettenhause ausgestoßen worden sei, brannte als eine Schmach in des Freiherrn Seele, und es hatte ihn eine große Ueberwindung gekostet, sich heute zur Parade zu begeben. Allerdings hatte Niemand mit ihm von dem Vorgange gesprochen, aber der Major

zweifelte nicht daran, daß er vielen seiner Nebenoffiziere bereits bekannt gewesen sei. Es war gestern ein Sonntag gewesen; die Kadetten hatten ihren Urlaub gehabt, in Hunderten von Familien hatte man das Ereigniß gestern fraglos mitgetheilt, und Renatus hatte es auf der Parade in den Mienen seiner Kameraden zu lesen gemeint, daß sie sich Gewalt anthäten, der Angelegenheit nicht zu erwähnen.

Der Freiherr brachte am Mittage keinen Bissen über seine Lippen. Er stand vom Tische auf, weil er es nicht ertragen konnte, Vittoria's Gleichmuth und die unverminderte Eßlust anzusehen, mit der Valerio sich Genüge that.

Als man sich von der Mahlzeit erhob, folgte Cäcilie ihrem Gatten in sein Zimmer. Er bemerkte sie kaum. Gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken gelegt, ging er auf und nieder. So pflegte sein Vater umherzuwandern, wenn ihn Sorgen drückten, wenn er etwas mit sich abzumachen hatte; aber Renatus war nicht mehr, wie einst der Freiherr, in den großen Gemächern des Richtener Schlosses, in denen man seiner Aufregung weit ausschreitend Luft machen konnte, und die Bewegung in dem engen Zimmer steigerte seine Heftigkeit, statt sie zu mäßigen. Er kam sich wie ein Gefangener vor, er meinte, die Wände immer näher zusammenrücken zu sehen, es versetzte ihm den Athem, und sich rasch umwendend, wie Einer, der sich zur Wehre setzen muß, schellte er dem Diener.

Cäcilie fragte, was er wünsche.

Ich muß mit dem Burschen zu Ende kommen! gab er ihr zur Antwort und befahl dem Diener, ihm Valerio zu rufen, der auf dem andern Flügel bei der Mutter wohnte.

Ohne eine Bewegung zu verrathen, trat derselbe bei ihm ein. Er war zu einem vollendet schönen Jünglinge erwachsen. Seine Gestalt war hoch und tadellos, der Italiener war in jedem seiner Züge, in seiner ganzen Haltung, vor Allem in

seinem Mienenspiele und in seiner Geberdensprache unverkennbar, und selbst die steif machende militärische Schulung hatte den freien Adel seiner Bewegungen nicht zu unterdrücken vermocht.

Du hast mich rufen lassen, Bruder? fragte er, als er bei Renatus eintrat.

Dieser hatte sich niedergesetzt, als wolle er sich damit zur Ruhe zwingen, und langsamer sprechend, als er sonst pflegte, sagte er: Ich habe Dich kommen lassen, um von Dir selber zu erfahren, welche Vorstellung Du Dir von Deiner Zukunft machst. Daß Du fort mußt, weißt Du, daß Du kein Vermögen hast, auf welches Du Dich irgend stützen dürftest, habe ich Dir gesagt, als ich Dir den Rath ertheilte, in das Heer einzutreten, und als die Gnade unseres Königs Dir die Aufnahme in das Kadettenhaus bewilligte.

Er hielt inne. Valerio regte sich nicht. Er hatte den Arm auf einen kleinen Schrank gestützt, der dem Spiegel gegenüberstand, und Cäcilie, die besorgt der Unterredung folgte, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Valerio auch in diesem Augenblicke noch mehr mit sich und seiner schönen Stellung, als mit den Worten seines Bruders beschäftigt sei.

Ich spreche nicht davon, hob der Freiherr, da Valerio schwieg, auf's Neue an, ich spreche nicht davon, wie Du Sr. Majestät dem Könige die Gnade gedankt hast, die er Dir angedeihen lassen; das würde, wie Du Dich erwiesen hast, eine vergebene Mühe sein. Laß uns also kurz zur Sache kommen! Was soll aus Dir werden? Was denkst Du mit Dir anzufangen?

Valerio änderte seine Stellung nicht; aber er hob den Kopf, den er bis dahin gesenkt gehalten hatte, in die Höhe und sagte: Fragst Du mich das im Ernste, Bruder?

Mich dünkt, entgegnete der Freiherr bitter, Deine Lage ist nicht dazu angethan, mir Lust zum Scherzen einzuflößen!

Nun denn, rief Valerio, wenn es Dein Ernst ist, wenn Du mir jetzt wirklich endlich die Freiheit geben willst, über mich selber eine Meinung zu haben und über mich zu verfügen, so will ich Dir sagen, was ich wünsche! — Er zögerte, als habe er ein Bedenken, es auszusprechen; dann aber faßte er sich ein Herz, zog mit rascher Bewegung einen Sessel heran, und sich seinem Bruder gegenüber niederlassend, sagte er: Du bist immer gut gegen mich gewesen, und ich habe Dich immer lieb gehabt, Renatus; aber Du hast meine Natur nicht verstanden, hast mich nie aufkommen lassen ....

Du machst Vorwürfe, wo Du Dich entschuldigen solltest, fiel der Freiherr ihm in die Rede; die Taktik ist nicht neu, aber sie ist hier nicht angebracht. Ich habe es heute nicht mit Deinen Bekenntnissen, nicht mit Betrachtungen über die Vergangenheit zu thun, die jetzt zu nichts mehr führen. Beantworte mir rund und nackt die Frage: Was soll aus Dir werden?

Da hob der junge Mann seinen vollen Blick auf den Freiherrn und meinte: Wenn Du auf mich geachtet hättest, brauchte ich Dir das nicht erst zu sagen! Ich werde zur Bühne gehen!

Valerio! rief der Freiherr, als traue er seinen Ohren nicht, und plötzlich die stolze Oberlippe aufwerfend, daß seine Miene, so wenig seine Züge dem Vater glichen, dem Ausdrucke des verstorbenen Freiherrn von Arten äußerst ähnlich wurde, sprach er mit schneidender Kälte: Aber freilich, Du bist kein Arten!

Er wurde blaß, als das Wort seinem Munde entflohen war. Er hätte viel darum gegeben, es nicht ausgesprochen zu haben, sehr viel! Denn er erschrak vor dem wilden Blicke des jungen Mannes, der ihm gegenübersaß, vor dem unheimlichen Zucken seines schönen Mundes.

Sie schwiegen beide; Cäcilie klopfte das Herz, daß sie

wähnte, die Andern müßten es hören können. So entschwanden ein paar Minuten. Renatus konnte zu keinem Entschlusse kommen. Einmal stand er auf dem Punkte, seinen Ausspruch als eine bildliche Redeform auszugeben, dann wieder meinte er mit der Enthüllung dieses Geheimnisses einen Zügel gewonnen zu haben, durch den er den unruhig phantastischen Sinn des jungen Mannes wirksam lenken könnte; aber Valerio's heißes Blut trieb ihn zu schnelleren Entscheidungen, als Renatus sie zu fassen gewohnt war, und sich hoch aufrichtend wie ein tragischer Held, denn bei seiner Künstlernatur war er sich selbst in diesem Augenblicke noch ein Gegenstand der Darstellung, sagte er: Ich hoffe, meines Vaters Namen wirst Du mir wohl lassen müssen, da er diesen nicht, wie seinen Besitz, ausschließlich nur auf Dich vererben konnte! Meinen Namen wenigstens danke ich doch Deiner brüderlichen Gnade nicht!

Nicht? rief Renatus, der jetzt seiner selbst nicht länger Herr war, nicht? — Und er hätte in seiner zornigen Empörung Tausende hinzuwerfen vermocht, hätte er die Beweise von Vittoria's Untreue, von Valerio's unrechtmäßiger Geburt dem Jünglinge unter die Augen halten können, der ihm zu trotzen wagte, nachdem er Unehre auf den alten Namen seines Hauses gebracht hatte. — Frage Deine Mutter, ob Du ein Arten bist! Frage Deine Mutter, ob sie und Du nicht meinem Schweigen, meiner Ehrfurcht vor dem Namen meines theuren Vaters die Stellung verdanken, die ihr einnehmt! Ein Wort von mir . . . .

Er brach ab und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. So weit hatte man ihn gebracht, so weit war er von sich selber und von den Ehrbegriffen seines Hauses abgefallen, daß er dem Leichtsinne eines Jünglings wie Valerio das Geheimniß anvertraute, welches der verstorbene Freiherr der Ehre seines Sohnes zu hüten gegeben hatte! So weit hatte er sich vergessen, daß er Vittoria, die Freundin seiner Kindheit und Jugend, daß er die

Mutter bloßstellte vor dem Urtheile ihres Sohnes — eines jungen Menschen, dessen Keckheit vor keinem Aeußersten zurückschrak! Seine Unzufriedenheit mit sich selber kannte keine Grenzen, er schämte sich vor seinem eigenen Weibe; und wie konnte er jetzt noch darauf hoffen, ein irgend erträgliches Verhältniß zwischen Vittoria und Cäcilien aufrecht zu erhalten, da er selber Vittoria als eine Ehebrecherin angeklagt, da er es Cäcilien jetzt verrathen, was er auch ihr bisher mit ängstlicher Geflissenheit verborgen und fern gehalten hatte!

Wie ein Wetterstrahl war das unglückselige Wort zwischen sie Alle niedergefahren, Alles zerstörend, Alle lähmend. Renatus rang nach Fassung; aber es war Valerio, der sich zuerst bezwang, der sie zuerst erlangte.

Die wilde Aufregung in seinen Mienen hatte nachgelassen, seine Stimme klang weich, und in einer Weise, welche seine große Erschütterung verrieth, sagte er: Du hast ein Wort ausgesprochen, über das ich in's Klare kommen muß! Es zwingt mich, Dir eine Frage vorzulegen: War es nur der Zorn, der Dich jene Worte brauchen ließ, oder sagtest Du die Wahrheit? Bin ich des Freiherrn Sohn, oder bin ich's nicht? — Ist's deßhalb, daß ich fast ohne Antheil an unseres Vaters Erbe blieb, obschon unsere Güter nicht Majorate sind? — Ist's deßhalb, daß meine Mutter in einer Weise von Deinem guten Willen abhängt, die für die Wittwe unseres Vaters mir schon seit lange unbegreiflich erschienen ist? Bin ich Dein Bruder, bin ich's nicht? — Und wieder in seinen Trotz zurückfallend, rief er heftig: Ich muß doch wissen, wer ich bin! Dies wenigstens, diese Wahrheit habe ich von Dir zu fordern!

Der Freiherr maß ihn vom Wirbel bis zur Sohle. Das Pathetische in des Jünglings Erscheinung, das ihm immer mißfällig gewesen war, reizte ihn jetzt doppelt. Alles, was er seit Jahren und Jahren Lästiges und Schweres um Vittoria's

wegen auf sich genommen, alle die Opfer, die er für sie und auch für Valerio gebracht, die quälenden Eindrücke, welche er seit gestern um des Letzteren willen durchzumachen gehabt hatte und mit denen er noch nicht zu Ende war, belasteten den Freiherrn wie ein einziger, gewaltiger Druck. Sein ganzes Leben war von Rücksichten auf seines Vaters Willen, auf die Ehre seines Hauses und Namens geleitet und bestimmt worden, und was hatte er damit erreicht? Es war genug der Opfer, der Rücksichten auf Andere! Nur an sich selber, an seine persönlichen Verhältnisse, an die Aufrechterhaltung seines Namens und seiner Ehre hatte er noch zu denken; es war Zeit, seine Rechnung mit denen abzuschließen, die ihm dies erschwerten. In ihm, dessen war er sich bewußt, lebte der wahre Sinn seines Geschlechtes, er mußte sich und für sich die Möglichkeit des Fortbestehens zu erhalten suchen. Wollte er nicht untergehen zusammt dem Weibe, das sich ihm in Liebe anvertraut, so mußte er, wie bei einem Schiffbruche, endlich Alles von sich stoßen, was sich hemmend an ihn klammerte, was sich wider ihn zu erheben drohte, und finster, wie der Geist, der über dieser Stunde waltete, sagte er: Was fragst Du mich? Lege diese Frage Deiner Mutter vor!

Valerio erhob sich, sein Antlitz war todtenblaß geworden; auch der Freiherr war aufgestanden. Wo willst Du hin? fragte er, da Jener sich zur Thür wendete.

Ich gehe, meiner Mutter die Frage vorzulegen, die .... er hielt inne und sagte dann sehr fest: mir Freiheit schaffen soll!

Halt, rief der Freiherr, vergiß es nicht, daß Du unseren Namen trägst und daß ich Dein Vormund, daß ich für Dich verantwortlich bin!

Besorgen Sie nichts, Herr von Arten! entgegnete der Jüngling mit einer Entschiedenheit und zugleich mit einem Tone des Spottes, der ihn für Renatus und Cäcilie völlig zu einem

Fremden machte — besorgen Sie nichts! Aber zum Dienen bin ich nicht geschaffen! Wäre es mir nicht gelungen, mich durch jene Zeichnung von diesem Rocke — er riß die Uniform vom Leibe und trat sie in wild aufwallender Heftigkeit unter die Füße — von diesem Rocke und von der Sklaverei, zu der er mich verdammte, zu befreien, so hätte ich mir durch die Flucht geholfen; denn mich des Namens zu entäußern, der mir nichts werth ist in der Laufbahn, die ich einzuschlagen denke, war ich ohnehin entschlossen! — Ich begehre Ihres Namens nicht!

Renatus trat in rascher Bewegung auf ihn zu, seine Hand erhob sich — — aber wie im Entsetzen über sich selber blieb er mitten im Zimmer stehen. Geh! sagte er so tonlos, daß er seine eigene Stimme nicht erkannte.

Valerio hörte es nicht mehr. Er hatte das Gemach bereits verlassen, seine Uniform blieb auf dem Boden liegen.

# Eilftes Capitel.

Als die Gräfin Berka fast um dieselbe Stunde bei der Schwester vorfuhr, wurde ihr Besuch nicht angenommen, und Hildegard erzählte dies ihrem Gatten und der Mutter mit dem Zusatze, daß sowohl Cäcilie als Vittoria zu Hause gewesen wären, denn in ihren beiden Zimmern habe sie Licht gesehen.

Ich habe das Meine gethan, ihnen meine schwesterliche Theilnahme zu beweisen, sagte sie; man muß jetzt abwarten, bis sie kommen.

Indeß der nächste Morgen brachte nur ein paar Zeilen von Cäcilie, in denen sie der Schwester ihr lebhaftes Bedauern aussprach, daß es ihr gestern unmöglich gewesen sei, sie zu empfangen. Eine unangenehme Angelegenheit, die ihr und ihrem Manne allerdings nicht unerwartet gekommen sei, habe sie hingenommen und gebe ihnen eben in diesen nächsten Tagen mancherlei zu bedenken und zu ordnen. Sei das geschehen, so würden Hildegard und die Mutter die Ersten sein, zu denen sie eile, um ihnen Nachricht von der neuen Einrichtung zu geben, die sie und Renatus für sich zu machen beschlossen hätten.

Die Schwestern waren schon seit lange auf den Fuß jener ganz äußerlichen Rücksicht und Höflichkeit gekommen, hinter denen die völlige Entfremdung sich verbirgt. Hildegard lächelte, als sie dem Grafen das Billet der Schwester hinhielt. Die Mutter aber hatte Mitleid mit Cäcilien. Sie fuhr am Nachmittage zu ihr.

An dem Zimmer Vittoria's vorübergehend, bemerkte sie,

wie man in demselben einen Koffer packte, und sie war kaum bei ihrer Tochter eingetreten, als sich Renatus zu ihnen gesellte.

Obschon er sich auf Cäcilie unbedingt verlassen konnte, sah er es doch seit lange nicht mehr gern, wenn sie mit einem der Ihrigen allein beisammen war. Er wußte das Gemüth seiner Frau mannigfach belastet und bedrückt; und er besorgte, die Macht der Gewohnheit und der alten Zusammengehörigkeit möchte ihr der Mutter oder der Schwester gegenüber doch einmal Geständnisse oder Klagen über ihre Lage entlocken, die er laut werden zu lassen nicht wünschen konnte.

Noch ehe die Mutter eine Frage gethan hatte, dankte der Freiherr ihr dafür, daß sie gekommen sei, und sagte, sie kenne ja von seinem Vater her die alte Arten'sche Maxime, Verdrießlichkeiten mit sich selber abzumachen, und sie werde sich also deßhalb gestern nicht gewundert haben, daß er seine Frau abgehalten, den Besuch der Schwester anzunehmen.

Sie wissen, liebe Mutter, Cäcilie ist sehr weich, es faßt sie daher Alles mehr als nöthig an, namentlich, wenn sie mich ergriffen sieht, und ich war das gestern in der That! Wir haben große Unannehmlichkeiten mit Valerio!

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als wisse sie noch nicht, was vorgegangen sei. Sie wollte ihrem Schwiegersohne mit feinem Takte die Freiheit lassen, ihr in der ihm zusagendsten Weise zu berichten, was er eben für angemessen hielt.

Dem Freiherrn war das sehr willkommen. In leicht hingeworfener Weise erzählte er, wie wenig ernsthaft Valerio seine Studien betrieben, wie schwer er sich in die militärische Zucht gefunden und wie nachtheilig die an und für sich edle und schöne Kunstliebe seiner Mutter auf den Jüngling eingewirkt habe. Er erinnerte die Gräfin daran, wie Valerio habe Maler werden wollen, nun, seit Emilio und Vittoria es ihm in den Kopf gesetzt hätten, daß er eine der seltensten Stimmen besitze, sei er

auf noch viel verkehrtere Plane gekommen. Er habe nichts als seine thörichten Liebhabereien betrieben, habe sich in der Anstalt unmöglich gemacht, und nach längeren Berathungen sei man denn gestern dahin übereingekommen, ihn auf eine süddeutsche landwirthschaftliche Akademie zu senden. Valerio verlange durchaus nach einer größeren Freiheit; man wolle also versuchen, ob er Neigung für die Landwirthschaft gewinnen könne, und müsse dann zusehen, wie man später für ihn ein Fortkommen ermögliche, mit dem es nicht so dränge, als man es ihm darstelle, denn er sei im Grunde doch erst achtzehn Jahre alt.

Die Gräfin nahm das ganz so auf, wie Renatus es aufgenommen zu sehen wünschte. Sie sagte, er thue wohl daran, wenn er die Sache nicht so schwer als Cäcilie auffasse. Valerio sei ja nicht der erste junge Mensch, der den Seinen einmal Sorge mache; man möge bedenken, daß seine Erziehung früher verabsäumt worden sei, daß sie und Hildegard schon lange vor des Freiherrn Heimkehr darauf gedrungen hätten, den lebhaften Knaben einer männlichen Aufsicht zu übergeben und ihn von der Mutter fortzunehmen. Sie und Hildegard hätten sich auch stets darüber gewundert, und Graf Gerhard — sie könne das jetzt wohl sagen — habe es nie gebilligt, daß Renatus es Vittoria erlaubt, den Sohn in alle Opern und Concerte mitzunehmen und ihn in ihren Soiréen singen zu lassen . . .

Sie war bei aller Milde und bei allem Mitleid dennoch auf dem besten Wege, es der Tochter und dem Schwiegersohne zu beweisen, daß ihnen nur geschehe, was sie verdienten und verschuldet hätten, und weil Cäcilie fürchtete, ihr Gatte könne darauf in seinem Unmuthe eine die Gräfin verletzende Entgegnung machen, bemerkte sie, natürlich trage Vittoria's große Schwäche an dem ganzen Unheil Schuld, und die Mutter sei es auch, die ihnen gestern die meisten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte.

Ihre Eigenwilligkeit, ihre Launen werden wirklich immer störender für uns, unser bester Wille, meine größte Nachgiebigkeit vermögen ihr nicht genug zu thun, und, Cäcilie konnte ihr Empfinden nicht mehr beherrschen, und Herr muß Renatus in seinem Hause zuletzt doch bleiben! fuhr sie unwillkürlich auf.

Dem Freiherrn kam die plötzliche Aufwallung seiner Frau nicht ungelegen, denn sie gab ihm Anlaß, mit der Thatsache herauszurücken, die man der Gräfin vor allen Dingen mitzutheilen hatte. Ruhig, ruhig, mein Kind, sagte er, Du weißt, daß Du von Vittoria's Grillen nicht lange mehr zu leiden haben wirst.

Die Gräfin sah ihn, sah die Tochter fragend an. Renatus bemerkte das. Ich muß eine Aenderung machen, sagte er. Cäcilie kommt wirklich neben Vittoria nicht zur Ruhe. Ich habe daher meiner Stiefmutter gestern den Vorschlag gemacht, sich selbständig einzurichten. Sobald sie eine ihr zusagende Wohnung gefunden haben wird, verläßt sie unser Haus.

Gottlob! rief die Gräfin, die in der That sich dieses Entschlusses um der Tochter willen freute; aber Renatus hörte darin nur einen Vorwurf, den ihm die Mutter machte, und, wie alle schwachen und eben deßhalb eitlen Menschen, stets geneigt, von einer zu der anderen Meinung überzugehen, wenn sie ihr eigenes Ansehen oder ihre eigene Einsicht dadurch aufrecht erhalten zu müssen glauben, erklärte er plötzlich, daß die Trennung von seiner Stiefmutter natürlich nicht heute und nicht morgen vor sich gehen könne und werde. Er sagte, daß er Vittoria, wie sich das von selbst verstehe, nicht drängen, daß er ihr Zeit lassen wolle, Alles nach ihrem Belieben einzurichten, und daß leicht möglich, da eben jetzt, inmitten des Vierteljahres, die Zahl der freistehenden Wohnungen eine beschränkte sei, der Winter darüber verstreichen könne.

Die Gräfin nahm das auf, wie es ihr von ihrem Schwiegersohne dargestellt wurde; sie überlegte jedoch innerlich, daß Re-

natus vielleicht eben jetzt die Ausgaben für einen solchen Umzug und für Vittoria's besondere Einrichtung zu machen scheue, da die bürgerliche Ausstattung und die Reise Valerio's schon Kosten verursachen mußten, und nach Mittheilungen und Fragen, von deren Oberflächlichkeit und innerer Unwahrheit beide Theile überzeugt waren, fuhr die Gräfin wieder fort, ohne sich die völlige Zerstörtheit in dem Wesen ihres Schwiegersohnes recht erklären zu können.

Der Vorfall mit Valerio war freilich arg genug; aber je mehr die Gräfin darüber nachsann, um so weniger hieß sie es gut, wenn durch dieses Ereigniß ein öffentlicher Bruch in dem Arten'schen Familienleben herbeigeführt werden sollte. Es war nach ihrer Meinung eine Sache, die man möglichst im Stillen abthun, um derentwillen man nicht an die große Glocke schlagen mußte. Zu Hause wieder angekommen, beklagte sie es, daß Renatus und Cäcilie, trotz mancher gar vortrefflichen Eigenschaften, so wenig Takt besäßen, und sie bedauerte es, daß man nicht wagen dürfe, ihnen einen unumwundenen Rath zu ertheilen, weil man leider nicht mehr wissen könne, in wie weit sie ihm nachzukommen im Stande wären.

Hildegard bemerkte darauf, sie danke Gott täglich dafür, daß er ihr so schöne, so einfache Lebensverhältnisse zubereitet habe und daß sie hier in ihrem Hause mit ihrem Gatten und mit der Mutter ein so klares, ruhiges Dasein hätten.

Eben darum, bat die Gräfin, müsse man nachsichtig gegen die arme Cäcilie sein. Man müsse die Hände liebevoll über sie breiten, denn sie trage an ihrem Leben schrecklich schwer.

Der Graf meinte, wem nicht zu rathen sei, dem sei auch nicht zu helfen. Renatus habe ihm nicht folgen wollen, als er ihn vor Jahren darauf hingewiesen, daß er wohl daran thun würde, sich von der Sorge für Vittoria und Valerio möglichst zu befreien. Nun trage er die Folgen seines falschen Handelns,

und es sei keine von seines Neffen kleinsten Thorheiten, den völlig mittellosen Sohn Vittoria's jetzt auf eine landwirthschaftliche Akademie zu senden. Es ist geradezu unbegreiflich, rief der Graf, denn ich möchte wissen, wessen Güter Valerio einst verwalten soll!

Während man aber noch in dieser Weise mit den Vorgängen in der Arten'schen Familie beschäftigt war, ließ sich durch einen seiner Comptoir-Beamten bei Tremann ein junger Mann melden, der ihn zu sprechen wünsche, und gleichzeitig mit dem Diener, welcher die Lampe auf den Schreibtisch seines Herrn niedersetzte, trat Valerio bei ihm ein.

Paul hatte ihn nur einmal an einem Gesellschaftsabend im Arten'schen Hause gesehen, als der Jüngling mit seiner Mutter und mit Emilio unter großem Beifalle verschiedene Terzette gesungen hatte. Das war aber über anderthalb Jahr her, Valerio war in der Zeit völlig herangewachsen, der frühe Bart der Südländer kräuselte sich bereits voll auf seiner Oberlippe, und die bürgerliche Kleidung veränderte ihn noch mehr, so daß Paul ihn mit der Bemerkung empfing, daß er ihn kaum wiedererkenne.

Das darf mich nicht wundern, entgegnete der junge Mann, denn ich habe ja nur einmal die Ehre gehabt, Sie im Hause des Herrn Majors von Arten zu sehen; trotzdem aber habe ich eine Bitte an Sie zu richten.

Es fiel Paul auf, daß Valerio von seinem Bruder in so gezwungener Weise redete, und es lag überhaupt etwas ihn Befremdendes in der ganzen Haltung des Jünglings. Er nöthigte ihn also, sich zu setzen und ihm zu sagen, was er wünsche.

Ich würde es nicht wagen, Sie mit meinen Angelegenheiten zu behelligen, hob Valerio fest und ohne alle Verlegenheit an, wären Sie nicht ein paar Jahre lang mein Vormund gewesen und hätte ich nicht von meiner Mutter es einmal zufällig

erfahren, daß Sie auch in Ihrer Jugend aus Verhältnissen entflohen sind, die Ihnen unerträglich geworden waren. Ich befinde mich in der gleichen Lage ...

Durchaus nicht! fiel ihm Paul in die Rede, und da Valerio vor diesem Worte inne hielt, sagte Jener: Sie haben eine Mutter am Leben, sind unter dem Schutze eines älteren Bruders in eine gewiesene Laufbahn getreten, in welcher Ihr Name Ihnen von Nutzen ist: das sind Vorzüge, deren ich mich nicht erfreute. Wenn Sie dieselben augenblicklich etwa nicht hoch anschlagen sollten, werden Sie bei der Laufbahn, die Sie erwählten, wahrscheinlich später anders darüber denken!

Erlauben Sie mir, Ihnen eine Bemerkung zu machen, sagte der junge Mann. Ich habe die militärische Laufbahn nicht erwählt, ich bin zu ihr durch meine Mittellosigkeit gezwungen worden. Meine ganze Seele war von meiner frühesten Kindheit an nur auf Ein Ziel, auf die Kunst gestellt. Als Knabe wollte ich Maler werden, weil ich ein Höheres nicht kannte.

Und was hinderte Sie daran? fragte Paul.

O, rief Valerio, ich war ja ein Herr von Arten! Ein Edelmann, ein Herr von Arten kann kein Maler werden; er kann malen, sagte mir der Major, wenn er Zeit und Lust dazu hat, so viel er mag. Ein Herr von Arten kann nicht von seiner Hände Arbeit leben, kann nicht um Geld für Krethi und Plethi Bilder malen. Ein Edelmann lebt für sich auf seinen Gütern, von seinen Renten oder in seines Königs Dienst.

Ueber Paul's Antlitz flog ein leises Lächeln; es entging der feinen Beobachtung des Jünglings nicht, und durch dasselbe noch ermuthigt, sagte er: Das Testament des Freiherrn Franz, das mich und meine Mutter ganz von dem guten Willen seines Sohnes abhängig macht, hat Sie wahrscheinlich, als Sie es kennen lernten, über Verhältnisse aufgeklärt, die mich, seit ich darüber nachzudenken vermochte, viel beschäftigten, und — er

stockte ein wenig, setzte jedoch mit Selbstbeherrschung hinzu: die ich seit gestern verstehen gelernt habe. Vor sechs Jahren indessen, als wir Richten verließen, war ich ein Knabe und hatte zu gehorchen. So wurde ich für den Soldatenstand bestimmt. —

Aber, fiel ihm Paul, der die Unterredung nicht über die Gebühr verlängert zu sehen wünschte, in die Rede, Sie sind nicht in Uniform! Was bedeutet das?

Ich bin aus dem Kadettenhause ausgestoßen, antwortete Valerio, ohne eine Miene zu verziehen, und ich bin überhaupt ein Ausgestoßener! Ich führe den Namen der Freiherren von Arten jetzt nicht mehr!

Sie führen den Namen Ihres Vaters nicht mehr? Was wollen Sie damit sagen? fragte Paul, dem die Festigkeit des Jünglings Wohlgefallen an ihm einzuflößen anfing.

Valerio zog einen Brief hervor und reichte ihn Tremann hin. Er war von Renatus an Valerio geschrieben. Der Freiherr hielt dem jungen Manne in strengen, trockenen Worten noch einmal den Fehltritt vor, dessen derselbe sich schuldig gemacht hatte, erwähnte des Streites, der gestern zwischen ihnen vorgefallen war, sprach von der Unmöglichkeit, daß er Valerio, wie dieser und seine Mutter es forderten, seine Einwilligung zu einer Künstler-Laufbahn auf der Bühne geben könne, so lange er den Namen eines Herrn von Arten trage, und wies ihn an, reiflich zu überlegen, was er jetzt anzufangen denke, da der Freiherr sich weder in der Lage, noch veranlaßt fände, ihn lange und kostspielige Versuche mit seiner Berufswahl anstellen zu lassen.

Paul fragte, weßhalb der Freiherr ihm dies geschrieben und nicht gesagt habe.

Valerio entgegnete, er habe des Freiherrn Haus mit Bewilligung seiner Mutter gleich gestern verlassen, um es nicht wieder zu betreten.

Und was beabsichtigen Sie jetzt zunächst? erkundigte sich

Paul, der nun einsah, daß die Sache ernster war, als sie ihm zuerst erschienen.

Ich will einen Namen nicht mehr führen, sprach Valerio mit einem Selbstgefühle, das seine ohnehin edle Gestalt noch höher adelte, den man mich nur aus Gnade bisher hat tragen lassen. Ich habe dem Major geschrieben, daß ich entschlossen sei, fortan auf den Namen seines Vaters zu verzichten und mir meinen Weg zu suchen, wo er für mich zu finden ist. Mit meiner Stimme, mit meiner musikalischen Begabung und mit meiner Begeisterung für die Kunst kann es mir nicht fehlen, mir als Sänger eine unendlich glänzendere und unabhängigere Zukunft zu bereiten, als sie mir im Heere und im Dienste werden könnte. Mein eigenes Bewußtsein und meines bisherigen Lehrers und Freundes Emilio Ausspruch sind mir dessen Bürge.

Der junge Mann brach ab, als schäme er sich dieses eigenen Lobes. Paul schwieg ebenfalls.

Wie jedem auf sein eigenes Leben achtsamen Menschen, war es Paul bisweilen wohl begegnet, daß er in irgend einem bestimmten Augenblicke bei irgend einem ganz plötzlich eintretenden, unvorherzusehenden Ereignisse die Empfindung gehegt hatte, als habe er das schon einmal erlebt oder als habe er gewußt, daß und wie dies eben jetzt geschehen müsse; aber nie zuvor war er von diesem Eindrucke so betroffen worden, wie von dem Gegenbilde, welches Valerio's Vorhaben ihm zu seinen eigenen Jugenderlebnissen jetzt vor Augen stellte.

Ihm, dem unbezweifelten Erben seines Blutes, dem Sohne seiner Liebe, hatte der Freiherr Franz einst den Namen derer von Arten aus Standesrücksichten versagt, während er mit eben diesem Namen, aus denselben Standesrücksichten den im Ehebruche von Vittoria erzeugten Knaben zu bedecken sich verpflichtet gehalten hatte. Und vor Paul, der einst entflohen war, weil

sein Vater ihm die Anerkennung und seinen Namen geweigert hatte, stand jetzt eben jener dem Freiherrn untergeschobene und von ihm doch anerkannte Sohn, entschlossen, den Namen Arten von sich abzuwerfen, um in Freiheit der ihm angeborenen Begabung zu entsprechen. Schnell wie diese Gedanken in Tremann sich erzeugten und an einander reihten, entstand durch sie doch eine Unterbrechung in dem Zwiegespräche; und mit unruhiger Spannung blickte Valerio zu dem älteren Manne hinüber, bis dieser die Frage an ihn richtete, welchen Beistand und welche Hülfe er von ihm begehre.

Ich habe davon sprechen hören, daß Sie Mitbesitzer der Schiffe sind, die zwischen Hamburg und England den Personenverkehr besorgen, sagte der Jüngere. Meine Mittel sind beschränkt ... Er hielt inne, und eine heiße Röthe überflog sein schönes Antlitz; er war des Bittens, er war es noch nicht gewohnt, Hülfe begehren zu müssen. — Ich möchte nach London gehen, den Unterricht des dort lebenden größten Sängers zu genießen. Verschaffen Sie mir eine freie Ueberfahrt, und — in Ihrem Hause lebt die Gräfin Haughton; sie hat sicherlich Verbindungen in England. Ich möchte, bis ich zur Bühne gehen kann, Unterricht zu ertheilen versuchen, portraitiren. Ich treffe gut!

Seine Festigkeit drohte ihn zu verlassen, und er wartete mit sichtbarer Unruhe auf die Antwort Tremann's, als dieser statt derselben die Frage an ihn richtete, ob der Major von Arten von diesen Absichten und von dem Besuche, welchen Valerio ihm jetzt eben mache, unterrichtet sei. Der Jüngling verneinte dies.

So erlauben Sie, versetzte Paul, daß ich mich erst mit dem Herrn Major verständige, ehe ich Ihnen sage, ob ich etwas und was ich für Sie thun kann.

Valerio erhob sich. Sie weisen mich zurück! meinte er,

und man konnte ihm den gekränkten Stolz und die schmerzliche Enttäuschung in jeder Miene ansehen.

Nein, entgegnete ihm Paul, aber Sie sind unmündig. Ich muß erst wissen, wie Ihr Vormund über Ihre Plane denkt.

Valerio blieb zögernd stehen; er schien etwas sagen zu wollen und den Muth dazu nicht zu finden. Endlich stieß er rasch die Worte hervor: Entflohen Sie denn mit Erlaubniß?

Paul blickte den Jüngling ruhig an und sagte mit seinem schönen, ruhigen Ernste: Nein; aber ich hatte Niemandem von meinem Vorhaben gesprochen und von Niemandem Hülfe dabei begehrt! Ich verließ mich auf mich selbst!

Valerio schlug beschämt die Augen nieder. Paul hatte indeß durchaus nicht beabsichtigt, ihn zurückzuscheuchen, und stets zum Begütigen geneigt, fügte er sofort hinzu: Ich war ein Kind, das man zur Verzweiflung getrieben hatte. Ich wußte, ich übersah nicht, was ich that, denn ich kannte vom Leben und von der Welt weit weniger, als Sie, und ich tadle es durchaus nicht, daß Sie Sich an mich wandten, im Gegentheile! — Er sann einen Augenblick nach, blickte auf einen Kalender, der zur Seite seines Schreibtisches hing, und sagte dann: Kommen Sie morgen um die gleiche Stunde wieder zu mir, und Ihre Hand darauf, junger Mann, jetzt, da Sie mit mir über Ihre Zukunft Rücksprache genommen haben, treffen Sie keine Entscheidung über Sich, ohne daß ich davon weiß!

Er hielt ihm die Hand hin; Valerio schlug mit neu belebter Hoffnung herzhaft in die dargebotene Rechte. Dann hieß Paul ihn gehen, und kaum hatte der Jüngling ihn verlassen, so setzte Jener sich nieder, an Renatus zu schreiben.

# Zwölftes Capitel.

Der Verkehr und der Zusammenhang zwischen den Familien von Paul und von Renatus, die nach Eleonorens Genesung Anfangs eine Art von Lebhaftigkeit gewonnen hatten, waren allmählich wieder geringer geworden und hatten sich in den letzten beiden Jahren auf jene Einladungen zu großen Festlichkeiten beschränkt, mit denen man sich gleichgültigen Herzens und oft widerwillig genug gegen die große Anzahl derjenigen sogenannten guten Freunde abzufinden sucht, die zu sehen oder gar zu sprechen man kein sonderliches Verlangen trägt und die man doch nicht durch gesellschaftliche Vernachlässigung zu Feinden werden lassen mag. Wenn man einander traf, ergingen Vittoria und Cäcilie sich immer in Erklärungen und Betrachtungen darüber, wie es habe geschehen können, daß man einander so lange nicht gesehen, und Seba's und Daviden's Arglosigkeit war stets bereit, die Gründe gelten zu lassen, welche von Jenen vorgebracht wurden. Paul aber, der, ohne von Natur zum Mißtrauen geneigt zu sein, die Menschen besser als die Frauen kannte, sah und beurtheilte die Gründe, aus welchen Renatus sich von ihm zurückhielt, in einer anderen Weise.

Er kannte die Einkünfte des Freiherrn so genau, als dieser selbst, und Renatus wußte, daß Paul ein guter Rechner sei. Es konnte also dem Freiherrn, der sich für verpflichtet erachtete, einen Aufwand zu machen, welcher bei Weitem über seine Mittel ging, in keinem Falle erwünscht sein, einen Beobachter neben

sich zu haben, der nach seinen Grundsätzen eine solche Handlungsweise entschieden tadeln mußte, und Paul trug seinerseits auch kein Verlangen danach, näher in die gegenwärtigen Verhältnisse des Freiherrn eingeweiht zu werden. Was er davon gelegentlich und zufällig erfuhr und sah, bestätigte ihm nur die Lehre von der wachsenden Schnelligkeit, mit welcher die einmal ins Gleiten gerathene Lawine dem Abgrunde zurollt. Was geschehen würde, darüber war Paul schon lange nicht mehr im Zweifel; wann und wie es geschehen würde, ließ sich fast auch mit Sicherheit berechnen.

Richten war so verschuldet, daß die Zinszahlungen von einem Vierteljahre zum andern immer schwerer wurden. Steinert schrieb, daß es ein Jammer sei, in welcher Weise der Amtmann, dessen Reich in Kurzem dort zu Ende gehen mußte, auf dem Gute wirthschafte, und wenn Paul in den kaufmännischen Kreisen, in welchen er arbeitete, von den Wechseln auch nichts zu sehen bekam, die in den Händen der Wucherer auf Renatus in Umlauf waren, so erfuhr er doch hier und da, daß der Major von Arten mancherlei bedenkliche und gefährliche Spekulationen für sich machen ließ, und sein Zutrauen zu des Freiherrn Umständen ward dadurch natürlich nicht gehoben.

Renatus selber war dabei nicht wohl zu Muthe. Er hätte es anders, er hätte gern geordnete Verhältnisse haben mögen, aber wie konnte er zu diesen je gelangen, ohne sein Leben völlig umzubrechen, ohne dem Grafen Gerhard und dessen Frau das Feld zu räumen, ohne sich ihrem Urtheil und dem Urtheil aller seiner Standesgenossen auf Gnade oder Ungnade zu überliefern?

Daß Hildegard ihm und Cäcilien nie vergeben werde, daß sie ihn und die Schwester hasse, und daß Graf Gerhard ihm übel wolle, darüber war Renatus ganz im Klaren. Aber er sagte sich nicht, daß es in solchen Verhältnissen gerathen sei, die Trennung zwischen sich und seinen Feinden zu einer vollstän-

digen zu machen. Er mochte in dem sehr angesehenen und viel besuchten Hause seines Onkels und seiner Schwägerin nicht fehlen; er meinte, durch seine bloße Anwesenheit in demselben Hildegard's feindseligen Aeußerungen eine Schranke setzen zu können, und in der That hörte auch von der Gräfin Berka Niemand ein hartes Wort über den Freiherrn oder über dessen Familie. Sie beklagte ihre Schwester nur, und dazu hatte sie jetzt mehr als jemals Grund.

Man wußte es in der Gesellschaft, daß die Vermögenslage des Majors von Arten sehr zerrüttet sei, man sprach über das immer noch fortdauernde bedenkliche Verhältniß zwischen Vittoria und dem Sänger, von Valerio's Entfernung aus der Anstalt, von der zwischen Renatus und seiner Stiefmutter beabsichtigten Trennung, und Renatus konnte sich endlich nicht darüber täuschen, daß man um alle diese Dinge wußte, daß Jeder sie nach seiner Weise beurtheilte und besprach.

Er befand sich in einer Verfassung, in welcher nichts ihn überraschte und Alles ihm gleichgültig zu werden begann, weil er keinen rechten Ausweg mehr vor sich sah. Das Ende des Jahres stand vor der Thüre, es waren Forderungen aller Art in nächster Zeit zu befriedigen. Er wußte es, daß ihm dies unmöglich sein werde, daß Richten zum Verkaufe kommen mußte, und er konnte sich es nicht vorstellen, wie er leben solle ohne den, wenn auch nur noch anscheinenden Besitz dieses seines Stammgutes. Er wußte eben so wenig, wie er sich und die Seinigen von dem Einkommen erhalten solle, das seine militärische Stellung ihm eintrug und das obenein durch Abzüge aller Art verkürzt zu werden drohte, wenn man es erst erfahren hatte, daß er ruinirt sei. Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger, der auf leckem Boote im offenen Meere treibt, er mußte sich sagen, daß Rettung ihm nur durch ein Wunder werden könne,

und wie er auf ein solches auch bisweilen hoffen zu können wünschte, er vermochte es nicht.

In dieser Lage fand ihn die Anfrage, welche Tremann wegen Valerio's an ihn richtete, und wenn schon Paul durch dieses Ereigniß lebhaft an den Wechsel der Dinge und der Zeiten erinnert worden war, so war die Wirkung auf den Freiherrn noch weit stärker. Er hätte Valerio Vorwürfe darüber machen mögen, daß er sich an einen Dritten, daß er sich an Paul um Hülfe gewendet habe; aber er fühlte sich jetzt dazu nicht mehr berechtigt. Er hatte den Brief noch nicht beantwortet, in welchem Valerio ihm, unter Emilio's Anleitung, den Vorschlag gemacht, daß er den Namen von Arten ablegen und unter dem italienischen Namen seines wahren Vaters auf die Bühne gehen wolle, wenn Renatus ihm nur für die nächsten Jahre noch das ihm zustehende, freilich sehr geringe Jahrgeld zu zahlen geneigt sei, welches Valerio nach dem Testamente des Freiherrn Franz zu beanspruchen das Recht besaß.

Renatus hielt das Schreiben Tremann's lange in seiner Hand. Die Wogen, die ihn bedrohten, stiegen immer höher, das Boot, das ihn trug, sank immer tiefer hinab, es war im Grunde ein Glück zu nennen, wenn er es, gleichviel wie erleichtern konnte; aber es krampfte ihm das Herz in der Brust zusammen, als er sich dies nicht mehr wegzuläugnen vermochte. Er mußte froh sein, wenn er sich Valerio's auf gute Art entledigen konnte, er mußte den Handel — der Freiherr brauchte dieses Wort mit einem Gefühle tiefer Selbsterniedrigung — er mußte den Handel mit dem jungen Manne eingehen, obschon er zuverlässig wußte, daß er nicht im Stande sein werde, das Versprechen zu halten, auf welches Valerio sich stützen wollte, und das er ihm zu leisten sich endlich doch von der Noth gedrungen fand.

Tremann's Vermittlung kam ihm dabei, wie unwillkom-

men sie ihn im ersten Augenblicke auch bedünkte, endlich als eine sehr erwünschte vor. Er schrieb ihm gleich in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihm für die Mittheilung danke, die er eben jetzt von ihm empfangen habe, und daß er ihn sogar bitte, mit dem jungen Manne, der sich seiner brüderlichen Fürsorge zu entziehen wünsche, in seinem Namen zu verhandeln. Da Valerio eine glänzende musikalische Begabung zeige, keine Neigung für die ihm bestimmte militärische Laufbahn hege, in der er sich ohnehin unmöglich gemacht habe, und da er sich zu keinem andern, seinem Stande angemessenen Lebenswege entschließen wolle, so finde er sich, so schwer ihm dies auch ankomme, doch genöthigt, der Entfernung Valerio's und seiner musikalischen Ausbildung — von der Bühne zu sprechen, konnte Renatus auch jetzt noch sich nicht entschließen — Nichts in den Weg zu legen. Daß Valerio den Namen von Arten unter diesen Verhältnissen nicht führen könne, verstehe sich von selbst. Gerade deßhalb sei er selber aber behindert, den Weg des jungen Mannes zu fördern, und er werde sich daher Paul und der Gräfin Eleonore verpflichtet fühlen, wenn sie Valerio die Hand zur Ausführung seines Vorhabens bieten wollten, bei welcher derselbe auf das ihm zustehende Jahrgeld rechnen könne.

Dem Briefe war eine Summe als Reisegeld und als vierteljährige Pensionszahlung für Valerio beigefügt, und das ganze Schreiben war in einer Form gehalten, die man unter den obwaltenden Umständen schicklich nennen und gelten lassen konnte. Aber dem Freiherrn zitterte die Hand, mit welcher er die fünf Siegel mit dem Arten'schen Wappen auf den Geldbrief drückte, und das alte fortis in adversis brannte ihm wie eine schwere Mahnung in die Seele. Er hatte sein Lebensschiff in einer Weise erleichtert, die er vor sich und seinem Gewissen nicht verantworten konnte, und er hatte dazu noch das Bewußtsein, sich auch damit keine wirkliche Rettung bereitet zu haben.

Es litt ihn nicht in seinem Hause; er mochte auch keinen der Seinigen sehen. Trotz des übeln Wetters machte er einen langen Spaziergang in den Park. Er hatte ein Bedürfniß, allein zu sein und die schwer beladene Brust zu dehnen. Als er am Mittage wiederkehrte, war Vittoria abwesend. Cäcilie sagte, die Mutter habe den Wagen anspannen lassen, um Valerio seinen Koffer hinzubringen, und auch um sich in der Stadt nach einer Wohnung für sich umzusehen.

Der Wagen kam ohne Vittoria zurück; sie hatte sich bei einer Freundin absetzen lassen, bei der sie speisen wollte. Der Freiherr und seine Frau nahmen ihre Mahlzeit einsam ein; man war überzeugt, daß Vittoria mit ihrem Freunde und ihrem Sohne bei der Freundin zusammentreffe. Renatus äußerte sich heftig darüber; Cäcilie, die seine Gereiztheit und seine Verdüsterung gewahrte, versuchte eben für diesen Tag und diesen Fall Vittoria zu entschuldigen.

Am Abende war ausnahmsweise einmal eine geladene Gesellschaft bei der Gräfin Berka. Cäcilie und Renatus hätten sich gern von dem Besuche derselben befreit. Weil sie aber die Sicherheit in ihren Verhältnissen verloren hatten, wollten sie durch ihr Fortbleiben keine Fragen veranlassen, sondern auf dieselben, wenn sie etwa gethan werden sollten, lieber durch persönliche Zurechtlegungen antworten, und etwas später, als die Einladung es bestimmte, langten sie in dem Berka'schen Hause an.

Die Gesellschaft war bereits versammelt, und täuschte die Verstimmung und Unruhe die beiden Eheleute oder herrschte wirklich eine augenblickliche Pause in der Unterhaltung, genug, sie glaubten Beide zu bemerken, daß man bei ihrem Eintreten schwieg und daß man sie mit einer Art von Neugier betrachtete. Das raubte Cäcilien die Fassung, welche sie ohnehin den Tag hindurch nur mühsam in sich aufrecht erhalten hatte, und sich an die Schwester wendend, machte sie eine überflüssige und eben

darum nicht geschickte Entschuldigung für ihr verspätetes Erscheinen.

Hildegard, die gerade von den ausgezeichnetsten Personen ihres Kreises umgeben war, hielt Cäcilie mit der ganzen vornehmen Anmuth, die sie sehr wohl zu entwickeln verstand, die Hand entgegen und sagte freundlich: Wie magst Du darüber nur ein Wort verlieren! Ich versichere Dich, ich habe den ganzen Tag an Euch gedacht und immer zu Dir fahren wollen, weil ich glaubte, Du würdest Dich nicht aufgelegt fühlen, auszugehen. Indeß es ist gut, daß Ihr Euch überwunden habt, es zerstreut Euch doch. Sei herzlich willkommen!

Sie küßte die Schwester dabei, was sie sonst in der Gesellschaft nie gethan hatte; aber es überlief Cäcilie kalt bei ihren Worten, und sie wendete sich ängstlich um, zu sehen, ob Renatus Hildegard's Aeußerung nur nicht vernommen habe. Den aber hielt Graf Gerhard neben seinem Sessel fest, und Cäcilie konnte nicht gleich zu ihm kommen, denn Hildegard hatte den Arm der Schwester in den ihrigen gelegt und führte sie mit sich herum. Es war von ihr offenbar auf eine besondere Schaustellung abgesehen; sie wollte darthun, daß sie ihre Schwester aufrecht zu erhalten und in Schutz zu nehmen denke. Aber weßhalb das? Was bedeutet das? fragte diese sich mit wachsender Beklemmung.

Renatus seinerseits verstand eben so wenig, was die Gräfin Berka mit ihrer auffallenden Zärtlichkeit für Cäcilie, mit ihrer besonderen Zuvorkommenheit für ihn selbst beabsichtige, die ihm den ganzen Abend drückend blieb. Er fühlte sich so niedergeschlagen, so gepeinigt, so beunruhigt, daß er es bereute, gegen seine Neigung und Stimmung unter Menschen und in Gesellschaft gegangen zu sein. Er hatte keine Ruhe zu irgend einer Unterhaltung; er ging, gegen seine sonstige Gewohnheit, von einer Gruppe zur andern, er hätte sich gern heiter, sorglos zeigen,

sich und Andere täuschen mögen, und doch wußte er, daß in wenig Tagen oder Wochen seine Lage vor Aller Augen offen sein würde, daß der Concurs über ihn hereinbrechen müsse, dem durch ein Abkommen vorzubeugen oder aus dem sich zu erheben für ihn kaum eine Möglichkeit vorhanden war. Ein Schmerz, der sich bis zur Verzweiflung an sich selber steigerte, fraß an seinem Herzen, und mit ungeheurer Gewalt wälzte sich wie ein Alp das Bewußtsein über ihn: daß sein Unglück größer sei, als er selbst und seine Kraft.

Zwischen dem kleinen Empfangszimmer und dem großen Saale befand sich ein Cabinet, das von beiden Seiten mit schweren Thürvorhängen versehen war. In der runden Vertiefung am oberen Ende stand ein Sopha. Es war, wenn man aus dem Saale kam, nicht sichtbar, und als Renatus vorhin durch das Cabinet gegangen war, hatte er es leer gefunden, da die Gesellschaft nicht sehr zahlreich war. Sich einen Augenblick Ruhe zu verschaffen, trat er hinein und setzte sich in die Sopha-Ecke nieder.

Aber kaum hatte er den Platz eingenommen, als sich zwei Männer plaudernd in die Brüstung der Thüre stellten, deren Stimmen Renatus sofort erkannte. Der ältere von ihnen, Graf Aurel, war ein Jugendgenosse des Grafen Gerhard, einer der bekanntesten Lebemänner der Stadt, der andere ein Gesandtschafts-Sekretär, dem Berka'schen Hause eng befreundet. Sie sprachen in gleichgültiger Weise über die Verhältnisse der anwesenden Personen.

Es war bereits von Diesem und Jenem die Rede gewesen, wie Renatus aus den einzelnen, zu ihm dringenden Worten hatte entnehmen können, als er plötzlich seinen Namen zu hören glaubte.

Er hätte diese Maßregel, wie die Gräfin richtig bemerkte, nur früher treffen müssen, sagte scherzend der Gesandtschafts-Sekretär.

Was wollen Sie? entgegnete der Graf; die Baronin Vittoria soll ein bedeutendes Legat von dem verstorbenen Freiherrn in Händen haben, und der Major ist ruinirt! Da hat er wohl ein Auge zugedrückt, und — der Graf lachte — die Baronin Cäcilie ist ja auch eine leidenschaftliche Sängerin; er wird das Terzett, denn ein solches soll es in der That gewesen sein, nicht haben stören wollen.

In diesem Augenblicke, noch ehe der in allen Nerven erbebende, unfreiwillige Hörer sich von seinem Sitze zu erheben vermochte, wurden die beiden Sprechenden in ihrer halblaut geführten Unterhaltung durch die herantretende Hausfrau unterbrochen, welche den Gesandtschafts-Sekretär aufforderte, irgend eine Nachricht aus der Hauptstadt seines Landes, die er ihr bei seiner Ankunft mitgetheilt hatte, einem Kreise neugieriger Gäste bekräftigend zu wiederholen. Der junge Diplomat folgte der Gräfin Berka in den Saal, und Graf Aurel, der bei Hildegard's Anfrage an den Marquis sich höflich einige Schritte zurückzuziehen wünschte, trat für einen Augenblick in das oben erwähnte Seitengemach.

Er war lange im Militär gewesen und ein Mann von erprobtem Muthe, aber er konnte sich einer Aeußerung des Erschreckens nicht erwehren, als er sich plötzlich und unerwartet dem Freiherrn von Arten gegenüber sah, dessen von der Blässe des Todes überzogenes, von Leidenschaft entstelltes Antlitz ihm versteinernd entgegenstarrte. Als ein Mann von Welt übersah er sofort die nothwendigen Folgen des unglückseligen Zufalles, der den Freiherrn zum Hörer jener beleidigenden Worte gemacht hatte; allein der Umstand, daß der Marquis sich bereits entfernt und daß jetzt kein anderer Zeuge als der Beleidigte selbst zugegen war, ließ den Grafen einen Augenblick lang an die Möglichkeit irgend einer Ausgleichung oder doch an die Abwendung des Aeußersten denken.

In Erwägung der fürchterlichen Lage, in welcher der Freiherr sich befand, schien es dem Grafen, dem ohnehin ein solches Begegnen mit den nächsten Anverwandten des ihm eng befreundeten Hauses höchst unwillkommen sein mußte, sogar von der Ehre als eine Pflicht geboten, selbst einen Schritt über das gewöhnliche Maß hinaus zu thun, und schon begann er an den noch immer ihm schweigend Gegenüberstehenden in diesem Sinne das Wort zu richten, als der Freiherr mit einer nicht mißzudeutenden Bewegung ihm die Rede abschnitt.

Die Lehne des Sessels, die Renatus' Rechte umkrampft hielt, brach unter dem Drucke, als er mit hohler, vor innerem Grimme bebender Stimme die Worte hervorstieß: Sagen Sie Ihrem Partner, das Duett, das ich so eben von Ihnen Beiden vortragen hörte, sei eben so falsch, als der, der es anstimmte, ehrlos ist! — und seiner selbst nicht mehr mächtig, den abgezogenen Handschuh dem Grafen in das Gesicht schleudernd, verließ er hoch aufgerichtet das Gemach.

Ein Gefühl wilder Befriedigung war über ihn gekommen. Er hatte jetzt endlich einen Gegenstand gefunden, gegen den er die Empfindungen richten konnte, welche kurz zuvor in seinem Busen gegen ihn selbst gewendet gewesen waren. Er fühlte sich befreit von dem Alpdrucke, der auf ihm gelastet hatte.

Sein Schicksal selbst, jenes Schicksal, das über seinem Hause noch immer gewacht und die Glieder dieses Hauses vor offenbarer Schmach und Schande noch stets bewahrt, es hatte ihm den Ausweg gewiesen, den er zuweilen im Drange und in der geheimen Noth dieser letzten Wochen durch Selbstmord sich zu öffnen gedacht hatte. Jetzt war er sicher, wie es ihm zukam, als ein Edelmann zu sterben — und er war des Daseins und des Lebens von Herzensgrunde müde.

Stolz, sicher, mit festem Blicke des blitzenden Auges die Anwesenden messend, durchschritt er den Saal und näherte sich

dem Gesandtschafts-Sekretär. Graf Aurel wünscht Ihnen, Herr Marquis, eine Mittheilung zu machen! sprach er mit lächelnder Miene zu dem jungen Diplomaten, der sich bei diesen Worten zum Erstaunen der Nächststehenden sichtbar entfärbte, aber, schnell wieder gefaßt, sich eilig zu dem Grafen in das Nebenzimmer begab.

Es entstand eine kleine Bewegung, man sah sich nach den betheiligten Personen um; indeß es waren alles Leute von Welt, die Formen der guten Gesellschaft zogen sich über der augenblicklichen Störung, deren Ursache Niemand mit heftiger Neugier auf die Spur zu kommen suchte, schnell wieder zusammen, und da der Abend schon vorgerückt war und man im Berka'schen Hause um des Grafen willen nie spät zusammen blieb, fiel es nicht auf, daß Graf Aurel und der Marquis sich bald empfahlen und auch Renatus seine Gattin zum Aufbruche annahnte.

Früh am anderen Morgen, als Renatus noch mit Cäcilie beim Frühstücke war, meldete man ihm den Besuch eines seiner Kameraden. Cäcilie wunderte sich über den frühen Besuch, indeß er flößte ihr keinen Argwohn, keine Besorgniß ein, und auch der Name des Gemeldeten fiel ihr durchaus nicht auf. Es war ein Vetter des Grafen Aurel, der mit Renatus in demselben Regimente diente und mit dem der Freiherr immer auf gutem Fuße, in einem angenehmen kameradschaftlichen Verhältnisse gestanden hatte.

Der Besuch währte für die frühe Stunde ungewöhnlich lange, so daß Cäcilie, als Renatus endlich zu ihr wieder zurückkam, sich erkundigte, was der Rittmeister ihm gebracht habe. Er sagte, sie solle nicht neugierig sein, und klagte sich an, daß er sie verwöhnt habe; da er das alles aber freundlich, ja, scherzend aussprach, gab sie sich auch bald zufrieden, und es war davon die Rede nicht mehr.

Der Tag verging unter Besorgungen aller Art äußerlich in gewohnter Weise. Am Vormittage erhielt Renatus einen Brief von Paul, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er und die Gräfin Haughton für Valerio die nöthigen Schreiben besorgt hätten und daß er den jungen Mann, da in drei Tagen das nächste Packetboot nach London abgehe, angewiesen habe, sich für die heutige Abendpost zur Reise nach Hamburg einschreiben zu lassen. In einem Billet von Valerio, das beigefügt war, ersuchte dieser den Freiherrn, ihm persönlich Lebewohl sagen zu dürfen, und Renatus war jetzt dazu geneigt, dem Verlangen zu willfahren.

Valerio war, da er am Nachmittage zu dem Freiherrn kam, weich und sehr bewegt. Nicht als ob er in sich unsicher oder in seinem Vorhaben und in seinen Hoffnungen schwankend geworden wäre, nur der Abschied von den Seinen schien ihm schwerer zu fallen, als man es erwartet hatte.

Er hatte, wie er es gleich nach der Stunde ihres Zusammenstoßes gethan, den Freiherrn als einen Fremden mit seinem Titel anreden wollen; aber da er nun vor Renatus hintrat, fiel es ihm auf, daß dieser bleicher und sehr ermüdet aussah, und weil der Jüngling meinte, es sei der Kummer über ihn, der den Freiherrn also verwandelt habe, warf er sich demselben mit Leidenschaftlichkeit an die Brust.

Ich lerne es nicht, ich lerne es nicht, Dich als einen Fremden anzusehen! rief er mit überströmender Empfindung — habe ich Dir doch mehr, weit mehr zu danken, als wenn Du mein Bruder wärest, und ich habe Dir es schlecht gelohnt!

Renatus drückte ihn an sein Herz und redete ihm ernsthaft zu. Valerio wollte, daß er ihm ganz ausdrücklich seine Verzeihung aussprechen solle, und der Freiherr that es. Er zeigte sich ebenfalls erschüttert, schloß Valerio's Haupt in seine Hände und küßte ihn, da sie schieden, als ob er segnend einen Sohn

entließe. Cäcilie weinte, indeß es wurde ihr doch leichter, da sie sich jetzt sagen konnte, ihre große Bangigkeit und die Schwermuth ihres Mannes, die ihr im Lauf des Tages aufgefallen war, würden durch die Trennung von Valerio herbeigeführt.

Sie verließ den Gatten so wenig als sie konnte, und er schien es gern zu sehen, daß sie blieb, selbst als er am Abende lange Zeit schreibend an seinem Arbeitstische saß. Ein paar Mal meinte sie ihn seufzen zu hören, und sie wollte ihn fragen, was ihn drücke, aber sie unterließ es, weil sie wußte, daß er dies nicht liebe, daß er eben jetzt, am Ende des Jahres, der unerfreulichen Geschäfte die Menge habe.

Abends, als sie den Thee einnahmen, zu dem Vittoria sich eingestellt hatte, war Renatus ruhiger, als in den ganzen letzten Wochen. Er schien die Andern und sich selber zerstreuen zu wollen und machte die Unterhaltung fast ganz allein. Er kam mehrmals auf seinen Vater, auf seine verstorbene Mutter, auf die Zeit zu sprechen, in welcher er noch ein Knabe gewesen und Vittoria in sein Vaterhaus gekommen war. Dann erging er sich in Betrachtungen über das, was man in dem Leben des Menschen die höhere Fügung nenne, und über die geheimnißvolle Grenze zwischen dem sogenannten freien Wollen und dem unabweislichen Müssen. Es war das schon ein Lieblingsthema seines Vaters gewesen, und Renatus hatte, wenn er sich dem Nachdenken und Sprechen über dasselbe hingab, es stets geliebt, den Menschen mit einem Baume zu vergleichen. Auch jetzt kam er bald wieder auf dieses ihm genehme Bild zurück.

Wie kann von einem freien Willen die Rede sein, sagte er, wo wir, wie der Baum, unser eigentliches Wesen und Gepräge als ein angestammtes in uns tragen und Boden und Luft, die wir auch nicht frei erwählen, unsere Entwicklung bedingen? Der Baum mag seine Blätter im Winde spielen lassen und seine Aeste nach der Sonne wenden; das ist seine ganze Freiheit, und

selbst diese geringe Freiheit ist Naturnothwendigkeit. Alles für ihn und Alles für uns ist vorbestimmtes Müssen. Wir genießen und erleiden, was uns zuerkannt ist, wir können dem uns zugewiesenen Looſe nicht entgehen, gleichviel, ob wir's aus den Händen eines blinden Schicksals oder einer göttlichen Allweisheit zugetheilt erhalten.

Vittoria achtete auf solche Auseinandersetzungen in der Regel wenig, sie war dazu, wie sie es zu nennen pflegte, sich nicht wichtig genug. Cäcilie aber meinte es sich erklären zu können, wie ihr Gatte eben heute zu solchen Betrachtungen gedrängt werde, und sie bemerkte zu ihrem Troste, daß ihn dieselben sichtbar beruhigten. Er verlangte, als man sich schon trennen wollte, die beiden Frauen noch singen zu hören, und da Vittoria, von der Musik erschüttert und an Valerio erinnert, plötzlich zu weinen begann, schloß Renatus sie in seine Arme und sprach ihr liebreich und tröstend Muth ein.

Du bist auch ein armer, aus seiner Heimatherde unfreiwillig herausgenommener Baum, sagte er, und Du hast eben deßhalb des Erleidens auch Dein Theil gehabt. Laß uns hoffen, daß es dem jungen Stamme, den wir jetzt Luft und Erde nach seinem Belieben suchen lassen, besser gehen werde, wenn es uns im Augenblicke auch schwer gefallen ist, ihm seinen Willen zu vergönnen.

Er schlief in der Nacht nicht viel und erhob sich zeitig. Er hatte Cäcilien gesagt, daß er in der Frühe ein wichtiges Geschäft zu ordnen habe, und da sie wußte, wie drückend solche Angelegenheiten in der Regel für ihn waren, fiel es ihr nicht auf, daß er bei ihrem gemeinsamen Frühstücke weniger als sonst genoß. Als er sich dann angekleidet hatte und sich entfernen wollte, sah Cäcilie, daß er in voller Uniform war. Der Gedanke, daß Renatus eben jetzt zu seinem Chef gehe, um ihm die üble Lage, in der er sich befinde, zu entdecken und mit ihm Rath zu

halten über die Schritte, die er thun solle, ein öffentliches Aufsehen möglichst zu vermeiden, fuhr ihr erschreckend durch den Sinn. Sie wollte ihn fragen, aber sie fürchtete, ihm dadurch nur noch eine neue Pein aufzulegen, und von Liebe und Mitleid überwältigt, schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn. Er drückte sie mit tiefer Inbrunst an sich, sie gaben sich die zärtlichsten Namen, Cäcilie mußte weinen.

Wir lieben einander doch! rief sie endlich, als wolle sie ihm den Trost vorhalten, der ihnen schon über manchen Kummer fortgeholfen hatte.

Ja, und ich liebe Dich sehr, denke daran und vergiß das nicht! gab Renatus ihr zurück. Auch ihm war das Auge feucht geworden, aber er riß sich los und ging die Treppe festen Schrittes hinunter.

Cäcilie trat an das Fenster und sah, wie er in den Wagen stieg. Er blickte noch einmal aus dem Schlage zu ihr hinauf und grüßte mit der Hand. So schieden sie.

## Dreizehntes Capitel.

Am Mittage durchlief das Gerücht die Stadt, daß der Major Freiherr von Arten im Duell erschossen sei.

Man erzählte es Paul, als er eben in die Börse eintrat, denn man wußte, daß er mit dem Freiherrn in mannigfachem Verkehr gestanden habe. Trotz seiner gewohnten Festigkeit bemerkte man, daß ihn die Nachricht sehr erschrecke. Er suchte sich so schnell als möglich frei zu machen, gab seinem Disponenten die nöthigen Anweisungen für die heute zu ordnenden Geschäfte und fuhr augenblicklich nach dem Artenschen Hause.

Alles war dort in der völligsten Zerstörung. Vittoria lag in heftigen Krämpfen, Cäcilie rang an der Leiche ihres Gatten, die man vor einer Stunde in seinem Wagen nach Hause gebracht hatte, verzweiflungsvoll die Hände, ihre Mutter und ihre Schwester waren bei ihr. Die Gräfin Berka war die Einzige, die ihrer selber Herr war und große Fassung zeigte.

Sie war es auch gewesen, die in dem Zimmer des verstorbenen Freiherrn einen von ihm an seine Gattin zurückgelassenen Brief aufgefunden hatte. Ein paar andere Briefe hatten daneben gelegen, einer davon war an Paul gerichtet, und Hildegard, welche die Leitung aller Angelegenheiten übernommen zu haben schien, händigte ihm denselben aus. Er lautete:

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, bin ich nicht mehr am Leben, und es sind die Wünsche eines Hingegangenen, die er Ihnen überbringt. Möge Ihr großer Sinn sie Ihnen heilig machen.

„Die Vorsehung, die uns aus Einem Stamme erstehen ließ und unsere Lebenswege dennoch trennte, hat uns in den letzten Jahren in ihrer Weisheit einander angenähert, als wolle sie mir den Pfad zeigen, auf dem ich zu gehen, und die Weise angeben, in welcher ich das Erlöschen unseres alten Stammes in dem Augenblicke zu verhindern habe, in welchem der Letzte Derer, die bis jetzt den Namen unseres Hauses mit Recht besessen, von der Erde scheidet.

„Das Blut der Freiherren von Arten fließt in Ihren Adern; meines hingegangenen Vaters Ebenbild, die Züge unserer Ahnen leben in Ihnen, und selbst — ich habe, da der Himmel mir keine Kinder gegeben hat, dies stets mit schmerzlicher Rührung wahrgenommen — in Ihren Söhnen leben sie noch fort. Wie mein Vater in dem Sinne und nach dem Ehrengebote unseres Standes und unseres Hauses handelte, als er es sich versagte, Sie öffentlich als seinen Sohn anzuerkennen, so handle ich, ich bin deß sicher, in seinem Geiste und in dem Geiste unseres Hauses, wenn ich danach trachte, den edlen, alten Namen der Freiherren von Arten-Richten nicht untergehen zu lassen.

„Meine Vermögensverhältnisse, die Sie kennen, machen es für die Baronin Cäcilie unmöglich, die Richtener Güter zu behalten, und ich weiß es aus dem Munde meines verstorbenen Lehrers und Erziehers, des Caplans, daß Ihre Mutter am Vorabende ihres freiwilligen Todes Sie ermahnt hat, nach dem Besitze des Schlosses zu streben, das sie Ihnen an jenem Abende als Ihres Vaters Haus bezeichnete.

„Es war das eine Vorstellung, die mir alle Zeit quälend gewesen ist, seit sie, es war als ich in den russischen Feldzug ging, zuerst in mir erweckt wurde, und sie hat mich, wie eine unheimliche Ahnung, stets befallen, so oft ich in Ihre Nähe gekommen bin. Dieses Geständniß, welches Ihnen zu machen ich jetzt kein Bedenken trage, wird Ihnen Vieles in meinem Ver-

halten gegen Sie erklären, das Ihnen vielleicht bisher nicht verständlich gewesen ist und Sie zu nachtheiligen Ansichten über mich verleitet haben mag.

„Was mich einst von Ihnen fern hielt, führt mich jetzt, da ich mein Leben und das Schicksal unseres Hauses in großem Ueberblicke betrachte, auf Sie und zu Ihnen zurück.

„Ich habe Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, der sich als den ersten Edelmann seines Landes anzusehen geruht und dessen Gnade ich mich versichert zu halten Ursache habe, die Verhältnisse unseres Hauses aus einander gesetzt. Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, hat Seine Königliche Hoheit auch mein Ansuchen bereits empfangen, und ich zweifle nicht, daß es bei ihm eine geneigte Stätte finden und daß Er Selber wünschen wird, den Namen eines alten Geschlechtes, das schon vor den Hohenzollern in unserer Heimath angesessen gewesen ist, auch für die Zukunft zu erhalten.

„Richten muß verkauft werden; kaufen Sie es an! Vereinigen Sie die Güter wieder, deren mich zu entäußern ich gezwungen war, und führen Sie in Sich und Ihren Kindern den Namen unseres gemeinsamen Vaters weiter fort. Unser Wappen wird in Ihren Händen wohl aufgehoben sein. Sie haben sein fortis in adversis! beherzigt und bewährt.

„Und so empfangen Sie mit dem Segen und den Wünschen, die ich Ihnen über mein Leben hinaus für das Gedeihen unseres Geschlechtes zurufe, auch meine letzten Bitten. Es sind ihrer nicht viele, und sie sind selbstverständlich. Nehmen Sie Sich berathend und hülfreich meiner theuren Cäcilie, meiner Witwe an; stehen Sie auch der Baronin Vittoria und ihrem Sohne mit Ihrer Erfahrung großmüthig zur Seite und sorgen Sie dafür, daß ich in unserer Familiengruft in Rothenfeld bestattet werde. Es ist ein erhebender Gedanke in jenem biblischen „zu seinen Vätern versammelt werden“!

„Und damit „Lebewohl"! Möge der neue Stamm, den Sie begründen, glücklicher sein, als ich es gewesen bin! Des Himmels Segen über sein Gedeihen!"

Schweigend und in tiefe Gedanken versunken, hielt Paul das Blatt eine Weile in seinen Händen; schweigend und in tiefe Gedanken versunken stand er an des Freiherrn schöner Leiche. Cäcilie war wie vernichtet. —

Noch vor dem Ende des Jahres ward der Sarg, in dem Renatus ruhte, nach Rothenfeld gebracht. Cäcilie hatte gewünscht, die Leiche ihres Gatten zu seiner letzten Stätte zu begleiten, und Herbert war ihr eine Strecke entgegengereist, um die trauernde Witwe zum Verweilen in seinem Hause einzuladen. Man mochte sie nicht in das verödete Schloß nach Richten gehen lassen. —

Im Frühjahr kam Richten zum Verkauf. Es war zwischen den Freunden, zwischen Steinert, Herbert und Paul, von Anfang an fast selbstverständlich gewesen, daß Einer von ihnen, daß Paul es an sich bringen müsse. Er hatte schon lange daran gedacht, einen Landbesitz zu erwerben, auf welchem er alljährlich ein paar Monate mit den Seinen in ruhiger Zurückgezogenheit verleben könne, und bei seinem großen Vermögen war es ohnehin gerathen, einen Theil desselben in Grund und Boden festzulegen. Allerdings gab es südlichere Gegenden, deren Naturschönheit verlockender gewesen wäre; aber die Aussicht, Steinert und Herbert zu Nachbarn zu bekommen, die Gewißheit, daß ihre Aufsicht und Erfahrung seinem Besitze zu Statten kommen werde, waren hoch zu veranschlagen, und über dies alles hinaus, Paul läugnete sich das keineswegs fort, wirkten seine Jugend-Eindrücke bestimmend auf ihn ein.

Es war ein eigenartiges Empfinden, mit welchem er den Kauf-Contract über die Richtener Güter unterzeichnete, eine

ergreifende Erinnerung, mit welcher er als Besitzer mit den Seinen in Schloß Richten einzog.

Die Erntezeit war, als er in Richten eintraf, schon vorüber, denn es hatte der unerläßlichen Instandsetzungen in dem seit Jahren nicht bewohnten Schlosse doch so viele gegeben, daß trotz der Bemühungen der beiden Herbert's der Monat August herangekommen war, ehe man daran denken konnte, das Schloß mit Behagen zu beziehen.

Nun hatten die neuen Eigenthümer sich in demselben heimisch eingerichtet, und am ersten Sonntage, den man mit Ruhe dort verlebte, waren die befreundeten Familien von Neudorf und von Rothenfeld mit ihren verheiratheten Kindern und Enkeln nach Richten herübergekommen.

Mit großer Genugthuung, aber doch innerlich bewegter, als er es zeigte, saß Paul an dem Mittage mit seiner Familie und seinen Gästen auf der Terrasse, die nach dem Parke hinunterführte. Man hatte in dem chinesischen Häuschen am oberen Ende der Terrasse, das Herbert nicht verändern lassen, ein Frühstück für die große, buntgemischte Gesellschaft aufgetragen. Es waren stattliche Greise, tüchtige Männer und Jünglinge, heitere Matronen, fröhliche junge Frauen und dazu Kinder beiderlei Geschlechtes, die sich in ihrer lauten Lust kaum Genüge zu thun wußten.

Seba mit ihrem sanften Ernste saß an Eleonorens Seite; sie konnte nicht aufhören, an die Baronin Angelika zu denken, die hier an derselben Stelle einst ihre Eltern bewirthet, die hier in solcher milden Herbstessonne die letzten Tage ihres Lebens zugebracht hatte, und auch in Herbert tauchte ein altes, schönes Erinnern mit seiner stillen Wehmuth auf. Fast in Allen lebte mehr oder weniger deutlich das Bewußtsein der großen Wandlungen, welche sich in ihnen selber und während der letzten vierzig Jahre auch in der Erkenntniß und in dem Gemeingefühl der ganzen Menschheit befreiend und erlösend vollzogen hatten.

Während man in gutem Gespräche so beisammen saß, brachte der Diener dem neuen Besitzer von Richten die Briefe, welche von seinem Geschäftsführer ihm regelmäßig nach dem Gute gesendet wurden. Paul legte sie ruhig zur Seite, da er in diesem Augenblicke sie doch nicht zu erledigen und zu beantworten vermochte; nur ein Brief schien ihm durch Form und Siegel aufzufallen, und er eröffnete ihn. Er kam aus dem Kabinette des Kronprinzen.

Eine flüchtige Röthe und ein feines Lächeln flogen über das Angesicht des Lesenden. Seba und Davide blickten ihn fragend an.

Es ist eine Gnade, die man mir anzuthun denkt, sagte er gelassen. Der König ist, wie es in dem Schreiben heißt, nicht abgeneigt, mich in Anerkennung meiner Verdienste um die heimische Industrie und als jetzigen Besitzer der Güter eines edeln Hauses unter Beilegung des Namens und Titels der Herren von Arten, wie der Letzte dieses Hauses und Stammes es von ihm erbeten hat, in den Adelstand zu erheben.

Die Anwesenden sahen einander an und blickten dann fragend auf den Sprechenden.

Paul hatte das Schreiben bereits wieder zur Seite gelegt. Die Sache kommt mir nicht unerwartet, sagte er. Der Staat ist klug genug, sich der Besitzenden so viel als möglich versichern und den finanziellen Schwerpunkt so viel als möglich dem Bürgerthum entziehen zu wollen. Ich hatte es für sehr wahrscheinlich gehalten, daß man mir dieses Anerbieten machen würde.

Und Du hast es nicht gehindert? fragte Steinert, dessen fester, aber eben deßhalb zum Argwohn geneigter Bürgersinn sich nicht gleich in die Handlungsweise des Freundes zu finden wußte.

Wie sollte ich ablehnen, was man mir noch nicht angeboten hatte? entgegnete Paul. Aber sei unbesorgt, alter Freund, ich gehöre weder zu denen, die Gnaden zu erbitten, noch zu

denen, die unerbetene Gnade anzunehmen gewohnt sind! — Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der verstorbene Freiherr Renatus hat es auf seine Weise wohlgemeint und er hat als ein wahrer Repräsentant seiner Kaste nur an sich und seine Ehre, an sich und seinen Stamm und an die Erhaltung seines Namens gedacht, nicht an mich, an meine Ehre und an meinen Stamm. Er konnte es sich von seinem Standpunkte aus nicht denken, daß ich keines andern Namens begehren kann, als dessen, welchen ich selber mir erschaffen habe, und daß derjenige, der mich aus meinem Stande in einen andern nicht nur versetzen, sondern sogar erheben zu können glaubt, mich und meine ganze Vergangenheit beleidigt; denn er erniedrigt in mir nicht nur mich selbst, sondern alle Diejenigen, welche mit mir bisher als mit Ihresgleichen in achtendem Vertrauen verbunden gewesen sind. Und ich lebe der sichern Hoffnung: von uns Allen, die wir heute hier in meinem Hause beisammen sind, soll keiner je danach verlangen, etwas Anderes zu sein, als ein unbescholtener, unabhängiger Mann, ein nützlicher Bürger seines Vaterlandes! Darauf laßt uns anstoßen, daß ein starker, freier Bürgersinn auch unter unsern Kindern und Kindeskindern mächtig sein und daß er die Freiheit, deren wir nach allen Seiten noch bedürfen, heraufführen helfen möge über unser Volk und über die ganze Welt!

Er hob sein Glas, sie drängten sich Alle um ihn; seine Brust athmete frei und stolz.

Am Abende, da alle seine Gäste unter seinem Dache bereits die Ruhe gesucht hatten, trat er mit Daviden noch einmal aus seinem Zimmer auf die Terrasse hinaus. Er hatte seinen Arm um seines Weibes schlanken Leib gelegt, und in stillem Frieden wandelten sie langsam und schweigend hin und wieder.

Der Mond war inzwischen emporgestiegen, die Nacht war sehr warm, der volle Duft der Levkojen und des Reseda erfüllte die ganze Luft. Fortgezogen von der Schönheit der Nacht,

stiegen die Beiden von der Terrasse hinunter und gingen dem Flusse zu, über dessen Wasser die Mondstrahlen eine goldene Brücke bauten.

Jenseit des Wassers blieben die beiden Eheleute stehen. Das Schloß lag vor ihnen, der Mond erhellte es in seiner ganzen Stattlichkeit.

Sieh, sagte Paul, hier habe ich gestanden, hier an dieser Stelle, mit meiner armen Mutter an dem Tage, ehe sie sich das Leben nahm. Aber es war ein rauher, kalter Abend, der Nebel stieg von dem Wasser empor, die welken Blätter flogen in der Luft empor. Ich wunderte mich damals über die vielen Schornsteine des Schlosses und über die vielen Fenster, denn ein so großes Gebäude hatte ich nie zuvor gesehen, und weil die untergehende Sonne sich in den Fenstern spiegelte, fragte ich die Mutter, wer darin wohne. — Er hielt inne, dann sagte er sehr bewegt: Du kommst nicht hinein, sprach sie zu mir; hinter den blanken Fenstern, in denen die Sonne sich spiegelt, werden glückliche Kinder wohnen . . .!

Er konnte nicht weiter sprechen, trotz seiner Kraft überwältigte ihn diese Erinnerung doch. Davide umschlang ihn, in Verehrung, in Glück und Liebe zu ihm emporsehend.

O, mögen sie immer, immer glücklich sein, die geliebten Kinder, denen Du dieses Haus bereitet hast! rief sie mit hoffendem Wunsche aus.

Sie werden es bleiben, sprach Paul, der sich schnell wieder ermannte, wenn Du mir hilfst, sie dahin zu erziehen, daß sie, in sich selbst beruhend, in der Arbeit ihren Beruf, in der Freiheit ihre Ehre, in der ganzen Menschheit ihre Brüder erkennen lernen, und wenn sie maßvoll und ohne Eitelkeit im Glücke, wie der Wappenspruch dieses Hauses lautet, „stark im Ungemache sind". Laß uns danach trachten, laß uns darauf hoffen und vertrauen!

End

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06561 436 2

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.